Oec. 1033.

R

WILH. JAK. WIPPEL

königl. Professor

der schönen Wissenschaften

am Kadettencorps zu Berlin.

D. Johann Georg Krünitz's

ökonomiſch-technologiſche

Encyklopädie,

oder

allgemeines Syſtem

der

Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthſchaft,

wie auch

der Erdbeſchreibung, Kunſt- und Naturgeſchichte,

in alphabetiſcher Ordnung.

Fortgeſetzt

von

Friedrich Jakob Floerken.

nunmehr von

Heinrich Guſtav Flörke,

Mitglied einiger gelehrten Geſellſchaften.

Hundert fünf und zwanzigſter Theil,

welcher die Artikel Rinfranco bis Rohpfanne enthält.

Nebſt 18 Kupfertafeln auf $4\frac{1}{8}$ Bogen.

Original Auflage.

Brünn,

bey Joſeph Georg Traßler, Buchdrucker, Buch- und Kunſthändler.

1818.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorerinnerung.

Ueber die Veranlaſſung zu gegenwärtigem Unternehmen habe ich mich in vorſtehender Erklärung ausgeſprochen. Hier bleibt mir noch übrig zu ſagen, daß ich künſtig bey Anführungen aus der Encyklopädie immer Krünitz's Nahmen vorſetzen werde, wenn die Stelle ſich in den, bis zum Jahr 1815 erſchienenen 124 Theilen befindet, und meinen, wenn ich mich auf die, unter meinem Nahmen herauskommende, mit Eins anfangende Folge beziehe. Bis zu Ende des Artikels Ritterorden iſt dieſes nicht geſchehen, weil ich das Manuſcript dazu ſchon vor zwey Jahren ausarbeitete, wo ich noch nicht die Abſicht hatte, es als ein eignes Werk drucken zu laſſen. Deshalb iſt auch die Bezeichnungszahl

der Kupfer und die Signatur der Bogen fortlaufend geblieben. Bey meiner etwas groſsen Entfernung vom Druckorte ſah ich das Manuſcript nicht wieder, und konnte es nicht ändern. Die geehrten Intereſſenten, denen dieſes auffallen möchte, muß ich deshalb um wohlwollende Entſchuldigung bitten.

Den 124ſten Theil habe ich ſtehen laſſen, da derſelbe nur Einen Artikel enthält, über den die Hülfsmittel ſo bereit liegen, daß man bey ſeiner Bearbeitung weniger Unterlaſſungs- als Wiederhohlungsſünden begehen kann. Den 125ſten und die ſonſt etwa von Herrn Doctor Korth noch folgenden Theile der Krünitziſchen Encyklopädie werde ich, wenn ſie dem genannten gleichen, ſeltener anführen, um mich dabey nicht in eine, vielleicht partheyiſch ſcheinende Beurtheilung zu verirren. Mögen Andere die Würdigung derſelben übernehmen, und den Herrn Verfaſſer dabey mit eben der Nachſicht behandeln, die ich für mich zu erhalten wünſche.

Der Herr Doctor Korth hat bey dem begonnenen Unternehmen in der That auch

mit großen, von Ihm vielleicht nicht ganz gefühlten Schwierigkeiten zu kämpfen, deren Erwägung die an Ihn zu machenden Anſprüche ſehr mildern dürfte, wenn man dabey nur auf das ſein Auge richtet, was unter den vorhandenen Umſtänden möglich iſt. Krünitz'ens Collectaneen, die nach dem Tode des Mannes zur Fortſetzung des Werkes ſehr wichtig waren, ſind, bis auf ein paar Nachweiſungen, längſt zu Ende gegangen. Das Anlegen eigner Notizen-Sammlungen erfordert einen großen Zeitaufwand und bedeutende Vorräthe literariſcher Hülfsmittel, die man bey precären Verhältniſſen, wenn die getroffene Vereinbarung bey jedem Bogen aufgekündigt werden kann, ſich anzuſchaffen, natürlich Bedenken tragen muß. Nimmt man dazu, daß ein, ſo viele Fächer umfaſſendes Werk, wie die Encyklopädie, doch auch eine gute Grundlage eigner Kenntniſſe erheiſcht, um ſich von den abzuhandelnden Gegenſtänden eine klare Ueberſicht zu verſchaffen, man dieſe dem Herrn Doctor eigentlich doch nicht zutrauen kann, da er keine gelehrte Bildung, ſondern nur die eines gewöhnlichen Materialhandlungsbedienten erhielt: wie ſollte man

von Ihm denn etwas Genügendes, der Sache entſprechendes zu erwarten berechtigt ſeyn? — Hat er doch die Schwierigkeiten der Mutterſprache, wie der Anblick lehrt, noch nicht einmahl zu überwinden vermocht!

Die Theile dieſer meiner Encyklopädie werden übrigens ziemlich raſch auf einander folgen. Es iſt bey mir und in der Preſſe alles Nöthige dazu vorbereitet. Auch hoffe ich in Hinſicht des Alphabetes ſo ſchnelle Fortſchritte zu machen, daß die Beendigung des Werkes nicht mehr unabſehbar erſcheint.

Roſtock, am 1ſten May 1818.

H. G. Flörke.

R. R.

Rinfranco geben, heißt bey den Kaufleuten die auszulegenden oder ſchon ausgelegten Gelder erſtatten.

Ring, der, überhaupt ein in das Runde ausgedehntes Ding, 1) Eine runde Figur, ein Kreis. 2) Ein körperlicher Kreis. Daher **Wagenring, Ohrring, Fingerring,** ꝛc. welcher letztere gewöhnlich nur ſchlechtweg **der Ring** heißt. 3) Die kreisförmige Einſchließung eines Raumes und der auf ſolche Art eingeſchloßene Raum ſelbſt. (Veraltet.). 4) Eine kreisförmige Verſammlung von Perſonen.

Bey den Künſten und Gewerben kommen noch mancherley Bedeutungen dieſes Wortes vor, wovon die bekannteſten etwa folgende ſind. Ring heißt nähmlich auch

a) eine Quantität Draht, welche ringförmig zuſammen gewunden, und von einer ungefähr beſtimmten Schwere iſt. Der **einfache Ring** wiegt 5 Pfund, im Gegenſatze eines **Doppelten**, der 10 Pfund wiegt.

b) Ein ringförmiges Inſtrument, deſſen ſich die Seefahrer ſonſt bedienten, die Sonnenhöhe zu nehmen.

c) In einigen Gegenden der Marktplatz.

d) In andern eine feyerliche Verſammlung.

e) Dasjenige Ende eines Lichtdochtes, welches zum Anzünden beſtimmt iſt.

f) Bey dem Uhrmacher der Umkreis eines Rades.

g) An einem Uhrgehäuſe das kleine Rändchen oben im Deckel.

h) Ein ſtarker, in der Mitte des Schwanzringes einer Laffette befeſtigter eiſerner Ring, ein Stück damit aufzuprotzen, oder es auch leichter herum zu wenden.

i) In der Glashütte eine kleine runde Oeffnung, welche die, zwiſchen den Sauköpfen, eingeſtrichene Erde läßt.

k) Bey dem Orgelbauer ein bleierner Ring, welcher in die Pfeife eines Schnarrwerkes eingeſetzt wird und verhindert, daß die Pfeife in ihren Fuß nicht zu tief hinab ſinke.

l) Eiſerne Ringe, welche an die beyden Enden des Beutelriemens genähet ſind, und mit welchen der Müller den Sichsbeutel in den Beutelkaſten hängt.

m) Eiſerne Ringe welche über die Enden zweyer Waſſerröhren mit Kitt und Werg befeſtigt werden, um ſie mit einander zu verbinden.

n)

n) Ein eiſerner Ring, welcher bey den Wänden und dem Schlunde des Hohenofens zum Modelle dient.

o) Die Kreiſe im Stamme eines Baumes, welche den jährlichen Wuchs bezeichnen.

p) Bey den Tuchmachern ein Geſchirr, wodurch die Werftfäden gezogen werden. Durch jeden Ring wird ein Faden gereihet.

Oft iſt **Ring** auch ein Maß oder eine Zählweiſe, als

q) ſo viel Kohlen, als aus 10 Klaftern $\frac{7}{4}$ langen Holzes gebrannt werden können.

r) Eine Menge Torf von 8—9000 Stück.

s) Ein Stück Land, welches die bezeichnete Menge Torf gibt.

t) In verſchiedenen Arten des Handels 4 Schock oder 240 Stück, beſonders bey dem Stabholze, wo er 120 Würfe hält. Ein Wurf iſt aber nur bey dem größten Stabholze ein Stück, bey den Pipenſtäben rechnet man 2, bey Orhoftſtäben 3, bei Tonnenſtäben 4 Stück darauf. Bey allen dieſen Zählarten macht ein Ring $\frac{1}{4}$ vom großen Tauſend oder von 1200 Stück. Zu Stettin wird der Ring auf folgende Art gerechnet: 4 Schock Pipenſtäbe, 6 Schock Orhoftſtäbe und 8 Schock Tonnenſtäbe machen 1 Ring. 4 Schock Quadrat-Orhoftböden, und 6 Schock Quadrat-Tonnenböden machen ebenfalls einen Ring. Bey den Buchenſtäben rechnet man auf den Ring 4 Schock Stäbe.

Der oben unter b) erwähnte **Ring**, die Sonnenhöhen zu nehmen, iſt jetzt wenig, vielleicht gar nicht mehr in Gebrauch, weil er keine große Genauigkeit zuläßt. Dieſes Werkzeug beſteht übrigens aus einem kupfernen ſtarken Ringe von 5 — 10 Zoll im Durchmeſſer, und

etwa 3 Zoll in der Breite. Es wird ein kleiner Ring darauf befeſtigt, um das Inſtrument daran aufzuhängen. Im Ringe ſelbſt iſt ein Loch angebracht, wodurch ein Sonnenſtrahl in den innern Theil fallt. Auf denſelben ſind die Abtheilungen eines Quadranten, deſſen Mittelpunkt das Loch iſt, gezeichnet. Der eine Durchmeſſer iſt von dem Loche mit dem verticalen Durchſchnitte des Ringes gleichlaufend; der andere ſchneidet ihn im rechten Winkel. Zwiſchen den beyden Puncten nun wird ein beliebiger Viertelzirkel in ſeine 90 Grade getheilt und alsdann in den Ring getragen. Wenn man die Höhe nehmen will, ſo wird der Ring an der Handhabe ſo aufgehängt, daß das Loch gegen die Sonne gekehrt iſt, da denn der durchfahrende Strahl einen lichten Punct auf der innern Fläche des Ringes macht, der die Höhe der Sonne in Graden gibt. Eben dieſer Punct bemerkt auf der andern Seite die Abtheilungen, die Weite des Geſtirns von dem Zenith des Ortes. — Jetzt hat man zu dieſem Zwecke beſſere Werkzeuge, worüber unter andern der Art. **Octant** nachzuſehen iſt.

Die **goldenen** oder **ſilbernen Fingerringe** werden von einem dazu gezogenen halbrunden Drahte verfertigt. Der Künſtler zieht nähmlich das Metall durch ein halbrundes Loch des Zieheiſens. Der Ring wird dann nach dem **Ringmaß** und ſeinem dazu gehörigen Maßbleche aus dieſem Metalldrahte zugeſchnitten, auf dem Sperrhorn rund gebogen und alsdann beyde Enden zuſammen gelöthet und polirt, ſo wie Gold und Silber gewöhnlich polirt werden. Die ſeit ein paar Jahren in Mode gekommenen ſehr dicken Ringe erfordern freilich ganz andere Handgriffe,

da ſie in den oberen dicken Stellen hohl gearbeitet werden.

Man hat übrigens glatte und figurirte mit ächten und unächten Steinen, mit Miniaturgemählden, mit Schattenriſſen, mit geſchnittenen antiken und modernen Steinen, mit Emailln, mit Petſchaften, ja ſogar mit kleinen Etuis und Uhren verſehene Ringe. Nach der Beſchaffenheit ihrer Verzierung theilt man ſie in verſchiedene Arten, als **Herzringe**, **Kettenringe**, **Erbſenringe**, **Gliedringe** ꝛc. Die Kettenringe beſtehen aus mehreren Ringen, die ſich zu Einem zuſammen fügen laſſen. Seit 1806 hat man Haarringe, deren ganzer Reif von außen mit einer dünnen Haarflechte umgeben iſt, ſo daß man das Gold nur an den äußerſten Rändern ſieht. Auf dieſe Art wird jetzt das Haar von Verwandten, Freunden und Geliebten in Ringen getragen, da man es ſonſt nur in die Käſten derſelben faßte. Dieſe Mode kam aus England, wo Tuck auf dem Heumarkt in London zuerſt dergleichen Ringe verkaufte. — Die Juwelirer, Goldſchmiede, Steinſchneider, Bijouterienwaarenhändler ꝛc. verfertigen oder handeln übrigens mit Ringen allerley Art, an denen die Mode ſo oft ändert und künſtelt, daß ſich keine Form als die beliebteſte angeben läßt.

Als eine weſentliche Vervollkommnung dieſes Schmuckwerkes iſt indeß die Erfindung des Herrn R. D. Roß in London anzuſehen, der den Ringen eine ſolche Einrichtung gegeben hat, daß ſie an Fingern von verſchiedener Stärcke paſſen. Dieſes wird dadurch bewirkt, daß die Beſetzung des Ringes vermittelſt einer Springfeder geſchieht, die eine Erweiterung und Verengerung zuläßt. Wie genau ſonſt ein Ring auch

in der einen Jahreszeit paſſen mag, ſo geſchieht es dennoch häufig, daß er zu einer andern entweder zu enge oder zu locker iſt. In dem einen Falle verurſacht er Schmerz beym tragen, in dem andern iſt man der Gefahr ausgeſetzt, ihn zu verlieren. Auch der Handel wird einen weſentlichen Vortheil daraus ziehen, indem der Verkauf koſtbarer Ringe häufig aus Mangel jener genauen Anpaſſung unterbleibt, welches bey dieſer neuen Einrichtung nicht mehr der Fall ſeyn kann. Die Beſetzung ſelbſt iſt eine Verzierung, die jeder Künſtler nach dem Geſchmacke ſeiner Kunden modeln kann; und da ſie ſich nach Belieben erweitern oder verengern läßt, ſo kann der Ring in allen Fällen mit Bequemlichkeit und Sicherheit getragen werden.

Die Einrichtung ſelbſt ergibt ſich nun aus der Beſchreibung der nachfolgenden Figuren 7137—7142 die den Ring nach ſeinen Theilen darſtellen.

Fig. 7137. Der Ring in ſeinem verengten Zuſtande.

Fig. 7138. Der Ring in ſeinem erweiterten Zuſtande.

Fig. 7139. Der untere Theil des Ringes, von ſeinem Behältniße getrennt, um die Geſtalt der Springfedern zu zeigen.] a zeigt 4 kleine Einſchnitte, an der Außenſeite, welche den Ring in der verlangten Weite durch die innere Feder b zurück halten.

Fig. 7140. Eine Seitenanſicht des Ringkaſtens oder Behältnißes, wo c die Oeffnung zeigt, in welche die Feder und die Einſchnitte der einen Seite des Ringes eingelaſſen ſind.

Fig. 7141. Eine Anſicht von dem obern Theile des Behältnißes, nebſt dem herausgenommenen Stein, wo dd die kleinen Stifte zeigen, welche verhindern, daß die Federn des Ringes nicht herausgezogen werden, wenn er bis auf ſeinen größten Durchmeſſer erweitert iſt.

Fig.

Fig. 7142. Eine Seitenanſicht von der Hälfte des Ringes, um die Geſtalt der Einſchnitte deutlicher zu zeigen.

Magazin aller neuen Erfindungen. No. 28. Leipzig bey Baumgärtner (1805) 4. S. 239. und Taf. 6. Fig. 4—9.

Außer den edlen Metallen macht man auch Ringe von Stahl, Haaren und hundert andern Sachen.

Im Handel mit kurzen Waaren kommen beſonders vor: elfenbeinerne **Beutelringe**; zinnerne **Fingerringe** mit und ohne Steine, zwey Dutzend zuſammen an eine Schnur gereihet; runde **Halbringe**, platte **Pferderinge** mit Pferden oder Sternen, anneaux avec cheveaux, avec étoiles; **Schäfer-** oder **Sonnenringe**, anneaux de berger, anneaux au Soleil; montres à Soleil de cuivre pour bergers; **Schnurringe**, bagues clincants; meſſingene **Strohringe**, bagues de cuivre ſur paille; dergl. feinere auf Karten aufgenähte Ringe, bagues plus fines ſur carts; verſilberte und emaillirte Ringe, bagues argentées et émaillées; tombackene und vergoldete Fingerringe, de tombac dorées; meſſingene polirte **Vorhangringe**, wie auch doppelte dergl. anneaux pour rideaux de cuivre polis; meſſingene **Bruſtringelchen**, oder **Goller**, petits anneaux jaunes pour lacer, pour corps de jupe; **Bruſt- Fiſch** oder **Sackringelchen**, mailles ou petits anneaux pour faire les boutons de linge; **Kinderringelchen**, davon 20 Dutzend an einer Schnur hängen, bagues pour enfant, enfilée, par 20 douzaines la ficelle; gelbe und weiße, bemahlte und unbemahlte, bagues jaunes et blanches, peintes et unies ꝛc. Die meiſten Sorten dieſes Artikels zieht man von Führt, Iſerlon und Nürnberg.

Der Gebrauch der Ringe iſt ſehr alt, und leitet ſich ſchon aus den fabelhaften Zeiten her; doch erwähnt Hommer derſelben nirgends. Im alten Rom war es zuerſt nur den Geſandten erlaubt, goldene Ringe zu tragen, dann auch den Senatoren und bald allen Rittern, welche ſich dadurch von den Bürgerlichen unterſchieden. Erſt der Kaiſer Severus verſtattete den gemeinen Soldaten den Gebrauch goldener Ringe. Die Bürgerlichen ſcheinen ſonſt nur ſilberne getragen zu haben, die Leibeigenen eiſerne. Mehrere Ringe zu tragen war in den älteſten Zeiten ungewöhnlich, und dem Tadel unterworfen. Nach und nach ſchmückte man nicht nur alle Finger, ſondern auch die Glieder derſelben damit, welches indeß immer für Prunckſucht gehalten wurde. Auch hatte man eigne **Sommer**- und **Winterringe**. Schon bei den Römern war es Sitte, bei Schließung des Ehebündnißes einen Ring zu geben, ſo wie auch jetzt bei der ehelichen Einſegnung das Wechſeln der **Trauringe** für eine weſentliche Ceremonie gehalten wird; doch hatte das Ring geben bei den Römern keine ſo beſtimmte Bedeutung, denn der Ring ſollte bisweilen bloß ein Unterpfand der Liebe ſein.

Im mittlern Zeitalter wurden die Biſchöfe in Deutſchland durch Ueberreichung eines Biſchofſtabes und Ringes in ihr Bisthum eingeſetzt, welcher Gebrauch ſich von Karl dem Großen herſchreibt, und zwiſchen den Kaiſern und Päbſten Veranlaſſung zu Kriegen gab. Der Ring wurde auch bei der Kaiſerkrönung, ſo wie bei Lehensverleihungen angewendet.

Wenn der Pabſt einem neuen Cardinal den Titel verleihet, ſteckt er ihm einen Ring mit einem Sapphir an, wofür der Cardinal 500

Scudi

Scudi an die Congreg. de propaganda fide zahlt.

Der Doge oder Herzog von Venedig vermählte ſonſt jährlich am Himmelfahrtstage das adriatiſche Meer durch Einwerfung eines Ringes mit ſeiner Republick, zum Zeichen der Oberherrſchaft über Daſſelbe.

In den Rechten macht die Schenkung oder Annehmung eines Ringes keinen Beweis eines Eheverſprechens, wenn er nicht mit ausdrücklichen Worten zu dem Ende gegeben oder angenommen worden; aber wohl eine Vermuthung, nach dem alten Sprichworte: **Iſt der Finger beringet, ſo iſt die Jungfer bedinget.**

In der Wappenkunſt bedeutet der Ring Herrſchaft, königliche oder biſchöfliche Würde; Ritter- und Adelſtand, Sieg, Treue, Liebe, Freundſchaft, Vollkommenheit.

Der Gebrauch der Ringe iſt jetzt ziemlich allgemein über alle Welttheile verbreitet; doch trägt man ſie in Europa, ſo wie bei allen geſitteten Völkern nur an den Fingern und in den Ohren, bei halbwilden und wilden Nationen zum Theil auf den Armen, Beinen, in den Naſenflügeln und Lippen, die Reichen von Gold, die Armen von Meſſing, Zinn ꝛc. Die Weiber in dem Königreiche Candi beſtecken auch die Zehen mit Ringen, und die Weiber auf der Erdenge Panama hängen an die Naſenſcheidewand große goldene Ringe. Bey den Perſern tragen ſowohl Männer als Weiber die drey mittlern Finger beyder Hände voll Ringe. In Europa findet bey den prunk- und gefallſichtigen Herrn und Damen in Hinſicht der Zahl der Ringe und der Finger, woran man ſie trägt, keine feſte Regel Statt. Jeder trägt nach Belieben zur Schau,

was er hat; nur den Daumen verſchont man damit; und wenn Männer in den Ohren Ringe tragen, ſo ſind es immer einfach gearbeitete, wogegen das Frauenzimmer die Ohren auch mit figurirten, zum Theil ſehr koſtbaren Ringen und Gehenken allerley Art verziert.

Was ſonſt noch über dieſen Gegenſtand zu bemerken wäre, ſehe man in den Artikeln **Fingerring** und **Goldſchmied**. In ſo fern man ehedem die Ringe vorzüglich zum Siegeln gebrauchte, ſehe man die Artikel **Petſchaft**, **Siegel**, und **Siegelring**.

Ueber die Ringe haben beſondere Bücher geſchrieben.

Abr. Gorlaeus in der Dactyliotheca, cum Expl. fac. Gronovii.

Ge. Longus de Annulis signatoriis Antiquorum.

Henr. Cornmannus de Annulis.

Io. Kirchmannus de Annulis Liber singularis. Lubecae 1623. 8.

Eggeb. Schaumius, de Annulis eorumque Iure et Usu.

Von Zauberringen ſ. Harsdorfer im Gr. Schaupl.

Auf den **Schiffen** gibt es eiſerne Ringe von verſchiedener Größe und Stärke, vorzüglich an Bolzen, um Taue daran zu befeſtigen. Eben ſo hat der Anker einen Ring, um das Ankertau daran zu ſtecken. Eiſerne Ringe, die zur Befeſtigung um etwas getrieben werden, z. B. um die Maſten und Rahen, werden aber nicht Ringe, ſondern **Bügel** genannt.

In der Baukunſt heißt zwar das oberſte und unterſte Glied an dem Schafte einer Säule **Ring** oder **Rinken**, doch aber auch **der Reif**. S. im Art. **Säule**.

Gelber Ring, Cypraea Annulus, franz. Pucelage oder Colique, iſt eine Porzellan-Muſchel,

ſchel, die unter den Cauris zum Handel kommt, und auch von den Naturalienhändlern geführt wird. Sie hat etwa die Größe eines Sperlings-eyes, und iſt ganz glatt. Die größten ſind mehrentheils weiß, die kleinen haben oft einen bleyfarbigen auch wohl violettblauen Rücken, mit einer ovalen gelben Umfaſſung oder einem Ringe, woher ihr Nahme kommt. Man fiſcht die Beſten dieſer Art an den philipiniſchen Inſeln; am häufigſten liefern ſie aber die Maldiven.

Ring iſt übrigens auch der Nahme einer oſtindiſchen Art der **Klippfiſche**, Chaetodon annularis Bloch. (ausländ. Fiſche Taf. 215. Fig. 2.), von ſehr zartem Fleiſche, worüber der Art. **Klippfiſch** nachzuſehen iſt.

Ringamſel ſ. **Ringdroſſel.**

Ringanker, ein Anker mit einer Fliege oder Schaufel, da die Anker gewöhnlich ſonſt zwey Schaufeln haben.

Ringänte ſ. **Ringelgans.**

Ringauge, der Nahme verſchiedener Thiere, deren Augen mit einem anders gefärbten Ringe eingefaßt ſind, als des **Geſpenſtthiers**, Lemur Mongoz Linn., des **Meerbrachſens**, Sparus Cantharus Linn., und einer Natterart, coluber annulatus Linn.

Bey den Pferden wird das ſogenannte **Glasauge** auch das **Ringauge** genannt.

Ringband, franz. Maille, oder **Achsblech**, ein ringförmiges Eiſen, womit das Achseiſen an den Kanonen-Lavetten verbunden wird.

Ringbauch, ein Nahme des **Bartfiſches**, Ciclopterus Liparus Linn., welcher in der Nordſee gefunden wird, 5—6 Zoll lang wird und ein ſehr widerlich ſchmeckendes Fleiſch hat.

Ringbein

Ringbein, nennt man die widernatürliche Knochenerzeugung, und die Verknöcherung der Knorpel, welche bey den Pferden bisweilen an den hintern und vordern Schenkeln, am untern Ende der Feſſelknochen, am obern und untern Ende der Kronbeine, auch am obern Ende des Hufbeines zum Vorſchein kommt, gleichſam eine Krone oder Ring um den Knochen bildet, von einer verſetzten Knochenmaſſe ihren Urſprung hat, und meiſtentheils bey Füllen beobachtet wird. Bevor man eine äußere Geſchwulſt wahrnimmt gehen die Thiere lahm, ohne daß man die Urſache davon entdecken kann. Einige Zeit darauf wenn die Knochenenden zu ſchwellen anfangen, und die Knochenmaterie abgeſetzt wird, entſtehet eine Entzündung und Geſchwulſt, die nach dem Grade, dem Orte, vorzüglich wenn ſie die Beinhaut ſelbſt einnimmt oder doch reitzt den Thieren mehr oder minder ſchmerzhaft fällt.

Aeußerſt ſelten kann der Thierarzt durch zertheilende Mittel, Bähungen und kalten Bäder, dem Uebel Schranken ſetzen; meiſtens muß man die Heilung der Natur überlaſſen, woraus zuweilen alsdann Verwachſungen der Knochen, Stelzfüße folgen. Geſunde, mit gewürzhaften Pflanzen beſetzte Weiden nebſt der Anwendung der kalten Bäder ſind die einzigen Mittel, die man hier zur Verbeſſerung der Säfte anwenden kann.

Frenzel's praktiſches Handbuch für Thierärzte und Oekonomen. III. Leipz. 1797. 8. S. 123.

Ringblume, Anacyclus Linn., iſt der Nahme einer Pflanzengattung, die mit den Kamillen Aehnlichkeit hat, deren Arten ſämmtlich nur in den wärmeren ſüdlichen Ländern gefunden werden, für den Plan dieſes Werkes aber ohne Interreſſe ſind.

Ringbol-

Ringbolzen, ein Bolzen, welcher an dem einen Ende einen Ring hat, dergleichen auf den Schiffen gebraucht werden.

Ringbord, ſ. Rahholz, Th. 120, S. 438.

Ringbürger, heiſſen in Schleſien und Ungarn die am Markte wohnenden Bürger, welche beſondere Freyheiten genießen.

Ringdeich, ein um eine Niederung, aus welcher das Waſſer durch Schöpfmühlen gehoben wird, angelegter runder Deich.

Ringdraht, ſ. unter **Draht**.

Ringdreher, ein Handwercker, der ſich beſchäftigt, nur Ringe von Knochen, Elendsklauen, Bernſtein, Kokosnußſchalen ꝛc. zu drehen. In Nürnberg gibt es noch wohl beſondere Drechsler, die nichts als Ringe drehen. An andern Orten werden ſie aber von allen Kunſtdrechslern gemacht.

Ringdroſſel, Turdus torquatus, nigricans, torque albo roſtro flaveſcente Linn. Le Merle à plastron blanc. Buff. The Ring-Onzel or Amsel. Penn. ein europäiſcher Vogel aus der Amſel- oder Droſſelgattung. Er iſt ſchwärzlich-geſchuppt, und hat ein weißliches Halsband. An Größe gleicht er der Wachholderdroſſel, iſt 12 Zoll lang, 18 Zoll breit. Der Schwanz mißt 4¼ Zoll, und die gefalteten Flügel reichen bis auf die Mitte deſſelben. Das Gewicht iſt 3½ Unzen.

Der Schnabel iſt eilf Linien lang, unten an der Wurzel weißgelb, in den Winkeln aber und inwendig gelb; der Augenſtern kaſtanienbraun, und die Augenlieder weißgelb gerändet; Füße und Klauen dunkelbraun, die geſchilderten Beine ein und ein Viertel Zoll hoch, die mittlere Zehe ein Zoll vier Linien und die hintere eilf Linien lang.

Der Oberleib iſt ſchwarz, doch nicht kohlſchwarz, die Federn auf dem Rücken, an den Schultern und den kurzen Steißfedern unmerklich weißgrau, auf dem Kopfe aber eben ſo unmerklich roſtgrau eingefaßt; der Unterleib ſchwärzlich, die Federn am Bauche und die Deckfedern der Flügel weiß eingefaßt; die Schwungfedern mehr dunkelbraun, als ſchwarz, die vordern fein rothgrau und mittlern breiten ſtärker weißgrau geſäumt; die Schwanzfedern ſind etwas ſtumpf dreyeckig zugeſpitzt, die äußerſte iſt an den Seiten kaum merklich weißgrau geſäumt, und die übrigen haben ein dergleichen ſehr ſchmahles Spitzenrändchen; oben über die Bruſt läuft eine weiße, ins röthlich ſpielende, fingerbreite Querbinde, welche dem Vogel den Nahmen gegeben hat.

Bey dem **Weibchen** iſt die Farbe ſchmutziger d. i. heller oder braunſchwarz, am Oberleibe jede Feder ſtark hellgrau und am Unterleibe weiß eingefaßt, und die Queerbinde an der Oberbruſt iſt ſchmähler, undeutlicher, röthlichaſchgrau, und braun gewölbt.

Diejenigen, welche bey der Farbe des Weibchens eine röthlichweiße Queerbinde auf der Bruſt haben, ſind **junge Männchen**, und diejenigen, an denen ſie kaum merklich wird, junge Weibchen.

Es ſind ſtille und einſame Vögel, die im Herbſte in Büſchen verſteckt liegen, alle Bewegungen und Stellungen der Schwarzdroſſeln machen, den Schwanz und die Flügel auf und nieder, auseinander und zuſammenſchlagen, Tack! und in der Hitze Tacktacktack rufen, und im Frühjahr im Zimmer aber das ganze Jahr hindurch, einen melodienreichen Geſang anſtimmen, der ſich nur deswegen

wegen nicht auszeichnet, weil ihre Stimme zu heiſer, hohl und gering iſt. Sie halten ſechs und mehrere Jahre im Zimmer aus, und nehmen mit dem Futter der andern Droſſelarten vorlieb.

Die Ringdroſſel bewohnt Europa bis zur Lappmark hinauf und wird auch um den Caucaſus und in Perſien gefunden. Sie liebt die hohen Gebirge, und wird daher auf den Alpen der Schweiz und in einigen gebirgigen Gegenden Deutſchlands auch des Sommers über angetroffen.

In Thüringen ſind ſie die erſten Zugvögel, die ſobald als im September Nebel und kalte Nächte kommen, in der Schneuß gefangen werden. Sie kommen aber nur in kleinen Geſellſchaften, vielleicht nur familienweiſe an; denn man ſieht und fängt ſie nur einzeln. Sie lieben auch auf ihren Zügen nur die hohen Gebirge, und werden auf dieſe Art in Thüringen, vorzüglich nur im Thüringerwalde, höchſt ſelten aber in den platten Feldhölzern angetroffen. Acht Tage nach Ankunft des erſten Truppes bemerkt man keine mehr. Zu Ende des Märzes und den ganzen April durch, je nachdem der Schnee auf den Gebirgen bald oder ſpät ſchmilzt, trifft man ſie auf ihrer Rückreiſe an.

Sie nähren ſich von Inſecten und Beeren, Hagebutten und freſſen vorzüglich die Weinbeeren gern. Auf ihrem Zuge fliegen ſie in den Wäldern nach den Wachholderbeeren, und leſen die noch übrigen Heidelbeeren ab.

Man ſagt, dieſe Droſſel niſte auf der Erde unter einen Buſch, und habe gleiches Neſt und gleiche Eyer mit der Schwarzdroſſel. Nach den Erfahrungen aber, die man in dieſer Hinſicht in Deutſch-

Deutſchland von ihr hat, ſo niſtet ſie ins Gebüſch. Noch andere ſagen, ſie baue in die Ufer der Flüſſe, und mache ein heftiges Geſchrey, wenn ſie beunruhigt werde. Hier verwechſelt man ſie aber wohl mit dem **Waſſerſtaar**, der beydes thut.

Sie fängt ſich in der **Schneuß** ſehr leicht und fällt auch auf den **Heerd**, wenn auch gleich nur eine Wachholder oder Singdroſſel locket. Sie iſt dabey nicht ſcheu, und es läßt ſich daher vermuthen, daß ſie in tiefen Gebirgen niſten müſſe, wo wenig Menſchen ſie beunruhigen.

Ihr Fleiſch iſt eine ſehr angenehme Speiſe, und da es große und ſeltene Vögel ſind, ſo rechnen auch die Vogelſteller nur zwey Stück zu einem Clubb, da ſonſt von den Sing- und Rothdroſſeln vier dazu gerechnet werden. In den **Weinbergen** ſollen ſie Schaden thun.

Ihre Nahmen ſind: **Ringamſel, Dianenamſel, Bergamſel, Ringmerle, Schildamſel, Seeamſel, Stockziemer** und in Thüringen **Stockamſel** oder **Meeramſel**.

Varietäten. 1. **Die weiße Ringdroſſel.** Turdus torq. candidus. Sie iſt ganz weiß.

2. **Die bunte Ringdroſſel.** Turdus torq. varius. Sie hat hie und da am Körper weiße Flecken, bald größere, bald kleinere, bald regelmäßig bald unregelmäßig geſtellt.

3. **Die große Ringdroſſel** oder **große Bergamſel.** Turd. torq. magnus. Sie iſt größer als die Miſteldroſſel, weiß gefleckt und der halbe Mond fehlt ihr an der Bruſt. (Otto's Ueberſtz. von Büffons Vögeln, IX. 51.). Sie ſoll zu Ende des Herbſtes ſehr fett nach Lothringen kommen. Sie lebt von Schnecken und weiß die Gehäuſe derſelben ſehr geſchickt an Steinen aufzu-

aufzubrechen, um zum Innern zu gelangen. In Ermangelung derſelben frißt ſie Epheubeeren. Sie hat eine äußerſt widrige und traurige Stimme. Man hält ſie für eine ſehr gute Speiſe. — Nach allem dieſen ſcheint dieſe dritte Abänderung noch zweifelhafter Art zu ſeyn.

Bechſte n's gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands. IV. S. 213 ff.

Ringehaken, ein Haken, vermittelſt welches das Tuch ausgerungen wird.

Ringekunſt, ſ. im Art. **Leibesübungen**, T. 72, S. 744.

Ringel, der, ein kleiner Ring, ein Kreis, z. B. die **Ringel der Zeugmacherſchäfte**, welches kleine Ringe von verzinnten Drahte ſind, und beſonders in Eiſenach gemacht, und tauſendweiſe verkauft werden. Im Osnabrückiſchen iſt **Ringel** ein bey den Kohlen gebräuchliches Maß, welches daſelbſt ½ Scheffel hält. Im Bremiſchen ein Haufen Torfes von 8 Soden. Die jungen Bienen, ſo lange ſie noch in Geſtalt kleiner Maden in einem runden Kreiſe liegen, und auch **Ringelbienen** und **Ringeljungen** heiſſen.

Ringelbär, diejenigen Individuen der gemeinen Bären, (Ursus Arctos Linn.), welche den weißen Ring um den Hals, den die jungen Bären gewöhnlich haben, noch länger behalten.

Ringelbiene, ſ. im Art. **Ringel**.

Ringelblume, der Nahme der Pflanzengattung Calendula Linn. Man kennt ſchon etliche und zwanzig Arten dieſer Gattung, von denen ich hier indeß nur ein paar beſchreiben will.

Die Gattungskennzeichen ſind, außer daß dieſe Gewächſe in die Linnéſche Abtheilung Syngeneſia neceſſaria gehören, ein nackter Fruchtboden, keine Saamenkrone, ein gleichlan-

ger vielblätteriger Kelch und ein häutiger Anſatz an den Samen der Mittelſcheibe.

1) Acker = Ringelblume, Calendula *arvenſis*, ſeminibus cymbiformibus muricatis incurvatis, exterioribus lanceolato-ſubulatis dorſo muricatis. Willd. Spec. Plant. Tom. III. P. III. p. 2339. Calendula arvenſis Linn. Caltha arvenſis Bauh. pin. Caltha minima Bauh. hiſt.

Dieſe Pflanze findet man auf den Brachäckern und in den Weinbergen des ſüdlichen Europas. Sie iſt ein Sommergewächs, und blüht vom Julius bis ſpät in den Herbſt. Der Stamm wird von einem Finger bis zu einem Schuh hoch, liegt auf der Erde, ſteht aber bald wieder aufrecht, iſt rauch, bleichgrün, äſtig und vielblumig. Die Blätter ſtehen an ſelbigem wechſelsweiſe, umfaſſen ihn, und ſind herz = lanzettförmig, ausgehölt = gezähnelt, zarthärig und rauh. Der Kelch beſteht aus vielen gleichlaufenden zarthärigen in gedoppelter Reihe hinter einander ſtehenden Blättchen. Die Blumen ſind gelb. Die Samen ſind ſtachlicht, die äuſſern gerader, länger und gleichbreit, die übrigen dicker, kürzer, einwärts gekrümmt, und ohne Haarkrone. Man ſchrieb dieſer ſcharfen, riechenden Pflanze erweckende und auflöſende Kräfte zu. Nach Herrn Houttuyn's Meinung ſcheint dieſe Art, die er wilde nennt, von der folgenden officinellen Ringelblume, die er zahme nennt, noch nicht hinlänglich verſchieden zu ſeyn. Nach Linné's Bemerkung beſteht der vornehmſte Unterſchied darin, daß die Blumen kleiner, und die Blätter anders geſtaltet ſind; aber der Hauptunterſchied beſteht nach der Beſchreibung in dem Samen.

2)

2) **Officinelle oder gemeine Ringelblume.** Calendula *officinalis*, ſeminibus cymbiformibus muricatis incurvatis omnibus. Willd. l. c. p. 2340. Linn. Spec. pl. Caltha vulgaris Bauh. pin. β) Caltha polyanthos maior. C. Bauh. pin. 275. γ) Caltha floribus reflexis. eiusd pin. 275. δ) Caltha prolifera maioribus floribus. eiusd. pin. 275.

Dieſes ſehr bekannte Gewächs, welches man im franzöſiſchen Souci, im engliſchen Marygold und im deutſchen **Ringelblume, Goldblume, Butterblume, Dotterblume** und **Warzenkraut** nennt, iſt auf Brachäckern, Schutthaufen und ungebauten Orten in unſerm Welttheile urſprünglich zu Hauſe. Es hat äſtige geſtreifte Stämme, die einen bis anderthalb Schuh hoch werden. Die Blätter ſitzen an ſelbigen faſt wechſelsweiſe; die untern ſind eyförmig und ſtumpf zugerundet, die folgenden ebenfalls eyförmig und zugeſpitzt, die oberſten ſind lanzettförmig. Die Farbe der Blumen, die bald einfach, gefüllt und jungetreibend ſind, iſt bald citronen= bald ſafrangelb; ſie ſtehen einzeln auf der Spitze des Stammes und der Aeſte.

Die ganze Pflanze hat einen ſcharfen Geſchmack, welcher ſich beſonders an der noch friſchen Pflanze äußert, indem die Blumenblätter ſo wie die Blumenſcheiben anfänglich einen ſüßen, nachher aber einen bittern Geſchmack, die Kelche hingegen und die Krautblätter einen mehr bittern, etwas ſcharfen und unangenehmen Geſchmack haben, der aber durch das Auftrocknen gänzlich verlohren gehet, weswegen man dieſes Gewächs auch zum Arzneygebrauch nicht mehr nimmt. In einem wäſſerigen Aufguß erhält ſich der Geruch, in einem weinigen aber der Ge-

ſchmack beſſer. Einige verfälſchen mit den Blumenblättern den Safran, die auch, wenn man von ihnen noch einmal ſo viel nimmt, eine Farbe wie Safran geben. Man hat ſie für ein bewährtes eröffnendes, ſchweißtreibendes Mittel gehalten, auch ſie wieder zähe Säfte, verſtopfte Eingeweide, unterdrückten monatlichen Fluß, Gelbſucht und ähnliche Krankheiten gebraucht. Sie hat, friſch gebraucht, allerdings eine einſchneidende Schärfe, ſo daß man Warzen mit ihr wegbeitzt, und durch friſche aufgelegte Blätter die harte Haut unter den Füßen und den Rand der Geſchwüre erweicht hat. Die Blumen waren ehemals in großem Anſehen wider bösartige Krankheiten, ja ſelbſt wider die Peſt, und als ein Verwahrungsmittel wider dieſelbe käuete man ſie, oder trank Eßig, in dem dieſe Blumen ausgezogen waren; war die Peſt ſchon entſtanden, ſo nahm man einige Unzen des ausgepreßten Saftes. Wie große Kräfte man ihnen wieder die Peſt zugetranet hat, kann man aus den vielen Anführungen des Zorn (Botanol p. 155.) Rondelet, Minderer, Welſch und vieler andern ſehen. Wenn man das Kraut auf Kohlen wirft, ſo verbrennt es mit einem Kniſtern, das dem Verpuffen des Salpeters ähnlich iſt. Die Blumen, welche bey heiterm Wetter ſich um neun Uhr früh öffnen, und um drei Uhr Nachmittags ſchließen, geben den Bienen etwas Stoff zum Wachs, vermuthlich auch zum Bienenkütt. Die geſchweiften Blümchen kann man in der Küche und Färberey ſtatt des Safrans, aber in gedoppelter Doſis, gebrauchen.

Wenn man dieſe Ringelblumen ins Gartenland verſetzt, ſo vermehren ſie ſich dergeſtalt häufig, daß ſie als ein wahres Unkraut zuletzt wieder

der herausgeworfen werden müſſen. Es iſt nicht zu vermuthen, daß man ſich jemahls die Mühe genommen hat, aus Samen nach der Kunſt gefüllte Ringelblumen zu ziehen, indem dergleichen von dem ausfallenden Samen in Menge von ſelbſt hervorkommen.

3) Regen-Ringelblume. Calendula *pluvialis*, foliis anguſtolanceolatis ſinuato-denticulatis, caule folioſo, pedunculis filiformibus, Willd. 2342. Linn. Hort. upſal.

Dieſe Art iſt in Aethiopien, ſo wie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu Hauſe. Die Farbe der Blumen gleicht jener an den Blumen der größern Maßliebe, iſt inwärts weiß, auswärts aber purpur- oder roſenfärbig. Der Stamm erreicht keine ſonderliche Höhe, und iſt mit Blättern von beſchriebener Figur beſetzt. Man zieht dieſes Gewächs in unſern Kräutergärten jährlich aus den Samen. Da ſelbiges auf trockenen ſandigten Hügeln auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wächſt, und daher Näſſe und Regen zum Wachſen und Aufkeimen der Samen bedarf, ſo ſcheint dieſes daher auf den von Linné's gewählten Beynamen, pluvialis, ſeinen Bezug zu haben.

Die übrigen, hier nicht erwähnten Ringelblumenarten ſind faſt ſämmtlich auf dem Vorgebirge d. g. H. oder doch in Afrika und andern entfernten Weltgegenden zu Hauſe. Obgleich ſie zum Theil ſtrauch- oder gar baumartig ſind, ſo iſt von ihnen, außer ihrer botaniſchen Charakteriſtik, doch nichts bekannt, das für das gemeine Weſen Intereſſe hätte.

Ringelblumenblätterfarbe, eine ins Gelbe und Rothe oder Braune ſpielende Farbe, die aus der Zuſammenſetzung der rothen, blauen, falben auch

gelben Farbe entſteht. Die Erfahrung des Färbers muß die gehörige Schattirung hervor zu bringen wiſſen.

Ringelblumeneſſig, Acetum Calendulae florum, wird durch den Aufguß bereitet. Aeußerlich braucht man ihn wider Kopfſchmerzen. Schon ſeit langen Zeiten hat man ihn als eine giftwiederſtehende Arzeney ſo wohl innerlich als äußerlich gebraucht. Man irret aber zuverläſſig, wenn man von ihm mehr Kräfte als vom reinen Eſſig erwartet.

Ringelblumenfarbe, eine ins Orange fallende Farbe, welche aus Roth und Gelb entſteht. Nachdem man die Wolle oder den Zeug mit Alaun und Weinſtein hat ſieden laſſen, kann man, um ſolche zu erhalten, mit welcher von beiden Farben man will, den Zeug zuerſt färben, und nachgehends in die andere bringen, bis man genau die verlangte Schattirung erhalten hat.

Ringelblumenkäſe. Zu deſſen Verfertigung wird in dem neuen Londner Kochbuche folgende Vorſchrift ertheilt.

Stoßet in einem Mörſer einige der friſcheſten und ſchönſten Ringelblumenblätter, und drücket den Saft davon aus. Dieſen thut mit dem Laab zugleich in eure Milch, und rühret es gehörig zuſammen. Wenn ſich die Milch geſetzt hat, und Quark entſtanden iſt, ſo brechet dieſen ſo gelinde und ſo gleich, als es euch möglich iſt; thut ihn in die Käſeform, und preſſet ihn mit einem mäßigen Gewichte, weil unten in der Form immer eine Menge von Löchern bleiben, deren ſo viele ſind, daß ſie die Molken herauslaſſen können. Die übrige Behandlung muß hernach eben ſo ſeyn, wie bey andern Käſen.

Ringelblumenſalbe, Unguentum Calendulae. Man nimmt friſche Ringelblumen 1 ℔., beſprengt ſie mit wenigem Waſſer, und kocht ſie mit 2 ℔. friſcher Butter, bis die Feuchtigkeit verzehrt iſt; dann ſeihet man die gelbe Salbe durch, und bewahret

wahret ſie auf. Der Gebrauch dieſer Salbe wird ſich nach den oben, bey der gemeinen Ringelblume gemachten Bemerkungen auch wohl verlieren.

Ringelblumenwaſſer, der wäſſerige Aufguß auf die Blumenblätter der gemeinen Ringelblume, welcher indeß ſchon lange für ein ganz unwirkſames Mittel erkannt iſt.

Ringelbrot, auch **Kringel**, an einigen Orten ein Nahme der **Brätzel** oder **Brätzel**.

Ringeldecke, iſt eine Art der Schildkäfer, Caſſida ſuppoſita L.

Ringeldroſſel, ſ. **Ringdroſſel**.

Ringelfalke, ein Nahme der **Halbweihe**, Falco Pygargus Linn., die auch **Milane** und **Hühnerfalke** heißt, und einen Schleier oder Kragen um den Kopf hat, wie die Eulen. S. im Art. **Weihe**.

Ringelfink, eine Spielart des gemeinen **Finken**, Fringilla Coelebs var. torquata, die ein weiſſes Band um den Hals hat.

Ringelfleck, eine Art der **Sonnenkäfer**, Coccinella annulata L.

Ringelflügel, eine Nachtſchmetterlingsart, Phalaena cingulata L.

Ringelfuß, iſt Phalaena ſalicis, auch eine Wanze, Cimex punctatus L. Uebrigens ſehe man auch den Art. **Ringfuß**.

Ringelgans, ein Nahme der **Brentgans**, Anas Bernicla Linn., die auch **Schottiſche Gans**, und wegen eines ganz abgeſchmackten Vorurtheils, als wenn ſie aus der Bernikelmuſchel (Lepas anatifera) auf den Bäumen entſtände, noch die **Baumgans** heißt.

Ringelgedicht, nannte man ſonſt dasjenige kleine Gedicht, welches gewöhnlicher Rondeau heißt.

Ringelgeſchwulſt, ſ. Ringfuß.

Ringelgeyer, ſ. Ringelfalke.

Ringeljungen, ſ. Ringelbiene.

Ringelknoten, ſ. im Art. Ringelſchnitt.

Ringelkönig, eine Art der Bachſtelzen, Motacilla Calendula L. die ſich in Penſylvanien aufhält, und von grüner Farbe iſt.

Ringelmaus, Mus torquatus Pa. eine ſibiriſche Art der Mäuſe.

Ringelmewe, eine Art Mewen mit einem ſchwarzen Ringel um den Hals.

Ringelmotte, eine Art der Pfeilſchwänze oder Schwärmer, Sphinx Phegea L. Auch die Phalaena Bombyx neuſtria. S. Ringelraupe, im Art. Raupe, T. 121, S. 173.

Ringeln, mit Ringen oder Ringeln verſehen. So werden die Schweine geringelt, wenn man dieſen Thieren ein Loch durch den Rüſſel ſticht, einen Draht durchzieht und dieſen in einen Ring zuſammen drehet. Man thut dieſes um ihnen das Wühlen auf den Weideplätzen zu verwehren. In Weſtgothland, in Schweden ſchneidet man den 3 — 4 Wochen alten Ferkeln in eben der Abſicht die auf den Rüſſel der Länge nach liegenden zwey Sehnen entzwey. Dieſe Operation iſt dem Ringeln vorzuziehen, weil man ſie nur einmal machen darf, jene aber alle Jahre wiederhohlt werden muß, die Ringe auch oft ausreißen. Uebrigens entzieht man dem Schwein dadurch, wenn es in Waldungen und anderwärts, wo das Wühlen nicht ſchadet, weiden ſoll, einen wichtigen Theil ſeiner Nahrung, da es in der Erde nicht nur Wurzeln, ſondern auch die Inſectenmaden aufſucht, und zugleich zur Vertilgung des ſchädlichen Ungeziefers mit beyträgt. — Das Ringelſchwein.

Das **Ringeln der Stuten** beſteht darin, daß ein Draht durch die äußeren Geburtstheile gezogen wird, um die Begattung zu hindern. Es hat ſehr oft die nachtheiligen Folgen, daß die Geſchlechtstheile zerriſſen werden, und die Hengſte ſich verwunden, wenn ihre Hitze ſie auf den Schmerz nicht achten läßt. — **Die Ringelſtute.**

Ringeln heißt auch die Rinde von den Bäumen ringförmig abſchälen, ſ. **Ringelſchnitt;** ferner; ſo viele Stücke Torf, als zu einem Ringel gehören, zum Trocknen in einen Haufen aufſtellen.

Ringelnachtfalter, Phalaena Bombyx neuſtria, ſ. im Art. **Nachtfalter**, Th. 100, S. 59. ſo wie **Ringelraupe**, im Art. **Raupe**, Th. 121, S. 173.

Ringelnatter, Coluber Natrix Linn., ſ. im Art. **Natter**.

Ringelode, ein dem Rondeau ähnliches aber größeres Gedicht oder Lied, wo gemeiniglich am Ende jeder Strophe die erſte Zeile wiederhohlt wird.

Ringelperſing, in einigen Gegenden, ein Nahme des Barſches, Perca Fluviatilis Linn.

Ringelrabe, eine Spielart der **Rabenkrähe**, Corvus Corone Linn. mit grauem Halsbande, S. im Art. **Krähe**, Th. 46, S. 456.

Ringelralle, ein Vogel aus der Gattung der **Rallen**, und zwar Rallus torquatus Linn.

Ringelraupe, Phallaena B. neuſtria Linn. ſ. im Art. **Raupe**, Th. 121, S. 173. und die dort nachgewieſene Stelle.

Ringelraupenmotte, derjenige Nachtfalter, der ſeine Eyer ringförmig um die Baumzweige legt. S. den vorſtehenden Artikel.

Ringelrennen, ſ. **Ringrennen.**

Ringelroſe, ſ. **Ringelblume.**

Ringelſchlange, I. ein Nahme der **Ringelnatter**, Coluber Natrix Linn., ſ. im Art. **Natter.**

II. Eine Schlangengattung, die bey den Naturforſchern den Nahmen Amphisbaena führt, und wovon bis jetzt 5 Arten bekannt ſind.

Der griechiſche Nahme Amphisbaena zeigt ein Thier an, welches ſowohl rück= als vorwärts kriecht, wie die Schlangen dieſes Geſchlechts zu thun pflegen, und dieſe Meinung iſt auch dadurch beſtärket worden, weil ſie am Schwanze ſo dick ſind, als am Kopfe. Man kann daher kaum erkennen, an welchem Ende der Kopf iſt; und dieſes gab auch Anlaß, dieſe Schlangen **Zweyköpfige** oder Biceps zu nennen. Aus dieſem Grunde nennen die Franzoſen dieſe Schlangen Double marcheur, und die Engländer Double Headet Serpent; holländiſch heißen ſie Tweekoppen. Dieſe Benennung iſt aber für gegenwärtiges Geſchlecht nicht hinlänglich, daher man einen Nahmen von ihren Unterſcheidungsmerkmahlen genommen, und ſie **Ringelſchlangen** genannt hat.

Was die Kennzeichen dieſer Gattung betrift, ſo werden ſie von Linné darin feſtgeſetzt, daß der ganze Körper, nebſt dem Schwanze mit Ringen umgeben iſt, folglich weder Schilde noch Schuppen vorhanden ſind. Dieſe Ringe haben die Eigenſchaft einer dicken feſten Haut, und ſind keineswegs knörpelicht oder hart, wie etwa die Schilde oder Schuppen anderer Schlangen, jedoch unterſcheiden ſie ſich hinlänglich als eigentliche Ringe.

1) Der Rußringel. Amphisbaena *fuliginoſa.* Linn. Syſt. Nat. T. I. P. III. p. 1123.

Man zählt an dieſer Art am Körper zweyhundert und am Schwanze dreißig, zuſammen zweyhundert und dreißig Ringel. Sie iſt wirklich rußfärbig oder ſchwarzbunt, und verdient obigen Nahmen. Sie kommen nicht allein aus Amerika, wo zwar die größten ſind, ſondern auch aus Oſtindien, vorzüglich aus Ceilon, deßgleichen aus Syrien, und leben theils von Ameiſen, theils aber von Erdſchnecken und Würmern.

Der Kopf iſt klein, glatt, ſtumpf, oben die Länge herab geſtreift, und an den Seiten gerunzelt. Zwiſchen den Naſenlöchern zeiget ſich eine dreyeckige Linie. Die Naſenlöcher ſind gleichfalls ſehr klein, und von den Augen ſiehet man nichts anders, als zwey ſchwarze Punkte. Das Maul iſt voller kleiner Zähnchen. Die Länge des Körpers, welcher vollkommen rund iſt, belauft ſich auf einen Schuh. Durch etwa zweyhundert Ringe ſiehet das Thier einem Wurm ähnlich, aber dieſe Ringe ſind durch etwa vierzig Striche durch die Länge des ganzen Körpers in kleine Theilchen abgetheilt. Der zwölfte Strich, der, von der Rückennath abgerechnet, die Ringe über den ganzen Körper einkerbet, iſt mit Kreutzen wie ein X gezeichnet, und ſcheidet den Bauch von dem Rücken ab, gehet aber nicht weiter als bis an den After. Vor dem After zeigen ſich acht Wärzchen, welche in einer Reihe in die Quere ſtehen. Der Schwanz iſt kurz und am Ende ſtumpf, und hat, wie oben geſagt iſt, dreyßig Ringe. Sie iſt zwar über und über ſchwarz- und weißbunt, jedoch auf dem Rücken mehr ſchwarz, und am Bauche mehr weiß. —

Die

Die Zahl der Ringe iſt nicht beſtändig, wie das bey dem Schlangen öfters der Fall iſt.

2) Der **Weißringel.** Amphisbaena *alba*, Linn. l. c.

Da die gegenwärtige Art ganz weiß iſt, ſo kann ſie Weißringel genannt werden. Jedoch giebt es auch ſolche, die obenher ins rothe, gelbliche, violetfärbige, oder apfelblüthenfärbige ziehen, wenn gleich die Hauptfarbe, beſonders am Bauche, weiß iſt. Sie hat zweyhundert und drey und zwanzig Ringe am Körper, und ſechzehn am Schwanze, folglich zuſammen zwey hundert und neun und dreyßig. Man findet welche, die ein und einen halben Zoll dick, und zwey und einen halben Schuh lang ſind.

Der Kopf iſt klein, vorn ſpitzig abgerundet, überall mit fleckigen Schuppen bedeckt, der obere Kiefer raget über den untern hervor, und hat an der Spitze kleine Naſenlöcher, oben aber ſehr kleine Augen, welche rund und weißlich ſind. Die Mundſpalte iſt ziemlich groß, der Körper etwas rund, und bis zum Ende des Schwanzes dick, indem auch ſelbiger ganz ſtumpf abbricht.

Uebrigens giebt Linné die Nachricht, daß ſich dieſe Schlangen in den Ameiſenhaufen aufhalten, woraus zu ſchließen iſt, daß ſie auch mehrentheils von Ameiſen leben werden, welche in Amerika beträchtlich groß ſind.

Ringelſchlupfer, eine Schlupfwespenart, Tenthredo bicincta L.

Ringelſchnitt, oder **das Ringeln**, ein zwar ſchon lange bekanntes aber erſt in neueren Zeiten wieder empfohlenes Mittel, Bäume und Sträucher fruchtbar zu machen.

Der **Ringelſchnitt**, oder wie einige ſagen, **das Ringeln**, wovon im Art. **Obſt**, unter

ter den Mitteln, die Obſtbäume fruchtbar zu machen, ſchon vorläufig die Rede war, beſteht darin, an einem Stamme oder Zweige, nach deſſen ganzem Umkreiſe, einen Streifen von der Rinde und dem Baſte, bis auf den Splint, wegzunehmen. Die dadurch verurſachte Trennung der Gefäße bewirkt, daß der Saft in den operirten Theilen weniger ſchnell hinauf und herunter ſteigen kann, der langſamere Umtrieb hindert das Abfallen der bereits angeſetzten Früchte, und der **Ringelknoten**, (bourrelet cortical) wodurch die Natur die gemachte Wunde bald ausheilt, bereitet den Zweig zum leichteren Wurzel treiben vor.

Dies Verfahren hat alſo zwey Abſichten, welche beyde für den Baumpflanzer ſehr wichtig ſind, die Erhaltung der Früchte, und die Vermehrung der Bäume und Sträucher. Erſteres iſt ſchon längſt durch Erfahrung beſtätigt, und wenn man auch geſtehen muß, daß die bisher angeſtellten Verſuche den letzteren Erfolg noch nicht eben ſo ſehr außer Zweifel geſetzt haben: ſo kann dieſes doch nur zu fortgeſetzten Beobachtungen ermuntern, weil die Gründe, woraus man ſeinen Zweck herleitet, an ſich vollkommen richtig ſind, und mit Erfahrungen in ähnlichen Fällen genau übereinſtimmen.

Daß die Fruchtbarkeit eines Baumes oder Strauches nur bey einem gemäßigten Zufluſſe der Säfte ſtatt findet, iſt eine längſt bekannte Wahrnehmung, die dem künſtlichen Schnitte, dem Beugen der Zweige und ähnlichen Operationen zum Grunde liegt. Der Saft fließt aber im allgemeinen langſamer in den Theilen eines Baumes, welche mit vielen Knoten verſehen ſind: vielleicht ſind dieſe Knoten und Ringelwüchſe

Fil-

Filtrirmaſchinen, durch welche die Säfte verfeinert und zur Bereitung der Frucht tüchtig werden. Der Mangel dieſer Ringelwüchſe macht die ſogenannten Waſſerreiſer an den Obſtbäumen ganz unfruchtbar, ſo wie durch ſtarken Schnitt an feineren Zweigen aus Fruchtknospen oft mächtige Holztriebe entſtehen. Dieſe und manche andere, dem Baumgärtner ſehr einleuchtende Sätze ſtehen mit dem Ringelſchnitte in genauer Analogie. Nur mußte die Erfahrung erſt beweiſen, ob nicht dies Mittel den Saft ganz ſtocken machte, oder wohl gar dem operirten Baume ſelbſt nachtheilig wäre. Bey dem erſten Anblicke ſchien dieſes allerdings zu fürchten, weil man bisher, und wohl nicht ohne Grund annahm, daß die Erhaltung und das Wachsthum der Bäume faſt allein durch den Baſt, oder die graue Rinde geſchehen, welche zwiſchen dem weicheren Holze oder Splinte, und der äußeren rauhen Rinde liegt. Mehrere Erfahrungen beweiſen auch, daß der Baum insgemein ſo weit verdorret, als dieſer Baſt im ganzen Umkreiſe des Stammes oder Aſtes weggenommen wird. Deswegen iſt der Biß des Haſen ſo nachtheilig, und hierauf beruht auch der forſtwirthſchaftliche Handgriff, einen Baum, im Frühjahre, ehe man ihn fällt, zu ſchälen, um durch das allmählige Abſterben trockenes Holz in kurzer Zeit zu erlangen. Ohne Zweifel iſt alſo beym Ringelſchnitte die Jahrszeit, da man ihn vornimmt, eine Hauptſache.

Das Verfahren ſelbſt iſt ungemein leicht und einfach. An einem Stamme, oder (wenn man dieſen nicht daran wagen will) an einem Aſte oder Zweige, macht man im ganzen Umkreiſe durch die Rinde und den Baſt, doch ohne Beſchädigung des Splints, zwey horizontale Einſchnitte

ſchnitte über einander. Den dadurch entſtehenden Ring von der Rinde löſet man vorſichtig ab, ſo daß die Theile oben und unten nicht verlezt werden, der Splint aber unter der abgelöſeten Rinde ganz entblößt ſtehe. Der Zwiſchenraum beyder Einſchnitte, und die Breite des Ringes ſind verſchieden — nach der Stärke der operirten Stämme und Aeſte, und vorzüglich nach dem Zwecke, den man erreichen will, — von einer halben Linie bis zu vier Zoll. Zur Erhaltung bereits angeſetzter Früchte iſt die kleinere Wunde hinreichend, mithin in Anſehung des Stammes ſelbſt, rathſamer, weil ſie ſchneller verheilt. Dagegen würde dieſes leztere das Austreiben der Wurzeln am Ringelwuchſe hindern, und für dieſe Abſicht wäre alſo ein breiterer Schnitt zu empfehlen, wobey auch keine beſondere Gefahr eintritt, da man in dieſem Falle, die Operation nicht am Stamme, ſondern lieber an einem Zweige, unternehmen wird.

Nur bey dem ſehr breiten Ringelſchnitte iſt ein Verband nothwendig, wozu man Baumwachs auf Papier geſtrichen, Baumkitt, Gyps oder Lehmen mit friſchem Rindermiſte vermengt, anwenden kann. Die von Einigen gegebene Vorſchrift, den Ausſchnitt mit einem gleich großen Streifen von Rinde, der von einem anderen Baume genommen wird, zu bedecken, iſt in der Ausübung mühſam und überflüſſig, und würde bey ganz ſchmalen Ausſchnitten, wohl gar der Abſicht zuwider ſeyn.

Der richtige Zeitpunkt zum Ringelſchnitte, läßt ſich im Allgemeinen nicht genau beſtimmen. Ueberhaupt muß derſelbe vorgenommen werden, wenn der Saft in vollem Triebe iſt, und anfängt zurückzutreten: dieſes kündiget ſich dadurch an,

daß

daß die Rinde ſich weniger gut vom Splinte löſet, wie man beym Oculiren alljährlich wahrnimmt. Jenes Verfahren richtet ſich alſo, gleichwie das Beſchneiden und die künſtlichen Veredlungen, nach dem früheren oder ſpäteren Ausſchlagen der Knospen, wobey man die Natur der einzelnen Art, und den Einfluß der Witterung in Acht nehmen muß.

Der Ringelſchnitt iſt keine neue Entdeckung, denn ſchon Virgil redet in ſeinen landwirthſchaftlichen Gedichten von demſelben, als von einem Handgriffe, der zu ſeiner Zeit in Italien gebräuchlich war. Wollte man ihn deswegen verwerfen, weil er in dem Zeitalter in Vergeſſenheit gerieth, da jede Wiſſenſchaft und Kunſt von Barbarey gedrängt wurde, ſo müßte man manches Gute aufgeben, was jetzt als neuentdeckt erſcheint, obgleich es in älteren Zeiten nicht unbekannt war. Es iſt jedoch in der That zu verwundern, daß eine ſo nützliche und einfache Sache ſo lange unbenutzt bleiben konnte, wenn ſie einmal bekannt war; aber gerade mit dem Nützlichen und Einfachen iſt dieſes manchmal der Fall.

Olivier de Serres, der Wiederherſteller des franzöſiſchen Feldbaus, war der erſte, welcher dies Verfahren aufs neue empfahl, im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts. Im Jahre 1709 rühmte es Magnol, als ein treffliches Mittel, die Fruchtbarkeit des Oelbaums zu befördern. Parent ſtellt in den Memoiren der Pariſer Wiſſenſchafts-Akademie, von 1711 Verſuche auf, um durch den Ringelſchnitt unfruchtbare Obſtbäume fruchttragend zu machen. Büffon und Dühamel wendeten ihn zuerſt bey Quitten-, Birn- und Pflaumenbäumen an, und

theil-

theilten ihre Erfahrungen mit, erſterer in den Memoiren der Pariſer Akademie von 1738, und der andere 20 Jahre ſpäter in ſeiner Phyſique des arbres. Rozier machte an anderen Obſtbäumen neue Proben damit, von denen ſein intereſſantes Werk, Cours complet d'agriculture, Paris 1781, Nachricht giebt. Loncry machte im Jahre 1790 ſeine dreyjährigen, ſehr deutlichen Verſuche an allen Arten von Obſtbäumen bekannt. Sein Aufſatz darüber, der an wichtigen Thatſachen für Pflanzen-Phyſiologie und Gartenweſen reich iſt, befindet ſich im zweyten Band des Dictionnaire de l'Encyclopédie methodique, bey dem Artikel Bourrelet. Seitdem haben Lambry und Vilmorin im Großen an allen Obſtbäumen, und beſonders am Weinſtocke das Verfahren wiederholt, und unter anderm gefunden, daß bey dem letzteren dadurch das Abwerfen der Blüthen verhindert und die Zeitigung der Traubenum ungefähr vierzehn Tage beſchleunigt wird. Drey Aufſätze hierüber ſtehen im 1ſten, 4ten und 11ten Stücke der Annales de l'agriculture française.

Die neueſten Nachrichten über dieſen Gegenſtand hat der Vorſteher des Jardin des plantes zu Paris, Profeſſor Thouin geliefert, im 6ten Stücke der Révue philoſophique, littéraire et politique, für Februar 1806. Durch dieſen trefflichen Beobachter iſt die Entdeckung noch gemeinnütziger gemacht, weil er ſie nicht, wie ſeine Vorgänger, bloß auf Obſtbäume und ſolche angewendet hat, die, nach Juſſieu, zu den natürlichen Familien der Jasminen, der Weinſtöcke und Roſen (roſacées) gehören. Hr. Thouin meint, gewiß mit vieler Wahrſcheinlichkeit, daß die Unternehmung bey den Gewächſen

ſen aus den anderen Familien, in vielen Fällen eben ſo guten Erfolg haben werde.

Es wird dem Leſer ein weſentlicher Auszug von dem Berichte willkommen ſeyn, welcher am vorgenanten Orte über den Ringelſchnitt abgeſtattet iſt, den man an einem gelben Roßkaſtanienbaume (Aeſculus flava. Hort. Kew.) vorgenommen hat.

Der gelbe Roßkaſtanienbaum iſt in Nord-Karolina einheimiſch, und hält in einer etwas geſchützten Lage auch in Deutſchland den Winter aus. Er hat mit dem gewöhnlichen (Aesculus Hippocaſtanum) viel ähnliches; läßt ſich aber von dieſem und dem rothen (Aesculus Pavia) auch in der Jugend leicht an den Blättern unterſcheiden, weil dieſe auf der Unterſeite, längs der Mittelrippe, bey dem gelben mit weißen Härchen beſetzt ſind. Nach Linné gehört er zur erſten Ordnung der ſiebenten Klaſſe, und Juſſieu zählt ihn zur Familie der Ahorn-Arten (les érables.)

Der Baum, mit welchem vorgedachter Verſuch angeſtellt wurde, ſteht im Garten des Muſeums zu Paris, in einer Baumſchule, aber für ſich, und in einer mittäglichen Lage. Der Boden beſteht aus Kalk- und Kieſelerde, und iſt trocken und warm. Vor etwa funfzehn Jahren iſt dieſes Exemplar fünf Fuß über der Erde auf einen gewöhnlichen Roßkaſtanienbaum oculirt. Der gerade Stamm hält jetzt, dicht über der Erde gemeſſen, drey Fuß im Umkreiſe, und an der Oculirſtelle, zwey Fuß und ſieben Zoll. Unmittelbar über dieſer letzteren nimmt die Stärke beträchtlich ab, wie faſt allemal, wenn ein ſchwächerer Baum oder Strauch auf einen ſtärker wachſenden Grundſtamm gepfropft wird. Aus dem Edelreiſe ſind zwey Mutteräſte entſtanden, und aus jedem von dieſen wieder ſechs andere von verſchiedenen Dimenſionen, an denen viele Zweige ſich ausbreiten. Die ganze Höhe iſt 20 Fuß, und die kugelförmige, oben etwas zugeſpitzte Krone hält 18 Fuß im Durchmeſſer. Im Frühjahre ſind die Blätter, welche ſpäterhin ſtärker und bräunlicher werden, doch nicht ſo ſehr, wie an dem gemeinen, — ſeiden-

artig

artig und von zarter grüner Farbe. Die Blüthen ſind hübſch und blaßgelb; ſie erſcheinen im May. Das Laub macht einen dichten Schatten, verfärbt ſich aber bald im Spätjahre, und fällt frühzeitig ab.

Seit mehr als zwölf Jahren blühte der Baum jeden Frühling ſehr häufig, und ſetzte faſt ſo viele Früchte an, als er Blüthen hatte. Ehe jene aber die Größe einer Haſelnuß erreichten, fielen ſie bis auf etwa funfzehn Stück ſämmtlich ab. Dieſe wurden insgemein vollkommen reif, und waren ſo groß, als die gemeinen wilden Kaſtanien.

Der Ringelſchnitt ward an dieſem Baume unternommen, theils um die früheren Verſuche zu erweitern und zu prüfen, theils aber auch um das Abwerfen der Früchte zu hindern. Um aber ein ſo ſchönes Exemplar nicht in Gefahr zu bringen, geſchahe die Operation bloß an einem der Aeſte, der oben ſo viele Blüthen zählte, als die anderen, dagegen ſich in derjenigen Lage befand, die zur Erlangung reifer Früchte die ungünſtigſte ſchien. Er war nähmlich zum Theil von den oberen Zweigen bedeckt, und ſtand gerade gegen Mittag.

Die Operation ward am 10ten Junius 1805 vorgenommen, als die Blätter drey Viertheile ihrer natürlichen Größe erreicht hatten, die Blüthen meiſtens offen, zum Theil ſchon verblüht, und die angeſetzten Fruchtknoten von dieſen letzteren ſo groß wie Erbſen waren. An einem zwey Zoll ſtarken Aſte wurde auf vorangezeigte Weiſe ein Streifen Rinde und Baſt von anderthalb Linien Breite abgelöſet. Man bediente ſich dazu eines ſcharfen, gutgeſtählten Meſſers, und die Wunde, welche noch ſichtbar iſt, blieb ohne Verband der freyen Luft ausgeſetzt. Seitdem wurden alle acht Tage die Wirkungen dieſes Verfahrens genau beobachtet, mit beſtändiger Vergleichung gegen die anderen Aeſte deſſelben Baums. Die Bemerkungen enthalten im Weſentlichen folgende Thatſachen:

1. Vom Tage der Operation an, bis zum 5ten November, zeigte der verwundete Aſt ſo wenig, als die übrigen, irgend ein Uebelbefinden. Er behielt ſeine Blätter ſo lange als die anderen, und ſie blieben an ihm auch von derſelben Größe und Farbe.

2. Die Blumenſträuße an dem operirten Aſte ließ- ſen nur wenige Früchte vor der Reife fallen, und jeder brachte drey bis ſieben Stück zur gänz- lichen Vollkommenheit. An den anderen Aeſten ſetzten viele Sträuße gar nicht an, etliche tru- gen nur eine Frucht, und bloß zwey hatten jeder drey Stück.

3. Die Früchte des operirten Aſtes waren am 7ten Julius zwey Drittheile größer, als die an den übrigen. Von dieſem Tage an, warf jener nicht eine einzige Frucht ab, indeſſen die Erde mit den abgefallenen Früchten von den anderen be- ſäet war.

4. Die Früchte des erſteren Aſtes wurden um mehr als zwölf Tage früher reif.

5. Die Kerne waren nicht verſchieden von denen, welche an den nicht operirten Aeſten entſtanden. Nur die äußeren Schalen hatten an jenen vom verwundeten Aſte eine beträchtlichere Größe.

6. Dieſer letztere, welcher etwas weniger als den zwölften Theil des ganzen Baums ausmacht, gab allein ſiebzehn reife Früchte, die anderen eilf zuſammengenommen dagegen nur drey und zwanzig Stück.

7. Am oberen Rande des Ringelſchnittes, zwiſchen den äußerſten Lagen des Holzes und des Splints, entſtand, im ganzen Umkreiſe, ein Knoten- oder Ringelwuchs (bourrelet), welcher ſich immer ab- wärts verlängerte. Dieſem begegnete ein ähn- licher Auswuchs von unten herauf, der jedoch viel kleiner war. Beyde vereinigten ſich, und verſchloſſen die Wunde faſt gänzlich, ſo daß die Vereinigung des Safts aus den oberen Theilen, mit dem aus der Wurzel wieder vollkommen hergeſtellt iſt, und der Baum ſich beynahe in dem nähmlichen Zuſtande befindet, als vorher.

Dieſer ſo genau angeſtellte und beobachtete Verſuch, erweiſet augenſcheinlich den Nutzen des Ringelſchnittes zur Erhaltung der Früchte am gelben Roßkaſtanienbaume, und höchſt wahrſchein- lich an ſehr vielen Bäumen und Sträuchen, wel- che in unſeren Pflanzungen blühen, aber ſelten reifen

reifen Samen geben. Jene Thatſachen liefern gleichfalls einen neuen Beweis zu den bisherigen dafür, daß der Saft in den Bäumen, zwiſchen Holz nnd Rinde herabſteigt, und daß man vollkommene und ſichere Früchte dadurch erlangt, wenn jener Saft in den oberen Aeſten aufgehalten wird. Noch leitet Hr. Thouin aus der Wahrnehmung des Einfluſſes auf die Früchte, die Folgerung ab, daß vermuthlich der Kern bloß aus dem aufſteigenden Safte, die ihn umgebende Schaale aber aus dem herabſteigenden gebildet werde, weil durch den Ringelſchnitt nicht die Kaſtanien, aber nur ihre Schaalen an Größe gewonnen haben.

Die bisherigen Erfahrungen laſſen noch ein weites Feld für Fragen und Verſuche offen. Auch die Erklärung des genannten ſcharfſinnigen Pflanzenforſchers, könnte vielleicht einigem Zweifel unterworfen ſeyn, beſonders da in dem angeführten Berichte von dem Holztriebe des eingeſchnittenen Aſtes nichts aufgezeichnet iſt. Wenn an den Bäumen die Blüthen anſetzen, ſo arbeitet die Natur zugleich zur Erhaltung und Vergrößerung des Baums durch den mächtigeren Holztrieb, welcher augenſcheinlich ſtärker wird, indem die Blüthen und kleinen Fruchtknoten abfallen. Ohne dieſe weiſe Einrichtung würden alle Bäume zwar frühzeitig, etliche Jahre viele Früchte bringen, dann aber abſterben, ohne ihre angemeſſene Größe und ihr vollkommenes Alter zu erreichen. Daß dieſer ſtärkere Holztrieb, auf Koſten des Fruchttriebes, in der That Statt finde, wird kein Erfahrner läugnen, ſo wenig, als daß derſelbe einen außerordentlichen Zufluß des Saftes, und zwar aus den Wurzeln, vorausſetze. Wenn nun durch den Ringelſchnitt das

Auf- und Abſteigen des Saftes gehindert wird, ſo fragt es ſich, ob der Erfolg daraus entſteht, daß der Saft in den oberen Theilen des Baumes zurückgehalten werde, oder dadurch, daß der Saft von unten nicht ſo ſchnell und mächtig zuſtrömen kann? Die Entſcheidung dieſer Frage, nicht bloß nach ſpeculirenden Theorien, ſondern nach genauen und fortgeſetzten Erfahrungen, iſt wichtiger, als man vielleicht vermuthet. Iſt, nach Herrn Thouin's Meinung, das Abwerfen der Blüthe eine Folge von dem Mangel, der durch das Zurücktreten des Safts aus den oberen Theilen entſteht, ſo ſcheint es, als könne die Operation auf die Bildung und Dauer des Baumes durchaus nicht nachtheilig wirken, und es würde demnach rathſam ſeyn, ſie jährlich zu wiederholen, und am Stamme ſelbſt, dicht unter der Krone vorzunehmen. Das Gegentheil von dem Allen würde eintreten, wenn es ſich ergebe, daß die Blüthen und Früchte nicht deswegen abfallen, weil es ihnen an Nahrungsſäften fehlt, ſondern umgekehrt, daß ſie durch einen ſtärkeren Safttrieb verdrängt werden, etwa eben ſo, wie der Fruchttrieb vor ſeiner Entwickelung, in Holztrieb verwandelt wird, wenn man den Zweig auf wenige Augen abſchneidet. Nur die Erfahrung mehrerer Jahre, wäre bey dieſer letzteren Hypotheſe hinlänglich, um uns darüber zu beruhigen, ob nicht der verletzte Baum oder Aſt, nach einer kurzen, erzwungenen Fruchtbarkeit, abſterben würde. Unter dieſen beyden Meinungen, die allerdings Manches für und wider ſich haben, iſt nicht leicht zu entſcheiden. Dennoch dürfte man geneigt ſeyn, der Erklärung des Herrn Thouin beyzutreten, deren Wahrheit auch jedem Baumpflanzer erwünſcht ſeyn muß;

und

und zwar, noch außer den von ihm angeführten Gründen, wegen der zweyfachen Erfahrung, 1) daß, unmittelbar vor dem ſtarken Holztriebe im Frühjahre, der Saft wirklich entweder zurücktritt, oder einen langſameren Umlauf hat, wie es zur Genüge daraus erhellet, daß um dieſe Zeit der Baſt ſich weniger leicht vom Splinte ablöſt, und 2) daß der Baum, vorzüglich das Steinobſt, mehr Früchte behält, wenn in dieſer Periode, da ſich der Fruchtknoten ausdehnt, feuchte Witterung eintritt, oder der Stamm fleißig begoſſen wird. Wenn Ueberfluß der Säfte in dieſem Zeitpuncte verurſachte, daß die kleinen Früchte abfallen, ſo wäre dieſe letztere Erfahrung nicht zu erklären. Dennoch geſtehe ich ſehr gern, ſagt Herr von Eſſen, dem die vorſtehenden Bemerkungen angehören *) daß auch die erſtere Meinung nicht gleich allen Widerſpruch ausſchließt. Folgendes mag zur Erläuterung dienen: In den letzten Tagen des vorigen Märzmonats, pflanzte ich eine beträchtliche Anzahl gut bewurzelter Obſtpyramiden, deren Holzzweige auf zwey oder drey Augen verkürzt, die Fruchtſpieße aber geſchont wurden. Mehrere von ihnen, beſonders Aepfel- und Pflaumenbäume, haben jetzt, den 2ten Junius, zehn bis zwanzig Stück Früchte, von der Größe kleiner Haſelnüſſe, und dabey ſchon ſo ſtarken Holztrieb, daß die diesjährigen Zweige meiſtens eine Länge von acht bis zehn Zoll halten. Das nothwendige Abnehmen der meiſten Früchte hat den Holztrieb natürlich noch ſehr befördert. Auch ohnedies war er ſehr mächtig, und ſchadete doch nicht

*) S. Allg. Teutſch. Garten-Magazin. 1806. S. 142 ff. Der Ringelſchnitt.

der Erhaltung der Früchte, denn alle die ich abpflückte, waren ſo vollkommen und geſund als möglich. Das Zurücktreten des Saftes ſchadete in dieſer Rückſicht eben ſo wenig; denn, wie aus der vorhergehenden Angabe folgt, die Zweige, an denen die Früchte hingen, ſind kaum drey Zoll vom Stamme entfernt, und dieſer iſt nur zwey bis drey Fuß hoch, ſo daß die Nahrung wohl bloß von unten herbeygeführt wird, da die Bäume faſt gar kein Oberholz behalten haben. Solche ganz kleine und junge Stämme zeigen gerade den ſtärkſten Trieb jeder Art, welcher durch ſcharfes Beſchneiden mit Fleiß hervorgelockt wird, und ſie geben alſo zur Unterſuchung der vorliegenden Sätze die tüchtigſten Subjecte ab. Vielleicht laſſen ſich dieſe und manche andere ſcheinbare Widerſprüche am leichteſten heben, wenn man annimmt, daß die Bäume im Anfange des Jahres, faſt allein auf Frucht, und erſt ſpäter, wenn nähmlich das Laub ſich entwickelt, auf Holz treiben. Zwiſchen dieſen beyden Perioden wäre ein kurzer Stillſtand, eine durch das Anſetzen der Früchte bewirkte Schwäche, während welcher der Baſt ſich nicht löſet, die neuen Früchte aber deſto häufiger abfallen. In dieſem Zeitraume wäre der Ringelſchnitt vorzunehmen, deſſen Nutzen ſich alsdann auf die von Hrn. Thouin angegebene Weiſe ſehr gut erklären ließe. Jene Hypotheſe gewinnt an Glaubwürdigkeit, da wir wiſſen, daß in der That die Fruchtknoſpen ſich meiſtens früher und ſchneller entwickeln, als die Blattknoſpen. Uebrigens iſt es auch im thieriſchen Körper etwas Bekanntes, daß die Natur, nach einer kurzen und mäßigen Schwächung ſtärkeres Wachsthum und größeren Zufluß der Säfte folgen läßt. So werden Leute nach einem Fieber oder ande=

anderen ſchwächenden Krankheiten nicht ſelten geſunder und fetter als vorher; ſo dient im Orient das Aderlaſſen zum Mittel, um die als Schönheit geprieſene körperliche Fülle zu befördern, und die engliſche Maſtwirthſchaft lehrt aus ähnlichen Gründen, das Vieh, welches durch Arbeit oder geringeres Futter etwas zurückgekommen iſt, gerade am ſchnellſten und leichteſten fett werden kann.

Statt unfruchtbarer Hypotheſen, fährt Hr. v. E. fort, hoffe ich manchen Leſer zu Verſuchen mit dem Ringelſchnitte zu ermuntern, wenn ich etliche wichtige Fragen über dieſen Gegenſtand aufſtelle, deren Beantwortung wichtig iſt, aber nur durch fortgeſetzte Erfahrungen geſchehen kann. Ich rede hier, wie bisher, von dieſer Operation, als von einem Mittel, die Früchte an den Bäumen zu erhalten, und von den ſelteneren, vollkommenen Samen zu gewinnen.

Erſtens verdient es Aufmerkſamkeit, wie der Ringelſchnitt in der Folge wirkt? Welchen Einfluß hat er auf die Fruchtbarkeit und das Wachsthum des operirten Individuums, im zweyten und in den ſpäteren Jahren? Iſt es nothwendig oder rathſam, ihn alljährlich zu wiederholen? Wie oft darf oder muß dieſes geſchehen? Aus dem vorhergehenden Berichte ſcheint es, als wäre der Ringelſchnitt ganz und gar nicht ſchädlich, aber auch für die folgenden Jahre ohne beſonderen Nutzen, es ſey denn, daß er wiederholt werde.

Zweytens fragt es ſich, ob und in welchen Fällen es dienlicher iſt, den ganzen Stamm oder einzelne Aeſte einzuſchneiden. Möglich, daß der Schnitt am Umkreiſe des Stammes, ohne dieſen in Gefahr zu bringen, auf mehrere Jahre

Dienſte thut, vielleicht iſt aber auch ein etwas breiterer Schnitt an einzelnen Aeſten zu dieſem Zwecke hinreichend?

Drittens wäre die günſtigſte Jahreszeit zu dieſer Unternehmung zu erörtern, oder beſtimmter, der Grad von Entwickelung, den die Knoſpen und Früchte erreicht haben müſſen. Vermuthlich iſt dieſe Frage von allen die wichtigſte. Nach Hrn. Thouin dient die bey dem angeführten Roßkaſtanienbaume genannte Periode als Beyſpiel, und nicht ſowohl als allgemeine Regel. Der Harzfluß des Steinobſtes wird wahrſcheinlich bey dieſem einen anderen Moment vorſchreiben, als bey dem Kernobſte. Etliche Bäume werfen die Blüthen ab, andere erſt die ausgebildeten Früchte, worauf wohl auch Rückſicht zu nehmen iſt. Dann möchte wohl auch der Johannistrieb, wie bey dem Beſchneiden, ſehr in Betracht kommen, beſonders bey dem Steinobſte.

Viertens müßte man ausmachen, in welchem Alter des Baumes ihm mit dem Ringelſchnitte am beſten geholfen wäre? Ob etwa in der Jugend, wo alle Wunden am ſchnellſten vertheilen, oder wenn er erſt recht tragbar wird, wenigſtens häufig blüht?

Fünftens wäre die Probe wichtig, ob die Operation überhaupt die Fruchtbarkeit der Bäume beſchleunigt, oder bloß an ſolchen die Früchte erhält, welche bereits vor ſich zum Blühen willig ſind, aber nachher die Früchte fallen laſſen?

In einer öffentlichen Zeitung hat man den Ringelſchnitt als ein Mittel zur Veredlung der Obſtbäume angegeben, etwa wie das Pfropfen und Oculiren. Verſteht man, wie gewöhnlich, durch veredlen, auf einem ſchlechteren Stamme

eine beſſere Obſtſorte hervorbringen, ſo iſt, wie ſich aus dem Vorhergehenden ergiebt, der Begriff nicht richtig ausgedrückt. Das Pfropfen, Copuliren und Oculiren wird durch den Ringelſchnitt nicht überflüſſig, auch berechtigen keine von den bisher erwieſenen Thatſachen zu der Erwartung, auf dieſem Wege beſſere oder andere Sorten von Obſt zu erlangen, als der Stamm ohne dieſe Operation tragen würde. Zwar hatten die Früchte jener gelben Roßkaſtanie größere Schalen, vielleicht ſteht es alſo dahin, ob bey dem Kernobſte die fleiſchige Hülle des Samens, die man genießt, etwa auch an Größe gewinnen kann. Doch bezweifle ich dieſes, weil bey den älteren, an Obſtbäumen damit gemachten Proben, kein ſolcher Erfolg bemerkt worden, alſo gewiß auch keiner Statt gehabt hat.

Von der Anwendung des Ringelſchnittes zur Vermehrung ſeltener Bäume und Sträuche, ſagt Hr. v. E. kenne ich keine beſtimmte Erfahrung. Wo die Höhe des Stammes das gewöhnliche Ablegen hindert, verdient dieſe Methode doch wohl verſucht zu werden. Dann würde ich aber den Schnitt nicht nach dem Austreiben der Knoſpen, ſondern lieber vorher, oder kurz vor dem Johannistriebe unternehmen. Zweige vom letzten Jahre dürften die tauglichſten ſeyn, an denen der Schnitt unmittelbar unter einem Knoten zu machen wäre. Die Wunde müßte, um nicht zu ſchnell zu verheilen, etwa einen halben Zoll breit ſeyn, und mit Moos, das mit Baumkütte oder Lehm umgeben, und ſtets feucht gehalten würde, gut verbunden werden. Eine Bedeckung von Scherben oder Holzſpähnen dürfte zweckmäßig ſeyn, damit nicht Regen und Wind den Verband wegnähmen. Daß der Zweig auf ähnliche

Weiſe

Weiſe Wurzeln treibt, iſt ſchon durch die Erfahrung bewährt. Es iſt aber ſchwer, den richtigen Zeitpunkt zu treffen, wenn er ſo weit bewurzelt iſt, daß man ihn vom Mutteraſte abſchneiden und für ſich auspflanzen darf. Viele Bäume, und gerade am eheſten die, welche ſich nicht wohl aus Stecklingen ziehen laſſen, geben bey dieſer Vermehrung, nur Pflanzen von ſchwachem Wuchſe und kurzer Dauer. Die beſſere Weiſe bleibt doch wohl immer bey ſolchen Gewächſen die Anzucht aus Samen, und das Veredeln auf nahe verwandte Stämme von gemeineren Arten.

So einleuchtend die Nützlichkeit des Ringelſchnittes nach den vorſtehenden Wahrnehmungen auch iſt, ſo verdient die Sache dennoch auch von ihrer mißlichen Seite erwogen zu werden, und ich glaube den Leſern deshalb die Unterſuchungen eines ungenannten Verfaſſers in dem angeführten Garten-Magazin, 1806. S. 150 ff. nicht vorenthalten zu dürfen. Er läßt ſich über das Abſchälen der Rinde der Bäume, als Beförderungsmittel der Fruchtbarkeit derſelben betrachtet, folgendermaßen aus:

Neuerdings iſt das Schälen der Bäume als Beförderungsmittel der Fruchtbarkeit derſelben zur Sprache gekommen, und man findet hierüber gemachte Beobachtungen und Bemerkungen von Hrn. Oberkämmerer Spitz, in Erfurt, im dritten Bande der Abhandlungen der Akademie nützlicher Wiſſenſchaften zu Erfurt (1804). Hr. Spitz hatte den Verſuch an zwey Aepfelbäumen gemacht, die im Junius abgeſchält wurden und wovon der eine im folgenden Monate bey der Oeffnung des Verbandes eine friſche geſunde Rinde angeſetzt hatte; der andere hingegen, der vor der Operation brandig war, hatte zwar auch wieder eine neue Rinde angeſetzt, aber

an dem Orte, wo der Brand war, befand ſich der ſchadhafte Fleck in nicht viel beſſerem Zuſtande; beyde blüheten aber ſtark und verſprachen eine Menge Früchte. Schädliche Witterung im Frühjahre vernichtete die letztere Hoffnung; demohngeachtet lobt aber Hr. Spitz den guten Erfolg der Operation in Rückſicht auf Kräfte und Stärke des Baums gar ſehr: die Früchte der operirten Bäume, die er der Akademie vorzeigte, waren größer als vorher, und auch das Laub war dunkelgrüner, friſcher und glänzender. — Dieſe Reſultate, die keinesweges zu bezweifeln, ſondern in einzelnen Fällen wohl möglich ſind, könnten nun Manchen, dem die Abhandlungen der Akademie zu Geſichte kommen, verleiten, ſeine Bäume ebenfalls auf dieſe Art fruchtbarer und jünger machen zu wollen. Das letztere iſt ein Wunſch, der Niemand zu verdenken iſt; indeſſen iſt es doch auch nöthig, die Art, wie dieſes geſchehen ſoll, vorher genauer zu beleuchten. Es fragt ſich daher:

1) Nach welchen phyſiſchen Gründen wird durch das Schälen der Bäume, die Fruchtbarkeit derſelben befördert?

Die Unfruchtbarkeit der Bäume (gänzlicher Mangel an Befruchtungswerkzeugen (Blüthen); denn wenn dieſe ſich zeigen, und wenn ſie auch in der Folge abfallen, ohne Früchte zu bringen, ſo heißt das nicht Unfruchtbarkeit, ſondern der Grund davon liegt in etwas anderem; auch kann es nicht Unfruchtbarkeit genannt werden, wenn ein, ſonſt fruchtbar geweſener Baum, nun aus Mangel an Kräften, wegen Alter, Krankheit ꝛc. in ſeiner Fruchtbarkeit nachläßt) iſt faſt nie eine wirkliche Krankheit derſelben, ſondern ſie hat vielmehr ihren Grund in einem Uebermaße an Kraft und Thätigkeit der Saftgefäße des Baumes, und findet ſich am häufigſten bey jungen vollwüchſigen Bäumen. Die Bewegung der Säfte iſt hier zu ſtark; ſie gehen zu ſchnell fort und ohne ſich in den Organen des Baumes zur Bildung der Fruchtaugen aufzuhalten. Daher iſt der Wachsthum eines ſolchen Baumes geil; ſeine jährlichen Triebe ſind lang; die Augen ſetzen ſich weit auseinander, und es entſtehen keine Fruchtaugen, weil der Saft zur Bildung derſelben nicht genug aufgehalten, und daher nicht genug bearbeitet wird. — Wenn alſo

Mit-

Mittel angewendet werden, die die raſche Bewegung des Saftes hemmen, ſo wird dadurch die Fruchtbarkeit eines ſolchen Baumes befördert. Zu dieſer Abſicht empfahl ſchon Hr. Pf. Chriſt in ſeinem Handwörterbuche der Obſtbaumzucht S. 421, unter mehreren Mitteln das Abſchälen der Rinde des Baumes; aber nicht, wie Hr. Spitz will, den ganzen Schaft auf einmal, ſondern jährlich ſoll nur von unten nach oben, am Schafte des Baumes 1 Fuß Rinde abgelößt werden. *) Ob nun aber durch dieſe Mittel auch die Geſundheit und die Dauer des Baumes befördert; oder ob nach Hr. Spitz Meinung ein alter kranker Baum dadurch verjüngt: das heißt kraftvoll und dauerhaft gemacht wird? das iſt eine andere Frage.

2) Iſt das Schälen der Bäume zur Beförderung der Fruchtbarkeit derſelben anzurathen und allgemein anwendbar?

Ich mag dieſe Frage nicht mit ja beantworten. Denn erſtlich: wer wollte es wagen und einen jungen ſchönen Baum einer ſo unſicheren Operation unterwerfen? Unſicher iſt die Operation ſchon deswegen, weil (wie auch Hr. Pf. Chriſt ſagt) alle Behutſamkeit angewendet werden muß, um das auf dem Holze ſitzende feine Häutchen nicht zu verletzen; überdieß iſt ſie äußerſt gewaltſam, und auch in dieſer Hinſicht unſicher. Wer die Functionen der Rinde in der Lebensökonomie des Baumes kennt: wer aus Erfahrung weiß, wie mancher ſchöne Baum nur durch einſeitige Beſchädigung der Rinde, durch Wild, Schaafe ꝛc. (wodurch doch der Umlauf des Saftes in der Rinde nicht gänzlich unterbrochen wird) abgeſtorben iſt, der wird an dieſer Behauptung nicht zweifeln und noch weniger auf dieſe Art ſeine Bäume fruchtbar machen wollen; es iſt nur zu bewundern, wie manche zärtliche Pomologen, die ſchon das 1½ Zoll tiefe Spalten des Baumes bei dem Pfropfen

*) Meinen Beyfall hat das Schälen der Bäume nicht: wenn aber doch geſchält werden ſoll, ſo würde ich Hrn. Spitzen's Methode jener des Hrn. Chriſt vorziehen; den dort wird der Baum nur ein für allemahl, hier aber wenigſtens 4 bis 5 Jahre lang jährlich verwundet.

pfen deſſelben eine Grauſamkeit nennen, nun gar von dem Abſchälen der ganzen Rinde: von der Beraubung des wichtigſten Organs des Baumes ſprechen konnten. Endlich iſt die Operation in Anſehung des bisherigen Erfolgs unſicher; denn die wenigen Beyſpiele davon ſind noch lange nicht hinlänglich, ſie allgemein zu empfehlen, und ſind noch viel zu jung, um auch die Geſundheit und Dauer eines ſolchen operirten Baumes verſichern zu können. Daß die Früchte jener zwey, von Hr. Spitz operirten Bäume größer und das Laub grüner war, als in den vorigen Jahren, das kann eine Folge von anderen Nebenumſtänden geweſen ſeyn; z. B. der Baum trug nur wenige Früchte, die Witterung war zur Erzeugung der neuen Rinde günſtig ꝛc. ꝛc. Ob aber in der Folge der Baum nicht an andern Krankheiten leiden wird, und ob unter veränderten Nebenumſtänden ſich immer derſelbe Erfolg zeigt? das ſind wieder andere Fragen. — Zweitens iſt das Abſchälen der Rinde bey alten und kranken Bäumen (zur Verjüngung derſelben, wie Hr. Spitz ſagt) ganz unanwendbar. Das Ablöſen der trockenen harten Borke an alten Aepfel- und Birnbäumen, bis auf die darunter liegende grüne Rinde, iſt zwar ein vortrefliches Mittel, ihre Kräfte zu heben und ſie vor mancher Krankheit zu bewahren; wollte man ſie aber ganz ſchälen, (das heißt, auch die unter der Borke liegende grüne Rinde bis auf den Splint ablöſen) ſo würde gewiß das Abſterben des Baumes früher oder ſpäter die Folge ſeyn. Denn wie mancher alte Baum lebt nicht nur noch in der Rinde?! und wenn man dem Schafte des Baumes auch dieſe nimmt, durch welches andere Organ ſollen die ſtarken Aeſte den nöthigen Zufluß des Saftes erhalten?! Alſo nur an jungen Bäumen kann unter gewiſſen günſtigen Umſtänden das Abſchälen der Rinde glücken; das heißt: es kann zuweilen möglich ſeyn, daß ſich eine neue Rinde erzeugt; aber auch in dieſem glücklichen Falle iſt ein guter Erfolg davon nicht zu verbürgen. — Endlich und drittens darf auch das Abſchälen der Rinde an Steinobſtbäumen (Kirſchen, Pflaumen, Pfirſchen, Abrikoſen) ſelbſt wenn die Bäume noch jung ſind, nicht vorgenommen werden; den hier würde in den meiſten Fällen Harzfluß und Brand entſtehen.

3) Sind beſſere und ſicherere Mittel zur Beförderung der Fruchtbarkeit des Baumes vorhanden?

Es fragt ſich vorher: Iſt es in Hinſicht auf Geſundheit und Dauer des Baumes erlaubt, einen jungen, vollſaftigen, hoffnungsvollen Baum, der nach den Regeln der geſunden Natur zuvörderſt ſeine Organe vollkommen ausbildet, und dann erſt auf Fortpflanzung ſeines Geſchlechts (Fruchtbarkeit) arbeitet, in ſeinem natürlichen Gange zu hemmen, um dadurch die Fruchtbarkeit deſſelben einige Jahre früher zu erzwingen? — Bey allen organiſchen Weſen finden wir in der Erfahrung den Satz beſtätigt: je früher der Fortpflanzungstrieb (die Fruchtbarkeit) erregt wird, deſto früher ſtellt ſich Alter und Kraftloſigkeit ein; und alſo auch hier. Ein junger Baum, der ſpäte Früchte bringt, wird ſie in der Folge deſto reichlicher und beſſer bringen, geſund bleiben und ein höheres Alter erreichen als ein anderer, der zur Fruchtbarkeit gezwungen wurde, ehe ſeine Organiſation vollendet war (Beyſpiele hierzu liefern uns der, der Natur überlaſſene hochſtämmige und der durch Kunſt behandelte Zwergbaum). Hier darf alſo gar nichts zur Beförderung der Fruchtbarkeit gethan werden, jene Raſchheit im Wuchſe, als Hinderniß der früheren Fruchtbarkeit, läßt mit den Jahren ſchon ſelbſt nach, und dann wird ein ſolcher kraftvoller vollkommener Baum in ſeiner Fruchtbarkeit ſich eben ſo thätig zeigen, als vorher ſeine Organiſationskraft thätig war, und länger dauern als ein andererer, der durch Kunſt zur früheren Fruchtbarkeit gezwungen wurde.

Wenn nun aber ein junger Baum ſich völlig organiſirt und das Alter erreicht hat, in dem man Fruchtbarkeit von ihm verlangen kann, und er bringt dennoch keine Früchte: dann muß man die raſche Bewegung ſeiner Säfte aufzuhalten und dadurch ſeine Vegetationskraft auf die Erzeugung der Fruchtknoten zu lenken ſuchen. — Das erſte und beſte Mittel hierzu iſt das ſogenannte Aderlaſſen des Baumes. Es wird nähmlich in die Rinde des Schaftes, vom Wurzelſchopfe an bis unter die Aeſte des Baumes, mit der ſcharfen Spitze des Gartenmeſſers ein Einſchnitt bis aufs Holz gemacht, wobey aber

das

das letztere ſo viel wie möglich nicht beſchädigt werden darf; man macht dieſen Einſchnitt am beſten an der Morgenſeite des Baumes, weil an der Mittags-ſeite die Sonnenſtrahlen, und an der Abend- und Mitternachtsſeite Wind und Wetter einen nachtheiligen Einfluß auf die offene Wunde haben können; die beſte Zeit dazu iſt das Frühjahr, wenn der Saft im Baume flüſſig wird und die Knoſpen anzuſchwellen beginnen. — Den Erfolg des Einſchnitts haben nun viele ältere und neuere Pomologen in einen Ausfluß des Saftes geſetzt; daher mag auch die Operation den Nahmen Aderlaß bekommen haben. Sie glaubten, indem dem Baume dadurch ein Theil ſeines überflüſſigen Saftes entzogen würde, ſo würde nun deſſen Wachsthum aufgehalten und dadurch die Fruchtbarkeit befördert. Dieſe Meinung iſt aber zum Theil irrig; denn es fließt bey dem Einſchnitte auch nicht ein Tropfen Saft aus der Wunde, und wir müſſen uns ſeine Wirkung auf Fruchtbarkeit des Baumes vielmehr folgendermaßen denken: Durch die gemachte Wunde wird die Thätigkeit der Saftgefäße in der Rinde am Schafte zur Verheilung derſelben gereizt, und durch dieſen Reiz wird der ſtarke Zufluß der Säfte nach den Aeſten und Zweigen des Baumes aufgehalten, und alſo ihr Trieb zum Wachsthume und Erzeugung neuer Holzzweige gemindert; die Natur eilt, ihren Regeln getreu, die gemachte Wunde zu verheilen, ſie verwendet alſo einen Theil der Kraft und Säfte des Baumes vorzugsweiſe hierher, indeſſen der ſtarke Antrieb der Säfte nach Aeſten und Zweigen, und alſo auch der geile Wachsthum derſelben gemindert wird. Die Säfte halten ſich nun in den Zweigen länger auf, nehmen daher eine conſiſtentere (mehr bearbeitete) Beſchaffenheit an, und ſo erzeugt ſich das Fruchtauge. Dieſe Theorie entſpricht auch der Erfahrung; denn die Wunde verheilt nicht nur im erſten Jahre vollkommen wieder, ſondern es bildet ſich in derſelben auch ein Streif neuer Rinde (alſo Verlängerung derſelben), der wenigſtens ½ Zoll breit iſt und hinlänglich beweiſt, daß hier vermehrte Thätigkeit, vermehrter Zufluß (nicht Abfluß) der Säfte war; dagegen werden die jungen Holztriebe im 1ſten Jahre nach der Operation kürzer, die Augen ſtehen an ihnen

gedrängter, und es erzeugen ſich Fruchtaugen. — Die Operation iſt dem Baume durchaus nicht ſchädlich; denn die Wirkung derſelben, Ableitung des Organiſationstriebes der Aeſte und Zweige (Verminderung des Wachsthums derſelben) dauert nur im erſten Jahre; in den folgenden Jahren iſt das Gleichgewicht nicht nur vollkommen wieder hergeſtellt, ſondern der Baum wächſt noch freudiger als vorher, weil ſich durch die Operation mehr Rinde und alſo auch mehr Saftgefäße erzeugt haben; den Beweis davon giebt die auffallende Zunahme des Schaftes am Umfange. — Vorzüglich anwendbar iſt der Einſchnitt in die Rinde (nähmlich in der Abſicht die Fruchtbarkeit zu befördern) an jungen Aepfel und Birnbäumen; weniger und nur mit der Rückſicht, daß der Baum jung und übrigens geſund iſt, an Kirſch- und Pflaumenbäumen, und am wenigſten bey den Pfirſch- und Aprikoſenbäumen. Bey den letzteren und an alten und kranken Kirſch- und Pflaumenbäumen, entſteht dadurch leicht Harzfluß und Brand.

Ein zweytes Mittel zur Beförderung der Fruchtbarkeit der Bäume erfand der Engländer Keane Fitzgerald, ſchon vor 40 Jahren; verſchiedene Verſuche, die er damit gemacht hatte, *) überzeugten ihn von der Nutzbarkeit deſſelben. Es beſteht darinn: daß man an einem oder mehreren Hauptäſten des jungen, ſchnellwüchſigen und daher unfruchtbaren Baumes, zwey Zirkelſchnitte rund um den Aſt herum, bis aufs Holz macht, die 2 — 3 Zoll von einander entfernt ſtehen; von einem Zirkelſchnitte zum andern werd ein Schnitt nach der Länge gemacht. Dieſes ausgeſchnittene Stück Rinde wird nun mit Hülfe des beinernen Inſtruments am Oculirmeſſer behutſam gelüftet und abgelöſt, und die offene Wunde, ſo wie das abgelöſte Stück Rinde durch eine Bedeckung von dem Zutritt der äußern Luft geſchützt. Nach einer Viertelſtunde wird die abgelöſte Rinde wieder ſo genau wie möglich auf die Wunde gelegt, und die ganze Stelle mit Baſt etwas feſt zuſammen gebunden

*) Ein Auszug davon, aus dem neuen Bremer Magazine findet ſich im 2ten Bande der Gartenzeitung, S. 302.

bunden. Nach Fitzgerald's Beobachtungen war nach 4 Wochen die Rinde über und unter dem Verbande angeſchwollen und die Wunde ſchön zugeheilt. — Dieſes Mittel wirkt auf die nähmliche Art wie das vorige, nur aber ſtärker; denn dort wird nur die Thätigkeit der Saftgefäße zur Verheilung der Wunde gereizt; hier wird aber auch noch der Umlauf *) des Saftes, durch das Ablöſen der Rinde im ganzen Umfange des Aſtes, auf eine Zeitlang gänzlich unterbrochen. Der Zufluß des Saftes aus dem Stamme nach den Aeſten, ſo wie der Abfluß deſſelben aus den Aeſten nach dem Stamme, iſt gehemmt; hierdurch wird theils der geile Wachsthum der letztern eine Zeitlang gehindert, und anderntheils werden die im Aſte befindlichen Säfte aufgehalten und zur Erzeugung der Fruchtaugen zubereitet. — Gemindert wird dieſes Mittel dadurch, daß man nur die zwey Zirkelſchnitte macht, ohne die Rinde abzulöſen.

Ein drittes Mittel zur Beförderung der Fruchtbarkeit der Bäume iſt das Schnüren derſelben. Eine hanfene Schnur wird an jungen Bäumen um den

 Schaft

*) Einer unſerer geſchätzteſten neueren Pomologen verwirft den Umlauf der Säfte, und ſagt: „Die Säfte, die dem Baume durch Wurzel und Blätter zugeführt werden, gehen nur vorwärts nie rückwärts"; das läßt ſich nicht anders erklären, als die durch die Blätter aufgenommenen Säfte gehen nur herunter nach der Wurzel, und die durch die Wurzel aufgenommenen Säfte nur aufwärts nach den Aeſten und Blättern des Baumes. — Dieſe Theorie iſt nun zwar ſehr einfach, aber es läßt ſich ihr Manches entgegenſetzen, das die Richtigkeit derſelben wankend macht. — Daß Säfte im Baume heruntergehen, das bezweifelt Niemand; aber es fragt ſich: ob die heruntergehenden Säfte nur diejenigen ſind, die von den Blättern aufgenommen wurden; oder ob nicht auch die aus der Wurzel aufgeſtiegenen Säfte, nachdem ſie im Baume auf uns unbekannten Wegen zubereitet und mit den aufgenommenen Säften der Blätter vermiſcht worden ſind, wieder herunter zur Wurzel gehen? Es fragt ſich ferner: ob die heruntergehenden Säfte nicht nach einer im Wurzelſchopfe des Baumes geſchehenen Vermiſchung, Zubereitung und Veränderung wieder aufwärts ſteigen? — daß eine Vermiſchung der Säfte im Baume vor ſich gehen muß, das wird unter andern ſchon dadurch bewieſen

Schaft (oben unter den Aeſten), und an ältern Bäumen um die Aeſte derſelben gelegt und ſcharf angezogen. Die Schnur bleibt ſo lange daran, bis ſich über und unter derſelben ein Wulſt bildet. — Dieſes Mittel iſt am wenigſten gewaltſam, aber auch nicht immer von Erfolg.

Wenn ein Baum, der ehemahls fruchtbar war, nun in ſeiner Fruchtbarkeit nachläßt: ſo iſt es entweder eine natürliche Folge des Alters, oder der Baum erſchöpfte ſeine Kräfte durch vorhergegangene übermäßige Fruchtbarkeit. — Wirkliche Krankheiten, z. B. Harzfluß, Krebs, Brand ꝛc. ſind ſelten die Urſachen der ceſſirenden Fruchtbarkeit; die Erfahrung hat im Gegentheil gelehrt, daß ein kranker Baum weit mehr Blüthen (wenn auch nicht immer Früchte) bringt, als ein geſunder, und daß die übermäßigen Blüthen eines ſolchen Baumes, immer die Vorboten ſeines nächſten Abſterbens ſind. — Wenn alſo Alter die Urſache der nachlaſſenden Fruchtbarkeit iſt, ſo iſt es am beſten, den alten Baum auszurotten, und ſeine Stelle mit einem jungen zu erſetzen. Hat hingegen der Baum ſeine Kräfte durch vorhergegangene über-

wieſen: daß die heruntergehenden Säfte mit den aufſteigenden Säften von gleicher Natur ſind, was aber ohne Vermiſchung derſelben nicht der Fall ſeyn könnte; denn daß die Blätter andere Stoffe aus der Luft aufnehmen, als die Wurzeln in der Erde, das wird Niemand bezweifeln. Daß nun aber die heruntergehenden und aufſteigenden Säfte gleicher Natur ſind, das beweiſt das eingeſetzte Oculirſchild; es wächſt an, und kömmt fort, es mag der Einſchnitt in die Rinde des Stammes wie ein gerades T, oder wie ein verkehrtes ⊥ gemacht worden ſeyn; das heißt: die Säfte mögen dem Oculirſchilde von oben herunter oder von unten hinauf zugeführt werden. — Wir ſind überhaupt über den Gang der Säfte in den Pflanzen noch ſehr im Dunkeln, und alles, was wir davon wiſſen, ſind nur Fragmente und Muthmaßungen, womit wir das Fehlende zu ergänzen ſuchen. So lange wir alſo damit noch nicht ins Reine ſind, ſo lange mag es auch wohl erlaubt ſeyn, das Auf- und Abſteigen der Säfte im Baume einen Umlauf derſelben zu nennen; freylich darf man ſich dabey nicht einen Kreislauf wie im thieriſchen Körper denken!

übermäßige Fruchtbarkeit erſchöpft, ſo laſſe man ihn vorerſt einige Jahre in Ruhe; ſtellt ſich hierauf die Fruchtbarkeit nicht von ſelbſt wieder ein, ſo mache man die oben angegebenen Einſchnitte, aber nicht in den Stamm, ſondern in die Rinde der Aeſte; und hilft auch das nicht, ſo iſt alsdann die in No. 8. des 2ten Jahrgangs dieſes Gartenmagazins S. 319 angegebene Umpfropfung des Baumes, das beſte Mittel.

Alle übrigen, hie und da in Schriften angegebenen Mittel zur Beförderung der Fruchtbarkeit, z. B. das Drehen der Aeſte wie eine Weidenruthe, daß ſie ſich nach der Länge etwas ſpalten; das Abknicken der langen Fruchtruthen, ſo daß die Hälfte daran hängen bleibt; das Umgraben und Verſtutzen der Wurzeln; das Spalten derſelben ꝛc. ſind lauter Mittel, die zwar den Umlauf des Saftes hemmen, aber auch den Baum um ſeine Geſundheit bringen.

Ringelſchole, der Nahme einer Schneckenart, Nautilus Fascia L.

Ringelſchraube, eine Art der **Mondſchnecken**, Turbo annulatus L.

Ringelſchwanz, I. eine Art Tauben mit einem Ringel auf dem Schwanze. II. Nahme einer langgeſchwänzten Pavianart. Penn. Syst. Quadr. p. 121. n. 89.

Ringelſchwein, ſ. im Art. **Ringeln**.

Ringelſperling, ein Nahme des **Feldſperlings**, Fringilla montana. S. im Art. **Sperling**.

Ringelſpinne, Aranea corollata L.

Ringelſchpinner, Phalaena Bombyx neustria, ſ. **Ringelraupe**, und die dort nachgewieſene Stelle.

Ringelſtute, ſ. im Art. **Ringeln**.

Ringeltaube, Columba Palumbus Linn. ſ. im Art. **Taube**.

Ringeltorf, der in Ringeln aufgeſetzte Torf. S. **Ringtorf**.

Ringelträger, eine Art der Rüßelkäfer, Curculio annulatus L.

Ringelvogel, Phalaena Bombyx neustria, ſ. **Ringelnachtfalter**, im Art. **Raupe**, Th. 121, S. 173.

Ringelwanze, Cimex annulatus.

Ringelwespe, Vespa annularis.

Ringelwuchs, ſ. im Art. **Ringelſchnitt**.

1. **Ringen**, ein regelmäßiges actives Zeitwort, mit einem oder mehreren Ringen verſehen. **Einen Baum ringen**, im Forſtweſen, die Rinde rings um denſelben abſchälen. S. auch **ringeln** und **Ringelſchnitte**.

2. **Ringen**, ein unregelmäßiges Zeitwort, das I, als ein Neutrum heftige, mit Bemühung, das Hinderniß zu überwinden, verbundene Bewegungen machen, bedeutet. Das waren die Gefahren, mit welcher er **ringen** mußte. II. Als ein Activum, im Kreiſe herum drehen, doch nur von biegſamen Körpern, und mit dem Nebenbegriffe der angeſtrengten Kraft; z. B. **Wäſche ringen. Die Hände ringen.** Davon das **Ringen**.

Von dem **Ringen**, als Kampfſpiel betrachtet, wird im Art. **Leibesübungen**, Th. 72, S. 491. 744. gehandelt.

Ringens corolla, ſ. **Rachenblume**, Th. 120, S. 271.

Ringer, derjenige, welcher mit einem andern ringet. S. im Art. **Leibesübungen**, Th. 72, S. 491 ff.

Ringerige, eine feine ſchwarze Siegelerde, welche man in Norwegen bricht.

Ringerung, Valvatio, im Münzweſen, eine Verſchlechterung der Münzen, entweder nach ihrer innerlichen Güte an Schrot und Korn, durch

Ver=

Vermehrung des Zuſatzes, oder Abbruch am Gewichte, oder nach ihrem äußeren Werthe durch Valvation und Abſetzung, wenn ſie entweder auf einen geringeren Werth geſetzt, oder gar verrufen wird. Im Art. **Münze**, Th. 97. ſind alle dieſe Fälle ausführlich berückſichtiget worden.

Ringfinger, derjenige Finger, an welchem man gewöhnlich den Ring zu tragen pflegt, welches nach jetzigem Gebrauche der vierte, oder der nächſte an dem Kleinen iſt.

Ringfuß, Ringelfuß, Ringelgeſchwulſt an der Hufkrone, Kranz, wird die Geſchwulſt genannt, welche an der Krone des Hufes in den weichen Theilen entſteht, entweder durch eine Entzündung dieſer ſelbſt erregt wird, oder die Folge von der Rehkrankheit iſt. Für ſich allein entſtanden hat ſie wenig zu bedeuten. Lauwarme Bähungen von Hollunderblüthen-Abkochung mit Biereſſig ſind allein hinreichend. Mit der Rehkrankheit verbunden muß ſie vorſichtiger behandelt werden, worüber der Art. **Rehe**, Th. 121, S. 693. fl. nachzuſehen iſt.

Ringfutter, ein Futteral, Fingerringe darin zu verwahren.

Ringgebläſe, wird die Einrichtung zum Treiben der Blaſebälge genannt, welche mit Krummzapfen, Feldgeſtängen und Winkarmen gemacht wird, und dadurch ſeine Wirkung auf eine weite Entfernung von der Radwelle äußern kann, wenn kein ſehr ſtarkes Gebläſe erforderlich iſt, wie bei Zain- und Nagelhammerherden und bei Treibeofen 2c.

Ringhorn, ein Nahme der verſteinerten **Trompeten-Schnecken**, die man auch **Bucciniten** nennt. Dieſer Nahme iſt wahrſcheinlich bloß

durch Schreib- oder Druckfehler aus **Rinkhorn** entſtanden.

Ringhuf, gereifter Huf, diejenigen Hufe, wo die äußere Schale entweder mit erhabenen vorſtehenden, oder vertieften Streifen, ſtatt glatt und eben zu ſeyn, widernatürlich geſtaltet iſt. Selten entſteht dieſer Fehler von Natur, ſondern meiſtens nach einer vorhergegangenen Hufkrankheit, vorzüglich aber nach der Rehe, wenn die innern weichen Theile ſich verzehren, und der Schale ihr Nahrungsſtoff entzogen wird. Dadurch trocknet das Horn zuſammen, zieht ſich nach innen zu, und bringt die widernatürliche Geſtalt zum Vorſchein. Zu heilen iſt dieſes Gebrechen nicht, bringt aber bey gemeinen Pferden auch ſelten Nachtheil. Pferdehändler laſſen dieſe Reifen oft mit der Raſpel ebnen und mit Huffalben überſtreichen um ſie unſichtbar zu machen; allein man erkennt ihre Gegenwart bald an der Geſtalt des Hufes ſelbſt, welche ſie nicht verändern können, indem dieſer die runde Erhabenheit nicht mehr hat, ſondern breiter, und gleichſam nach vorne zu tiefer iſt. Beym Beſchlagen dieſer Hufe muß man ſehr wenig ausſchneiden, die Eiſen niedrig machen, und die Nägel vorſichtig einſchlagen, um nicht die Fleiſchſohlen zu verletzen.

Ringknorpel, der ringförmige Knorpel welcher den Kopf der Luftröhre umgibt.

Ringknorpelmuſkeln, die an demſelben befindlichen Muſkeln.

Ringkragen, ein ſilbernes Schild, welches die Offiziere bey manchen Armeen, wenn ſie im Dienſte ſind, an einer Schnur auf der Bruſt tragen; ein Ueberbleibſel des Kragens an einem Harniſche, welcher rings um den Hals ging, und die Bruſt deckte.

Ringkragen, iſt auch der Nahme eines Vogels, und zwar einer Art der Fliegenfänger, Muscicapa torquata L.

Ringkugel, Armillarſphäre, Sphaera armillaris, Sphère armillaire. Ein Werkzeug aus verſchiedenen Reifen oder Ringen (armillis), welche die Kreiſe der Himmelskugel auf eine ähnliche Art darſtellen. Die Ringkugel hat gleiche Abſicht mit der künſtlichen Himmelskugel; nähmlich ein Modell des ſcheinbaren Himmels abzugeben; beyder Werkzeuge Unterſchied beſteht nur darinn, daß die Himmelskugel maſſiv iſt, und daher auf der Oberfläche auch die Sternbilder enthalten kann, da die Ringkugel blos die Kreiſe zeiget. Dagegen gewährt die Letztere den Vortheil, daß man in das Innere ſehen, und daſelbſt die Erdkugel mit ihren Kreiſen darſtellen kann, wodurch die Erſcheinungen an der hohlen Kugelfläche ähnlicher nachgeahmt werden.

Die alten Aſtronomen gebrauchten ſolche Ringe oder Armillen zu wirklichen Beobachtungen. Sie wurden in die Lage der Kreiſe am Himmel, z. B. der Ekliptik, gebracht, und das Auge in ihren Mittelpunkt geſtellt. So maßen die alexandriniſchen Aſtronomen Längen und Breiten der Geſtirne auf Zodiakalarmillen. Erſt Ticho de Brahe hat ſtatt dieſer unvollkommnen Methoden beſſere eingeführt.

Fig. 7143. zeigt die Einrichtung der Ringkugel. Der Horizont A B ruht auf dem Fußgeſtell, und auf ihm ſteht ſenkrecht der Mittagskreis R D Z M, der, wie bey der künſtlichen Himmelskugel, in zwey Einſchnitten des Horizonts, und einem Einſchnitte des Fußgeſtells, ſo ruht, daß man ihn verſchieben, oder andere Punkte deſſelben ins Zenith Z bringen kann. Dieſe

beyden Kreiſe machen die unbewegliche Sphäre aus.

Die beweglichen Kreiſe oder Ringe bilden mit einander eine Verbindung oder eine Art von Geſpärr, daß ſich um die Axe P R drehen läßt. Dieſe Linie ſtellt die Weltaxe P und R die beyden Pole vor. Man ſieht in der Figur vier größte Kreiſe: den Aequator, die Ekliptik und die beyden Koluren. Die Ekliptik iſt in derjenigen Stellung verzeichnet, in welcher der Kolur der Sonnenwenden mit dem Mittagskreiſe coincidirt, der Kolur der Nachtgleichen aber im Horizonte den Morgen- und Abendpunkt trift. Die Ekliptik iſt nicht, wie die übrigen Kreiſe, durch einen bloßen Ring dargeſtellt, ſondern ſie iſt mit der gehörigen Theilung in Zeichen und Grade auf die Mitte einer Zone von Meſſingblech gezeichnet, welche in der gehörigen Schiefe um die ganze Kugel herum geht, 17 $\frac{1}{3}$° breit iſt und den Thierkreis vorſtellt. Auf dieſer Zone hat man alſo wenigſtens denjenigen Theil der Kugelfläche wirklich, in welchem Sonne, Mond und Planeten jederzeit ſtehen müſſen; daher man den jedesmahligen Ort dieſer Himmelskörper nach Länge und Breite, aus den Tafeln oder Ephemeriden aufſuchen, und durch ein Zeichen auf der äußern, oder auch auf der innern hohlen Fläche der Zone bemerken kann. So leiſtet die Ringkugel für Sonne, Mond und Planeten völlig gleiche Dienſte mit der künſtlichen Himmelskugel.

Man bringt bey den Ringkugeln insgeſamt kleine Bilder der Sonne und des Monds an zwey Bügeln an, davon einer für die Sonne ſich um den Pol der Ekliptik drehen läßt, der andere aber für den Mond um einen Punkt, der von jenem um 5° abſteht, gewendet werden kann,

weil

weil der Pol der Mondbahn vom Pole der Ekliptik um das Maß des Neigungswinkels beyder Bahnen, d. i. um 5° abſteht.

Zu der Verbindung der Ringen gehören noch vier kleinere mit dem Aequator parallellaufende Kreiſe, die beyden Wendekreiſe, und die beyden Polarkreiſe. Die erſtern ſtehen vom Aequator $23\frac{1}{2}$°, oder um die Schiefe der Ekliptik, ab; die letztern gehen durch die beyden Pole der Ekliptik.

Endlich ſetzt man auch auf die Ringkugel einen **Stundenring** oder **Stundenzirkel** (Roſette), wie auf die Himmelskugel. Er iſt auf dem Mittagskreiſe feſtgemacht, in 24 Stunden abgetheilt, und hat ſeinen Mittelpunkt im Pole der Kugel P. wo das Ende der Axe P R herausgeht. An dieſes Ende wird ein Zeiger geſteckt, der ſich mit der ganzen beweglichen Kugel zugleich umdreht, und während einer Umdrehung alle 24 Stunden der Theilung durchläuft.

Da alſo die Ringkugel die vornehmſten Kreiſe der Himmelskugel enthält, und ſelbſt von der Kugelfläche den Theil darſtellt, in welchem Sonne, Mond und Planeten jederzeit befindlich ſind, ſo ſieht man leicht, daß alles was vom Gebrauche der künſtlichen Himmelskugel gilt, auch vom Gebrauche der Ringkugel gelte, nur dasjenige ausgenommen, was die Fixſterne außer dem Thierkreiſe betrift, deren Stellen ſich hier, wo die Kugelfläche mangelt, nicht verzeichnen laſſen.

de la Lande Aſtronom. Handbuch; a. d. Frz. Leip. 1775. gr. 8. §. 100. S. 56. u. f.
Gehler's phiſikal. Wörterb. III. 716.

Ringler, eine Art großer Fliegen, Tipula annulrta L.

Ringlerche, ſ. im Art. **Lerche**, Th. 77, S. 195.

Ringmaß, bey dem Goldſchmiede, eine Menge meſſingener Proberinge, von allerley Größe, an einem Bügel. Auf jedem ſteht eine Zahl, welche auf ein Meſſingblech weiſet, worauf man die zu dem verlangten Ringe erforderliche Länge angegeben findet.

Ringmauer, eine Mauer, welche rings um etwas geht; **die Ringmauer einer Stadt**. In den Glashütten iſt es diejenige Mauer, welche dem Schmelzofen von außen einſchließt.

Ringmerle, ein Nahme der oben beſchriebenen **Ringdroſſel**.

Ringnagel, eiſerne, mit Ringen oder auch mit Löchern verſehene Nägel, welche unter andern in der Artillerie bey den Laffetten gebraucht werden.

Ring-onzel, ſ. **Ringdroſſel**.

Ringrennen, ein Ritterſpiel zu Pferde, wo mit der Lanze nach einem Ringe gerannt wird. S. im Art. **Leibesübungen**, Th. 72, S. 741.

Ringrinde, eine Verſteinerung aus der Gattung der **Seerinden**, welches eigentlich cellulöſe Korallengewächſe ſind, Flustra, Eschara.

Ringſchildknorpelmuſkel, ein Muſkel an dem Kopf der Luftröhre.

Ringſchmiede, auf den Eiſenwerken beſondere Arbeiter, welche aus **Ringſtäben** Ringe verfertigen, welche nachher mit Theer geſchwärzt, und zu dem Pferdegeſchirre gebraucht werden. Nur auf großen Eiſenfabriken werden dergleichen Ringe beſonders von eigenen Schmieden verfertigt. In Städten ſelten.

Ringſperling, Fringilla montana, **Feldſperling**, ſ. im Art. **Sperling**.

Ringſpiel, iſt ein rundes Bretchen, 3½ Zoll im Durchmeſſer, mit 8 kleinen Löchern und 6 ſeidenen Schnüren, 7 Zoll lang, verſehen, welche oben in einem Büſchel zuſammen gebunden ſind. Zwieſchen den zwey mittelſten Schnüren liegt ein Ring, welcher frey gemacht werden muß. Die Art, ſolches zu bewerkſtelligen, iſt folgende: Man führt die Schleife, welche in der Mitte bey dem Ringe iſt, nach und nach zu den 4 Löchern, welche an dem Rande des Bretes ſind, ziehet ſie von oben durch das Loch, und wirft die Kugel durch; ziehet die Schlinge wieder hinein, ſo befindet ſich die Schnur, welche erſt außerhalb des Ringes war, darin. Wenn dieſes mit allen 4 Schnürren geſchehen iſt, ſo kann man den Ring leicht durchſtecken und frey machen; man bringt ihn aber ſo wieder hinauf, wie man ihn hinunter gebracht hat.

Ringſpindel, bey den Drechslern, eine hölzerne Spindel mit einem Ringe, in welchen der Zapfen desStückes das man drehen will, befeſtigt wird.

Ringſtab, ſ. im Art. **Ringſchmiede**.

Ringſtein, in der Glashütte die auf der Bank in die Höhe gerichteten Platten, welche mit den Brandſäulen, an die ſie ſtoßen, ein Viereck bilden, und beynahe die Höhe der Schmelzhofen haben, zwiſchen welchen ſie auch ſtehen.

Ringtau, oder **Stopper des Ankertaues**, ſ. **Stopper**.

Ringtaube, **Ringeltaube**, Columba Palumbus, ſ. im Art. **Taube**.

Ringuhr, 1, eine Uhr in einem Ringe. 2, Eine ringförmige Sonnenuhr.

Ring⸗ und Taſchenbeſchlägmacher, hieß in Nürnberg ein geſperrtes, und früher ein geſchenktes Handwerk, welches Beutelringe und

Schlöſſer

Schlöſſer an die Taſchen, nebſt verſchiedenen andern Arbeiten machte. So lange Manns- und Frauensperſonen Beutel und Ringe von ihrer Arbeit trugen, waren ſie ſehr in Blüthe. Zu Anfange des 18ten Jahrhunderts verlohren ſie ſich. Ihr Meiſterſtück beſtand in drey Beutelringen, nähmlich 1) einem Ringe zu einer großen Jägertaſche mit 3 Fächern, die mit 3 Schlüſſeln aufgeſperrt wurden, und doch hin und wieder noch verborgene Drücker und Reiber hatten. Er war aus 99 Theilen zuſammengeſetzt; welche ſich alle zerlegen ließen; 2) einen viereckigen Ringe zu einem Mannswehrgehänge; 3) einem ſechseckigen Ringe zu einem Weiberbeutel.

Ringwerfen, ſ. im Art. Leibesübungen, Th. 72, S. 743.

Ringwurm, in einigen Gegenden ein Nahme der **Flechte**, eines bekannten Hautausſchlages.

Ringzange, ſ. im Art. **Zange**.

Rink, **der**, bey den Jägern, ſ. **Pürzel**. S. auch **Rinken**.

Rinke, **die**, iſt eine eiſerne Klammer, welche an einem Trittſchämel des Blaſebalgs ſitzt, worin der Schurzhacken mit dem einen Ende, und mit dem andern im Gabelringe, welche auf dem Streifholze oder auf der Gabel ſitzen befeſtigt iſt.

Rinkelmacher, ehedem ein beſonderes Handwerk, welches von meſſingenem und eiſernem Drahte Ringe verfertigte, die von den Gürtlern verbraucht wurden. Als Meiſterſtück verfertigten ſie dergleichen Ringel nebſt den dazu gehörigen Werkzeug.

Rinken, **der** bey einigen auch der **Rink**, im gemeinen Leben einiger Gegenden ſtatt **Ring**. Insbeſondere 1) ein großer, breiter und dicker Ring, womit z. B. die Deichſel, Achſen ꝛc an

einem

einem Wagen beſchlagen werden. Dieſe Rinken bekommen in Abſicht auf ihren verſchiedenen Gebrauch mancherley Beynahmen, z. B. **Nabenrink**, der um die Nabe eines Rades gelegt wird; ferner **Speichenrinken**, **Stoßrinken**, **Deichſelrinken**, **Tragerinken**, **Schnabelrinken**, ꝛc. Auch wird um den Kopf eines ein zu rammenden Pfahls, damit derſelbe nicht ſpalte, ſondern den Schlägen der Ramme wird erſtehen können, ein **Rinken** geleget. 2) Das oberſte Glied an dem Schafte einer Säule, oder eines Pfeilers, welches die Rundung eines halben Zirkels hat, und auch **Stab** genannt wird. (S. auch **Reif**.) 3) Bey den Orgeln Riemen an den Spunden der äußerſten Theile eines Windkaſtens, womit dieſe verſchloßen werden, dieſe Spunde heraus zu ziehen, um zu den Ventilen kommen zu können, wenn etwas ſchadhaft iſt. 4) Der runde elaſtiſche Bogen, an welchen die beyden Klingen der Scheere eines Tuchbereiters geſchweißt ſind, und welcher das Auf- und Zumachen derſelben bewirkt. 5) Bedeutet es eben ſo viel als **Lochring**, bey den Schmieden und Schloſſern.

Rinkenſchmied, ſ. **Kettenſchmied**.

Rinkentuch, im Jagdweſen, Tücher, welche oben keine Maſchen, ſondern Ringe haben.

Rinkinken, nach dem Holländ. Rinkinken, Dän. Rinkinke, Schwed. Rinkinka, wird von zweyen Schiffen geſagt, die bey einem Sturme neben einander liegen, oder befeſtigt ſind, und ſich gewaltig ſtoßen oder ab und antreiben. Engl. To ſchiver.

1. **Rinne**, im Jagdweſen, ein aufgeſtelltes leichtes Garn mit einer Taube in deſſen Mitte, die Raubvögel damit zu fangen; auch **Rinnengarn**, **Stoßgarn**, S. im Art. **Netz**, Th. 102, S. 448.

2. Rinne, eine lange ſchmale Vertiefung, beſonders ſo fern Waſſer in derſelben rinnet, oder durch dieſelbe abrinnet. Bey der Zu- und Abwäſſerung hat man zweyerley Arten der Rinnen, nähmlich **Hauptrinnen** und **Rinnen** ſchlechtweg. Hauptrinnen giebt es vier: 1) der Anführungs- oder Anleitungs Canal; 2) der Einführungskanal; 3) der Ableitungskanal; 4) der Abführungskanal. Der einfachen Rinnen ſind 6: 1) Rinne der Wäſſerung; Ausladungsrinne; Röhrrinne; Wiedereinnehmungs- oder Sammlungsrinne; 5) Abzugsrinne; 6) Abtrocknungsrinne. Von den mancherley Rinnen anderer Art wollen wir hier noch folgender erwähnen.

1) Im Berg- und Hüttenweſen giebt es Rinnen von verſchiedener Beſchaffenheit und Einrichtung, die denn auch verſchiedene Benennungen haben, als **Geflůder**, **Stockrinne**, **Halbrinne**, **Spundſtücke**, **Schoßgerinne**, **oberſchlägige und unterſchlägige Rinne**, **Steinrinne** ꝛc. Das **Geflůder** iſt ein aus ſtarken Bretern oder Pfoſten gezimmertes Waſſergerinne, in welchem das Waſſer auf ein Rad geleitet wird. **Halbrinne** oder **Halbgerinne** iſt eine Waſſerleitung, welche aus Seiten von gehauenen Bäumen und einem breternen Boden beſteht. **Oberſchlägige** und **unterſchlägige** Gerinne findet man im Art. **Mühle**, beſchrieben. Von den übrigen hier noch erwähnten Arten wird an ihrem Orte im Buchſtaben S. die Rede ſeyn.

2) Bey den Säulen verſteht man unter Rinne eine Vertiefung nahe an dem äußern Rande der Kranzleiſte.

3) Bey den Minirern iſt es eine hölzerne Rinne, in welche die Zündwurſt gelegt und dann mit einem Brete bedeckt wird. Durch dieſe Rinne,

welche

welche auch **Trog** heißt, wird folglich das Feuer in die Minenkammer geleitet. S. im Art. **Minirkunſt.**

4) Im Schiffsraum ſind es angebrachte Abzüge, das eingedrungene Waſſer in den Schiffsbrunnen, und folglich in die Pumpen zu leiten.

5) Im Deichbaue hat man **Ablaßrinnen**, welche durch die Deichdämme zur Ableitung des Waſſers gelegt, und am beſten von Eichenholz gemacht werden. Am Deichende, welches das Haupt genannt wird, bleiben ſie ganz. Die offene Seite muß mit Pfoſten verwahrt und vertheeret ſeyn.

6) Bey den Tiſchlern ſind es Vertiefungen in einem Brete ꝛc. um einen andern Körper darin hin- und her zu ſchieben oder zu befeſtigen. Die erſten werden mit der Laubſäge gemacht, indem man zwey parallelen Linien des Streichmaßes folgt. Man ebnet ſie hernach mit der Raspel und der Seehundshaut. Wenn die Rinnen nicht durchbrochen ſind, und nach zwey, mit dem Streichmaße gezogenen Linien mit gewißen Hobeln verfertigt werden können, ſo gerathen ſie beſſer. Allein wenn dieſes nicht ſeyn kann, ſo muß man ſie mit einem Stämmeiſen aus freyer Hand machen, und ihre Tiefe nach dem vorher beſtimmten Maße, welches man oft von einem Ende zum andern führt, einrichten.

Es gibt auch **kreisförmige Rinnen.** Diejenigen, welche durchbrochen ſeyn ſollen, werden mit einer kleinen Stichſäge geöffnet, welche man nach zwey concentriſchen, mit dem Zirkel verfertigten Zirkellinien leitet. Wenn die undurchbrochenen einen ganzen Zirkel ausmachen, ſo verfertigt man ſie auf der Drechſelbank, oder man ſchneidet auch die Ränder mit einem Stangen-

zirkel ein, der eine ſchneidende Spitze hat, und arbeitet die Rinne hernach mit dem Stämmeiſen von gehöriger Breite aus.

7. In den Salzwerken haben die Rinnen an den Tropfkaſten kleine Einſchnitte, aus welchem die Soole tröpfelt und an der Gradierwand herunter fällt.

In rechtlicher Hinſicht iſt zu bemerken, daß wenn jemand auf ſeinem Grunde und Boden, jedoch an der Seite des Nachbars hin, Rinnen und Kanäle an der Erde zur Abführung des Waſſers anlegen will, er gegen die Wand des Nachbars wenigſtens noch einen Raume von einem Werkſchuh frey laſſen muß. Allg. Landr. für die Preuß. Staaten I. 8ter Tit. §. 128.

Rinneiſen, ein ſtarker eiſerner Hacken, welcher die Dachrinnen trägt.

Rinnen, ein unregelmäßiges Neutrum I, mit **ſeyn**, ſich ſchnell fort bewegen, in dem zuſammengeſetzten **entrinnen**; ferner von flüßigen Körpern ſo viel als fließen, doch nur von einer geringen Maſſe und einer ſchwachen Bewegung. II, Mit **haben**, **ausrinnen** oder fließen laſſen; z. B. **ein Gefäß rinnt**, wenn es den darin befindlichen flüßigeu Körper ausfließen läßt. Davon **das Rinnen**.

Rinnenblume, Hydrophyllum L. eine Pflanzengattung aus der 5ten Klaſſe, Pent. monog. Linn., deren Arten in Amerika zu Hauſe gehören, und bisweilen in Gärten bey uns gezogen werden, übrigens aber wenig intereſſant ſind. In den Blattrinnen ſammelt ſich das Thau- und Regenwaſſer, woher der Nahme kommt.

Rinnendublet, eine Muſchel aus der Gattung der Scheiden, und zwar Solen Vagina L. S. im Art. **Muſchel**, die 2te Gattung, die erſte Art.

Rinnenknecht, ein hölzernes Geſtell, welches mit eiſernen Hacken an den Braubottich befeſtigt wird, bey dem Ablaſſen des Bieres die Rinne darauf zu legen.

Rinnenmacher, ſ. **Waſſerrinnenpflug**, im Art. **Pflug**, ſo wie den Art. **Abziehpflug**.

Rinnennaſe, eine Art der Rüſſelkäfer, Curculio sulcirostris L.

Rinnenzirkel, ein Werkzeug der Böttcher, die Rinne in dem Boden der Fäſſer damit auszuhöhlen.

Rinngarn, iſt 1) ſo viel als **Grundgarn**, 2) ein leichtes Netz zum Fange der Raubvögel. S. im Art. **Netz**, Th. 102, S. 448. ff.

Rinnleiſte, ſagen einige Baukünſtler für **Karnieß**.

Rinnporte, heißen an einem oberſchlächtigen Waſſerbette die Seitenwände, die 1 Elle bis $\frac{5}{4}$ hoch ſind.

Rinnſchlacke, heißt bey Hochöfen die reine glaſige Schlacke, welche freywillig aus dem Ofen unter dem Timpel und über den Damm rinnet, ſo oft der Hochofenmeiſter dazu den Weg im Geſtübe öffnet.

Rinnſal, 1) Das Bett eines Flußes; 2) in engerer Bedeutung, die Strombahn; 3) beſonders im Oeſterreichiſchen ein Nebenarm.

Rinnſel, ſ. **Lab**.

Rinnſtein, ſ. **Rennſtein**, auch im Art. II. **Pflaſter**.

Rinnziegel, Ziegel mit einer cylindriſchen Aushöhlung. Zwey ſolche Ziegel auf einander gelegt, bilden eine Waſſerrinne, wovon man bey mancherley Gelegenheiten, z. B. in Brau- und Brennhäuſern Gebrauch machen kann.

Rieſenbutter, **Kaniſchbutter**, ſ. im Art. **Butter**.

Rintrao, ein Nahme des rothen Ahorns, Acer rubrum L.

Riole, **Rigole**, eine Rinne oder Graben, zum Abzuge des Waſſers, ſo wohl die bloß in die Erde gehauenen, als auch die ausgemauerten, wie in Städten, wo man dergleichen gewölbte kleine Kanäle unter dem Straßenpflaſter hat, um die Unreinigkeiten abzuführen.

Riolen, heißt ein Stück Land tief umgraben oder mit beſondern Pflügen umackern, um aus der Tiefe eine gute Schicht Erde herauf zu bringen und mit der oberen ſchlechteren, zur Verbeſſerung des Bodens, zu vermiſchen, oder überhaupt das Erdreich, wenn es ein paar Fuß tief von gleich guter Beſchaffenheit iſt, nur recht aufzulockern, um das Eindringen der Gewächſe zu befördern. In letzterer Hinſicht wird das Riolen unter andern bey Anlegung eines neuen Gartens, oder zur Verbeſſerung eines alten, dringend empfohlen, obgleich es, wegen der ſchweren Arbeit, immer bedeutende Koſten macht. Je tiefer das Riolen, bey gutem Boden geſchehen kann, deſto beſſer und vortheilhafter iſt es; jedoch muß dabey jederzeit, wie es ſich von ſelbſt verſteht, die Beſchaffenheit der unteren Schichten mit in Betracht gezogen werden, damit man nicht eine ſchlechte dürftige Erdlage herauf bringt, die wenig für den Pflanzenwuchs geeignet iſt. Wenn indeß die unterſten Schichten kein Hinderniß machen, ſo iſt ein neu anzulegender Garten wenigſtens 3 Fuß tief zu riolen. Findet man unten zu viel Sand, oder gar eine eiſenmorige Erde, ſo muß man ſich mit 2 Fuß begnügen. Die Gegenwart eines verſtändigen und erfahrnen Gärtners iſt hierbey beſonders nöthig, damit kein untaugliches Erdreich herauf gebracht werde.

Der Nutzen des Riolens beſteht nun, genauer betrachtet darin, daß ein durch und durch lo-

cker gemachtes Erdreich ſo wohl die Nahrungs-ſäfte als auch übrigen Feuchtigkeiten in weit größerer Menge annehmen, und hernach den Pflanzen wieder mittheilen kann. Dem nächſt ſind viele Gartengewächſe, wohin alles Wurzelwerk gehört, von der Beſchaffenheit, daß ſie Fuß tief und noch weiter in die Erde gehen, und daher auch in der Tiefe ſowohl Platz als Nahrung zu ihrem Wachsthum finden müſſen. Auch ſogar die Wurzeln der Obergewächſe gehen weit tiefer in die Erde, als die des Getreides. Es muß ihnen daher auch mehr Gelegenheit verſchafft werden, in dem Boden eindringen zu können, welches durch das tiefe Riolen geſchieht.

Der zu einem Garten beſtimmte Platz iſt entweder ein ganz neuer, noch nie znm Fruchttragen gebrauchter, und alſo beraſeter Ort, oder ſonſt ein Stück, welches ſchon vorhin zum Feldbau angewendet geweſen. Der von der erſten Art ſchickt ſich in aller Hinſicht beſſer zum Gartenbau, als der letztere, und beſonders in den erſten Jahren, ſo lange er noch die Eigenſchaft eines neuen Landes hat, wird man ſeinen großen Vorzug gewahren. Beyde müßen inzwiſchen riolet und durchgearbeitet werden. Dieſe Arbeit fällt aber bey einem ungebrauchten und mit Waſen bewachſenen Boden ſchwerer, als bey der andern Art. Man muß dabey auch mehr Behutſamkeit und Vorſicht anwenden.

Bey einem ſchon unter dem Pfluge oder dem Grabſcheite geweſenen Acker findet man allenthalben, ſo wohl unten (ſo weit nähmlich die bisherige Bearbeitung reichte) als in der Oberfläche ein mürbes Erdreich, und es iſt daher gleichgültig, auf was für Art ſolches in die gezogenen Gräben zu liegen kommt. Auf einem be-

beraſeten Boden aber müſſen die Raſen zuvor ſorgfältig, und zwar nicht zu tief, abgeſtochen, auch demnächſt dahin geſehen werden, daß ſolche unten in einer gewiſſen Ordnung ſchichtweiſe ihre Lage erhalten, indem ſie ſonſt bey dem Planiren und Umgraben leicht wieder hervorgezogen werden, wodurch denn die ganze Arbeit verdorben wird.

Das Riolen bey Anlegung eines Gartens kann zwar das ganze Jahr hindurch, ſo lange es offenes Wetter iſt, geſchehen; Herbſt und Frühjahr aber ſind dazu am bequemſten, weil man alsdann noch die meiſte Zeit dazu hat. Der Herbſt hat aber in ſo fern Vorzüge, weil man dann ſchon im nächſten Frühjahr von dem ſo zubereiteten Lande Gebrauch machen kann. Denn das friſch aus der Tiefe herauf gehohlte Erdreich muß erſt eine Weile an der Luft gelegen haben und von Näſſe und Sonnenſtrahlen durchdrungen worden ſeyn wenn es mit Erfolg Pflanzen ernähren ſoll.

Nach vollbrachter Arbeit des Riolens kommt auch ſehr viel auf ein geſchicktes Planiren der aufgeworfenen Erde an, und auf eine richtige Vermiſchung der verſchiedenen Erdarten. Es läßt ſich nicht füglich verhindern, daß an dem einen Orte nicht mehr Sand, an dem andern nicht mehr Thon oder Lehm aus der Tiefe ſollte heraufgebracht ſeyn. Das muß bey dem Planiren nach der Anordnung eines verſtändigen Gärtners ausgeglichen werden. Geſchieht das nicht, ſo wird das Gartenland ſehr ungleich, und hier zu ſchlecht, dort zu gut ausfallen.

Da das bloße Umgraben des Landes ſchon ſo mühſam iſt, ſo wird man leicht erachten, daß das Riolen noch viel mehr Umſtände und

alſo auch viele Koſten macht. Wer dieſe Arbeit im Tagelohn verrichten läßt, dem wird ſie ſehr hoch zu ſtehen kommen, da die Leute, auch bey allem Antreiben, ihre Kräfte ſehr ſchonen werden. Weit vortheilhafter iſt es, das Riolen ruthen = oder morgenweiſe zu verdingen. Daß die Arbeit gut und tüchtig verrichtt werde, dafür muß der Gärtner Bürge ſeyn.

Der Herr von Benekendorf ſagt, er hätte faſt alle ſeine Koppeln riolen laſſen, und dadurch ſeine Ländereyen auf viele Jahre ſo verbeſſert, daß die darauf gewendeten Koſten ihm vielfach erſetzt worden wären. Ihm koſtete zu ſeiner Zeit der magdeburgiſche Morgen von 180 □ Ruthen, drey gute Stiche tief zu riolen, etwa 12 rthl. War der zu riolende Platz nicht mit Raſen bedeckt, ſo kam der Morgen auf 10 rthl. zu ſtehen. In Tagelohn koſtete es $\frac{1}{3}$ mehr. In einem torfigen Boden iſt das Riolen leichter und macht alſo auch weniger Koſten, weil Torf ſich leichter heraus werfen läßt.

Will man einem Garten gut in Ordnung halten, ſo müßte er billig alle 3 oder 4 Jahre von neuem riolet werden, welches dann freylich nicht ſo viele Mühe verurſacht, als wenn es zuerſt in einem unaufgebrochenen Boden geſchieht.

Soll das Riolen gründlich geſchehen, ſo muß man das Land ſo tief als es nöthig iſt, umgraben laſſen, und auf kleinen Flecken wird dieſes auch das einzige Mittel ſeyn, weil man mit andern Werkzeugen, mit Anwendung des Zugviehes nicht in alle Winkel kommen kann. Doch hat man auch einen beſondern Pflug dafür erfunden, den man den **Ohr = oder Urpflug** nennt, weil in der Gegend, wo man ihn

zuerſt anwendete, eine unfruchtbare Erdſchicht befindlich war, die man durchbrechen mußte, um die unter derſelben liegende gute Erde aus der Tiefe herauf zu bringen.

An dieſem Pfluge iſt der Sick- oder Sechbaum 14 Fuß lang, bey dem Vordereiſen 10 Zoll im Quadrat dick. Der Zapfen an dem Sechbaum durch den großen Sterz iſt $8\frac{1}{2}$ Zoll lang. Von dem Sterze bis an die Sichel 2 Fuß 6 Zoll lang. Die Sichel iſt 1 Fuß breit, 3 Fuß lang und $2\frac{1}{2}$ Zoll dick. Von der Sichel bis an das Voreiſenloch ſind 16 Zoll. Der große Sterz von unten bis in die Krümme 3 Fuß; von der Krümme bis zum kleinen Ende 3 Fuß, 8 und 5 Zoll dick. Der kleine Sterz iſt unten 13 Zoll kürzer, 4 Zoll im Quadrate dick, und iſt mit zwey Pferdeſtöcken an den großen Sterz gemacht. Die Pferdeſtöcke ſind 2 Fuß lang zwiſchen den beyden Sterzen. Das Reſterbret iſt daran genagelt, und die unterſte Kante iſt mit dem unterſten Ende gleich. Bey dem Hintereiſen aber iſt das Reſterbret an der Erde. Das Reſterbret iſt 6 Fuß lang, 27 Zoll breit, und $1\frac{3}{4}$ Zoll dick. Das Hift iſt 5 Fuß 2 Zoll lang, bey dem Hintereiſen 1 Fuß breit, $4\frac{1}{2}$ Zoll dick. Das Rönn iſt ſo lang als eine Wagenachſe; es ſind auch ſolche Schenkel daran. Es iſt 8 und 10 Zoll dick. Das kleine Rad iſt 3 Fuß hoch. Die Specken 6 Fuß lang, 8 Zoll breit, $2\frac{1}{2}$ Zoll dick. Das Voreiſen 4 Fuß lang, der Schenkel $2\frac{1}{2}$ Zoll, und das Blatt 27 Zoll lang. Der Schenkel $2\frac{1}{3}$ Zoll dick, und $3\frac{1}{2}$ Zoll breit. Die Deichſeln ſind 10 Fuß lang, und es befinden ſich 10 davor, alle wie Pflugdeichſeln geſtaltet. Die hinterſten gehen alle zwiſchen den vorderſten, und es wird ein eiſerner Stock dadurch geſteckt. An dem kleineren Ende iſt ein eiſernes Band, daß ſie nicht berſten. Es muß auch nächſt dem Sterz, unter dem Sechbaum durch ein eiſernes Band gemacht werden, das an beyden Seiten oben am Sechbaum ein Oehr hat, darin man einen Baum von 10 Fuß lang, und $3\frac{1}{2}$ Zoll dick auf dem großen Ende ſtecken kann, um den Pflug damit zu regieren; ſonſt kann man ihn nicht zwingen, gerade zu gehen. Von dieſen

ſen beyden Oehren muß das an der linken Seite 3 Zoll höher ſtehen, als das an der rechten.

Dieſen Pflug nennt man auch einen **Ohr-** oder **Urbrecher.** Man kann damit $2\frac{1}{2}$ Fuß in die Erde pflügen, doch müſſen wenigſtens 20 — 24 gute Pferde davor. Solches Pflügen iſt da ſehr nützlich, wo unter einer dünnen Schicht guter Dammerde Ur, unter dem Ur aber Lehmen oder fette gelbe Erde liegt. Wenn das Ur durchbrochen und alsdann mit der darüber liegenden ſchwarzen Erde und dem darunter liegenden Lehmen, oder gelben Erde vermiſcht wird, ſo wird das Land dadurch ſehr verbeſſert. Der Rocken wintert nicht aus, und die Gaare dauert zweymahl ſo lange darin, als ſonſt. Daß es bey einem ſolchen Pflügen aber auf verſtändige Beurtheilung der Erdſchichten und deren ſchickliche Vermiſchung gar ſehr ankommt, wird jeder wohl von ſelbſt einſehen, und das tiefe Pflügen kann daher in einigen Fällen, wo unter der Dammerde ganz unfruchtbare Schichten liegen, eben ſo ſchädlich, als in andern Fällen nützlich ſeyn.

Im übrigeu ſehe man den Artikel **Pflug,** wo unter andern auch Ackergeräthe zum tiefen Pflügen beſchrieben ſind, wiewohl das Pflügen den Boden bey weitem nicht ſo umkehrt und auflockert, als es durch das tiefe Graben geſchieht, und man daher bey dem Riolen auch immer zu dem Gräber ſeine Zuflucht nehmen muß.

Rions, ſind weiße Franzweine, die von Bourdeaux verfahren werden. S. im Art. **Wein.**

Riorte, Viburnum Lantana L. ſ. im Artikel Schwelken.

Rio Tinto, ein Bergwerk, 12 ſpan. Meilen von der Stadt Sevilien, bey welchem 7 mineraliſche

Quellen entſpringen, die ſich zu dem Bache Rio Tinto vereinigen. Bey der Unterſuchung fand ſich eine ocherartige Erde, dem Vitriol ähnliches Salz und etwas Kochſalz darin. Man braucht dieſes Waſſer in der Waſſerſucht. Von Crell's N. Archiv, VI. 170.

Ripa, ſ. Ufer.

Ripel, wird der gebräuchliche Satz zum Geſtübe genannt, nähmlich 4 Karren durchgeworfener Lehm und $2\frac{1}{2}$ Stobfaß gekleinte Kohlen.

Ripieniſt, ſ. im folgenden Artikel.

Ripieno, ausfüllend, oder mit vollem Chor, wird in den Tonſtücken zu den Sätzen geſetzt, wo das Inſtrument, welches eine Zeit lang geſchwiegen, wieder einfallen ſoll. Daher heißen in einem Tonſtücke, wo nur eine Stimme den Hauptgeſang hat, alle übrigen **Ripienſtimmen**, und derjenige, von welchem eine ſolche vorgetragen wird, **Ripieniſt**. Mehr ſehe man in Sulzer's Theorie der ſchönen Künſte, in dem Art. **Ripienſtimmen**.

Ripienſtimmen, ſ. im vorſtehenden Artikel.

Ripoſte, Riſpoſte, 1) das Ausſchlagen des Pferdes, wenn man es ſpornt; 2) Bey dem Fechten ein Stoß, welchen man, wenn man des Gegners Stoß abgetrieben hat, anbringt; 3) eine ſchnelle treffende Antwort; 4) in der Tonkunſt, der antwortende Chor. Daher **Ripoſtiren**.

Rippe, 1) ein bogenförmiger Seitenknochen an dem menſchlichen und thieriſchen Körper. Ferner überhaupt in die Länge ſich erſtreckende rundliche Körper, beſonders wenn ſie zugleich Bogenförmig ſind, in manchen Fällen z. B. 2) die ſich zertheilenden Fortſätze des Stängels in einem Blatte; 3) die wagerechten Hölzer an dem krummen

men, Schleuſenthüren; 4) die krummen Hölzer, woran die Seitenbreter eines Schiffes befeſtigt ſind; 5) das Seil- und Binderwerk, womit man die Feuerkugeln einſchnüret; 6) eiſerne Schienen, welche die Bleche eines Treibehutes über dem Treibeherde zuſammen halten; 7) die ſich kreuzenden Bogen eines gothiſchen Gewölbes; 8) bey den Glockengießern, die auf Papier gezeichnete Figur eines Schablons; 9) die ſtarken Einſchlagfäden beym Grosdetours und ähnlichen Zeugen; 10) 20 — 24 Fuß lange viereckige Balken, welche zu Bettung der Kanonen gebraucht werden, die Bohlen oder Planken damit zu befeſtigen, auch **Batterie-Balken** genannt; 11) kleine ſchmale und längliche Erhöhungen oder Bänke in Flüſſen unter dem Waſſer; in andern Gegenden aber 12) Kleiſoden oder grüne Raſen, welche man nach angemeſſenen Linien und Winkeln auf dem kahlen Watt anlegt, daſſelbe dadurch nach und nach zu erhöhen, auch hinter den Rippen, Schlamm oder Schlick aus dem Waſſer zu fangen; 13) die dünnen ausgereckten Schienen vom Rohſtahl, welche $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll breit ſind; 14) die Unterlage von Hölzern auf den Balken eines Stockwerkes, worauf die Dielen des Fußbodens gelegt werden, was gewöhnlicher aber **das Lager** heißt.

In den thieriſchen Körpern dienen die Rippen überhaupt zur Bildung der Bruſthöhle, die durch ſie eine korbförmige Geſtalt bekommt. Der Menſch hat 24 Rippen, von welchen ſich auf jeder Seite 12 befinden. Die hintern Enden derſelben, ſind alle vermittelſt feſter Bänder an die 12 Bruſtwirbel des Rückengrates und an die beyden kurzen Aeſte, die an den Seiten derſelben quer hervorſtehen, befeſtiget. Aufwärts und nie-

niederwärts, laſſen ſie ſich daher allerdings merklich bewegen, wenn an ihren vordern Enden eine Kraft an ihnen auf- oder niederwärts ziehet: aber hinterwärts kann man ſie nicht biegen, weil ſie da an jene kurzen Queräſte anſtoßen, die an den Seiten der Wirbel des Rückens hervorragen, und eben ſo können ſie auch nicht vorwärts gezogen werden, weil dieſes die Bänder verhindern, womit ſie der Schöpfer an gedachte kurze Querſtützen oder Aeſte der Wirbel angeheftet hat. Ueber dieſes iſt noch zu wiſſen, daß die Rippen nicht horizontal, ſondern ſchief von hinten nach vorne herab gekrümmet, und ſie auch bey weitem nicht von gleicher Länge ſind. Die beyden oberſten ſind am kürzeſten, und ſtehen unter allen am wenigſten ſchief abwärts; die nachfolgenden aber, werden immer länger, und fallen auch immer ſchiefer, bis auf die beyden ſiebenten, von oben herab; denn dieſe ſind unter allen am längſten. Die nun folgen, verkürzen ſich ſtufenweiſe zwar wieder, nähern ſich aber doch der horizontalen Richtung deshalb nicht aufs neue, ſondern werden immer ſchräger bis auf die beyden letzten, welche ſich daher am meiſten ſchief abwärts neigen.

Dieſe beinernen Bruſtbügel erreichen daher einander mit ihren vordern Enden bey weitem nicht, ſondern laſſen einen breiten Raum vorne an der Bruſt zwiſchen ſich leer, welchen aber die Vorſehung auf andere Art ebenfalls mit bewundernswürdiger Weisheit geſchloſſen hat.

Gleichwie ſie nähmlich die beinernen Bügel des Bruſtkorbes mit ihren hintern Enden an den Rückengrat geſtützt und feſt gebunden hat, um ihnen die erforderliche Haltung zu geben: eben ſo hat ſie auch zwiſchen die vordern Enden derſelben,

ben, eine ſtarke Stütze geſetzt, welche den Nahmen des **Bruſtbeins** führt, faſt wie ein breiter Dolch erſcheint, und oben kolbig und hart oder beinern, unten hingegen ſpitzig und minder hart oder knorpelartig iſt.

Unmittelbar hängen jedoch die Rippen damit nicht zuſammen. Es ſind vielmehr an jeder Seite deſſelben ſieben dicke, aber ſchmale bogenförmige Streifen von biegſamen Knorpel ſchief abwärts daran heraus gewachſen, welche gleichfalls ſtufenweiſe, von oben herab gezählt, immer länger werden, und mit ihren Seitenenden an die vordern Enden der dazu gehörigen Rippen befeſtiget ſind. Aus dem ſiebenten bügelförmigen Knorpelſtreifen auf jeder Seite, iſt an deſſen unterm Rande noch der achte, aus dieſem auf eben die Weiſe der neunte, und aus dieſem endlich der zehnte quer und ſchief abwärts heraus gewachſen, ſo, daß zuſammen eigentlich zehn ſolche kleine biegſame Bügel an jeder Seite des Bruſtbeins befindlich ſind, welche ſich daher mit ihren Enden an die vordern Enden der zehn obern Rippen anſchließen. Die beyden unterſten Rippen auf jeder Seite, haben alſo mit gedachtem Beine gar keine Verbindung, ſondern ſind mit ihren ſtumpfen vordern Enden bloß in das Fleiſch, welches die Gegenden über den Hüften bedeckt, eingelaſſen. Auch pflegt man nur allein die ſieben obern **wahre**, die fünf untern hingegen **falſche** oder **kurze Rippen** zu nennen.

Da nun gedachte kleine Knorpelſtreifen auch wie kurze Rippen gebildet, und mit den vordern Enden der obern zehn Paare völlig in eins verwachſen ſind: ſo iſt es eben ſo viel, als ob ſie nur die vordern Theile dieſer gedachten

Rippen

Rippen ausmachten, oder, als ob dieſe Rippen ſelbſt bis an das Bruſtbein hervor gekrümmt wären. Auf ſolche Art laſſen ſich aber an jeder von ihnen zweyerley Krümmungen unterſcheiden, indem ſie nicht nur von dem Rückengrate gegen das Bruſtbein vorwärts gebogen ſind, ſondern auch erſtlich ſchief ſich abwärts neigen, und zweytens, vorne ſich wieder ſchräg aufwärts richten, wiewohl dieſe verſchiedene ſchräge Krümmung bey den obern Rippen minder merklich iſt, als bey den untern.

Durch dieſe doppelte Krümmung der Rippen, und zugleich dadurch, daß dieſelben an ihren vordern Enden aus biegſamen Knorpel beſtehen, an ihren hintern hingegen nicht nur feſt und hart, ſondern auch an die Seitenäſte der Rückenwirbel wie Charniere befeſtiget ſind, wird es bewirkt, daß wir die untern Rippen gegen die obern in den vordern Gegenden der Bruſt ein wenig erheben und wechſelsweiſe wieder ſenken können, welches wir auch in der That, ſo lange wir leben, ſehr oft und ohne Unterlaß thun, indem wir athmen. Hätte die Vorſehung die vordern Enden der Rippen, wo ſie an das Bruſtbein befeſtigt ſind, nicht aus biegſamen Knorpel gebildet, ſondern ebenfalls aus hartem Bein gemacht: ſo würden die Rippen alle ganz unbeweglich ſeyn, und folglich könnten wir die untern dann keinesweges gegen die obern in die Höhe ziehen, das heißt, wir könnten dann gar nicht athmen. Denn eben dadurch, daß wir die Rippen, welche gleichſam die geſchmeidigen und elaſtiſchen Bügel eines Korbes vorſtellen, vorne herum ſo viel als nöthig iſt, erheben und wieder ſinken laſſen, eben dadurch, ſag' ich, geſchiehet es, daß wir dieſen

Korb,

Korb, der die Lungen enthält, abwechſelnd erweitern und verengern, ſo, daß bey der Erweiterung deſſelben die Luft in die Lungen, wie in einen Blaſebalg eindringen kann, bey der Verengerung hingegen wieder heraus fahren muß.

Ueber die Natur dieſer Knorpel ſehe man den unten folgenden Art. Rippenknorpel.

Von Rippenbrüchen durch äußere Gewalt.

Die Rippen können entweder da, wo ſie die äuſſere Gewalt getroffen hat, oder an einer weit davon entfernten Stelle zerbrechen, auch kann ſich der Bruch an einer oder mehrern Rippen zugleich ereignen. Ein Bruch am Körper der Rippen erfolgt auf Gewaltthätigkeiten, welche beſonders auf die Enden der Rippen wirken, als das Uebergehen eines Wagenrades über die Bruſt, eine Quetſchung der Bruſt zwiſchen zwey Körpern, ein Fall von einer Anhöhe u. ſ. w. Wirkt aber eine Urſache nicht auf die Enden, ſondern auf den Körper der Rippen ſelbſt, ſo erfolgt der Bruch an dem Orte, welchen der Schlag, Stoß oder dergleichen getroffen hat.

Die Bruchenden können entweder nach auſſen oder nach innen gewichen ſeyn; im erſtern Falle iſt davon keine Verletzung der innern Theile zu befürchten, und alle Zufälle ſind nur die Folgen der Quetſchung und der Erſchütterung der Lungen. Sind aber die Bruchenden nach innen gewichen, ſo werden dadurch die innern Theile verletzet, und dadurch die Zufälle vermehrt. Dieſe Zufälle ſind: Beklemmung der Bruſt; beſchwerlicher Huſten; ein ſchäumender blutiger Auswurf; unordentlicher und kaum merklicher Puls; Entzündung in der Bruſt, als des Rippenfells und der Lunge, und daher

ent-

entſtehendes Entzündungsfieber; Verwundung der Lunge, und daher entſtehende Austretung der Luft und drohende Erſtickung; Windgeſchwulſt, Blutergieſſung in die Bruſt, wenn die Rippenſchlagader verletzt worden ſind; Ergieſſung des Eiters in die Bruſthöhle; Geſchwüre und Verhärtungen in den Lungen; Pulsadergeſchwulſt und der Tod.

Das Weichen der Bruchenden nach auſſen iſt leicht zu erkennen; die Abweichung aber nach innen, zumahl wenn eine Windgeſchwulſt, oder eine beträchtliche Blutunterlaufung und Geſchwulſt zugegen iſt, macht die Entdeckung des Bruches ſchwerer, und hier muß man ſich nicht durch das Geräuſch, welches die Windgeſchwulſt beym Anfühlen macht, hintergehen laſſen. Beſonders aber iſt die Entdeckung des Bruchs ſehr ſchwer, wenn er den Wirbelbeinen nahe iſt, weil hier die ſtarken Muskeln verhindern, daß man nicht mit dem Gefühl bis auf die Knochen dringen kann. Gleich ſchwer iſt der Bruch zu entdecken, wenn er gar nicht oder nur wenig verſchoben iſt. Hr Cheſton *) entdeckte einen Bruch, der ſich an der zweyten und dritten Rippe, zwey Querfinger breit vom Rückgrate, ereignete, erſt nach dem Tode durch die Zergliederung. Man muß indeſſen zur Entdeckung des Bruchs die verletzten Rippen an dem ſchmerzhaften Orte der Länge nach unterſuchen, und immer einen abwechſelnden Druck darauf machen, und dann wohl Acht geben, ob man nicht dadurch ein Knarren unter den Fingern bemerkt, das auch zum Theil durch das Athemholen oder die Bewegung der Bruſt

*) Pathologiſche Unterſuchungen und Beobachtungen ꝛc. Gotha, 1780. 8. p. 5.

Bruſt zu entſtehen pflegt, und durch die aufgelegten Finger bemerklich wird, und dies um ſo eher, wenn man das Ohr dicht heranlegt. Aus der Größe der Gewaltthätigkeit und Daſeyn der übrigen Zufälle, die Windgeſchwulſt ausgenommen, kann man nie auf einen vorhandenen Bruch ſchlieſſen. — Der glückliche oder unglückliche Ausgang eines Rippenbruchs, hängt von dem Bruche ſelbſt und den verletzten Theilen ab, wornach auch die Vorherſagung einzurichten iſt.

Bey der Kur muß man zuerſt die Enden an einander fügen, und ſie zuſammen halten; da ſich aber die Rippen nicht erheblich zur Seite verſchieben laſſen, auch die Bruchenden zuweilen weder nach auſſen, noch nach innen gewichen ſind, ſo iſt öfters weniger auf die Einrichtung, als auf die vorhandenen, von der Erſchütterung herrührenden Zufälle zu ſehen. Sind die Enden nach auſſen gewichen, ſo ſucht man ſie durch angelegte Daumen beyder Hände neben dem Orte des Bruchs wieder in ihre Lage zu drücken, legt eine Kompreſſe, die ein wenig dick iſt, darüber, und befeſtigt ſie mit der Skapulirbinde (Faſcia ſcapularis), oder der Kreuzbruſtbinde (Quadriga). Damit die Bruchenden in gleicher Richtung erhalten werden, und ſich nicht nach oben oder unten verſchieben können, füllt man den Zwiſchenraum ober- und unterhalb der Rippe, entweder mit Charpie oder zwey 3 Finger breiten der Breite nach aufgerollten Leinwandſtreifen, vor Auflegung der Kompreſſe ſorgfältig aus.

Wenn die Bruchenden aber nach innen gewichen ſind, ſo muß man ſuchen, dieſelben nach auſſen zu erheben. Man läßt in der Gegend des Bruchs die Enden der Rippen ergreifen, ſowohl vorne am Bruſtbein, als auch hinten am Rück-

grate, und läßt ſie ſolchergeſtalt gegen einander preſſen, wodurch man hoffen kann, die Bruchenden zu erheben. Sollte aber hierdurch die Aneinanderbringung nicht erreicht werden; ſo muß man einen Schnitt durch die Intercoſtalmuskeln in der Mitte zweyer Rippen (um die Intercoſtalgefäſſe nicht zu verletzen) machen. In die gemachte Oeffnung bringt man ein Hebeiſen oder einen Finger hinein, geht damit unter der gebrochenen Rippe fort, und ſucht ſie zu erheben. Sollte aber ein Ende der Rippe mehr nach einer Seite ausgewichen ſeyn, ſo iſt der Schnitt, bequemer Einrichtung halber, auf der Seite der Rippe vorzunehmen, wohin die Abweichung geſchehen iſt. Vielleicht würde es noch leichter ſeyn, wenn man den Schnitt auf der Rippe ſelbſt machte, ſie entblöſte, und den Schraubenbohrer einſchraubte, um dadurch das eingebogene Stück zu erheben. Zum Verbande legt man auf die Stelle des Bruchs eine ſehr dünne Kompreſſe, auf das vordere und hintere Ende der verletzten Rippe aber eine ſtarke, wenigſtens 1 Zoll dicke Longuette, um dadurch die Wirkung der nachher aufzulegenden Binde auf den Bruch ſelbſt zu verhindern, damit die Enden nicht wieder nach innen gepreßt werden mögen.

Wenn man einer ſtarken Sugillation und Geſchwulſt halber keinen Bruch hätte entdecken können, gleichwohl aber einige der obigen Zufälle zugegen ſind, ſo muß man die Geſchwulſt bis auf die Rippe durchſchneiden, und ſolche entblöſſen, um ſie genauer unterſuchen zu können. Denn die Zufälle, wenn ſie von zerbrochenen Rippen veranlaßt werden; oder wenn Splitter, die auszunehmen ſind, die Zufälle unterhalten, wird man vergebens mit andern Mitteln zu heben ſich

bemü=

bemühen. Iſt aber der Bruch gar nicht verſchoben, ſo bedarf er keiner Einrichtung, und bloß eines leichten Verbandes.

Wenn die erſteren oben genannten Zufälle mehr eine Folge der Erſchütterung, als der ſonſt durch den Bruch verletzten Lunge ſind, ſo gehen ſie gemeiniglich nach einer reichlichen Aderlaſſe, antiphlogiſtiſchen Abführungen und einer allgemeinen Behandlung vorüber; rühren ſie aber von der Verletzung der Lunge her, beſonders wenn ein Knochenſplitter dieſelben reitzet: ſo halten dieſe Zufälle an, und gehen im letztern Falle nicht eher vorüber, bis der Knochenſplitter weggenommen iſt. Außer den nöthigen Mitteln, welche die innerliche Heilkunde lehrt, muß man bey dieſen Zufällen, da ſie größeſten Theils vom örtlichen Reize herrühren, das Opium in ſtarken Gaben anwenden.

Wie man einer Windgeſchwulſt begegnet, ſehe man in dem, im Buchſtaben **W** folgenden beſondern Artikel. Von der Verletzung einer **Rippenſchlagader** wird weiter unten gehandelt werden.

J. G. Bernſtein's praktiſches Handbuch für Wundärzte. II. Leipzig 1799. 8. S. 118 fl.

Von den Zurichtungen in der Küche, die unter dem Nahmen der Rippe bekannt ſind, muß ich hier folgender erwähnen.

Geſpickte Lammesrippen. Man ſchneidet die beſte Seite des Halsſtückes in Rippen, (oder **Cotteletten**) ſpickt die eine Seite mit Speck und würzet ſie mit geſtoßenen Nelken, Muskatenblüthe, Muskatennuß, Pfeffer und Salz, thut ſie in eine Dämpfpfanne, die geſpickte Seite oben, gießet ein halbes Nößel Fleiſchbrühe, ein Viertelnößel weiſſen Wein dazu, nebſt einer Zwie-

bel und einem Bündelchen wohlriechender Kräuter, und läßt ſie gelinde dämpfen, bis ſie mürbe ſind. Dann nimmt man die Rippen heraus, ſchäumet das Fett von der Brühe ab, und nimmt die Zwiebel und Kräuter auch heraus. Man verdickt die Brühe mit Mehl und Butter, thut einem Löffel voll brauner Kraftbrühe nebſt einem Löffel voll Citronenſaft hinzu, läßt es kochen, bis es ſich wohl vereinigt hat, thut die Rippen hinein, mit der geſpickten Seite unten, läßt ſie ein oder zwey Minuten lang darin dämpfen, und nimmt ſie dann heraus, wo man ſie in die Schüſſel legt, die geſpickte Seite oben, und die Sauce darüber gießt. Garniren kann man ſie mit Citronſchalen oder ſauer eingemachten Sachen.

Lammesrippen in der Caſſerole. Man beſtreicht einige Lammesrippen, die von dem Lendenſtücke abgeſchnitten worden, mit friſchem Eydotter, ſtreuet Brotkrumen darüber mit etwas Nelken, Muſkatenblüthe, Pfeffer und Salz. Wenn ſie in der Pfanne ſchön braun gebraten ſind, legt man ſie in die Schüſſel rund herum, und ſo nahe zuſammen, wie möglich, läßt aber in der Mitte eine Oeffnung für folgende Sauce. Man nimmt von allen Arten wohlriechender Kräuter und etwas Peterſilie, hackt es recht klein, und dämpft es ein wenig in etwas guter dicker Kraftbrühe. Garnirt werden die Rippen mit in Butter gebratener Peterſilie.

Kalbsrippen oder Cotteletten. Die Kalbsrippen (oder Schnitte) müſſen von der Dicke eines halben Laubthalers ſeyn; in der Länge mögen ſie ſeyn, wie ſie wollen. Man tunket ſie in Eydotter und beſtreuet ſie mit Brotkrumen, einigen wohlriechenden Kräutern, Citronenſchaſchalen und ein wenig geriebener Muſkatennuß,

und bratet ſie dann in friſcher Butter. Zu gleicher Zeit macht man ein wenig Kraftbrühe, und wenn die Rippen gar ſind, ſo nimmt man ſie heraus, legt ſie in eine Schüſſel und ſetzet ſie vor das Feuer. Dann thut man ein wenig Mehl in die Pfanne, rührt und ſchwenkt es um; gießet ein wenig Kraftbrühe dazu, drückt etwas Citronſaft hinein und gießet es über die Kalbsrippen. Garnirt werden ſie mit Citronſchalen.

Vom **Rippſpeer** ſehe man das weitere im Art. **Schweinebraten.**

Rippel, ſ. **Schafgarbe.**

Rippeln, mehrmahlige kleine Bewegungen machen; beſonders im gemeinen Leben ſtatt **rühren, regen. Er darf ſich nicht rippeln.**

Rippen, ein regelmäßiges actives Zeitwort, mit erhabenen Rippen verſehen, oder ſo viel als reifeln. Man ſagt bey dem Klempner **gerippelte Arbeit**, wodurch angezeigt wird, daß auf den blechernen Geſchirren erhabene Rippen ſich befinden.

Rippenblaſe, Holothuria pendactes L. ſ. im Art. **Seeblaſe.**

Rippenbraten, ein gebratenes Rippenſtück von einem geſchlachteten Thiere, worüber die beſondern Artikel, welche von den verſchiedenen Thieren handeln, nachzuſehen ſind.

Rippenbund, rippenförmig umwundene Feuerkugeln, in der Feuerwerkskunſt. S. Struenſee's Anfangsgr. d. Artill. dritt. Aufl. Liegnitz und Leipz. 1788. S. 290.

Rippenfarrn, Blechnum Linn., eine Gattung der Farrnkräuter, von der man jetzt 20 Arten kennt, die aber, mit Ausnahme einer einzigen, ſämmtlich in entfernten Weltgegenden wachſen, und bloß für den Botaniker von Intereſſe ſind. Ich

will mich hier deshalb auch nur auf die eine europäiſche Art beſchränken.

Der Gattungscharakter beſteht in Fruchtificationen, die in zwey parallel laufenden Streifen nahe an der Rippe des Blattes liegen. Die Hülle iſt fortlaufend und ſpringt inwendig auf.

1. **Nördlicher Rippenfarrn.** Blechnum *boreale*, frondibus sterilibus pinnatifidis, laciniis lanceolatis obtusiusculis parallelis, fructiferis pinnatis, pinnis linearibus acuminatis. Willd. Spec. plant. T. V P. 1. p. 408. Blechnum Spictant. Roth. Fl. germ. Onoclea Spicant. Hoffm. Fl germ. Osmunda Spicant. Linn. Spec. pl. Struthigsteris Spicant. Scop. Fl. carn. Dieſer Rippenfarrn wächſt in Europa auf etwas feuchten Stellen beſonders auf Gebirgen, wird etwa einen Fuß hoch, und breitet ſich in die Runde mit ſeinen Blättern aus. Aus der Mitte dieſer Neſter ſproſſen die fruchtbaren Blätter hervor; und dieſe tragen an den Endungen der kleinern Blätter die Fruchtbehältniſſe gleich kleinen Würmchen. Die Farbe derſelben iſt röthlich. Die Blättchen der aus der Mitte kommenden Blätter, welche höher aufſchießen, ſind dabey ſchmaler, und auf beyden Seiten mit roſenfarbenen Streifen, in welchen außerodentlich zarte Samenkapſeln liegen, beſetzt.

Rippenfell, ſ. **Rippenhaut.**

Rippengeſchirr, eine Art Kutſchgeſchirr, welches viele Rückenriemen hat, daher gleich Rippen auf den Pferden liegt.

Rippenhaut, **Rippenfell**, in der Anatomie, die Haut an den Rippen.

Rippenknorpel, die knorpelartigen Verlängerungen der Rippen, vermittelſt welcher ſie mit dem Bruſtbeine zuſammen hangen.

Herr Heriſſaut vermuthete, das die Rippenknorpel aus lauter über einander liegenden Blättchen beſtänden, um bey den verſchiedenen Bewegungen der Bruſt nachgeben zu können. Um dieſe Idee mehr zu befeſtigen, und haltbare Gründe aufzuſtellen, legte Herr H. einige aus einem friſchen Cadaver genommene Rippenknorpel in einem Topf mit friſchem Waſſer, welches er alle acht Tage erneuerte; dies ſetzte er über ſechs Monate lang fort, ohne eine Spur von Trennung der Blättchen oder Lamellen zu bemerken, in welchen er die Grundbildung dieſer Knorpel vermuthet hatte. Obgleich dieſer Verſuch mißlang, ſo gab Hr. H. doch nicht alle Hoffnung auf, und dachte auf zweckmäßigere Mittel, die ſeine Erwartung weniger hintergehen konnten. Er hoffte, daß das Waſſer, in welchem er vor längerer Zeit einige Lamellen gefunden hatte, ſeiner Abſicht entſprechen würde, denn er hatte in dieſem Waſſer flüchtiges Laugenſalz aufgelößt.

Er legte demnach von neuem einige Rippenknorpel in ein Gefäß mit Waſſer, in welchem Fleiſch verfault war, und ließ ſie über acht Monate darinne mazeriren: am Ende dieſer Zeit bemerkte er an den Knorpeln einige zirkelförmige Riſſe, er legte ſie wieder ins Waſſer und ſah erſt am Ende der folgenden acht Monate wieder darnach.

Jetzt fand er die Knorpel durch zirkelförmige Spalten getheilt, welche ſpiralförmig auseinander hiengen, und durch kleine länglichte, äußerſt feine und dünne Knorpelſtückchen in ihrer Regelmäßigkeit unterbrochen waren. Dieſe kleinen länglichten Stückchen hielten die Blättchen oder Lamellen zuſammen, welche durch die faſt zirkelförmigen Spalten von einander getrennt waren.

Hierauf faßte er einen ſolchen Knorpel an ſeinen Enden, und ſuchte ihn mit den Händen auszudehnen, er ließ ſich verlängern und gab dem Zuge nach, die Blättchen trennten ſich von einander, um die Verlängerung mehr oder weniger zu begünſtigen, je nachdem er viel oder wenig Kraft beym Ziehen anwandte. Der Knorpel verkürzte ſich auch, wenn er ihn zuſammen zu drücken ſuchte. Herr H. erklärt, daß die Verlängerung und Verkürzung einer Papierlaterne oder eines Spiraldrahts, viel analog mit jenen

wären, und uns ein deutliches Bild von der Bewegung dieſer Knorpel geben.

Dieſe durch eine lange Mazeration präparirten Knorpel ließ er beynah noch ein ganzes Jahr in reinem Waſſer liegen, um die klebrigte Materie los zu weichen, welche ſich zwiſchen jeden Blättchen findet, und ſie genau zuſammen leimt. Am Ende des Jahres blieben noch die reinen, von einander abgeſonderten Blättchen übrig; aber bey fortgeſetzter Mazeration wurde der Umfang derſelben allmählig ungleich und runzlicht, und fielen zuletzt wie feiner Sand auf den Boden.

Um dieſen Verſuch mit gutem Erfolg anzuſtellen, darf man die Knorpel weder von einem ſehr alten, noch von einem ſehr jungen Subjecte nehmen, denn bey den erſten finden ſich ſchon Verknöcherungen in den Blättchen, und bey den letzten haben die Blättchen ihre völlige Bildung noch nicht.

Auch unterſuchte Herr H. die Rippenknorpel der Pferde auf ähnliche Art, und fand, daß dieſelben aus einem ſchwammichten, rohrartigen Gewebe, das ſich bey angewendeter Gewalt auseinander dehnt, beſtehen. Buſch's Almanach der Fortſchr. in Wiſſenſch. Künſten ꝛc. IX. Jahrg. 1805. S. 212 ff.

Rippenkuchen, ſ. **Herzgeſpann**.

Rippenſchild, eine Art der **Waſſerkäfer**, Dytiscus sulcatus L.

Rippenſchlagader, Pulsadern an der inwendigen Seite der Rippen. Wenn bey Rippenbrüchen eine ſolche Schlagader verletzt iſt, ſo entſtehen Blutungen, die durch Blutverluſt tödten, oder eine Blutergießung in die Bruſthöhle verurſachen. Iſt ſie nahe am Rücken verletzt, ſo iſt die Blutung gefährlicher, als wenn die Verletzung näher am Bruſtbeine iſt, weil im letztern Falle die Blutung oft von ſich ſelbſt, oder wenigſtens beym Gebrauche kalter Bähungen ſtill ſteht. Uebrigens ſetzt die Behandlung dieſes gefährlichen Zufalles immer einen einſichtigen geübten Wundarzt voraus, der auf alle dabey obwaltenden Umſtände

Rückſicht zu nehmen weiß, und es würde daher überflüßig ſeyn, hier auch nur zur vorläufigen Beurtheilung des Zuſtandes eines ſolchen Patienten und der nöthigen Behandlungsart noch etwas ſagen zu wollen. In **Bernſtein's** prakt. Handb. IV. S. 291 ff. findet man alle dabey vorkommenden Zufälle aufgezählt und die Hülfeleiſtung, welche die Kunſt gewähren kann, beſchrieben.

Rippenſchnallen, die bey einem Pferdegeſchirr angebrachten Schnallen, deren zu einem vollſtändigen Geſchirre 24 gehören.

Rippenſtoß, ein Stoß in die Rippen.

Rippenſtück, 1) ein Stück Fleiſch von den Rippen eines geſchlachteten Thieres.

2) Bey einer maſſiven Waſſerwehre die Quader welche daſſelbe oben, der Länge nach, bekleiden; ſ. im Art. **Wehr**. 3) Die krummen Hölzer, woran die Seitenbreter eines Schiffes befeſtigt werden.

Rippolpaver Brunnen. Dieſer im Würtembergiſchen befindliche Brunnen quillet auf einem wieſenreichen Thale, welches Rippolpaw, Riebelßau, Rübliſaw oder Riepliſaw heiſſet, und liegt ſechszehn Meilen von Straßburg, vier Meilen von der Fürſtenbergiſchen Stadt Wolffach, zwey vom Griesbacher=, drey vom Petriner=, vier vom Antegaſter=Sauerbrunnen, zwey von Freudenſtadt und eine Meile von der berühmten Höhe, der Kniebis genannt.

Dieſer Geſundbrunnen, der aus zwey Quellen beſteht, wovon die eine die größte und ſtärkſte, zum Trinken beſtimmt, und St. Josephbrunn, die andere ſchwächere und kleinere aber bloß zum Bade dient, und St. Wenzeslausbrunn genannt wird, kommt bey einer Kupfer= und Eiſenader zum Vorſchein. Beyde Brunnen liegen

in einer Entfernung von einigen Schritten, ſind in viereckige ſteinerne Behälter gefaſſet, die zu aller Zeit eine hinlängliche Menge Waſſer darreichen und werden in kurzer Zeit mit einem häufigen röthlichen Schlamme angefüllt, ſo daß ſie oft müſſen gereiniget werden. Das Waſſer iſt vielen Thieren zuwieder. Das Vieh und die Hunde trinken es nicht, die Fiſche und Krebſe ſterben in kurzem darin. Außer dießen zwey Quellen ſind noch viele andere da herum vorhanden, die mit den Geſundbrunnen von gleichen Eigenſchaften ſind, und den Bach, worin ſie ablaufen, mit einem Schlamm erfüllen, welcher verurſacht, daß dieſer ſonſt forellenreiche Bach, da, wo das Mineralwaſſer hineinkommt, von dieſen Fiſchen frey iſt. Schon über zwey Jahrhundert iſt dieſer Brunn bekannt, und an guter Einrichtung und anmuthiger Gegend fehlt es nicht.

Das Waſſer iſt ohne Geruch, hat aber einen ſalzigen, etwas ſcharfen pikanten Geſchmack und alle andere Eigenſchaften eines Sauerbrunnens, ſetzt auch oben eine buntfärbige Stahlhaut an. Violenſaft wird erſt nach einigen Minuten in eine grünliche Farbe verwandelt. Zerfloſſenes Weinſteinſalz macht es milchicht, und giebt ein weiſſes Präcipitat. Säuren machen nur ein ſchwaches Brauſen. Die Silberſolution macht es milchicht und brauſend, und präcipitiret ein blauweißliches Pulver. Ein mediciniſches Pfund Waſſer gab nach der Evaporation eilf Gran Salz, welches ein Mittelſalz war, und aus dem größten Theile Brunnenſalz und einem geringen Theile Kochſalz beſtand. Bey der Evaporation bekam man auch bey den eilf Gran Salz, neun Gran alkaliſche Eiſenerde.

Es hat die Kräfte eines mittelſalzigen gashaltigen Stahlwaſſers. Kühn's Beſchr. der Geſundbr. ꝛc. Deutſchlands. S. 503.

Ripp=

Rippſperr, ein Rippenbraten vom Schweine, oft auch ein Schweinebraten überhaupt.

Ripraps, in der Schifffahrt, das beſtändige Spielen und Zuſammenſchlagen der kleinen Wellen.

Ripresa, ſo viel Reprise.

Rips, Reps, oder **Raps**, auch **Rapſamen**, ein Nahme des **Rübſamens**, Brassica Napus Linn., einer Pflanze, die zur Oehlgewinnung ſtark angebauet wird, worüber der Art. **Oehl** nachzuſehen iſt. Auch Brassica campestris wird bisweilen ſo genannt.

Riputskia, der ruſſiſche Nahme eines kleinen Fiſches in der Newa bey St. Petersburg, der wie die **Sardellen** eingemacht wird, und die italieniſchen Sardellen an Güte übertreffen ſoll.

Ris, ſ. **Reiß**.

Risagon, in den Apotheken auch Radix Cassumuniar, oder Casumunar, ſo wie Bengale, eine unbekannte Pflanze, deren Wurzel aus Oſtindien zu uns gebracht wird und in Indien unter dem Nahmen Bengale bekannt iſt. Sie riecht wie Ingwer. Ihr bitterlicher und gewürzhafter Geſchmack kommt dem Geſchmacke der Zittwerwurzel am nächſten, und ſie hat eine Kraft den Magen zu ſtärken. Was ſonſt von ihr zu ſagen iſt, findet man in Murray's Arzeneyvorrath, VI. B. S. 185 ff. geſammelt.

Riſack, heißen in Aegypten eine Art Leibrenten. Aus Beſorgniß nähmlich, daß ihren Erben von der räuberiſchen Regierung das Ihrige entriſſen werden möchte, vermachen viele Leute ihr Vermögen einer Moſchee mit der Bedingung, ihren Hinterlaſſenen gewiſſe Renten auszuzahlen.

Riſalit, iſt ein hervortretender Theil an der Außenſeite eines Gebäudes, oder eine Vorlage. S. **Vorlage**.

Risave, ein Nahme des **Sumpfkappengraſes**, Zizania paluſtris L.

Risban, Risbanck, ſ. **Rißbank.**

Riſch, einerley mit **Röſche.**

Riſchdrähtig, heißt das Holz, wenn die Adern oder Jahreeringe deſſelben mit der Länge gleich laufen, und ſich nicht nach der Seite werfen oder drehen, welches letzte man fließig, auch überſpänig nennt, wo ſie denn im Bearbeiten leicht abſplittern.

Riſche, ſ. **Röſche.**

Riſchker, Agaricus lactifluus L. ſ. **Reitsker, Th.** 122, S. 497.

Riſcht, ein Querholz an dem Vorderwagen, welches quer über beiden Armen befeſtigt iſt, und die Deichſel erhöhet hält.

Riscontro, ſ. **Scontriren.**

Risentito, in der Muſik, auf eine lebhafte ausdrucksvolle Art.

Riſico, ein unter Kaufleuten ſehr gewöhnliches Wort, welches die Gefahr andeutet, die ihnen aus einem Handel zuwachſen möchte. Daher kommen die Redensarten: **Die Baarſendung geht auf mein Riſiko**, das iſt, auf meine Gefahr. **Ich will das See-Riſiko** (die Seegefahr) **wagen.** 2c.

Im Aſſecuranzſache iſt **Riſiko** das Weſen des ganzen Verſicherungs-Contractes, vermöge deſſen der Aſſuradör alle Seegefahren und Schäden auf ſich nimmt, denen das Gut des Verſicherten unterliegen könnte. Eben dieſes thut auch der auf Bodmerei leihende in Anſehung der Güter, auf welche die Anleihe geſchah. Beyde haften jedoch nur für Schäden, welche durch einen unvermeidlichen Zufall, ohne Zuthun der Verſicherten oder ihrer Commiſſionäre, ſich ereignet haben. In den mehrſten Ländern iſt in den

Verordnungen und Polizen ausgedrückt, welches Riſiko die Aſſuradöre übernehmen, ingleichen, wenn daſſelbe ſeinen Anfang nimmt, oder ſich endigt. Aber dieſer und jener Umſtand, ſo wie noch mehrere andere, ſind nach den Ländern und Plätzen verſchieden beſtimmt. Nach der alten franzöſiſchen Ordonnance de la marine, ſo wie auch nach Guidon de la mer, ſind die Aſſuradöre des Riſico entbunden, behalten aber die Prämie, wenn die Verſicherten ohne ihre Einwilligung das Schiff nach einem entferntern Orte gehen ließen, als deſſen in der Polize gedacht iſt. Verſchiedene Verordnungen ſtimmen darinn überein, daß das Riſico ſich endigt, und die Prämie verdient iſt, wenn der Aſſecurirte die Reiſe verkürzt hat; denn das geſchahe ja durch ſeine Wahl.

Riſiquiren, riskiren, heißt Gefahr laufen, ingleichen wagen oder hazardiren. S. **Riſico**.

Risigallum, ſ. **Rauſchgelb**, Th. 121, S. 257. Risigallum flavum, **Auripigment**; Risigallum rubrum, **Rubinſchwefel**.

Riſpe, an den Pflanzen, eine Art des Blüthenſtandes, wenn die Blumen auf vieltheiligen Blumenſtielen von verſchiedener Länge ſtehen. Gemeiniglich ſind die untern Aeſte des gemeinſchaftlichen Blüthenſtiels länger, als die obern, die Enden treffen aber niemahls in eine Fläche zuſammen, wie es bey der Dolde (umbella) der Fall iſt. Dieſe Art des Blüthenſtandes findet man beſonders häufig bey den Gräſern, z. B. bey den Haferarten, Avena. bey der Gattung Bromus, Poa ꝛc.

Riſpengras, Poa Linn., eine aus vielen Arten beſtehende Grasgattung, die auf unſern Wieſen und Angern eine wichtige Rolle ſpielt, da ihre Arten mehrentheils dichte Raſen bilden, und ein

ſehr nahrhaftes und zuträgliches Viehfutter abgeben, ſo daß man dieſer Gattung auch vorzugsweiſe den Nahmen **Viehgras** beygelegt hat, während andere ſie auch **Wieſengras** nennen.

Dieſe Gattung unterſcheidet ſich durch einen zweibälgigen vielblumigen Kelch, durch eyrunde Aehrchen, deren Spelzen am Rande rauſchend und ziemlich ſpitzig ſind.

Von den vielen ſchon bekannten Arten muß ich hier folgende anführen.

1) **Waſſer-Riſpengras**, Poa *aquatica*, panicula diffusa, spiculis sexfloris linearibus. Linn. Willd. Spec. plant. Tom. I. P. I. p. 385. Leers. herborn. n. 65 t. 5. f. 5. Pollich. pal. n. 86. Hoffm. germ. 1800. p. 41. Roth. germ. II. p. 111. Flor. dan. t. 920. Curt. Fl. lond. 5. n. 56. Gramen palustre paniculatum altissimum. Bauh. pin. 2. theatr. 38 Scheuchz. Gram. 191. t. v. f. 1. Gramen aquaticum paniculatum latifolium. Bauh. pin. 3. Moris. hist. 3. p. 201. s. 8. t. 6. f. 25.

Dieſes ſehr anſehnliche Riſpengras wächſt durch ganz Europa an den Ufern der Teiche, Waſſergräben, kleiner Seen, Flüſſe, Bäche, und ſtehenden aber gemeiniglich reinen Waſſern von ſelbſt wild, und kommt im Junius zur Blüthe. Gmelin traf es auch in Sibirien an, und verſichert, daß es ſo gemein daſelbſt ſey, daß er nicht nur einmahl den ganzen Grund eines Stromes mit den kriechenden Wurzeln dieſes Graſes überwachſen angetroffen habe, aus welchen Blätter hervorſproßten, die beſonders an ihrem unter Waſſer ſtehenden Theile einer Art Tang nicht unähnlich ſahen. In Schweden nennt man es **Jattegroe**, in Weſtgothland

Kaſſe-

Baſſewia, in Schonen **Flaeie-Gras**, und in Deutſchland **Waſſerrietgras, groß Militzgras, großes Riſpengras** und **großes Viehgras.** Man ſieht leicht, daß alle dieſe Benennungen auf die beträchtliche Höhe zielen, die dieſe Grasart oftmahls erhält; wie ſie denn nicht ſelten ſechs Schuh hoch wird, und immer eine gewöhnliche Mannslänge übertrift. Die Halme ſelbſt ſind rund, glatt, geſtreift, hohl, mit häufigen Knoten. Die Blattſcheiden haben auswärts, wo das Blatt anfängt, zwey braune Flecken. Die Blätter ſind ſehr lang, am Rande und der äuſſern Mittelribbe ſcharf. Die Blüthenriſpe, die auf der Spitze des Halmes ſteht, iſt einen bis anderthalb Schuh lang, ſehr äſtig und flatterig. Die Neben- und Seitenſtiele, deren viel aus einem Orte herauskommen, ſtehen ziemlich aufrecht mit Aehrchen beſetzt. Die Kelchbälglein ſchließen oftmals fünf bis zehn Blümchen ein, zuweilen auch achte, die bräunlich, auch wohl weißlich und etwas weitläufig ſtehn. Wenn man dieſes Gras jung abhauet, ſo iſt es ſowohl grün als dürr, noch ein mittelmäßiges Futter für das größere Vieh, läßt man es aber völlig auswachſen, ſo wird es zum Gebrauch für daſſelbe faſt untüchtig. Man muß aber mit vieler Vorſicht füttern, weil die Riſpe dieſes Graſes oft voller Brand iſt, und das Vieh aufblähet und krank macht. Am ſicherſten, ſparſamſten und kräftigſten füttert man damit, wenn es mit Stroh vermiſcht, und zu Häckſel geſchnitten wird. Sumpfige Stellen laſſen ſich durch das Ausſäen dieſes Graſes verbeſſern. Zum Ausſäen braucht man auf einen Morgen 5 — 6 ℔ Samen; doch geſchieht die Fortpflanzung beſſer durch Wurzeln, als durch Samen. Wo es häufig iſt, hat man es auch

zum

zum Decken gebraucht. Die Schweine freſſen es nicht.

2) Alpen=Riſpengras. Poa *alpina* panicula diffuſa ramoſiſſima, ſpiculis ſexfloris cordatis. Wild. l. c. Linn. Sp. Pl. p. 99. Hoffm. germ. l. c. Gramen alpinum paniculatum maius, panicula ſpecioſa variegata. Scheuchz. prodr. tab. III. β) Poa alpina vivipara. Gramen alpinum latifolium, panicula laxa foliacea, foliolis in panicula paucioribus et magis criſpis. Scheuchz. Gram. p. 212. tab. 4. f. 14. γ) Gramen pratenſe paniculatum minus rubrum. eiusd. gram. p. 190. prodr. 20. tab. 3.

Dieſes Riſpengras, welches auf den lappländiſchen, ſchwediſchen, ſchweitzeriſchen tyroliſchen und ſalzburgiſchen Alpen wächſt *) iſt wegen ſeiner bunten Riſpe, die braunröthlich und ſilberfarb iſt, ſehr anſehnlich. Die Aehrchen, die vier= bis ſieben= und achtblumig ſind, kommen auch zuweilen gelb und grünlich vor, ſo daß dieſes Gras eine wahre Zierde dieſer hohen Berge iſt, indem es mit mannichfaltigen Farben ſpielt.

Man hat von dieſer Grasart eine beſonders merkwürdige Abänderung mit ſpitzkeimenden Aehrchen bemerkt, von welcher man ebenhin glaubte, es ſey dieſe Eigenſchaft nur dann dieſem Graſe eigen, wenn es auf gutem Boden, auf ſeinem natürlichen Standorte ſteht, bis Linné verſicherte, daß ſelbiges auch in die Gärten verſetzet, auf ähnliche Art ſpitzkeimend ausarte.

Schlaffes

*) Man findet dieſe Grasart dort eben ſo häufig, als bey uns die gemeinen Arten dieſer Gattung, und es macht einen nicht unbedeutenden Beſtandtheil der Alpengraſung aus.

3) Schlaffes Riſpengras. Poa *laxa*, panicula contracta subracemosa, spiculis trifloris basi dorsoque pubescentibus. Willd. l. c. p. 386. Haenke sudet. p. 118. Poa caule erecto, panicula rara, folliculis trifloris, basi dorsoque villosis. Hall. helv. n. 1457. Scheuchz. p. 163. app. t. 4. Ejd. it. VI. p. 457. t. 6. f. 16.

Dieſe Art findet man gleichfalls auf den ſchweizeriſchen Alpen, ſo wie auf den böhmiſchen und ſchleſiſchen Gebirgen. Die Riſpe iſt klein und zuſammen gezogen, die Stielchen angedrückt 2 — 3 blüthig. Die Aehrchen wieder 3 — 4 blumig. Die Kelchbälge vorn zugeſpitzt. Die Blumenbälge ſpitz, am Grunde und Rücken fein behaart, braun violettlich, am Rande häutig und weiß.

4) Gemeines Riſpengras. Poa *trivialis*, panicula subdiffusa, spiculis trifloris basi pubescentibus, culmo erecto tereti. Linn. Willd. l. c. p. 387. Poa pratensis. Leyss. halens. n. 91. Roth, germ. II. p. 113. Poa dubia. Leers. herb. n. 69. t. 6. f. 5. Poa palustris und Poa scabra. Hoffm.

Mit einer etwas ausgebreiteten Riſpe, länglich eyförmigen, meiſtens dreyblüthigen grünen oder purpurfarbigen glänzenden Aehrchen, am Grunde weichhaarigen, nervigen, lanzettförmigen Bälgen. Der Halm aufrecht, unten etwas liegend, rund und geſtreift, 1 Fuß hoch. Die Blattſcheiden und Blätter unten ſcharf, die Blatthäutchen länglich und zugeſpitzt. Die Wurzel faſerig.

Dieſe Art wächſt auf Wieſen, Grasplätzen und an Gräben wild, und blühet im May, Junius und noch ſpäter.

Sie wird von allem Vieh gern gefreſſen, und bekommt ihm gut; iſt dabey ſehr ergiebig und treibt viele Blätter, ſo wie ſie auch eins der früheſten Gräſer iſt. Nach der Blüthe aber rührt kein Vieh es mehr an, und dient alſo nur vor und in derſelben zum Futter. Der Same wird von allem Geflügel gern gefreſſen.

Da es einen feuchten Boden liebt, ſo könnte dieſes Gras bey Aufbrechung feuchter Wieſen und neuer Beſamung derſelben, mit andern Gräſern vermiſcht, ausgeſäet werden, wodurch beſonders das Untergras ſehr vermehrt würde. In Weimar koſtet 1 ℔. Samen 1 rthl. 8 gr. In Flotbeck aber nur 1 Mk. und 100 ℔. 96 Mk.

5) **Schmalblätteriges Riſpengras.** Poa *anguſtifolia*, panicula diffuſa, ſpiculis quadrifloris pubeſcentibus, culmo erecto tereti. Linn. Willd. l. c. Pollich. pal. n. 89. Leers. herb. n. 67. tab. 6. f. 3. Gramen pratenſe paniculatum maius, anguſtiore folio. C. Bauh. pin. 2. prodr. 5. Scheuchz. Gram. p. 178.

Dieſes ſchmalblätterige Riſpengras iſt durch ganz Europa auf allen Wieſen, Viehweiden und Ackerreinen urſprünglich zu Hauſe, und blüht im May und Junius. Es unterſcheidet ſich dieſe Art am beſten durch die engern zuſammengerollten Blätter, welche daher ein borſtenartiges Anſehen erhalten. Die Blüthenriſpe, die länglicht iſt, beſteht aus meiſtens vier grünlichen, oft mit braun untermengten blumigen Aehrchen. Die Staubbeutel ſind gelb. Es iſt dieſe Grasart friſch und getrocknet ein ſehr gutes Futter für alles Vieh. Nach einiger Verſicherung ſoll es unter den Nahmen Birdgras von den Engländern angebauet werden. Herr **Hudſon** hält das Hainen-

nen = Riſpengras, Poa nemoralis, nur für eine bloße Spielart dieſer Art. Ein ℔. Samen koſtet in Weimar 1 rthl. 8. gr.

6) Wieſen = Riſpengras. Poa *pratenſis*, panicula diffuſa, ſpiculis quinquefloris glabris, culmo erecto tereti. Linn. Willd. l. c. p. 388. Pollich. pal. n. 90. Leers. herb. n. 63. tab. 6. f. 4. Gramen pratenſe paniculatum maius (latiore folio) C. Bauh. pin 2. Scheuchz. Gram. p. 177. tab. 3. f. 17. A. Poa. trivialis. Leyſs. Roth. II. p. 113. Poa ſerotina Ehrh.

Dieſes Riſpengras iſt der Engländer Meadowgras, und unſer gemeines Wieſengras, das von dem gewöhnlichen Standort, worauf es in allen europäiſchen Landſchaften häufig und in großer Menge wild angetroffen wird, ſeine richtige und treffende Benennung erhalten hat. Die Blüthezeit iſt der Monat Junius. Der Halm ſteht aufrecht in die Höhe gerichtet, erreicht nach der verſchiedenen Güte des Bodens eine verſchiedene Höhe, iſt aber immer und beſtändig glatt und rund. Die Blätter ſind an dieſem Wieſengras breiter als an der vorhergehenden Art, und an beyden Seiten, ſo wie am Rande ſcharf. Die Blüthen, an der Zahl oft bis fünf in einem Aehrchen, ſind glatt, und haben nichts wolliges. Die Staubbeutel fallen ins blaue. Das Blatthäutchen iſt kurz und abgeſtutzt. Die Wurzel kriechend. Das Vieh frißt dieſes Gras gern.

7) Wald = Riſpengras. Poa *trinervata*, panicula diffuſa, ſpiculis ſubquinquefloris acutiſſimis ſcabris: corollae gluma exteriori tri — interiori binervata. Willd. l. c p. 389. Schrad. ſpicil. p. 3. Poa trinervata

 Ehrh.

Ehrh. Hoffm. Poa ſylvatica. Pollich. Roth. Hoffm.

Dieſe Art wächſt in der Pfalz, in Baiern, Böhmen, Schleſien und auf dem Harze, immer in den Waldungen. Die Halme bilden Raſen und ſtehen aufrecht, ſind 2 — 3 Fuß hoch, rund und glatt. Sie haben vier Glieder, und ſind etwas purpurfarben. Die Blätter ſind eben, mit einem Spitzchen, herunterwärts ſcharf, bis auf $1\frac{1}{2}$ Fuß lang, mit einer weißlichen Rippe auf dem Rücken. Die Blattſcheiden geſtrichelt, herunterwärts etwas ſcharf. Das Blatthäutchen zerſchlitzt, 2 Linien lang. Die Riſpe weiß und grün, in der Blüthe ſehr ausgebreitet. Die Blumenſtiele kommen immer je 2 aus dem Halme hervor. Die Aehrchen ſind klein, eyrund-länglich, zuſammen gedrückt, glatt. Die Bälge ungleich, ſchmal-lanzettförmig, 4 — 6blumig. Die Blumen ſelbſt ſchmal-lanzettförmig, 2 Linien lang, in eine ſcharfe Spitze auslaufend.

8) **Schleſiſches Riſpengras.** Panicula erecto-patente, ſpiculis trifloris glaberrimis mucronatis, culmo erecto compreſſo, vaginis foliorum laxis ancipitibus. Willd. l. c. Haenke ſud. p. 120. Poa quadripedalis. Ehrh.

Mit einer aufrechten, weitſchweifigen Riſpe; mit ey-lanzettförmigen, meiſtens dreyblüthigen, ſehr glatten und ſtechend ſpitzigen Aehrchen. Der Halm 3 — 4 Fuß hoch, aufrecht, zuſammen gedrückt, die Blattſcheiden ſchlaff und zweyſchneidig. Das Blatthäutchen kurz, abgeſtutzt und feingekerbt; die Blätter breit und die Wurzel kriechend.

Dieſe anſehnliche Grasart, die zwiſchen Gebüſch auf feuchten Wieſen wächſt, iſt bisher nur

auf

auf dem Rieſengebirge, in den hannöveriſchen Sümpfen, ſo wie auf ähnlichen Stellen im Mecklenburg-Strelitziſchen gefunden worden, wo ich ſie 1792 entdeckte. Sie blühet im Junius.

Die in Niederheſſen entdeckte Poa rubens, oder das **röthliche Riſpengras**, ſteht in der Mitte zwiſchen Poa trinervata und ſudetica, kommt jedoch der erſteren am nächſten.

9) **Jähriges Riſpengras.** Poa *annua*, panicula diffuſa angulis rectis, ſpiculis obtuſis, culmo obliquo compreſſo. Linn. Willd. l. c. p. 390. Stillingfl. Miſc. tab. 7. Leers. herb. n. 70. tab. 6. f. 1, Pollich pal. n. 91. Hoffm. germ. 1800. p. 45. Roth. germ. II. p. 115. Poa culmo infracto, panicula triangulari, locuſtis trifloris glabris. Hall. helv. n. 1466. Gramen pratenſe paniculatum medium. eiusd pin. 30. Scheuchz. Gram. p. 180. β) Gramen pratenſe paniculatum minus rubrum. Tournef. Inſt. R. H. p. 522. Tabern. lc. p. 207.

Dieſes kleine niedrige Riſpengras iſt faſt eines unſerer allgemeinſten europäiſchen Unkräuter, das faſt überall wächſt, und ſich faſt beſtändig aus ausgefallenem Samen überall von ſelbſt fortpflanzt,*) daher es auch aller Orten ſowohl in gutem fetten als dürren magern Grunde wild gefunden wird. Es blüht das ganze Jahr durch, ſowohl in den wärmſten als kälteſten Jahreszeiten. Es erreicht ſelten eine Höhe von einer Spanne, und trägt auf dem oberſten Theile des Halmes eine kurze, ziemlich ausgebreitete Riſpe,

*) Ich habe es auch unter dem Nahmen eines indiſchen Graſes in dem Treibhauſe des botaniſchen Gartens einer großen deutſchen Univerſität ſehr ſorgſam gepflegt gefunden, wo es ſtatt des ausgeſäeten Graſes aufgegangen war!

weil deren Nebenäſtchen, welche paarweiſe her-vorkommen, mit dem Halm einen rechten Winkel machen. Zu jedem Kelche ſitzen drey, vier, fünf, und zuweilen ſechs grünlich weiße Blüthen. Der Halm ſchief, niedergebeugt, zuſammen gedrückt, weich und zart. Die Halme ſtehen oftmahl ſo enge beyſammen, daß ſie ganze Raſenplätze bilden. Es iſt dieſes Gras, weil es unſtreitig das allergemeinſte iſt, nicht leicht zu verkennen, es wächſt überall häufig, und wird von allem Vieh gern gefreſſen. Nur werden die Blätter durch Winterkälte und durch die Dürre im Sommer oft ſehr verdorben. In Suffolk in England, wo die dauerhafteſte Butter gemacht wird, iſt es das häufigſte Gras. Durch Walzen wird ſein Wachsthum befördert.

10) Sumpf-Riſpengras. Poa *paluſtris*, panicula diffuſa, ſpiculis ſubtrifloris pubeſcentibus, foliis ſubtus ſcabris. Linn. Willd. l. c. p. 391. Oed. Fl. Dan. t. 750. Moris. hiſt. 3. p. 201. ſ. 8. t. 6. f. 27

Auf wäſſerichten ſumpfichten Plätzen in Italien, der Schweitz und vielleicht auch in Deutſchland iſt dieſe Art zu Hauſe, deren Halm drey Schuh hoch iſt, mit rauhen Blättern beſetzt iſt, und ſich mit einer ſehr ſchönen Blumenriſpe endigt.

11) Abyſſiniſches Riſpengras. Poa *abyſſinica*. panicula capillari laxa erecta, ſpiculis quadrifloris laevibus lineari lanceolatis, foliis glabris ſubconvolutis. Willd. l. c. p. 394. Ait. kew. I. p. 100. Panicula patula, ſpiculis oblongis circiter quinqueflorís, culmo geniculato inferne procumbente ramoſo. Linn. Syſt. Veg. p. 114. Jacqu. Miſc. auſtr. T. II. n. 50. p. 364. eiuſt. Icon. pl. rar. I. t. 17.

In Abyſſinien, einer großen oberhalb Aegypten

gypten in Afrika liegenden Landſchaft, iſt dieſes Gras urſprünglich zu Hauſe. Man nennt es in der Landesſprache daſelbſt Tif und bauet es als Getreide. Im naſſen Boden in den Gärten erreicht es eine Höhe von ohngefähr drey und einem halben Schuh. In Abyſſinien wird es nur 2 Fuß hoch. Der verſtorbene D. Baſter zu Zirkſee hat es in ſeinem Garten gezogen. Herr von Jacquin giebt in ſeinen öſterreichiſchen Miſcellanien eine eben ſo genoue Beſchreibung, als in ſeinen Iconen ſeltener Gewächſe, getreue Abbildung. Wir theilen die Jacquiniſche hier mit, um ſo mehr da auch in unſern Gegenden dieſes ſchöne Gras nun keine Seltenheit mehr iſt. Die Wurzel iſt zaſerig, jährig, und läßt einen ſchlanken, knieförmigen, etwas zuſammengedruckten, unterwärts liegenden und an den Knoten eingebogenen Halm, der ſich in verſchiedene Aeſte theilet, hervorſchießen. Die Blätter ſind beynahe gleichbreit, ſcharf zugeſpitzt, ſcheidenartig, und an den Rändern wegen der äuſſerſt kleinen Zähnchen ziemlich rauh. Die Riſpe, die auf der Spitze deſſelben ſteht, iſt loſe; ihre Stiele ſind haarförmig, zuſammengedrückt, und ſehr weit abſtehend. Die Aehrchen ſind länglicht und ſtumpf. Der aus zwey Bälglein zuſammengeſetzte Kelch ſchließt ohngefähr vier bis ſechs Blümchen ein: die Bälglein ſelbſt ſind lanzettförmig, ſcharfzugeſpitzt, grannenlos, aufrecht, ausgehöhlt, zuſammengedrückt, weißlich, am Rücken grünlich, unter der Linſe faſt unmerklich gezähnelt: nur ein Bälglein iſt länger als das andere. Die Spelzen ſind den Bälglein ähnlich. Die Blümchen ſitzen auf ihrem eigenen Stiel, der gebogen iſt, wechſelsweiſe. Die Narben ſind purpurröthlich. Das ganze Gras iſt ſehr glatt, und

blüht unter freyem Himmel, immer doch im Glas-hauſe lebhafter, den ganzen Sommer hindurch.

Dieſe Grasart trägt in ihrem Vaterlande, wo ſie auch wild wächſt, zum Erſtaunen reichlich. Man kann ſchon 2 Monate nach der Ausſaat die Aernte halten, daher dieſe Getreideart, wenn die Witterung günſtig iſt, in einem Jahre 3 — 4 Aernten gibt. Die Abyſſinier verſpeiſen dieſes Getreide wie den Reiß, theils ungemahlen, theils gemahlen, als Mehl. Bruce hatte Samen davon mit nach Europa gebracht. Man verſuchte es im ſüdlichen Frankreich anzubauen, allein der Erfolg entſprach den Erwartungen keineswegs.

12) Schönſtes Riſpengras. Poa *Eragroſtis*, panicula patente, pedicellis flexuoſis, ſpiculis ſerratis decemfloris, glumis trinerviis. Linn. Willd. l. c. p. 392. Schreb. gram. p. 81. t. 38. Roth II. p. 118. Hopp. Herb. cent. 2. no. 11. Hoffm. 1800. p. 45. Poa locuſtis diſtichis decemfloris, calycibus acutis. Hall. helv. n. 1450. Gramen paniculis elegantiſſimis minimum. Scheuchz Gram. p. 192. tab. 4 f. 2.

Dieſes wirklich in ſeiner Art ſchöne Riſpengras wächſt in Italien auf Mauern, ſo wie in der Schweiz, Deutſchland und Sibirien auf hohen trockenen Plätzen, und um Montpellier auf den Getreideäckern wild, und iſt hier und da unter der Benennung kleines Zittergras bekannt, indem es oft nur 2 Zoll hoch wird. Scheuchzer ſagt, daß die Halme eine Handbreite, eine Spanne und zuweilen auch höher würden. Die Riſpe theilt ſich in verſchiedene Aeſte, die ſich abermahls in zarte bogenförmige Stielchen endigen. Die unterſten Aehrchen ſind

fünf=

fünf=, die folgenden ſieben=, und die oberſten zehnblumig. Ihrer Figur nach ſind ſie dreyeckig, und ihrer Farbe nach purpurfärbig, beſonders wenn dieſes Gras höher wird. Die äuſſerſten Bälglein haben eine erhabene Rückenſchärfe, ſind auſſerordentlich zart und dünne, und nach Linne's Wahrnehmung mit einer grünen Seitenrippe auf beyden Seiten verſehen, wodurch es ſich leicht von ähnlichen Grasarten unterſcheiden läßt. Die Aehrchen ſind eyrund und ſpitzig, ſechs bis neunblumig, und am Rande nicht rauh. Die Riſpe ſelbſt iſt wellenförmig gebogen. Dieſe Art gränzt übrigens ſo nahe an Briza Eragroſtis, daß ſie nur durch den Standort verſchieden ſcheint.

13) **Steifes Riſpengras.** Poa *rigida*, panicula lanceolata ſubramoſa ſecunda: ramulis alternis ſecundis. Linn. Willd l. c. p. 396. Roth II. p. 120. Gramen panicula multiplici. C. Bauh. pin. 3. prodr. 6. Scheuchz. gram. p. 271.

Dieſes Riſpengras iſt auf Mauern, alten Dächern, überhaupt auf trockenen dürren ſonnenreichen Plätzen in Frankreich, England und Deutſchland zu Hauſe. Es hat einen ſteifen ziemlich kurzen Halm, der ſammt ſeiner Riſpe ſelten die Höhe einer Spanne erreicht. Die Riſpe, die auf der Spitze deſſelben ſteht, iſt der Figur nach lanzettförmig, ſteif, und dreyfach zuſammengeſetzt. Die Aeſte, in welche er ſich theilt, ſtehen in abwechſelnder Reihe, und ſind ebenfalls wechſelsweiſe mit verſchiedenen Aehrchen beſetzt, die auf ſteifen jedoch kurzen Stielchen ſitzen. Die Aehrchen ſelbſt ſind gleichbreit, ſpitzig und ändern mit drey bis neun Blümchen ab: dieſe ſind ziemlich ſpitzig, und auf der Spitze einiger=

maſſen rauſchend. Die Bälglein ſind mit einer erhabenen Rückenſchärfe verſehen.

14) Flachhalmiges Riſpengras. Poa *compreſſa*, panicula coarctata ſecunda, culmo obliquo compreſſo. Linn. Willd. l. c. p. 397. Pollich. pal. n. 93. Leers. herb. n. 71. tab. 5. f. 4. Roth. II. p. 122. Hoffm. 1800. p. 45. Flor. dan. t. 742. Engl. Bot. 365.

Dieſe Grasart iſt gleich der vorigen, doch ungleich häufiger, in unſerm Welttheile ſowohl als in dem nördlichen Amerika, ſo wie in Sibirien auf trockenen Plätzen und Mauern wild anzutreffen. Die Halme ſind ſehr ſtark und merklich zuſammengedruckt, zur Erde geſtreckt, und mit glatten Blättern beſetzt. Die Anzahl der Blümchen in jedem Aehrchen iſt in den europäiſchen Exemplaren ſechs bis ſieben, in den amerikaniſchen aber nur drey: letztere kommen jedoch auſſerdem in aller Rückſicht mit unſern vaterländiſchen wieder überein.

15) Dünnblühendes Riſpengras, Hainen-Riſpengras. Poa *nemoralis*, panicula attenuatta, ſpiculis ſubbifloris mucronatis ſcabris, culmo incurvo. Linn. Willd. l. c. p. 399. Roth II. p. 115. Hoffm p. 46. Leers. herborn. n. 72. tab. 5. f. 3. Gramen paniculatum anguſtifolium alpinum, locuſtis rarioribus et anguſtioribus non ariſtatis Scheuchz. gram p. 164. t. 2. rechts. β) Gramen cirrhoſa et villoſa ſpongia ad ſingula genicula donatum, paniculatum minimum alpinum. Bocc. muſ. 2. p. 70. t. 59. et p. 165. Leers. l. c.

Dieſes Riſpengras, das wir in verſchiedenen europäiſchen Provinzen, wie die angeführten Floriſten bezeugen, an dem Fuße waldichter Berge, in Wäldern und Hainen ſelbſt, und in

Hecken

Hecken waldichter Gegenden zuweilen häufig genug anzutreffen pflegen, blüht insgemein in dem Monate Julius. Die Wurzel ſcheint faſt zu kriechen, und treibt, einen bis zwey Schuh lange Halme, die ziemlich ſchwach, etwas gekrümmt, gerade, vier bis fünfknotig, mit äuſſerſt ſchmalen kaum eine halbe Linie breiten Blättern beſetzt ſind, flach, und nur auf ihrer Oberfläche rauh ſind. Die Riſpe iſt lang, enge, überhängend, mit dem obern Theil des Halmes vorwärts gekrümmt, zuſammengezogen, im blühenden Zuſtande aber ausgebreitet, und mit wenigen Aehrchen beſetzt. Die Stielchen, auf welchen die Blüthen nur in geringer Anzahl ſitzen, ſind ſehr zart, und etwas gebogen. Sie ſtehen faſt aufrecht, und paarweiſe oder zuweilen mehrfach an einer Stelle. Die Aehrchen ſelbſt ſind am gewöhnlichſten zwey- ſeltener dreyblumig, und gelblicht. Auch kennt man eine größere Abänderung mit einem drey Schuh langen, mehr gekrümmten, nicht ſelten ſich in einige Aeſte theilenden Halm, der eine weit größere, vielblumigere Riſpe trägt. Die Stielchen ſtehen zu fünf bis ſechs an einer Stelle, und ſtehen in weiterer Entfernung von einander. Die Aehrchen ſind drey- bis vierblumig. — Iſt beſonders dem Wilde ein angenehmes Futtergras, und wird auch von andern zahmen Thieren gefreſſen.

Die unter den Synonymen mit β) bezeichnete Spielart, die ſich, wiewohl ziemlich ſelten, in einigen europäiſchen Landſchaften zeigt, iſt zu merkwürdig, als daß ich ihrer nur obenhin gedenken dürfte. Sie iſt in allen ihren Theilen kleiner, als die eigentliche Stammart. Der Halm iſt kaum einen Schuh lang und ſteht aufrecht, eben ſo wie die Riſpe, die einigermaſſen einer Traube ähnlich ſieht, und nur wenige Blüthen trägt. Die Aehrchen ſelbſt ſind ſehr unanſehnlich klein, zweyblumig, und werden in der

Folge

Folge röthlich. Die meiſten Blümchen ſind unfrucht- bar. Vielleicht liegt die Urſache davon in folgender Erſcheinung. Man bemerkt an den untern Knoten oder Gelenken an dem Halm, und zwar an einer be- ſondern Stelle, wo ſich der Halm gleichſam mit ei- nem Spalte öfnet, eine beträchtliche Menge purpur- rother Faſern, die feſt und kneulförmig in einander unregelmäßig verwebt ſind, und die Gelenke, ſo wie einen Theil des Halmes rings herum einnehmen und umgeben. Dieſer Faſenkneul, wenn man ihn ſo nen- nen darf, iſt eben diejenige cirrhoſa und villoſa ſpongia, von welcher Bocconi und diejenigen Bo- taniſten ſprechen, die an dieſer Grasart die es Fa- ſernkneul wahrgenommen haben. Nun die Urſache. — die Meinungen darüber ſind, wenigſtens gegen- wärtig, noch getheilt. Gouan hält es für ein opus inſectorum; und ſcheint aus der Analogie ähn- licher an verſchiedenen Gewächſen angeſtellter Wahr- nehmungen, dieſe cirrhoſam und villoſam ſpongiam für eine durch den Sauge- oder Lechſtachel irgend ei- nes — vielleicht — Gallinſektes, erregte Wunde zu erklären, in welche ein Inſekt dieſer Art entweder ſeine Made gelegt, oder einen größern Zufluß von Feuchtigkeit erregt hat, die leicht und in größerer Menge ſich an dem einmahl gereitzten oder verwunde- ten Ort ergießen konnte. Noch mehr, Herr Prof. Gouan will ſelbſt ein verwandeltes ihm unbekann- tes Inſekt angetroffen haben, das er aber immer todt gefunden. Leers hingegen ſcheint ſo wenig ſich von einem ähnlichen Inſektenſtich überzeugen zu können, daß er vielmehr dieſer ſonſt ziemlich wahrſcheinlichen Meinung, durch ein non eſt inſectorum opus — vielleicht eher widerſpricht, als ſie widerlegt. Er fand in dieſen Faſenkneuln, die er oft mit dem Meſſerchen unterſuchte, nie ein Inſekt, nie eine Spur deſſelben, und erklärt das Ganze für einen luxurirenden Aus- wuchs von Wurzelgefäßen, die von dem allzuheftig dahinſtrömenden Nahrungsſaft entſtanden, und wo- durch, wenn beſagte Gefäße oder Faſern vielleicht in der Folge abfielen, dieſe Grasart fortgepflanzet wer- den dürfte.

Herr Hudſon hält das eigentliche dünn- blühende oder Hainen-Riſpengras für eine bloße Abänderung des ſchmalblätterigen Riſpengraſes.

16)

16) **Knolliges Riſpengras.** Poa *bulboſa*, panicula ſecunda patiuſcula, ſpiculis quadrifloris. Linn. Willd. l. c. p. 399. Roth. II. p. 122. Hoffm. p. 46. α) Gramen xerampelinum, miliacea praetenui ramoſaque ſparſa panicula, ſ. Xerampelino congener arvenſe aeſtivum, Gramen minutiſſimo ſemine. Lob. illuſtr. 14. Scheuchz. Gram. p. 185. β) Gramen arvenſe panicula criſpa. C. Bauh pin. 3. Barr. ic. 73. Pollich. pal. n. 95. γ) Gramen vernum, radice aſcalonica. Vaill. pariſ. 91. tab. 17. f. 8.

Dieſe in manchen Betrachte ſehr zierliche Grasart, wächſt in verſchiedenen Gegenden unſers Welttheiles in Frankreich, Spanien, der Schweitz, Schweden, Deutſchland, ſelbſt in einigen morgenländiſchen Landſchaften wild, und wird insbeſondere auf dürren Haiden, auf Dämmen, Wällen, grobſandigen Plätzen häufig in benannten Orten angetroffen. Ihre Wurzel dient ihr zu einem weſentlichen Unterſcheidungskennzeichen, indem ſie eben ſo knollich wie an der Schallotte und hierin an dieſer Art einzig iſt. Sie perennirt und macht gleich den Zwiebelgewächſen Setzlinge, iſt dem äuſſerlichen Anſehen nach einer eigentlichen Zwiebel ähnlich, indem ſie gleich einer ſolchen mit verſchiedenen Häuten bedeckt iſt, weicht aber doch in Rückſicht der Erforderniſſe einer wahren Zwiebel, von ſelbiger wieder ab. Viele ſolcher kleiner Wurzelknölchen, oder Zwiebelchen, ſtehen nicht ſelten in großen Haufen bey einander, und bilden ganze Raſenplätze. Dieſe treiben mit Anfange Frühlings ihre nicht ſehr hohen angenehm grünen nicht ſehr ſchmalen Grasblätter heraus, auf welche bald die Halme folgen, die am gewöhnlichſten die Höhe eines halben Schuhes

hes erreichen, und ſich mit einer nur wenig ausgebreiteten Riſpe endigen. Die Aehrchen ſind gröſtentheils vierblumig. Die Bälglein ſind haarig. Man kennt auch von dieſer Art eine ziemlich merkwürdige Abänderung mit ſpitzkeimenden Aehrchen, die zum Theil auch verſchiedene und zum Theil auch der mannichfaltigen Farben wegen ſehr anſehnliche Abänderungen beſitzt. Da ſich dieſe Varietät mit ſpitzkeimenden Aehrchen, in verſchiedenen Gegenden ſo ſehr beſtändig hält, indem an großen Strecken derjenigen Gegenden, auf welchen ſie wuchert, nur ſelten die wahre Stammart, und wenn auch, ſich nur einzeln vorfindet, ſo ſollte man ſie deswegen für eine eigene Art halten können, wenn dieſer Umſtand hinreichend wäre, eine eigene Art zu beſtimmen. Sonderbar bleibt es jedoch auch immer an dieſer Grasart, daß ſie, ſo bald ihre Halme zur Blüthe kommen, ihre Blätter, wie denn dieſes auch bey andern Grasarten nichts ungewöhnliches iſt, hinwelken läßt, die aber in eben dieſem Jahre, zwar etwas ſpäter im Sommer, ſich abermahls zeigen, worauf denn die Halme zum zweyten Mahle hervor brechen, und alſo zum andernmahle in der Blüthe ſtehen.

Dieſe Grasart iſt für alles Vieh angenehm und gedeihlich, und beſonders für die Schafe ſehr vorzüglich, weshalb der Anbau derſelben bey Schäfereyen ſehr zu empfehlen iſt. Sie treibt ſchon im Frühjahr, ſo bald Schnee und Eis nur weggeſchmolzen ſind, ſehr feine, angenehme grüne, und nicht ſehr ſchmale Blätter von ſüßem Geſchmack. Auf trocknen Stoppelweiden müßte ſie vorzüglich nützlich ſeyn. Wenn ſie ſich einmahl eingewurzelt hat, iſt ſie unvergänglich, und doch wird ſie dem Fruchtbau im geringſten nicht nachtheilig

theilig, denn wenn der Acker mit andern Früchten beſtellt iſt, zeigt ſie ſich kaum; oder vergeht, wenn dieſe zu treiben anfangen. Sobald der Acker aber wieder frey iſt, treiben ihre Zwiebelchen von neuem hervor, und überziehen den Acker mit einem ſchönen Grün, woraus bald kleine Halme hervor kommen.

17) **Aehrentragendes Riſpengras.** Poa *ſpicata*, panicula ſpicata, floribus ſubulatis, floſculis remotis. Linn. Willd. l. c. p. 401.

Um Liſſabon iſt dieſes Riſpengras, wie uns Vandelli verſichert, zu Hauſe. Die Halme kommen in ziemlicher Anzahl aus der Wurzel aufſteigend heraus, erreichen die Höhe einer Handbreite, und ſind vollkommen mit den Blatſcheiden umgeben. Die Blätter haben ziemlich dicke Scheiden, und ſind gleichbreit, ſchmal, und eben. Die Blumentraube iſt in eine ungleichförmige Aehre zuſammengezogen, die faſt ſo lang als der Halm iſt. Die äuſſere Kelchſpelze iſt kurz, eyrund; die innere noch einmahl ſo lang. Die Blümchen ſtehen in einiger Entfernung von einander: ihre äuſſere Spelze iſt länglicht und ſcharf zugeſpitzt. Die Staubbeutel ſind gelblicht, und auf beyden Seiten zweyſpaltig. Die Griffel ſind federartig und weiß. Dem äuſſerlichen Anſehen nach ſcheint dieſe Grasart unter die Gattung des Schwingels, Feſtuca, zu gehören.

18.) **Entfernt blüthiges Riſpengras.** Poa *diſtans*, panicula ramis ſubdiviſis, floribus quinquefloris: floſculis diſtantibus obtuſis. Linn. Poa ſalina. Pollich. pal. n. 92. Roth. II. 119. Hoffm. 44.

Die Halme ſind aufſteigend, und gleich den Blättern, eben. Die Riſpe iſt ziemlich rauh. Die Aehrchen enthalten ohngefähr vier bis fünf ſtum-

pfe

pfe Blümchen, die an den Spelzen von der Spitze bis in die Mitte weißlich, und ſo entfernt von einander ſtehen, daß man ſie dieſes Umſtandes wegen leicht für eine Art des Straußgraſes halten dürfte, wofern man nicht auf die Beſchaffenheit der Bälglein Rückſicht nehmen wollte, und woran ſie ſich auch leicht erkennen läßt.

Dieſe Art wächſt übrigens auf niedrigen, ſchattigen Wieſen und an Salzquellen wild. Das Vieh frißt ſie gern.

19) **Kammförmiges** oder **ſchmelenartiges Riſpengras.** Poa *cryſtata*, panicula ſpicata, calycibus ſubpiloſis ſubquadrifloris pedunculo longioribus, petalis ariſtatis. Linn. Willd. l. c. p. 402. Roth. II. 119. Hoffm. 46. Aira (criſtata) panicula ſpicata, calycibus ſubtrifloris pedunculo longioribus, petalis ſubariſtatis inaequalibus. Sp. Pl. p. 94. Pollich. pal. n. 96. Leers. herb. n. 73. tab. 5. f 6.

Auf trockenen Plätzen, ſandigen Gegenden und Sandhügeln, unbeſchatteten dürren Orten iſt dieſe bekannte Grasart faſt in allen Landſchaften unſers Welttheiles zu Hauſe. England, Frankreich, Italien, Deutſchland, die Schweitz, und Sibirien ſind alſo das Vaterland derſelben. Einer Schwingelart ſcheint ſie dem erſten Anſcheine nach nahe zu kommen, wie ſie denn Herr von Haller auch dafür erklärte, und die Bemerkung machte, daß die einer Aehre ähnliche Riſpe aus lauter zweyblumigen, ſpitzigen, über einander liegenden Aehrchen zuſammengeſetzt ſeye. Linné beſchrieb ſie ehedem unter den Arten der Schmelen, da er aber, wie es ſcheint, mehr als nur zwey Blümchen in einem Aehrchen in der Folge erſt wahrgenommen hat, ſo hielt er

es

es für ſchicklicher, ſie unter die Riſpengräſer zu ſetzen. Die Halme erreichen ohngefähr die Höhe von anderthalb Schuhen. Die Blätter zeichnen ſich durch ihre ſehr fühlbare Rauhigkeit aus.

Dieſes Gras, das im Junius und Julius blühet, wird vorzüglich von den Schafen gern gefreſſen, und es wäre der Mühe werth, es an trocknen ſandigen Orten auszuſäen, wo ſonſt doch nichts fortkommen will. Man erhält dadurch mehr Schafweide, und hat noch den Vortheil, daß der Sand dadurch befeſtigt und fruchtbarer gemacht wird.

20.) Zweyzeiliges Riſpengras. Poa *diſticha*, ſpiculis compreſſis quadrifloris ſeſſilibus diſticho-ſpicatis. Willd. l. c. p. 400. Poa ſpica diſticha terminali, hinc convexula, illinc plana. Linn. Syſt. Veg. p. 115. Jacqu. Miſc. auſtr. T. II. p. 74. eiusd. Ic. Plant. rar. Poa ſeslerioides. Allion. pedem. n. 2208. t. 91. f. 1.

Dieſe Grasart hat Herr von Haller zuerſt in der Geſchichte ſeiner ſchweitzeriſchen Gewächſe bekannt gemacht, ſie für Arduin's Seſleriam ſphaerocephalam gehalten, und vielleicht nur aus dieſer Urſache allein, ſie unter ſeiner eigenen Gattung dieſes Nahmens beſchrieben. Der würdige Pater Wulfen theilt uns hierüber in den öſterreichiſchen Miſcellanen des Herrn Bergraths von Jacquin eine vollſtändige Beſchreibung mit, aus welcher wir das vorzüglichſte auszeichnen. Nicht nur auf den ſchweitzeriſchen Gebürgen, ſondern auch auf den höchſten cärnthiſchen und ſalzburgiſchen Alpen wird dieſe Grasart in dem Monat Julius häufig in der

Blüthe angetroffen. *) Auch auf den carpathiſchen Gebürgen iſt ſie zu Hauſe. Die Wurzel iſt nur wenig zaſericht, perennirt, und läßt einige borſtenartige Blätter, nebſt einem knotenloſen, runden aufrechtſtehenden, einige Zolle hohen Halm hervorſchießen, der ſich mit einer eyrunden, zweyzeiligen, feſten, auf einer Seite flachen, auf der andern gewölbten Aehre endigt. Dieſe aus ohngefähr zwölf, faſt ungeſtielten, eyrunden, ziemlich ſpitzigen, wechſelweiſeſtehenden, über einander liegenden Aehrchen, von welchem jedes einzelne vier bis fünf Blümchen enthält, eyrund, dreyfärbig, anſehnlich iſt, und wie gewöhnlich von einem aus zwey Bälglein beſtehenden Kelch umgeben wird. In dem vierten Theile der Jacquiniſchen Abbildungen ſeltener Gewächſe, findet ſich eine ſo ſchöne als genaue Zeichnung.

21) **Badenſches Riſpengras.** Poa *badenſis*, panicula conferta ovata, ſpiculis undecimfloris diſtichis ovatis, baſi pubeſcentibus. **Willd.** l. c. p. 392.

Dieſes Gras wächſt im Oeſterreichiſchen auch im Mansfeldiſchen. Die Wurzelblätter ſind 2 Zoll lang, linienförmig und glatt; die Halmblätter ½ Zoll lang. Das Blatthäutchen iſt groß, abgeſtutzt. Die Riſpe zuſammen gezogen, eyförmig. Die Aehrchen elfblumig, eyförmig. Die Blumenbälge ohne Rückenrippe, ſpitz, unten fein behaart, braunviolett, am Rande häutig.

22) **Meerſtrands-Riſpengras.** Poa *maritima*, panicula ſubſecunda, ſpiculis multifloris teretiuſculis, floſculis diſtantibus, culmo adſcendente. **Willd.** l. c. p. 396. **Ait.** kew.

I.

*) Sie wächſt indeß mehrentheils nur auf hohen Alpen zwiſchen Felſentrümmern; wenigſtens habe ich ſie nur da gefunden.

I. 100. Roth. II. 121. Poa arundinacea. Retz.

Dieſe Art findet man in England, Frankreich, Deutſchland und Dänemark an ſandigen Seeufern. Bey der wilden Pflanze iſt die Riſpe zuſammen gezogen, nach einer Seite gekehrt, die Aehrchen mit 4 — 8 Blumen; im Garten gezogen breitet ſich die Riſpe aus, und die Aehrchen bekommen 5 — 12 Blumen. Die Aehrchen ſind glatt, die Halme ſchief aufſteigend.

Außer den bey dieſer Grasgattung ſchon angeführten Werken muß ich hier noch folgende nennen, denen ich in Hinſicht der Beſchreibung und der Benutzung der Arten vorzüglich gefolgt bin.

Linné's vollſtändiges Pflanzenſyſtem nach Anleitung des Holländ. Houttuyniſchen Werkes überſetzt XII.ter Theil, Nürnb. 1785. 8. S. 325 ff.

Suckow's Anfangsgründe der theoretiſchen und angewandten Botanik. 2te Aufl. II. Th. 3ter Band, S. 37 ff.

Gärtner, Meyer und Scherbius's ökonomiſch-techniſche Flora der Wetterau I. Band, Frankf. am Mayn, 1799. 8. S. 104. ff.

Wredow's ökonomiſch-techniſche Flora Mecklenburgs I. Lüneburg 1811. 8. S. 153 ff.

Sach's Deutſchlands wilde Gewächſe. I. Th. 2ter Band.

Die von einigen botaniſchen Schriftſtellern jetzt auch zu der Gattung Poa gezogene Festuca fluitans, welche die vortreffliche Mannagrütze gibt, iſt an mehreren Stellen der Encyklopädie einmahl nach dem Art. Schwaden, gewieſen, wo ſie denn auch abgehandelt werden könnte, wenn es nicht beſſer wäre, dem jetzt ziemlich allgemein angenommenen Gattungsnahmen für Festuca, nähmlich Schwingel, den Vorzug zu geben.

Riſpenhirſe, ein Nahme der gemeinen **Hirſe**, Panicum miliaceum Linn.

Riſposte, ſ. Riposte.

Riß, I. von **reißen**, ſo ferne es von Dingen gebraucht wird, die ſich durch eine Spalte plötzlich trennen, 1) Die Handlung des Reißens; z. B. drey **Riſſe thun**. 2) Die verurſachte Trennung der Theile ſelbſt, z. B. einen Riß haben.

Die Wörter **Riß**, **Ritze** und **Spalte** bedeuten überhaupt eine Trennung des Stätigen in einem Körper. Ein **Riß** iſt dieſe Trennug ſo wohl bey weichen als dünnen, als bey harten und dickern Körpern; eine **Ritze** auch bey weichern aber dickern, und Spalte nur bey harten. Eine Dame bekommt einen **Riß** in ihr Kleid, wenn ihr beym Tanze jemand auf die Schleppe tritt. Wenn ein Faß **Ritzen** hat, ſo fließt das darin enthaltene Waſſer durch. Spalten ſind zuvörderſt größer und weiter als **Ritzen**. Durch eine Spalte in der Thür kann man ſehen, eine Ritze iſt oft zu klein dazu. Hiernächſt geht eine Spalte durch und durch, eine Ritze bleibt oft auch bloß auf der Oberfläche eines weichern aber dickern Körpers. Man ritzt ſich mit der Nadel die Haut, und es entſteht eine **Ritze**, oder wie man in Niederſachſen ſagt, eine Schramme.

Riſſe, **Ritzen**, und **Spalten** werden die Ablöſungen in den Bergen oder die Steinſcheidungen genannt, wenn ſie leer ſind; wenn ſie aber mit einer Steinmaſſe oder mit Erz gefüllt ſind, heiſſen ſie **Gänge** oder **Klüfte**.

Riß, iſt auch eine Art des Bergbaues, wenn ein Gang zu Tage ausſetzt, und gleich von Tage hinein ein Bergbau unter freyem Himmel angelegt wird, daß die Sonne bis vor Ort ſcheinen, und der Regen den Bergmann treffen kann.

Bey den Schuhmachern iſt **Riß** ein ſchräger Einſchnitt, welcher nur in den obern Theil des Leders gemacht wird, die Stelle zu einer Naht vorzuzeichnen.

Bey den Kupferſtechern iſt Riß ſo viel als Ritze, und wird in dieſer Bedeutung bey dem Radieren gebraucht, wo man ſich wohl in Acht nehmen muß, daß auf der Platte durch das Scheidewaſſer kein Striemen entſteht.

Von den **Riſſen in Knochen** ſ. man unter Ritze das weitere.

II. Daß Wort **Riß**, von **reißen**, zeichnen, iſt eine mit der Feder, Bleyſtift oder ſonſt einem Werkzeuge gemachte Abbildung eines Dinges, beſonders in der Baukunſt, Feldmeßkunſt ꝛc. Daher der **Grundriß, Aufriß, Seitenriß** ꝛc.

In der Baukunſt ſind die Riſſe Zeichnungen von einem Gebäude, nach dem verjüngten Maßſtabe, aus denen man einen Begriff von der Form, von der Anordnung und Einrichtung des Ganzen und ſeiner Theile bekommt, und nach denen ein neues Gebäude errichtet wird. Der **Hauptriß** oder **Entwurf** iſt der erſte Entwurf zu einem Gebäude, da man ſich nur mit einzelnen Strichen aus freyer Hand die Mauern, die Fenſter, Thüren und die Eintheilung des Ganzen anmerkt, und die Maße eines jeden Theiles dazu ſetzt, um zu ſehen, wie der vorhandene Platz am beſten zu benutzen iſt. Der **Grundriß** iſt die Zeichnung aller horizontalen Flächen, worauf die aufzuführenden Stücke eines Gebäudes kommen. Der Grundriß zum Dachwerk wird der **Balkenriß** genannt, in welchem die Lage der obern Haupt- und Stichbalken, welche die Sparren tragen, angegeben ſeyn muß, damit die Werkleute wiſſen, wie weit dieſe Balken aus einander gelegt werden ſollen, und worin ferner die Sparrenzapfen-Löcher, die Träger oder Ueberzüge, die Dachſtuhlſchwellen, und die von unten herauf kommenden Schornſteine vorgezeichnet ſeyn müſſen.

Der Aufriß, Standriß iſt die Zeichnung von den äußern Seiten eines Gebäudes, und ſo wie man aus dem Grundriß die Stärke der Mauern und anderer Theile abnimmt, ſo dient der Aufriß dazu, die Höhen der Fenſter, Thüren und aller andern Theile anzuzeigen, beyde aber kommen darin mit einander überein, daß ſie die Länge oder die Breite aller Theile angeben. Ein ſolcher Riß braucht aber nicht allein ein Gebäude nur von einer Seite vorzuſtellen, ſondern er kann auch ein rechtwinkelichtes Gebäude von zwey Seiten abbilden, als wenn man das Gebäude von der Ecke anſähe; ſo wie man von einem Gebäude, das acht Seiten hat, allezeit in dem Aufriſſe drey Seiten auf einmal ſehen muß. Der **Durchſchnitt**, das **Profil** iſt eine Zeichnung, da man das Gebäude durchſchnitten vorſtellt, und die vordere Seite hinweg thut, damit man die innern Theile, die Verbindung des Daches und dergleichen ſehen kann. Der **perſpectiviſche Riß** ſtellet ein Gebäude oder einen Theil deſſelben ſo vor, wie es einem Anſchauenden von einer gewiſſen Entfernung in die Augen fällt. Der **Deckenriß** iſt die Zeichnung der Decke, welche nöthig iſt, wenn die Decke verziert werden ſoll. Wie dieſe verſchiedenen Arten von Riſſen verfertigt werden, davon findet man in den meiſten Anweiſungen zur bürgerlichen Baukunſt hinlänglichen Unterricht.

Die Bauriſſe müſſen allezeit mit Genauigkeit und Reinlichkeit verfertigt werden. Erſt werden die Linien mit Bleyſtift gezogen, und alsdenn durch Hülfe der Reißfedern mit Tuſche überzogen, worauf der Bleyſtift mit Semmel oder Reſina elaſtica herausgerieben wird. Man muß ſich in Acht nehmen mit dem Zirkel

keine großen Löcher zu ſtechen, die Linien müſſen alle ſehr ſcharf und fein gezogen werden, und da, wo ſie bey den Ecken an einander treffen, ſcharf paſſen, ohne einander zu durchkreuzen. Wenn nun alle Linien fein ausgezogen ſind, und der Riß mit Semmel ganz rein abgerieben iſt, ſo wird alles mit Tuſche angelegt und, wo es nöthig iſt, beſonders beym Grundriß, mit bunten Farben illuminirt. Das Mauerwerk und die Ziegeldächer legt man roth, mit Carmin oder ſchwarz, mit ſchwarzer Tuſche, die Schieferdächer aber mit blauem Carmin an. Das Holz wird gelb gefärbt, mit Gummigutti. Was Waſſer oder Eiſen bedeutet, wird blau, mit Carmin oder Berlinerblau angelegt. Grün, wozu man Grünſpan nimmt, wird zu Bezeichnung des Kupfers, der Bäume und der Raſenplätze gebraucht. Die Erde, Graben, Wege und dergleichen werden braun angelegt, wozu man Nußbraun oder Biſter nimmt, oder roth, gelb und ſchwarz unter einander miſchet. Es läßt ſich aber dieſes aus der Uebung und aus der fleißigen Betrachtung ſchön gezeichneter Riſſe beſſer erlernen als aus einer Beſchreibung.

Sieglitz's Encyklop. d. bürgerl. Baukunſt I. S. 242 ſt.

Deutliche Anweiſung zur Verfertigung der Bauriſſe, wie ſolche ohne mündlichen Unterricht von ſelbſt zu erlernen, von Lucas Voch.

Im Schiffbauweſen hat man **Seitenriſſe**, **Spannriſſe**, **Waſſerpaßriſſe**, **Sentenriſſe**, der zu bauenden Schiffe, die dieſe großen ſchwimmenden Werke nach allen ihren Haupttheilen darſtellen, worüber der Artikel **Schiffbau** nachzuſehen iſt.

Von den Riſſen in der Land- oder Feldmeßkunſt wird im Art. **Landmeſſer** umſtändlich

 gehan-

gehandelt, ſo wie von den Riſſen im Berg- und Grubenbau im Art. Markſcheidekunſt. Daſelbſt werden alſo auch die im Bergweſen vorkommenden Ausdrücke erklärt, z. B. einen Riß ſöhlig legen, einen Riß zulegen ꝛc.

Im Militärfache kommen Riſſe verſchiedener Art vor, als Riſſe der Feſtungen und ſonſtiger Fortificationswerke, ſo wie Plane der Schlachtfelder und Operationsgegenden. Letztere ſind unter dem Nahmen der Situationskarten bekannt, und es wird das Nöthige davon im Buchſtaben S. vorgetragen werden, ſo weit es im Art. Landmeſſer und in den vom Kriegsweſen handelnden Artikeln nicht ſchon geſchehen iſt. Im übrigen ſehe man in andern Fällen die beſondern Artikel, wo von dieſen oder jenen Riſſen unter ihrem eigenen Nahmen gehandelt wird. Im allgemeinen iſt aber das folgende Werk allen die ſich im Entwerfen der Riſſe üben wollen, ſehr zu empfehlen:

Praktiſche Anweiſung, alle in der ausübenden Geometrie, Artillerie, Kriegs- und bürgerlichen Baukunſt vorkommende Riſſe richtig und ſchön zu entwerfen, von F. W. Kratzenſtein, ganz umgearbeitet von Fr. K. Schleicher. Nürnberg bey Raspe, 1799. 184. S. gr. 8. (12 Gr.)

Verſchiedene Handwerker müſſen ſtatt des Meiſterſtücks einige Riſſe machen, z. B. Zimmerleute, Maurer, ſogar auch die Schneider, deren Arbeit ebenfalls im Meſſen beſteht.

Riſſe von Feſtungen, Operationsplane ſo wie andere geheime Nachrichten, deren Bekanntmachung beſonders in Kriegszeiten dem Staate gefährlich ſeyn könnte, darf, nach den Preuß. und den Geſetzen anderer Länder niemand, der nicht vermöge ſeines Amtes dazu berechtigt iſt, ſammeln und beſitzen; ſondern er muß, wenn ſie

ihm

ihm in die Hände kommen, dieſelben ſofort an die Behörde abliefern. Das Ausliefern derſelben an fremde, oder gar an feindliche Mächte wird als ein ſchweres Staatsverbrechen hart beſtraft.

Rissa, Larus Rissa Linn., die **isländiſche Meve**. S. im Art. **Meve** im 90ſten Theil dieſes Werkes.

Rißbank, Rysban, Risban 1) ein im Meere aufgeführtes Feſtungswerk, oder eine Schanze, den Eingang eines Hafens zu decken, welche gewöhnlich durch einen aufgeworfenen Damm mit dem feſten Lande verbunden wird; 2) dieſer Damm insbeſondere, der eigentlich auf beyden Seiten mit einer Bruſtwehr verſehen ſeyn muß, um die in den Hafen eingelaufenen Schiffe zu decken, und den Feind von dem Hafen abhalten zu können.

Rißbley, auch **Rißfenſter**, dasjenige Fenſterbley, welches noch einmal ſo breit, als das Umſchlagsbley iſt.

Rißbord, **Windlatte**, auf den Schiffen eine $2\frac{1}{2}$ Zoll dicke, an der Futterung der Holzgellen befeſtigte, Plancke, welche vorn 4, in der Mitte 1, und hinten 6 Fuß hoch iſt.

Rißfenſter, ſ. **Rißbley**.

Riſſig laufen, im Berg- und Hüttenweſen, graben- oder rinnenweiſe laufen.

Rißloch ſ. **Reißloch**, Th. 122, S. 273.

Rißplatte, bey den Kammmachern, eine viereckige Hornplatte mit einem Drahte, eine gerade Linie auf dem Kamme zu reißen, wie weit die Zähne gehen ſollen.

Riſt, heißt in mehreren Fällen ein erhöheter Theil eines Dinges, als 1) der erhabene Theil des Halſes an den Pferden, zu Ende der Mähne über den Schultern, wo man auch der **Widerriſt** ſagt; 2) der vordere erhabene Theil am

menſchlichen Fuße, zu deſſen beyden Seiten ſich die Knorren oder Knöchel befinden, und welchen der Schuhmacher Spann nennt; 3) in einigen Gegenden der Theil des Armes, gleich hinter dem Handgelenke.

Riſte, ſo viel als **Kannte**; eine **Riſte Flachs**.

Riſtendreyband, die dritte Sorte des Rigaer Flachſes.

Riſtorno, heißt bey den Kaufleuten das Ab- und Zuſchreiben oder Rechnen; ſ. auch **Storniren**. Im Aſſecuranzweſen iſt es das Zurückzahlen der Prämie, wenn die verſicherte Waare zufällig gar nicht zur Verſendung gekommen, und alſo keiner Gefahr ausgeſetzt geweſen iſt; oder wenn in Anſehung des Schiffes oder des Verſicherten ſolche Irrungen vorgegangen ſind, daß der Contract aufgehoben werden muß; oder endlich wenn das verſicherte Quantum irriger Weiſe viel zu hoch angenommen worden iſt.

In ſolchen Fällen, und wenn die Verſicherung weniger hätte ſeyn ſollen, gibt der Aſſuradör die mehr verſicherte Prämie wieder zurück, nach Abziehung eines halben Prozentes, und wird ſolches auf der Polize berichtigt. Muß aber die geſchehene Aſſecuranz verändert werden, ſo wird es unter der ausgeſtellten Polize nur erinnert, welches das rechte Schiff und der Schiffer ſeyn ſoll, wofür nun der Aſſuradör nichts weiter verlangen kann.

Wird eine Aſſecuranz mit andern Umſtänden als vorhin declariret, wenn ein Schiff eine andere und weitere Fahrt gemacht hat, ſo müſſen, weil dadurch die Gefahr vergrößert worden, noch mehr Prozent Prämie zu der vorigen gegeben werden.

Das eigentliche Riſtorno, wo man von dem Aſſuradör für eine zu viel verſicherte Summe

die

die Prämie, nach Einbehaltung eines halben Procentes, wieder empfängt, kommt bey Fällen nach folgender Art vor. Oft trifft es ſich, daß Güter verſichert ſind, welche in gewiſſen auswärts aſſekurirten Schiffen verladen seyn ſollen, aber nicht darein geladen worden ſind. Da nun in ſolchem Fall die Aſſuradóre keine Gefahr gelaufen haben, ſo ſind ſie verbunden die Prämie zu riſtorniren. Zu Zeiten ändern auch Schiffe, die ſich bereits in Ladung gelegt, und angefangen haben Fracht einzunehmen, ihre Beſtimmung, und laden das wieder aus, was ſie ſchon am Bord hatten. Unter dieſen Umſtänden können die Aſſuradòre für die Zeit, da ſie Riſiko gelaufen haben, etwas mehr als das gewöhnliche ½ Procent rechnen, ſo klein auch übrigens die Gefahr war, weil das Schiff noch im Hafen lag. Wird eine Zurückgabe der Prämie gefodert, ſo muß es ſo bald als möglich geſchehen, damit die Aſſuradòre keinen Verdacht ſchöpfen können, daß man die Abſicht gehabt habe, im Fall eines Schadens ſie zu hintergehen. Wenn auf ein aus einem entfernten Hafen kommendes Schiff eine Aſſekuranz geſchloſſen wurde, in der Hoffnung, Waaren durch jenes zu erhalten, dieß aber bey der Ankunft nicht eintrift, ſoll der Verſicherte den Aſſuradòren, wenn er das Riſtorno fordert, die empfangenen Briefe nebſt dem Bericht, daß ihm die Korreſpondenten bey dieſer Gelegenheit nicht überſenden konnten, vorlegen, oder wenigſtens eine ſchriftliche Erklärung des Kapitäns, wodurch er bezeugt, für den Verſicherten nichts mitgebracht zu haben. Wenn jemand auf Güter hat verſichern laſſen, die er hernach nicht verſendet oder ladet, oder auch die an ihn nicht verſandt werden, ingleichen, wenn weniger verladen

laden worden iſt, als er hat aſſekuriren laſſen; ſo kann er die Aſſekuranzprämie ganz oder nach Verhältniß des zu viel verſicherten, zurückfodern, doch hält der Aſſuradör ein halb Procent ein. Sind aber die Güter ſchon von dem Kay, oder vom Ufer in Barken, Evern oder Lichterfahrzeugen geladen, damit man ſie an Bord der Schiffe bringe, und ſie kommen damit wieder zurück, ſo iſt nach der Amſterdamer Aſſekuranzordnung ein Procent abzuziehen. Nach eben dieſer Ordnung findet auch ein Riſtorno der Prämie auf Casco des Schiffs Statt, wenn die verſicherte Reiſe unterbrochen wird; alsdann aber ſoll dem Aſſuradören für dieſes Riſtorno und das ſchon gelaufene Riſiko ein Procent bezahlt werden. Was der Stadt Hamburg Aſſekuranz- und Haverey-Ordnung wegen des Riſtorno verordnet, ergiebt deren 6 Titel.

In dem Allg. Landrecht für die Königl. Preuß. Staaten iſt über das Riſtorno (II. Th. VIII. Tit §. 2333. ff.) folgendes verordnet.

Wenn der Aſſekuranzkontrakt ohne Schuld des Verſicherten rückgängig wird, und alſo der Verſicherer gar keine Gefahr gelaufen iſt; ſo muß letztere die bereits erhaltene Prämie zurückzahlen. Er kann ſich jedoch $\frac{1}{8}$ Procent von dem verſicherten Kapitale abziehen und einbehalten. Beträgt die Prämie ſelbſt nicht über 2 Procent: ſo kann nur $\frac{1}{4}$ der Prämie abgezogen werden.

Das Riſtorno findet alsdann ſtatt, wenn mehrere Verſicherungen über den vollen Werth der Sache ohne Schuld des Verſicherten geſchloſſen worden, und alſo die eine wieder aufgehoben werden muß. Ferner, wenn der Verſicherte die Unternehmung, auf welche die Verſicherung geſchloſſen worden, aus erheblichen Gründen gänzlich einſtellt. Auch alsdann, wenn ſonſt wegen vorgefallener Zufälle und Hinderniſſe die Unternehmung gänzlich unterbleibt

Muß

Muß aber ein bereits ausgelaufenes Schiff, wegen widrigen Windes, oder aus andern Urſachen, wieder zurückkehren, und die Reiſe gänzlich einſtellen: ſo kann der Verſicherer, außer dem halben Procente, noch einen verhältnißmäßigen Abzug machen. Dieſer Abzug muß nach Verhältniß der bereits ausgeſtandenen Gefahr, allenfalls durch ſchiedsrichterlichen Ausſpruch beſtimmt werden.

Die Reiſe wird für ganz eingeſtellt geachtet, wenn die Ladung ganz geloſet werden muß, um das Schiff auszubeſſern. Wird aber von dem Verſicherer irgend ein Schade aus dem Contrakte vergütet: ſo findet das Riſtorno nicht ſtatt, und die Verſicherung iſt beendigt.

Iſt ein Schiff oder Gut auf mehrere Orte zugleich verſichert, und auf jeden Ort eine beſondere Prämie beſtimmt: ſo findet das Riſtorno in Anſehung derjenigen Prämien ſtatt, welche für Orte beſtimmt waren, wohin das Schiff oder Gut nicht wirklich gegangen iſt. Bleibt von dem verſicherten Waaren ein Theil zurück: ſo muß der Verſicherte, ſo bald er es in Erfahrung bringt, dem Verſicherer davon Nachricht geben. Geſchieht dieß, ſo findet, nach Verhältniß der zurück gebliebenen Waare, das Riſtorno ſtatt. Hat aber der Verſicherte dieſe Anzeige in Zeiten zu thun unterlaſſen: ſo kann er von der Prämie nichts abziehen, oder zurückfordern.

Sollen die verſicherten Waaren nach der Abrede in verſchiedene Schiffe geladen werden; und der Verſicherte beſchließt, ſie ſämmtlich nur mit Einem Schiffe zu verſenden: ſo muß er den Verſicherer von dieſer Aenderung noch vor dem Abgange des Schiffs benachrichtigen. Hat er dieſes unterlaſſen, ſo haftet der Verſicherer nur für diejenige Güter, welche nach der Abrede in das abgeſegelte Schiff haben geladen werden ſollen; und gewinnt dennoch die ganze Prämie. Iſt aber die Anzeige zu rechter Zeit geſchehen: ſo hat der Verſicherer binnen einer beſtimmten Friſt die Wahl, ob er bey der Verſicherung bleiben, oder davon ganz abgehen wolle. Wählt er letzteres, ſo findet das Riſtorno ſtatt. Eben dieſes gilt, wenn der Verſicherte Waaren, die nach der Abrede mit einem Schiffe verſendet werden ſollen, in mehrere

Schiffe vertheilt, und den Verſicherer noch vor der Abſegelung davon benachrichtigt. Iſt dieſes aber unterblieben: ſo haftet der Verſicherer nur für denjenigen Theil der Waare, welcher in dem durch die Polize benannte Schiffe wirklich abgegangen iſt, und gewinnt die ganze Prämie.

Hat jemand ſein eignes Leben verſichern laſſen, ſo hört die Verſicherung auf, wenn er ohne des Verſicherers Einwilligung außer Europa, oder in den Krieg, oder zur See geht, oder ſonſt ein für ſein Leben gefährliche Lebensart ergreift; es ſey denn, daß die Verſicherung auf dieſe Fälle ausdrücklich gerichtet worden. Gibt aber der Verſicherte noch in Zeiten dem Verſicherer von einem ſolchen Vorhaben Nachricht: ſo findet für die noch nicht abgelaufene Zeit das Riſtorno ſtatt.

Bey Verſicherungen auf imaginären Gewinn iſt das Riſtorno nur alsdann zuläßig, wenn die Unternehmung, worauf ſelbige geſchloſſen worden, ohne Schuld des Verſicherten nicht ſtatt findet.

Ristorno Conto, wird von einigen Kaufleuten der Cambio Conto genannt; ſ. **Wechſelconto.**

Ristretto, heißt bei den Kaufleuten ſo viel als ein kurzgefaßter Auszug aus einer förmlichen Conto-Currant, welche in allgemeinen Angaben die Sachen und ihren Werth auf beyden Seiten enthält. Ferner, überhaupt ein Auszug, Daher hieß ſonſt eine der Frankfurter Zeitungen **Staats-Riſtretto.**

Riſus ſardonius, **ſardoniſches Lachen,** heißt der **Hundskrampf,** wo die Lachmuſkeln beſtändig ſo gereizt werden, daß der Patient wider Willen lachen muß; ſ. auch Tetanus.

Riſus apium, ein alter Nahme des Ranunculus ſceleratus Linn. S. im Art. **Ranunkel.**

Rita davia, ein angenehmer weiſſer ſpaniſcher Wein, aus Kaſtilien, und beſonders aus dem Bezirke von Rioja.

Ritornel, vom italieniſchen Ritornello, welches urſprünglich eine, oder ein paar Perioden in einem

nem Muſikſtücke bedeutet, die von allen beglei=tenden Inſtrumenten geſpielt, und während des Pauſirens der ſingenden Hauptſtimme wiederhohlt wurden. Gegenwärtig verſteht man unter Ri=tornel den Theil eines Singſtückes, eines Solo und Concerts, womit insgemein das Stück mit allen Inſtrumenten anfängt, und die Hauptge=danken des ganzen Stückes kurz vorträgt, wor=auf hernach die Singe= oder Hauptinſtrumental=ſtimme eintritt. Am Ende, wenn die Hauptſtim=me ihren Geſang vollendet hat, wird das Ritor=nel wiederhohlt. Die Mode, einer jeden Arie ein Ritornel vorzuſetzen, iſt zum Glücke indeß ſchon abgekommen.

Ritorno, einerley mit Retour.

Ritorti, eine Art **Krepon** oder **Crepon**.

Ritro, der Beynahme einer Art des **Bieſenkno=pfes**, Echinops Linn., einer im ſüdlichen Eu=ropa wachſenden Pflanze.

Ritſcher, heißt im Oeſterreichiſchen ein Gericht, das aus Erbſen und Gerſte bereitet wird.

Ritſen, **Ritzingen** oder **Ritzung**, nennt man in Holland, wie auch im Cleviſchen am Rhein, eine gegen den An= und beſonders den Ueberfall des Waſſers, vermittelſt zweyer Zäune ſchräge vorgerichtete Wand, von 3 — 4 jährigem, grün=belaubtem Kneyen= oder Weidenbuſchwerke.

Ritt, die Veränderung des Ortes zu Pferde, ſo wie **Fahrt** eine ſolche zu Wagen oder zu Schiffe bedeutet z. B. **der Spazierritt**. Bey der Reiterey im Felde wird ein ſcharfes Com=mando ein **großer Ritt** genannt, um ihn von einem **Waſſerritte**, oder dem Führen der Pferde zur Tränke zu unterſcheiden.

Rittelgeyer, ein Nahme des **Thurmfalken**, Falco Tinnunculus Linn.

Rittelholz, ein Werkzeug des Beutlers.

Ritter, derjenige, welcher **reitet**, alſo ein **Reiter** oder **Reuter**.

1) Im weiteſten Verſtande, ein Reiter überhaupt, z. B. **ein ſchlechter Ritter**, doch nur ſcherzweiſe.

2) Ein adeliger Reiter, oder doch jemand, der an einer, urſprünglich den adeligen Reitern zugeſtandenen Würde Theil nimmt. In Deutſchland urſprünglich diejenigen Freygebornen, welche ihren Obern auf eigne Koſten Kriegsdienſte zu Pferde zu leiſten im Stande waren; nachher bekamen dieſen Nahmen zur Auszeichnung diejenigen, welche ſich durch ihre Thaten beſonders ausgezeichnet hatten, woraus in der Folge eine eigne Würde entſtand, die nach beſonderen Vorbereitungen und unter feyerlichen Gebräuchen durch den Ritterſchlag erhalten wurde; daher die Redensart: **jemanden zum Ritter ſchlagen**. Gegenwärtig verſteht man hierunter im Allgemeinen den niedern, landtagsfähigen Adel, der dann mit dem Nahmen der **Ritterſchaft** belegt wird; in engerem Verſtande aber die **Reichsritter**, deren Verhältniß als freyer Reichsſtand durch die Errichtung des Rheinbundes und die dabey vorgenommenen Mediatiſirungen aber ſehr verändert worden iſt. Ferner die Mitglieder der verſchiedenen **Ritterorden**. Noch bekamen dieſen Nahmen, oder Chevalier, die jüngern Söhne des hohen Adels in Frankreich vor der Revolution, ſo wie ihn auch bisweilen Fürſten ihren natürlichen Söhnen zu geben pflegen.

3) In der Naturgeſchichte werden figürlich einige Familien von Schmetterlingen, (Papilio, Tagfalter) die ſich durch ihre Farbenpracht vorzüglich auszeichnen, **Ritter**, lat. Equites, genannt,

nannt, wo den Linné Equites Troes, Trojaner, und Equites Achivi, Achiver aufſtellte. Ferner wird eine Art der Lachſe, die ſich im Genfer See aufhält, und ein ſehr vorzügliches Fleiſch hat, Salmo Umbla Linn. auch mit dem Nahmen des **Ritters** belegt. —.

Da die Ritter in dem mittlern Zeitalter eine ſo große Rolle ſpielten, und in Europa noch ſo viele Spuren von dem Weſen, das ſie trieben, übrig ſind, ſo wie manche Einrichtungen, die noch jetzt fortdauern, aus ihnen hervor gingen: ſo muß ich hier wenigſtens eine gedrängte Ueberſicht von ihnen und ihrem Weſen geben, wenn ich auch nicht mit ganzer Ausführlichkeit von ihnen handeln kann.

Schon **im alten Rom** gab es einen ausgezeichneten und geehrten Stand, der Ordo equeſter oder equeſtris, **die Ritterſchaft** hieß; wiewohl er erſt ſpät, nähmlich im Jahre der Erb. Roms 630, ausgeſondert wurde, um die Anzahl der römiſchen Reiterey einzuſchränken, und den Dienſt in derſelben mit einem gewiſſen Vorzuge zu verbinden. Das erforderliche Vermögen römiſcher Ritter (census equeſtris) waren 400,000 Seſtertien, oder nach unſerm Gelde beynahe 14000 Rthlr.; das erforderliche Alter wenigſtens 18 Jahre; und der bloße Vorzug einer edeln Abkunft war nicht hinlänglich, dieſem Orden beytreten zu können. Die Cenſoren mußten ſie in dieſer Abſicht prüfen, und gaben ihnen, wenn ſie würdig befunden wurden, das **Ritterpferd**, welches der Staat unterhielt. Dieſe Ritter trugen vorzugsweiſe goldene Ringe, und unterſchieden ſich von den Senatoren durch den ſchmaleren Purpurſaum ihres weiſſen Ober-

kleides, welches daher tunica anguſticlavia (im Gegenſatze der tunica laticlavia der Senatoren) hieß. Ihr Rang war der nächſte nach den Senatoren, die oft aus ihnen gewählt wurden. Uebrigens ſtanden ſie unter beſtändiger Aufſicht der Cenſoren.

Ueberſicht des Ritterweſens im Mittelalter.

Der Urſprung der im Mittelalter ſo berühmten Ritterſchaft, welche ſich über den größten Theil von Europa ausbreitete und beſonders in Frankreich, England, Deutſchland, Spanien und Italien ſehr blühete, ſcheint nicht lange nach der Einführung des Lehnsſyſtems, von welchem man einige hundert Jahre nach Chriſti Geburt ſchon Spuren findet, geweſen zu ſeyn. Da man in jenen Zeiten keine ſtehenden Soldaten hielt, ſo ertheilten die großen Herren tapferen Männern, die ihnen im Kriege gedienet hatten, gewiſſe Grundſtücke zur Belohnung, und um ſich ihrer für die Zukunft zu verſichern. Dieſe Grundſtücke wurden anfangs nur auf Lebenszeit, bald hernach aber auch den männlichen Nachkommen ertheilt, und zwar ohne allen Abgaben; doch mußten die Beſitzer derſelben, die nun Vaſallen hießen, ihren Lehnsherrn, wenn er Krieg führte, völlig geharniſcht zu Pferde begleiten, und mit ihren Bauern, die das Fußvolk ausmachten, auf eigne Koſten, doch meiſtens nur für einen Sommer, im Felde erſcheinen. Dadurch wurde der Geiſt dieſer Völker ganz kriegeriſch, und die Beſitzer ſolcher Güter, die ſich den Nahmen von denſelben beylegten, den ihre Nachkommen noch führen, übten ſich von Kindheit an in den Waffen, um in den Kriegen ihrer Lehnsherren Ehre und öfters auch Reichthümer

zu erwerben; denn in den damahligen Zeiten raubte und plünderte man alles in den feindlichen Ländern, was man fand, und die Gefangenen, die ſich mit großem Gelde auslöſen mußten, gehörten dem, der ſie gemacht hatte. Um ſich aber zu vollkommenen Kriegern zu bilden, fing man an, wahrſcheinlich ſchon zu Karl des Großen Zeiten, noch als Kind bey einem tapfern Edelmann in Dienſt zu treten, der denn ſeinen Lehrling in dem Kriegshandwerke unterrichtete, wenn er die Waffen führen konnte, und zu gewiſſen Jahren gekommen war, denſelben mit Ehren entließ, und ihm nun als ſeines gleichen behandelte. Auf ſolche Art ungefähr mag die ehemahlige Ritterſchaft entſtanden ſeyn.

Ein junger Menſch mußte, um Ritter zu werden, ſelbſt von Adel ſeyn, und gewiſſe Ahnen aufweiſen können. Ordentlicher Weiſe blieb ein ſolcher bis in ſein ſiebentes Jahr unter den Händen der Frauenzimmer; ſodann trat er bey einem wackern Ritter bis in ſein 14tes Jahr als Page, oder, nach dem alten deutſchen Ausdruck, als Bube in Dienſt, dem und deſſen Gemahlin er, gleich den andern Dienern, aufwarten mußte. Er begleitete ſie auf der Jagd, auf Reiſen, bey Beſuchen oder Spatziergängen, ward von ihnen verſchickt, und bediente ſie bey der Tafel. Die erſte Lehre, die man ihm gab, war, Gott und die Damen zu lieben, das heißt ſo viel als gottesfürchtig und galant zu ſeyn. Dabey war ſeine Erziehung hart und männlich, um ihm die damahls ſo nothwendige Leibesſtärke zu verſchaffen. Um den Unterricht in den Wiſſenſchaften ſahe es aber ſchlecht aus: nur ſelten fand man einen Ritter, der leſen und ſchreiben konnte.

Im 14ten Jahre wurde er Schildknabe, (Knappe) oder Waffenträger deſſelben Ritters. Vorher aber wurde er von ſeinen Aeltern oder Verwandten, deren jedes eine brennende Wachskerze trug, in die Kirche geführt, wo der Prieſter einen Degen und ein Wehrgehänge auf dem Altar weihete, und ſie dem jungen Edelmann, der nun wehrhaft wurde, umgab. Als Schildknabe hatte er näheren Umgang mit ſeiner Herrſchaft, wurde mit in Geſellſchaft gezogen, und ſuchte ſich eine Dame aus, welcher er ſich widmete. Doch mußte er ſein Betragen ſehr beſcheiden einrichten, und er durfte noch nicht mit ſeinem Herrn an einer Tafel ſpeiſen, noch auch ſich mit einem Ritter ſchlagen, wobey er ohnedem wegen Ungleichheit der Waffen ſehr zu kurz gekommen ſeyn würde. Ritter, die von hoher Geburt oder ſehr reich waren, hatten eine Menge Schildknaben in ihrem Dienſte, die zugleich ihre Hausoffizianten waren, und zu ihrem Hofſtaate gehörten. Sie begleiteten ihren Herrn im Kriege, trugen ſeine Waffen, ausgenommen den Küraß und das Panzerhemd, die kein Ritter ablegen durfte; legten ihm die Waffen an, eine Sache, die viel Geſchicklichkeit erfoderte, und deren Vernachläßigung manchem Ritter im Gefechte das Leben gekoſtet hat. Im Treffen hielten die Schildknaben hinter ihrem Herrn, parirten die feindlichen Hiebe, die auf ihn geſchahen, reichten ihm andere Waffen, und ein anderes Pferd, wenn es nöthig war, und halfen ihm auf alle mögliche Art den Sieg erkämpfen. Auch wurden ihnen die von ihrem Herrn gemachten Gefangenen zur Verwahrung übergeben.

Im 21ſten Jahre endlich wurde der geweſene Bube und bisherige Schildknabe ſelbſt zum

Ritter geſchlagen, welches mit vielen Feyerlichkeiten geſchah, und wobey ihm, wie bey der Taufe, einige Pathen gegeben wurden. Er mußte eidlich angeloben, daß er zur Vertheidigung der Religion gegen die Ungläubigen, und zur Beſchützung der unterdrückten Unſchuld Gut und Blut wagen wolle. Bey dieſer Ceremonie, zu welcher allerley andächtige Vorbereitungen gemacht wurden, und welche gemeiniglich in einer Kirche vorging, wurden dem neuen Ritter von einem vornehmen Herrn, oft von dem Souverain ſelbſt, oder von einer Dame des erſten Ranges, die Ritterzeichen angelegt, als der Degen, das Panzerhemd mit Aermeln und Kragen, die goldenen Sporen, die Streithandſchuhe, der Küraß, die Armſchienen ꝛc. Bey Umgürtung des Degens wurde derſelbe umarmt, wie noch jetzt bey dem Ritterſchlagen einiger neueren Orden geſchieht, nachdem er vorher mit einem bloßen Schwerte dreymahl über die Schulter geſchlagen worden war. Bey der Umhalſung oder Akkolade ſagte der, der ihn zum Ritter ſchlug: Im Nahmen Gottes, des heil. Michaels und des heil. Georgs mache ich Dich zum Ritter, worauf er bisweilen noch hinzu ſetzte: ſey rüſtig, tapfer und treu. Hierauf ward dem jungen Ritter der Helm, das Schild und die Lanze gereicht, und ein Pferd vorgeführt, welches er beſtieg, und ſich mit demſelben, indem er den Degen zog, und die Lanze ſchwenkte, vor dem verſammelten Volke herum tummelte. Dieſe Aufnahme in den Ritterſtand pflegte derjenige Ritter zu verrichten, bey dem der Aufzunehmende als Bube und Schildknabe gleichſam ſeine Lehrjahre ausgeſtanden hatte. Doch konnte es auch ein

anderer Ritter verrichten, und man findet ſogar Beyſpiele, daß nach der damahligen Galanterie Damen Ritter gemacht, oder vielleicht nur die Ritterſchläge gegeben haben. Ein jeder zum Ritter geſchlagene Edelmann konnte nun wieder Buben und Waffenträger annehmen, und ſie zur gehörigen Zeit zu Rittern ſchlagen.

Der Ritterſtand war die höchſte Würde bey dem Adel, und ohne Rittter zu ſeyn, durfte kein Herr an einer königlichen Tafel ſpeiſen, ſelbſt nicht die königlichen Prinzen, die daher gewöhnlich ſchon in ihrer Kindheit dazu gemacht wurden. Die Ritter allein hatten das Recht, eine Lanze, ein geärmeltes und gekrägeltes Panzerhemd, einen Waffenrock, Gold, Graawerk, Hermelin, Sammet und Scharlach zu tragen, ſich auf ihrem Wappen in vollſtändiger Rüſtung vorſtellen zu laſſen, und auf ihren Häuſern und Schlöſſern eine kleine Fahne aufzuſtecken. Auch wurden überall, wo ſie ſich einem Schloſſe näherten, die Schlagbäume und Schloßthore ihnen zu Ehren aufgethan. Ueberdieß waren ſie von dem Auflagen auf Lebensmittel und andern Waaren frey.

So groß die Vorzüge eines ſolchen Ritters waren, ſo mühſam war ſein ganzes Leben, und ſo ſchwer die Erfüllung der Pflichten, wozu er ſich bey ſeiner Aufnahme verbindlich gemacht hatte. Es ſollen deren 26 geweſen ſeyn. Die erſte darunter war gedachtermaßen die chriſtliche Religion zu vertheidigen, welches auf Prieſter, Kirchen und Klöſter ausgedehnt wurde. Unter den andern Punkten war beſonders die Beſchützung der Unterdrückten und Wehrloſen, darunter vornehmlich Wittwen und Waiſen, und überhaupt das ſchöne Geſchlecht verſtanden wurde. Vermöge

möge eines andern Artikels waren ſie verbunden, nach ihrer Rückkunft von einem Ritterzuge eine aufrichtige Erzählung ihrer glücklichen und unglücklichen Begebenheiten, wie auch ihre Fehler abzulegen, welche von den Herolden in die Wappenbücher verzeichnet wurden. Bis in ſein sechzigſtes Jahr war der Ritter verbunden, alle Anforderungen ſeiner Pflichten auf das genaueſte zu erfüllen. Die Verſäumung einer einzigen machte ihn ſeiner Würde verluſtig, deren er unter vielen ſchimpflichen Ceremonien öffentlich beraubt wurde, faſt auf die Art, wie noch jetzt bey Offizieren, wenn ſie infam gemacht, und bey Adlichen, die ihres Adels entſetzt werden, gewöhnlich iſt. Beſonders geſchahe das, wenn er ſich als ein Feiger betragen, oder bey den Ungläubigen Dienſte genommen hatte.

Unter den Rittern gab es gewiſſe Grade; ſie waren entweder bloß **Ritter**, oder **Baccalaure**, *) oder **Pannerherren**. Ein Baccalaur mußte eine gewiſſe Anzahl Schwerbewaffnete ins Feld ſtellen und unterhalten können, und ein Pannerherr eine ganze Compagnie von ſeinen Lehnsleuten zu Pferde errichten, wobey eine Fahne oder Panier wehete. Unter dieſen letzteren gab es verſchiedene, die ſo große Reichthümer beſaßen, daß ſie alle bey ihnen einkehrenden Ritter nicht allein köſtlich bewirtheten, wie es unter Rittern Brauch war, ſondern ſie auch mit ſchönen Waffen. Pferden, Kleidern und Juwelen und ſogar mit großen Geldſummen beſchenkten. Aber freilich gab es ungleich mehr arme als reiche Ritter, und die armen zogen oft in einer

*) Ueber dieſe Benennung kommt weiter unten noch eine Bemerkung vor; nach andern war nähmlich ein bloßer Ritter und Baccalaur einerley.

ſehr erbärmlichen Geſtalt einher, und lebten von den Wohlthaten der Reichern.

Die Zeit, wo die Ritterſchaft am meiſten blühete, war während der Kreuzzüge, da ſie die beſte Gelegenheit fanden, ihre Tapferkeit zu beweiſen. Vielleicht ſind noch niemahls größere Thaten verrichtet worden, als von den damahligen Rittern. Sie ſtanden ſelbſt bey den Sarazenen in ſolchem Anſehen, daß ſich, wenn Waffenſtillſtand war, verſchiedene Sultane und Große der Sarazenen von ihnen zu Rittern ſchlagen ließen, obwohl dieſes mit dem Regeln der Ritterſchaft nicht gar zu wohl übereinſtimmte. In eben dieſen Kreuzzügen war es, wo aus der bisherigen allgemeinen Ritterſchaft **drey geiſtliche Ritterorden** entſtanden, nähmlich die **Johanniter-** oder nachherigen **Maltheſer-**, die **Tempelherren**, und die **deutſchen Ritter**, von welchen Orden der erſte und der letzte ſich bis auf unſere Zeit, jedoch mit Abänderungen erhalten haben, der zweyte aber ſchon lange auf eine ſchändliche Art vertilgt worden iſt. Nach dieſen ſind bekanntlich eine Menge anderer Ritterorden in Europa entſtanden, mit denen große Herren Verdienſte zu belohnen pflegen, worunter jedoch die Militärorden die einzigen ſind, die etwas von der alten Ritterſchaft haben, weil ſie durch Tapferkeit und Verdienſte erlangt werden.

So wie aber alles in der Welt der Veränderung unterworfen iſt, ſo ging es auch mit der guten Ritterſchaft. Die ehemahlige Art zu kriegen, wozu Leibesſtärke und Geſchicklichkeit erfordert wurde, hatte ihre Entſtehung veranlaßt, und die Turniere und Fehden hatten ſie aufrecht erhalten. Als aber die Art, Krieg zu führen, durch Erfindung des Pulvers und durch Einrich-

tung einer beſtändigen Miliz ſich änderte, und Fehden und Turniere aus eben dem Grunde aufhörten: ſo ging auch die Ritterſchaft unter; nur die verderbliche Lehnverfaſſung iſt geblieben. Was noch mehr Anlaß zur Abſchaffung der Ritterſchaft gab, war ohne Zweifel der Mißbrauch, der ſich dabey eingeſchlichen hatte. Nicht genug, daß viele untaugliche Perſonen, ſogar Kinder, darin aufgenommen wurden; ſo machten viele Ritter, ſtatt die Unterdrückten zu beſchützen, aus Rauben und Plündern ein Handwerk. Aus ihren feſten Bergſchlöſſern fielen ſie auf die Vorbeyreiſenden, beſonders auf Kaufleute, warfen ſie nieder und nahmen ihnen alles, was ſie bey ſich hatten. Oft legten ſie ſie noch ſo lange ins Gefängniß, bis ihre Freunde ein anſehnliches Löſegeld für ſie bezahlten. Unter den vielen Raubſchlöſſern, die **Rudolph** von Habsburg und mehrere Kaiſer in Deutſchland zerſtörten, waren gewiß manche, die ſolchen Raubrittern zugehörten.

Da der Geiſt der Ritterſchaft in den mittlern Zeiten ſehr zur Galanterie geneigt war, ſo befanden ſich unter ihren Gliedern viele **irrende** oder **fahrende Ritter**, die die halbe Welt durchzogen und allenthalben Abentheuer aufſuchten. Sie waren gemeiniglich grün gekleidet, nur führten ſie auf ihren Schildern die Bildniſſe ihrer Damen, für deren Schönheit ſie mit jedem, der denſelben nicht den Preis der Schönheit zuerkennen wollte, eine Lanze brachen, und ihn, wenn ſie ihn überwanden, als einen Gefangenen ihrer Dame zuſchickten. Die alten **Ritterromane**, welche viel Wahrheit enthalten, und woraus man wenigſtens die Sitten und Gebräuche der Ritter kennen lernt, ſind voll ſolcher Ge-

ſchichten. Die bekannteſten dieſer Romane ſind die vom König Arthur, von den Rittern der Tafelrunde, von den zwölf Pairs in Frankreich, Arminius und Thusnelde, Amadis aus Frankreich, Hercules und Herculiscus und andere. Dieſe Romane und das Abentheuerliche vieler Ritter machte der berühmte ſpaniſche Schriftſteller Cervantes in ſeinem Don Quixotte lächerlich, und brachte dadurch den zu ſeiner Zeit in Spanien noch ſehr herrſchenden Geſchmack an Rittergeſchichten ab. Unter den Spaniern, einer ſehr zur Galanterie geneigten und vormahls tapfern Nation, gab es eine Menge ſolcher irrenden Ritter und vielleicht gibt es noch jetzt viele unter ihnen, die aber die Schönheit ihrer Damen nicht mehr mit den Waffen in der Hand, ſondern auf der Guitarre behaupten. Dieſer Ritterton in Spanien ſchrieb ſich größtentheils von den Mauren her, die vom 8ten bis zum 15ten Jahrhundert ſich eines Theils dieſes Reiches bemächtigt hatten, und die Gothen, als damahlige Einwohner deſſelben, in der feineren Lebensart und Galanterie, ſo wie auch in Wiſſenſchaften unterrichteten. Seltſam, daß Sarazenen hier und in den Kreuzzügen die Lehrmeiſter der Europäer in vielen Dingen geweſen ſind!

In welchem Anſehn vormahls die Ritterſchaft geſtanden habe, beweiſen die Beyſpiele vieler großen Herren, die ſich darin aufnehmen ließen. Der König von Frankreich, Franz I., ließ ſich von dem großen Ritter Bayard, nach der Schlacht bey Marignan, worin die Schweitzer geſchlagen wurden, im Angeſicht der ganzen Armee zum Ritter ſchlagen, und an eben dem Tage mußte Bayard auch den Herzog von Lothringen, und den von Guiſe dazu machen.

Dem

Dem Beyſpiele Franzens folgte ſein Sohn, Heinrich II., der noch als Dauphin ſich im Lager bey Marſeille von dem Marſchall von Biez dazu aufnehmen ließ. Ueberhaupt war es die Gewohnheit, daß ſich viele Große kurz vor oder nach einer Schlacht zu Rittern ſchlagen ließen. Es würde zu weitläufig ſeyn, alle Nahmen königlicher und fürſtlicher Perſonen, die in den Ritterſtand traten, wenn ſie auch die Geſchichte aufbewahrt hätte, hier anzuführen. Selbſt einige Könige von Frankreich, ob ſie gleich geborne Ritter waren, denn das waren alle Könige von Frankreich, ließen ſich dazu ſchlagen. Von einem tapferen thüringiſchen Ritter, Friedrich von Wangenheim, iſt bekannt, daß als Landgraf Friedrich II. von Thüringen auf ſeinem Kriegszuge nach England ſich wollte zum Ritter ſchlagen laſſen, aber das von keinem andern, als der nie vor einem Feinde geflohen war, beſagter Herr von Wangenheim ſolches verrichtete. Daß auch das Wort eines Ritters ganz unverbrüchlich geweſen ſey, ſieht man aus dem Beyſpiele, da Karl V. einige Zeit nach der unwürdigen Behandlung, die er Franz I. während deſſen Gefangenſchaft hatte wiederfahren laſſen, eines in den Niederlanden entſtandenen Aufruhrs halber genöthigt war, durch Frankreich dahin zu reiſen, ſich von demſelben nicht auf königliche, ſondern auf Ritterehre verſprechen ließ, daß er ihn ungehindert paſſieren laſſen wollte.

Ungeachtet nun ſchon ſeit mehr als 200 Jahren dieſe Ritterſchaft ganz erloſchen iſt: ſo nannte man doch, wie es vorhin ſchon bemerkt wurde, bis zur Revolution in Frankreich die jüngeren Söhne aus großen Häuſern Ritter, und in England iſt eine Art des Adels, die ebenfalls

falls **Ritter** heiſſen, auch ſcheint der Nahme Esquire von Ecuyer, oder Schildknappe herzukommen.

In Deutſchland aber fand man bis zur Aufloſung des Kaiſerthums durch den Rheinbund noch eine gewiſſe Art Ritter, die den Titel **Ritter des heiligen rômiſchen Reichs** führten, und von dem Kaiſer ſelbſt bey ſeiner Krönung dazu geſchlagen wurden. Die Ceremonien dabey waren folgende. Nach geſchehener Krönung wurde dem Kaiſer, der ſich noch in der Kirche befand und die Krone auf dem Haupte hatte, von Kurſachſen, als Erzmarſchall, das bloße Schwert Karls des Großen in die Hand gegeben, worauf derſelbe, auf dem Thron ſitzend, unter dem Liede, Herr Gott dich loben wir ꝛc. verſchiedene Grafen und Herren, denen er dieſe Ehre beſtimmt hatte, zu **Rittern des heil. rômiſchen Reiches** ernannte. Dieſe traten einer nach dem andern auf die Stufen des kaiſerlichen Thrones, machten die gehörigen Verbeugungen, und fielen vor dem Kaiſer auf die Knie, der ſodann mit dem Schwerte die rechte Schulter eines jeden zweymahl berührte. Eben dieſe Ceremonie wurde hernach mit den von Kurfürſten dem Kaiſer zu dieſer Würde präſentirten Edelleuten vorgenommen.

Außer dieſen Rittern, die vom Kaiſer wirklich dazu geſchlagen waren, gab es noch andere Ritter des heil. rômiſchen Reichs, welche ohne Ritterſchlag bloß durch ein kaiſerliches Diplom dazu creit wurden. Uuter dieſen befanden ſich verſchiedene, die der Kaiſer auf einmahl zu Edelleuten und Rittern ernannte, weil ihre Vorfahren nicht vom Adel geweſen waren. In den Diplomen derſelben hieß es, der Kaiſer habe ſie zu der uralten Ritterſchaft erhoben, als wenn

ſie

ſie von vier Ahnen väterlichen Geſchlechts darin geboren wären. Doch möchten dergleichen neugemachte Ritter dieſer Art ſchwerlich in die Hochſtifter und Ritterorden aufgenommen worden ſeyn. Daß ſich alles dieſes durch die bey Einführung des Rheinbundes in Deutſchland vorgenommenen Umgeſtaltungen der Dinge ſehr verändert hat, und manches auch wohl immer als veraltet abgeſchafft bleiben mag, iſt bekannt. Nahmentlich iſt die Würde der Ritter des heil. römiſchen Reiches, bey der Auflöſung desſelben, auch erloſchen.

Karakter des Ritterweſens in verſchiedenen Ländern.

Das Ritterweſen war übrigens im **Mittelalter mehreren Nationen** gemein. Gleichwohl laſſen ſich in dieſer Einrichtung, alles häufigen Verkehrs unter den Rittern verſchiedener Nationen ungeachtet, gewiſſe ſehr auffallende und unverkennbare Unterſcheidungsmerkmahle wahrnehmen, die den, noch jezt ſo vorwaltenden Unterſchied ihres Nationalkarakters deutlich abzeichnen.

Der franzöſiſche Ritter erſcheint in der ganzen Ritterzeit als der thätigſte, eifrigſte, abeutheuerlichſte. Seine Begriffe von Galanterie, von Religion, ſein ritterlicher Gemeingeiſt machen ihn fähig zu den gefahrvolleſten Unternehmungen, und die Leichtigkeit und Geſchicklichkeit nebſt den raſtloſen Eifer, womit er alle ſeine Handlungen bezeichnet, laſſen ihn keine Gefahr ſcheuen, und verhelfen ihn oft zu der glücklichſten Ausführung der abentheurlichſten Plane; ſie machen ihn zu einer mächtigen Stütze des Thrones, zu einem furchtbaren Streiter des Vaterlan-

terlandes, zu einem Unterdrücker und Rächer der Ungerechtigkeit, zu einem Beſchützer und enthuſiaſtiſchen Verehrer des ſchönen Geſchlechts, zu einem großmüthigen Vertheidiger der Wittwen und Waiſen, zu einem zärtlichen Gatten und Vater, und endlich zu einem thätigen Beförderer und Fortpflanzers des Geiſtes der Ritterſchaft. Alles dieſes ſind Gründe genug, warum wir, wenn nicht den Urſprung, wenigſtens die ſchnellere Fortbildung, Ausbreitung und Vervollkommnung das Ritterweſens der franzöſiſchen Nation zuſchreiben müſſen; aber auch Gründe genug, das Ideal der Ritterſchaft bey keiner andern Nation, als bey den Franzoſen aufzuſuchen.

Die nächſte Rolle nach den Franzoſen in der Rittergeſchichte ſpielen ohne Zweifel die **Engländer.** *) Sie kommen in der Ausübung der ächten Grundſätze der Ritterſchaft und an edlem Ritterſinn den Franzoſen am nächſten. Eben ſo gerechtliebend, eben ſo wenig Gefahrſcheuend und tapfer als dieſe haben ſie es ihnen in ſolideren Tugenden, in Standhaftigkeit und perſönlicher Tapferkeit zuvorgethan, und nur die Fruchtbarkeit und Menge der franzöſiſchen Ritterſchaft nebſt dem ſelteneren Vorrathe hiſtoriſcher Ritterdenkmähler hat ihr Andenken weniger blühend und lebhaft erhalten. Als eifrige, aber mehr ernſthafte als enthuſiaſtiſche Verehrer der Religion, des Ritterweſens und des ſchönen Geſchlechts, übten ſie im Ganzen genommen die Grundſätze des Ritterſyſtems ohne in die Fehler der Flüchtigkeit, Abentheuerlichkeit, Kindheit und des

*) Hurd's Letters on Chevalry and Romance. in dem dritten Bande ſeiner Moral and political Dialogues.

des Kleinigkeitsgeiſtes der Franzoſen zu fallen; ſie hatten bey gleichem Grade von Cultur richtigeres Gefühl des Schicklichen, handelten freyer, gerader, geſetzter, ernſthafter und ſtandhafter, mehr zum Beſten des Staates und zu reellem Nutzen, als zum Dienſte der Gallanterie; ſie waren weniger prachtliebend und flatterhaft, aber mehr für edeln Anſtand für einfachen und bleibenden Geſchmack. Was für äußere Umſtände und Vorfälle ſie in die ritterliche Nachbarſchaft mit den Franzoſen gebracht, oder ſolche wenigſtens erleichtert haben, zu unterſuchen, würde hier überflüſſig ſeyn, da die politiſche Geſchichte beyder Nationen zu den Zeiten des Aufkeimens und Fortblühens der Ritterſchaft dem Leſer Veranlaſſung genug zur Betrachtung hierüber geben wird.

Auf die Engländer folgen in der Ritterklaſſe unſere Landsleute, **die Deutſchen.** Wenn von edlem Biederſinne, von Rechtſchaffenheit, von gewiſſenhafter Erfüllung eines gegebenen Verſprechens, von perſönlichem tapferm Verhalten, von Ausdauer in Beſchwerden und Gefahren, von Unempfindlichkeit gegen die Eindrücke der Witterung und eines rauhen Himmelsſtriches, von körperlicher Stärke und Feſtigkeit, von Einfachheit der Sitten und Lebensart, von Keuſchheit und Geradheit des Karakters die Rede iſt: ſo dürften ſie ihren Vorgängern im Ganzen wohl nicht im mindeſten nachſtehen, und in manchen dieſelben wohl noch übertreffen. Aber möchten ſie ihnen auch an Geiſtescultur, an Biegſamkeit, an Gefälligkeit im Umgange, an Thätigkeit und feinem Gefühl, an Geſchicklichkeit, an ſanften und milden Empfindungen, an Vaterlandsliebe und Nationaleifer und an ſo man-

mancher andern Tugend des geſellſchaftlichen Lebens gleichkommen. Aber wie geringe Anſprüche laſſen uns die wenigen alten Ritterdenkmähler, und die politiſche Geſchichte des Mittelalters in ihrem Nahmen hierauf machen! Wo waren in Deutſchland die Lehranſtalten, in denen der junge Adel Unterricht und zweckmäßige Erziehung hätte erhalten können? Wo die Höfe der Großen, die für ſeine Bildung ſo, wie bey Franzoſen und Engländern, ſorgten? Wo die patriotiſchen Anſtalten und Zufluchtsörter, die dem jungen Ritterbürtigen bey dem Mangel älterlicher Unterſtützung großmüthige Verſorgung und Unterweiſung in den Pflichten und Verrichtungen eines ächten Ritters darbothen? Wo Gelegenheit, ſeinen Geiſt anzubauen, ſeine Sitten milde und gefällig zu machen, und ihm Sinn für groſſe Ritterthaten zum Wohl des Staates und ſeines Nebenmenſchen einzuflößen? Weder Zeitalter noch Klima, noch Regierungsform, noch Kultur, noch Temperament und National-Karakter begünſtigten in Deutſchland den milden und zugleich raſtloſen Geiſt der Ritterſchaft. Welchen ſonderbaren Contraſt mußten ein franzöſiſcher und ein deutſcher Ritter machen, wenn ſie in Geſellſchaft oder beym Rittergelage mit einander erſchienen; jener artig, gefällig, verbindlich gegen das Frauenzimmer, mit Weltkenntniß und Galanterie ausgeſchmückt: dieſer im Gegentheil ſteif und unbehülflich hinter den verjährten Mauern eines düſtern Bergſchloſſes, im Pferdeſtalle und in dicken Wäldern aufgewachſen, ohne Kenntniß des Hofes und der fernern feineren Welt, nur zu rauhen und harten Beſchäftigung gewohnt, plump im Umgange, platt im Scherze, auf Stelzen und bleyern gegen das

ſchöne

ſchöne Geſchlecht, unempfindlich gegen ſanfteres Vergnügen. Ein „mein Gemahel, oder liebe Hußfrowe“, war vielleicht die höchſte und einzige Liebkoſung eines ſchwer empfindenden, obgleich in ſeiner Art zärtlichen Gatten. Der Junker hieß **Bube**, ſein Hofmeiſter gewöhnlich **Bubenzuchtmeiſter**, und bey den Turnieren fand man es ſogar nöthig, für die ehrenfeſten turnierenden Ritter eine eigne Art von Aufſehern zu beſtellen, die den Nahmen **Prügelknechte** führten. Eine damahls ſehr nützliche Art von Hofbeamten, die **Stillſchweigengebiether**, (Silentiary) oder wie ſie an dem Hofe der alten Könige von Wallis hieſſen — **Gosdegwr**, war an verſchiedenen alten deutſchen Höfen, und iſt wahrſcheinlich deutſchen Urſprungs. Am Hofe von Wallis hatte dieſer Cuſtos ſogar den neunten Platz unter den oberſten königlichen Hofbedienten. Sein Amt beſtand darin, daß er in dem Saale, wo der Herr des Hofes Tafel oder Gaſtmahl hielt, Stillſchweigen gebieten mußte. Sein Poſten war nahe bey einem Pfeiler. So bald die Gäſte zu laut wurden und Lärm und Geräuſch im Speiſeſaal entſtand, ſo ſchlug er mit ſeinem Stabe an den Pfeiler, um den Herren eine höfliche Erinnerung zu geben. Vielleicht hat das, wahrſcheinlich noch jetzt an dem Kaiſerlichen Hofe vorhandene Amt eines **Oberſtäbelmeiſters**, welcher mit dem Stabe an die Thüren klopft, damit die in der Ritterſtube und dem Vorzimmer ſtehenden Perſonen Platz machen, hierin ſeinen Urſprung. — Die Wehrhaftmachung des jungen Ritterbürtigen ward mit einer derben Ohrfeige begleitet. **Eine Frau kaufen** hieß, ſelbſt unter dem hohen

Adel, ſo viel als heurathen. *) Und welche Denkmähler der Raubſucht und Unmäßigkeit liefert uns die Geſchichte; eine Menge Raubſchlöſſer der Ritter auf Bergen und in Thälern machte die Wege und Straßen unſicher, und mußte jeden Fremden abſchrecken, in Deutſchland Reiſen zu unternehmen; denn die Ritter lauerten hinter ihren Mauern unaufhörlich auf die Vorbeyreiſenden, ſonderlich Kaufleute, die ſie oft auf die unmenſchlichſte Art niederwarfen und plünderten. Viele waren ſo unbarmherzig, daß ſie nicht einmahl mit dem zufrieden waren, was ſie bey dieſen unſchuldigen Schlachtopfern ritterlicher Raubſucht fanden; oft warfen ſie dieſelben überdem ins Gefängniß, bis ſie oder deren Verwandte und Freunde ein beſtimmtes Löſegeld bezahlten. Es iſt unglaublich, wie tief dieſes Uebel eingewurzelt war. Jahrhunderte haben kaum hingereicht, daſſelbe auszurotten. Wenn unſere Zeiten an ungeſchmückter Redlichkeit, an edelem Biederſinn und ſo mancher Tugend des häuslichen Lebens dem Ritterzeitalter nicht gleich kommen: ſo übertreffen ſie daſſelbe unſtreitig an Menſchlichkeit und an gefühlvoller Theilnehmung an dem Glücke unſerer Nebenmenſchen. Mit der Einfalt der Sitten iſt zugleich auch die unbeſchreibliche Roheit und Gefühlloſigkeit, die unerbittliche mauerfeſte Grauſamkeit und Unbarmherzigkeit, welche ſo auszeichnende Merkmahle der Ritterzeit ſind, gewichen. Wo iſt der Regent unter uns, der es wagt, ein Symbol, wie ehedem

Graf

*) In der limburgiſchen Chronik ſteht: Die eine Tochter Johanna kaufte Herrmann zu Heſſen; die andere Tochter kaufte ein Herr von Henneberg in Sachſenland. Mehr den 20 Jahr nach Graf Johann (von Naſſau) Tode kaufte der Junker Philippus ein Weib von Spangenberg.

Graf Eberhard von Würtenberg: **Gottesfreund und aller Welt Feind!** zu wählen? Selbſt die angeſtrengteſten und anhaltendſten Bemühungen eines Kaiſers von edelem Ritterſinne und von unabläſſiger Thätigkeit, der das Zutrauen aller Biedermänner beherrſchte, eines Rudolf's von Habsburg, waren nicht fähig, das vielköpfige Ungeheuer, die Raubſucht der Ritter zu tilgen. Die Zerſtörung mehr als ſechzig Raubſchlößer in Thüringen, und faſt eben so vieler in Franken und Schwaben, welche dieſer muthige Herrſcher veranſtaltete, die Verurtheilung gegen dreyſſig landfriedbrüchiger Edelleute, die er einſt auf einmahl vornahm, und die ausgezeichnete Züchtigung, welche er an dem oben gedachten unruhigen Grafen von Würtemberg vollſtreckte, waren lange nicht hinreichend, Schrecken zu erregen und andere Grundſätze einzuflößen. Mehrere Jahrhunderte, die auf ihn folgten, milderten dieſe Rohheit noch nicht, ſo ſehr auch ſelbſt die geſetzgebende Gewalt dawider eiferte.

Wird man dieſe Schilderung der deutſchen Ritterzeit übertrieben finden, ſo mag hier das Zeugniß eines Biedermannes von uralter Ritterart aus dem ſechzehnten Jahrhunderte, des Freyherrn Johannes von Schwarzenberg und Hohenlandsberg, des Verfaſſers, oder vielmehr des Veranlaſſers der Bambergiſchen Halsgerichtsordnung vom Jahre 1507, der Quelle der Kароliniſchen peinlichen Gerichtsordnung und vieler folgenden deutſchen Kriminalgeſetze, zur Entſcheidung dienen. Dieſer merkwürdige Mann, der durch ſeinen unbegränzten Wahrheitseifer eben ſo berühmt iſt, als durch ſeine gemeinnützige und einſichtsvolle Thätigkeit, und

der mit Recht die Krone der Ritterſchaft ſeiner Zeit genannt zu werden verdient, machte ein eigenes Gedicht auf die damals herrſchenden Laſter des Adels, das Zutrinken und die Räubereyen (auch ein Lied wieder das Mordlaſter,) welches ſeinem Büchle wieder das Zutrincken, Fol. 93. einverleibt iſt, auf deſſen Titel er folgende Verſe geſetzt hat.

Die gröſten Räuber mir bekannt,
Man ietzo Reutersrüter nennt,
Seyn gleich dem Rattenkönig mit Laub
Der herrſcht durch ander Ratten Raub,
Verhengen Uebels ſolcher Maaß,
Daß ſie die Bößwicht machen groß,
Schuldig iſt derſelbig Heler
Wiederkerung gleich dem Steler.
Gott ſolche Boßheit ſtrafft mit Recht
Biß in das dritt uud viert Geſchlecht,
Es hat oft Anfang hie die Pein,
Die auch dort ewiglich wird ſeyn.
Den frommen ließ Gott nit in Noth,
Noch ſeinen Samen ſuchen Brod.

Iſt es nöthig, außer dieſem noch Beyſpiele der Unmäßigkeit, des Saufens und Schwelgens, der unregelmäßigſten Befehdungen, der unordentlichſten Zweykämpfe, der Sittenloſigkeit aus der deutſchen Ritterzeit anzuführen! Wer von Deutſchlands Edlen und Patrioten wünſcht nicht, daß hier der Vorhang falle?

Wenn die ſpaniſchen und portugiſiſchen Ritter in dem Ritterſyſtem den deutſchen nicht vorgeſetzt zu werden verdienen, ſo behaupten ſie doch entweder eben dieſelbe Klaſſe oder die nächſte nach ihnen. In der Geſchichte des eigentlichen Ritterweſens ſpielen ſie eben ſo wenig Hauptrollen, als dieſe. Unendliche Umſtändlichkeit

keit und abgezirkeltes Betragen im Umgange zeichneten ſie ſchon in den entfernteren Zeiten des Mittelalters vor ihren Genoſſen aller übrigen Nationen aus, und es bedarf hier kaum einer Erwähnung, daß ſie es ſind, denen die ſo verrufene ſpaniſche Hofetiquette ihren Urſprung ſchuldig iſt. Auch dem Blicke eines weniger aufmerkſamen Beobachters können noch jetzt die auffallenden Ueberbleibſel, welche der ſpaniſche Adel aus dem Ritterweſen an ſich trägt, und mit der gewiſſenhafteſten Pünctlichkeit aufbewahrt, unmöglich entgehen. Keine der verſchiedenen Ritternationen wär in ſo hohem Grade und mit ſo viel beſtimmter Feyerlichkeit zur Galanterie geneigt, als die ſpaniſche. Kein Wunder alſo, wenn es bey ihnen an Rittererzählungen, Liebesgeſchichten, Turnieren, Ritterſpielen und Abentheuern eben ſo wenig fehlt, als an fabelhaften Erzählungen, Gerichtshöfen der Liebe und Ritterromanen. Sehr viele Beweiſe hierzu enthält die Cronicas de los Reyes de Castilla, wovon zu Madrit im Jahre 1780 fünf Bände in 4. erſchienen ſind. Insbeſondere findet man bey keiner andern Nation ſo viele **irrende** und **fahrende Ritter** oder ritterliche Abentheurer. Die alten Ritterromane und vornähmlich die ſpaniſchen, die, wenn ſie auch wenig oder gar keinen hiſtoriſchen Glauben verdienen, doch immer wegen des naiven Tons, der durchgehends darin herrſcht, und wegen der getreuen Schilderung der Ritterſitten, als ehrwürdige Denkmähler der Vorzeit ſorgfältig aufbewahrt zu werden verdienen, ſind voll von Geſchichten dieſer Art. Man ſehe die alten Provenzaldichter, die Chronik des Froiſſart, die oben ſchon genannte Ritterromane, das Heldenbuch, den Theuerdank und ſo viele

andere Rittergeſchichten, aus denen der Graf Treſſan zu Paris im Jahr 1780 Auszüge geliefert hat: ſo wird mau ſich bald davon überzeugen können, daß die ſpaniſchen Ritter hierin die übrigen übertrafen. Man weiß ja, wie lange der abentheuerlichſte Ritterton in ſeiner ganzen Stärke ſich in Spanien erhalten, und wie vielen Stoff zu beiſſenden Satyren und lächerlichen Situationen derſelbe dem berühmten Cervantes in ſeinem Don Quixotte, ſo wie der Mönchston dem Verfaſſer (Isla) der Geſchichte des Bruders Gerundio, gegeben hat.

Wenn die ſpaniſchen und die, im Ganzen genommen, wenig von ihnen verſchiedenen, portugieſiſchen Ritter minder auszeichnende und häufige Heldenthaten verrichtet, und durch weitausſehende Unternehmungen ſich weniger hervor gethan haben: ſo kann man ihnen doch in älteren Zeiten den Ruhm der Tapferkeit und Beharrlichkeit nicht ſtreitig machen, zumahl wenn man ſich an den mächtigen Einfluß erinnert, welchen die Mauren auf den Karakter der Landeseinwohner gehabt haben. Wenn man alſo der ſpaniſchen und portugieſiſchen Ritternation mehr den Rang einer theilnehmenden, als ſelbſtſtändig handelnden Partey im eigentlichen Ritterſyſtem zuerkennen muß, ſo hat dieſes vielleicht ſeinen Grund darin, weil keine der übrigen das Aeußerliche und Förmliche des Ritterweſens in einem ſo hohen Grade und mit ſo viel Aengſtlichkeit ausgebildet und beobachtet hat, ohne zugleich ſo wenig in den wahren Geiſt des Ritterweſens eingedrungen zu ſeyn.

Am wenigſten unter allen, und ſogar minder vortheilhaft zeichnen ſich die **nordiſchen Ritter**, die ſchwediſchen, däniſchen und polniſchen in der Rittergeſchichte aus. Frankreich ſcheint der Mittelpunkt geweſen zu ſeyn, um welchen ſich die

die ganze Maſchine drehete. Je entfernter davon, deſto mehr Trägheit, deſto weniger Thätigkeit und Gemeingeiſt bemerkt man durchgehends. Der Eifer für die Erhaltung und Beförderung der Ritterverfaſſung ſchien mit dem Himmelsſtriche zu erkalten. Je größer der Verkehr war, welchen Ausländer mit den Franzoſen hatten, deſto mehr ſind Nachahmung und Streben nach Vervollkommnung und Ausbildung bey ihnen ſichtbar. Dieſe ſteigen und ſinken augenſcheinlich, ſo bald ſie mehr oder weniger mit Frankreich in Verbindung ſtanden. Nirgends bemerkt man dieſes deutlicher, als in den Zeiten der Kreuzzüge, wo auch die Italiener mit in das Ritterſyſtem gezogen wurden. *) Mehrere polniſche Ritter, welche von Zeit zu Zeit Reiſen nach Frankreich unternahmen, und dort Turnieren und Ritterfeſten beywohnten, bewegten durch Erzählung und Nachahmung ihre Landesleute zur Theilnehmung an dem edlen Ritterſyſtem, aber nie konnten ſie die Indolenz derſelben in einem ſo hohen Grade überwinden, daß ſie nur Blüthe ihrer Bemühungen hätten erblicken können. Die **Vitalienbrüder**, zur Zeit der Königin des Nordens Margarethe, eine Art von Seerittern, oder wenigſtens vollkommen rechtmäßiger und privilegirter Freybeutern, ſind ein Schandfleck nicht bloß in der nordiſchen, ſondern auch in der Rittergeſchichte.

Von den Turnieren, oder Kampfſpielen der Ritter, wodurch ſie ſich auf den Krieg vorbereiteten.

Um von dem Ritterweſen und ſeinem großen Einfluße auf die Welthändel noch einen anſchau-

*) Vergl. Lud. Ant. Muratori de Militia seculorum rudium in Italia, in deſſ. Antiquit. Ital. med. aevi. Tom. II. Diss. XXVI.

ſchaulicheren Begriff zu bekommen, muß man ſehen, zu welchen Thaten die Ritter durch ihr Gelübde und durch den Geiſt, der unter ihnen herrſchte, belebt wurden, und wie ſie ſich durch eigne feyerliche Kampfſpiele dazu vorbereiteten, wobey vorzugsweiſe von Frankreich die Rede iſt, da hier das Ritterweſen am mehrſten blühete und ſeine größte Ausbildung erreicht hatte. *)

So wie früher die Olympiſchen Spiele das Mittel waren, den Heldengeiſt der Griechen zu wecken und zu erhalten: ſo wurden auch die Ritter des Mittelalters durch feyerliche Kampfſpiele, die unter dem Nahmen der Turniere **) bekannt ſind, zur kriegeriſchen Tapferkeit aufgemuntert und dazu eingeübt.

Da die Turniere bey feyerlichen Gelegenheiten von Kaiſern, Königen, Fürſten und andern großen Herren veranſtaltet wurden, und man alles aufbot, ſie prächtig, und für die Theilnehmer ehrenvoll zu machen; da die Ritter ganz in dem Geiſte lebten, der bey dieſen Anordnungen herrſchte, und ſie ihren Ruf, auch in Friedenszeiten, ſo ſehr dadurch erhöhen konnten: ſo begreift man leicht, welche Empfindung die Ankündigung derſelben in ihnen hervorbringen mußte. Solche Ankündigungen in den pomphafteſten Ausdrücken abgefaßt, wurden lange vor dem Turnierfeſte allen Höfen mitgetheilt, und reizten Ritter und Knappen in allen Provinzen, für

*) Das Nachfolgende iſt ein Auszug aus den Abhandlungen des Herrn de la Curne de Sainte Palaye über das Ritterweſen des Mittelalters, mit Anmerkungen von D. Joh. Lud. Klüber. I. Nürnberg b. Grattenauer 1786. 8.

**) Man ſehe die Artikel Kampfſpiel, Leibesübungen, und das übrige unter Turnier.

für ſich Turnierübungen anzuſtellen, um ſich vorzubereiten und geſchickt zu machen, auf einem größeren Schauplatze zu erſcheinen, wo man den Ausbund aller Höfe in Europa als Zuſchauer vor ſich hatte.

Während man den für das Turnier beſtimmten Platz *) zubereitete, wurden in den Kreuzgängen einiger benachbarten Klöſter die Wappenſchilde derer aufgeſtellt, die in die Schranken, womit der Tournierplatz verſehen war, eingelaſſen werden wollten. Hier blieben ſie einige Tage hindurch der Neugierde und der Unterſuchung der Herrn und des verheuratheten und unverheuratheten Frauenzimmers ausgeſetzt. Ein Herold oder ein Wappenperſevant nannte den Damen die Nahmen derer, welchen dieſe Schilde zugehörten; und wenn unter dieſen Prätendenten einer war, über welchen eine Dame ſich zu beſchweren Urſache hatte, vielleicht weil er übel von ihr geſprochen, oder ihr irgend eine andere Beleidigung zugefügt hatte: ſo berührte ſie nur ſeine Helmkleinodien oder ſeinen Wappenſchild, um die **Turnierrichter** **) aufmerkſam auf ihn zu machen, damit dieſe ihr deshalb Genugthuung verſchafften. Dieſe mußten, nach vorher angeſtellter Unterſuchung, einen Ausſpruch thun; und wenn das Vergehen geſetzmäßig bewieſen war, ſo erfolgte ſogleich die Be-

K 5 ſtrafung.

*) In Deutſchland nannte man dieſen Platz den Turnierhof, und ihn beſtimmen hieß das **Turnier legen**.

) Man nannte ſie auch Turniervögte und Turnierkönige. In Oberdeutſchland waren vier große Turniergeſellſchaften in den vier Landen: Schwaben, Franken, Baiern und am Rhein, die ſich wieder in kleinere Geſellſchaften theilten. Die Fürſten dieſer Lande waren die oberſten Turniervögte und hatten wieder **Unterturniervögte neben ſich. Den letztern gab man oft auch

ſtrafung. Ließ ſich ein Ritter, den das Geſetz vom Rittergelage ausſchloß, im Turniere blicken: ſo ward er mit Schlägen und Stößen von allen Rittern und Damen beſtraft, und man lehrte ihn für die Ehre der Damen und die Geſetze der Ritterſchaft Achtung hegen. Nichts war fähig dem Unwillen der Ritter und den Züchtigungen des Schuldigen Schranken zu ſetzen, als die Verzeihung der Damen, die er ſich mit lauter Stimme erflehen mußte.

Es würde hier zu weitläufig ſeyn, die Turnierſchranken, die koſtbaren Zelte und das Feldgeräth, womit das ganze umherliegende Feld bedeckt war, die Erhöhungen (hours) oder die, um die Rennbahn herum für die Zuſchauer gemachten Gerüſte zu beſchreiben, oder den Unterſchied der Arten von Gefechten, die man hier vornahm, auseinander zu ſetzen, z. B. das Lanzenwerfen unter einzelnen Perſonen, Angriffe auf einen Thurm oder Schloß, blinde und eingebildete Angriffe und Vertheidigungen ꝛc. wovon in den ſchon angeführten Artikeln die Rede iſt. Hier genügt die Bemerkung, daß dieſe, oft in der Geſtalt von Thürmen errichteten Aufwürfe und Gerüſte in Bogen und Stufen abgetheilt, und auf das Prächtigſte mit reichen Tapeten, Vorhängen, Panieren, kleinen Schilden und Fahnen ausgeſchmückt waren. Auch hatte man

auch noch Geſellſchaftsvögte bey, die ihnen in ihren Verrichtungen zur Hand ſeyn mußten. Die Turniervögte, kündigten die Turniere an, richteten den Turnierplatz zu, verſchafften Geleit und Quartier, waren bey der Wappenſchau zugegen, hielten während des Rennens zwiſchen den Seilen, hörten die Angeklagten und ihre Entſchuldigungen, gaben nach dem Turniere ſchriftliche Zeugniſſe ꝛc. Sie mußten von gutem Adel ſeyn.

man darin Plätze zubereitet für Könige, ihre Gemahlinnen, für das Frauenzimmer, und endlich für die alten Ritter, welche durch langjährige Erfahrung und Uebung in den Waffen die rechtmäßigſten Richter geworden waren. Dieſe ehrwürdigen Greiſe, denen ihr hohes Alter nicht mehr erlaubte, ſich hier auszuzeichnen, waren von achtungsvoller Zärtlichkeit für dieſe kraftvolle Jugend, die bey ihnen das Andenken eigner Thaten erneuerte, auf das lebhafteſte gerührt, und ſahen mit Vergnügen ihre ehemahligen Kräfte in dieſen Schwärmen junger Krieger wieder aufleben.

Die Pracht der ſeidenen Zeuge, und Juwelen vermehrte noch den Glanz des Schauſpiels. Ausdrücklich hierzu ernannte Richter und Beyſitzer hatten hin und wieder ihre angewieſenen Plätze, um auf dem Schlachtfelde die Turnier- und Rittergeſetze aufrecht zu erhalten, und um denen, die es nöthig hatten, mit Rath und That beyzuſtehen. Eine Menge von Turnierkönigen, Herolden und Waffen-Perſevanten, die allenthalben ausgeſtellt waren, beobachtete alle Streitenden, um zuverläſſigen Bericht von allen zugedachten und erhaltenen Stößen und Schlägen ertheilen zu können. Sie errinnerten im voraus die jungen Ritter die zum erſten Mahle im Turnier erſchienen, an das, was ſie den Vorzügen ihrer Ahnherren ſchuldig wären: „Erinnere dich, weſſen Sohn du biſt, riefen ſie ihnen zu, nnd ſchlage nicht aus der Art.“ Ein Haufen Spielleute, mit allen Arten von Inſtrumenten, die zu der Kriegsmuſik gehörten, waren bey der Hand, um die Heldenthaten, die an dieſem wichtigen Tage geſchehen ſollten, auszupoſaunen. Geſchwinde und thätige Knechte oder

Feldwebel *) mußten ſich auf allen Seiten, wo man ihrer bey den Schranken nöthig hatte, aufhalten, entweder um den Streitenden Waffen hinzureichen, oder um den Pöbel in Stillſchweigen und Reſpect zu erhalten.

Der Schall der Trompeten verkündigte die Ankunft der Ritter, die prächtig bewaffnet, in koſtbarem Aufzuge, mit ihren Knappen hinter ſich, alle zu Pferde, einherzogen. Sie rückten langſam, in ernſthafter majeſtätiſcher Stellung heran. Das Frauenzimmer führte zuweilen in den Reihen jene ſtolzen Sklaven, welche es an Feſſeln befeſtigt hatte, die es ihnen nur alsdann abnahm, wenn ſie, nach dem Eintritt in die Schranken, im Begriff waren, auf einander loszurennen. Der Titel eines Sklaven oder Dieners der Dame, die jeder bey dem Eintritte in das Turnier laut nannte, war ein Ehrentitel, zu deſſen Erwerbung keine Heldenthat zu groß war. Der, welcher ihn führte, betrachtete ſolchen als ein ſicheres Unterpfand des Sieges und als eine Verbindlichkeit, keine Handlung zu begehen, die eines ſo ausgezeichneten Vorzugs unwürdig wäre.

Die Damen fügten dieſen Titeln gewöhnlich noch das bey, was man **Dank** (faveur), Schmuck, Ver-

*) Bey den deutſchen Turnieren waren hierzu eigne Prügelknechte angeſtellt. Außer ihnen und den ſchon erwähnten Ober- und Unterturniervögten nebſt den Geſellſchaftsvögten, mußten auch die Grieswärtel, die von Adel waren, auf den Turnierplatze Ordnung erhalten und die Kämpfer von einander ſcheiden. Die Stäbler, die ihren Nahmen von ihren Stäben oder Stangen führten, oder Lunſener mußten ebenfalls an den Schranken halten, und Unglück und Unordnung verhüten. Man weiß aus Rüxner's Turnierbuche, auf welche Art die Prügelknechte bey dem Turniere, das 1403 zu Darmſtadt gehalten wurde, ihre Pflicht ausübten, als die fränkiſchen und heſſiſchen Ritter im Ernſt an einander gerathen waren.

Verehrung oder Andenken (enſeigne) nannte. Dieſes war ein Gürtel, Schleier, Knopf, Armband, Kopfputz, eine Manſchette, oder eine Spange; mit einem Worte, ein Stück, das von ihrer Kleidung oder ihrem Putze genommen war. Zuweilen war es etwas, das ſie mit eignen Händen gemacht hatte, womit der begünſtigte Ritter den Obertheil ſeines Helms oder ſeiner Lanze, ſeinen Schild, ſein Panzerhemd, oder irgend einen andern Theil ſeiner Rüſtung oder Kleidung ſchmückte. Oft fügte es ſich, daß eines dieſer koſtbaren Pfänder, in der Hitze des Streites, in die Hände eines ſiegenden Gegners fiel, oder daß es durch irgend einen Zufall verloren ging. In dieſem Falle ſchickte die Dame ihrem Ritter ein anderes, um ihn zu tröſten, und ſeinen Muth aufzurichten. So feuerte ſie ihn an, ſich zu rächen und die Danke zu erobern, womit ſeine Gegner geſchmückt waren, und die er ihr ſogleich zum Opfer bringen mußte.

Man betrachte dieſe Geſchenke nicht als kindiſche Merkmahle der Zuneigung einer Dame. Sie waren ein eingebildetes Mittel, die Bänder der Lanzen und Helme, und den Wappenſchmuck der Schilder, Panzer und Mäntel zu erſetzen, woran die Zuſchauer jeden Ritter unter dem Haufen der Streitenden erkannte. Wenn alle dieſe Merkzeichen, an denen man die, welche ſich auszeichneten, unterſcheiden konnte; zerbrochen oder zerriſſen waren, welches oft geſchah, wenn ſie auf einander ſtießen, ſich berührten, und einander um die Wette ihre Waffen und Kleidungsſtücke wegnahmen; ſo dienten die neuen Danke, die man ihnen brachte, den Damen zu Merkmahlen, an welchen ſie den, deſſen Ruhm auf ſie zurückfallen ſollte, und den ſie nicht aus dem Geſichte verlieren wollten, erkennen konnten.

Die

Die Aufmerkſamkeit der übrigen Zuſchauer war keine geringere Aufmunterung für die Streitenden. Jeder auſſerordentliche Streich mit der Lanze oder dem Schwerte, jeder merkliche Vortheil eines Turnierenden ward durch den Schall der Trompeten und durch den lauten Ausruf der Herolde bekannt gemacht. Tauſend Ausrufungen ließen den Nahmen des Siegers zu verſchiedenen Mahlen wiederhallen, eine Sitte, die in der franzöſiſchen Sprache das Wort **Renommee**, ſo wie in der italieniſchen das Wort **Grido** gebildet hat; die Italiener nennen einen Edelmann von großem Ruhme un Cavaliere di gran Grido. Allein oft bezeichnete der Herold die Sieger nur durch folgenden Zuruf: **Ehre den Söhnen biederer Helden!** Dadurch wollte man ſie zugleich an den Ruhm ihrer Voraͤltern erinnern, und ihnen einſchaͤrfen, daß der Titel eines Helden oder wackeren Mannes ihrer nur an dem Ziele einer ruhmvollen und unbefleckten Laufbahn ihres Lebens warte; daß wenn ſie einen Augenblick unthaͤtig waͤren, dieſer allein ſie um die Frucht ſo vieler und mannigfaltiger Beſchwerden bringen koͤnne. Zu einer andern Zeit rufte man aus: „Liebe der Damen, Tod den Helden, Lob und Dank den Rittern, die Beſchwerden ertragen, Heldenthaten verrichten und Waffen führen, wodurch Kraft und Tapferkeit in Schweiß und Blut unverzagt erworben wird!" Bey den Gefechten, die am Abend vor dem Turnier gehalten wurden, und die weniger gefaͤhrlich waren, begnügte man ſich mit folgendem Ausruf: „den Damen Liebe, den Pferden Tod!"

Die Herolde und Spielleute erhielten von den glücklichen Streitenden eine Belohnung, die nach Verhaͤltniß des Ausrufs und des Laͤrms,

wel-

welchen ſie gemacht hatten, angemeſſen war. Ihre Geſchenke wurden mit abermahligen Zuruf empfangen. Bey jeder neuen Austheilung wurden die Worte Freygebigkeit (Largeſſe) oder Edelmuth wiederhohlt. Großmüthige Freygebigkeit war eine von den Tugenden, die man den Rittern am angelegentlichſten empfahl, und die auch die Poſſenreiſſer, die Dichter und Romanenſchreiber in ihren Geſängen und Schriften am meiſten erhoben haben. Unter andern äußerte ſie ſich auch in koſtbaren Waffen und Kleidern. Die Stücke, welche auf dem Kampfplatze verloren wurden, die zerbrochenen Waffen, die Gold- und Silberplättchen, womit der Turnierhof überſäet war, alles dieſes theilten die Herolde und Spielleute unter ſich.

Die vornehmſten **Geſetze der Turniere** waren folgende: Man durfte nicht die Spitze, ſondern nur die Schneide des Schwertes brauchen; man mußte an ſeinem beſtimmten Platze fechten; man durfte das Pferd ſeines Gegners nicht verwunden; mit der Lanze ſollte man nur auf das Geſicht und zwiſchen die vier Glieder, d. i. auf das Bruſtſtück ſtoßen; einen Ritter durfte man nicht mehr angreifen, ſobald derſelbe die Augenlöcher ſeines Helms, oder den Helm ſelbſt abgenommen hatte; in gewißen Gefechten, z. B. in dem Lanzenwerfen unter einzelnen Perſonen war es verboten, daß mehrere gegen einen ſich vereinigten. Der Friedensrichter, welcher von den Damen mit der ängſtlichſten Bedächtlichkeit und mit den ſeltſamſten Zubereitungen erwählt wurde, war ſtets bereit, ſeine Dienſte zum Frieden anzuwenden, wenn etwa ein Ritter aus Verſehen die Turniergeſetze verletzt, und dadurch die Waffen mehrerer Streitenden auf ſich gezogen

hatte.

hatte. Sobald jener Kämpfer der Damen, der mit einer langen Picke oder Lanze, auf welcher ein Stück vom Kopfputze befeſtigt war, bewaffnet erſchien, das Gnaden= oder Sicherheitszeichen der Damen über den Helm dieſes Ritters herabgelaſſen hatte, ſo durfte man, von dieſem Augenblicke an, denſelben nicht mehr berühren. Er ward von ſeinem Vergehen losgeſprochen, wenn man glaubte, daß es nicht mit Vorſatz geſchehen ſey; ward man aber gewahr, daß er es vorſätzlich gethan hatte, ſo mußte er mit einer harten Strafe dafür büßen. — Es war billig, daß man denen, welche die Seele dieſer Gefechte geweſen waren, beſondere Ehre erzeigte. Die Ritter endigten nie ein Lanzenrennen, ohne zuletzt noch eine Lanze zur Ehre der Damen zu verſuchen, welches man den **Damenſtoß** oder die **Damenlanze** nannte; und dieſem Tribut oder Dienſt wiederhohlte man, wenn man mit dem Schwerte, mit dem Kolben und mit dem Dolche focht. Auch war dieſes unter allen Turniergängen derjenige, worin die Helden ſich am meiſten hervor zu thun ſuchten.

Nach geendigtem Turnier bemühete man ſich mit aller möglichen Billigkeit und Unpartheiligkeit, die ausgeſetzten Danke oder Belohnungen ſo auszutheilen, wie es den verſchiedenen Graden von Muth und Geſchicklichkeit, wodurch man ſich hervorgethan hatte, angemeſſen war; je nachdem einer entweder die meiſten Lanzen zerbrochen, oder den ſchönſten Streich mit der Lanze oder mit dem Schwerte ausgeführt, oder ſich am längſten auf dem Pferde erhalten hatte, ohne aus dem Sattel gehoben zu werden; oder endlich, weil er unter dem Haufen der Turnierenden am längſten ſteif ſitzen geblieben war, ohne daß er ſeinen

Helm

Helm abgethan, oder das Viſier deſſelben gelüftet hatte, um auszuruhen und friſche Luft zu ſchöpfen.

Die Wappenoffiziere, deren Blick ſtets auf dieſe ſtreitenden Haufen gerichtet geweſen war, um alles, was vorging, zu bemerken, thaten davon ihren Bericht vor den Turnierrichtern und den übrigen, dieſen Spielen vorgeſetzten Rittern. Man ſammelte hierauf in allen Reihen die Stimmen; und nun thaten die Fürſten, die alten Ritter, und die, bey dem Anfang des Turniers ausdrücklich erkornen Ritter den Ausſpruch, wer den Nahmen eines Siegers erhalten ſollte. Oft ward die ſtreitige Frage vor den Richterſtuhl des Frauenzimmers gebracht, und oft hat dieſes, als Oberhaupt des Turniers, die Belohnung zuerkannt. Ereignete es ſich, daß ſolche nicht dem Helden, welchen es für den würdigſten erklärt hatte, ertheilt ward, ſo ſprach es dieſem einen zweyten Dank, oder eine Belohnung zu, die nicht weniger rühmlich, als die erſte, und vielleicht oft für den, der ſie empfing, weit ſchmeichelhafter war.

Endlich, wenn der Dank zuerkannt war, ſuchten die Wappenoffiziere aus dem Frauenzimmer diejenigen aus, welche ſolchen tragen und dem Sieger überreichen ſollten. Der Kuß, welchen dieſer, bey Empfang des Denkmahls ſeines Ruhms, ihnen zu geben das Recht hatte, ſchien das höchſte Ziel ſeines Triumphes zu ſeyn. Sie führten ihn durch eine Menge Volkes in den Pallaſt. Alles, was um ihn her war, hallete wieder von dem prächtigſten aber oft übertriebenen Lobeserhebungen, die ihm von den Herolden und Richtern ertheilt wurden, von dem Schalle der Trompeten und Pauken, und von einem lauten, ſeinen Sieg verkündigenden Ausruf.

Sobald der Ueberwinder in den Pallaſt getreten war, entwaffneten ihn daſelbſt die Damen. Sie legten ihm prächtige Kleider an, und führten ihn, nachdem er ſich ein wenig erhohlt hatte, in dem Saal, wo ihn der Fürſt erwartete. Dieſer ließ ihn bey dem Feſte an dem vornehmſten Platze ſitzen, wo er den Blicken und der Bewunderung der Mitgäſte und der Zuſchauer ausgeſetzt, und oft von Damen bedient wurde. Hier würde man ihn, gleich den Triumphirenden der Alten, mitten unter ſolchem Glanze, an ſeine Sterblichkeit haben erinnern müſſen, wenn nicht die Grundſätze der Ritterſchaft ihn gelehrt hätten, daß ein einfaches und beſcheidenes Verhalten das ſchicklichſte Betragen ſey, den Glanz des Sieges zu erhöhen. „Ein Ritter muß laut ſchlagen und leiſe reden;" dieſes hatte ihm der Geiſt des Ritterweſen in ſeiner alten ſchmuckloſen Sprache eingeprägt.

Eben dieſe Grundſätze der Beſcheidenheit flößten den Ueberwindern ausnehmende Sorgfalt ein, die Ueberwundenen zu tröſten, und ihr Mißvergnügen zu lindern. „Heute iſt das Glück und das Schickſal der Waffen mir günſtig," ſagten ſie zu dieſen, die ihnen die Hände hinreichten; „meine Stärke hat dabey keinen Verdienſt; morgen werde ich vielleicht unter den Streichen eines Gegners erliegen, der weniger furchtbar iſt, als Sie." Dieſe Beweiſe edler Großmuth, dieſe Beyſpiele von Menſchenfreundlichkeit, die man ſo oft in den Turnieren erblickte, mußten unvergeßlich ſeyn, ſelbſt in dem Kriege, mitten unter dem Morden und der Wuth des Streites.

Die Thaten der Turnierhelden, ihre Tapferkeit, ihre Kraft und Geſchicklichkeit, die Abentheuer der alten Ritter und der Helden, wodurch die Ritterſchaft und die Nation berühmt geworden,

den, waren der Gegenſtand der Unterhaltung bey Feſten und Beluſtigungen. Man ſchrieb ſie in die öffentlichen und glaubwürdigen Protokolle der Wappenoffiziere; ſie waren der Inhalt der Geſänge, Lieder und andern Gedichte, welche das Frauenzimmer und der Spielleute, die alle Inſtrumente mit ihrem Geſange begleiteten. Alle Höfe erhielten Abſchriften davon.

Nach dem Gaſtmahle, womit das Turnier beſchloſſen wurde, pflegten Ritter und Damen ſich mit dem Schachſpiel oder auf eine andere anſtändige Weiſe zu unterhalten. Die Damen ſetzten den Rittern neue Belohnungen aus, die ſie nicht nur in den Turnieren, ſondern auch in den blutigen Treffen des Krieges verdienen ſollten, durch Gefangennehmung ihrer Feinde, durch Eroberung eines feindlichen Poſtens, durch Sturmläufe, oder durch irgend eine andere Heldenthat. Solche Proben verlangte eine Dame von ihrem Geliebten, um zu beurtheilen, ob er ihrer werth ſey, und um ihn von ihrer Liebe zu verſichern.

Von dem Dienſte der Ritter im Kriege.

Bey dem Turniergefechten, die ſtets gefährlich, oft blutig, und zuweilen ſogar tödtlich waren, hatte man eigentlich die Abſicht, den kriegeriſchen Adel in ununterbrochener Thätigkeit zu erhalten, vornähmlich in den Perioden, wo Friede und Ruhe dem Kriegseifer deſſelben keine andere Uebungen verſtattete. Der Zweck dieſer Ritterſpiele, die man mit Recht Schulen der Tapferkeit genannt hat, war daher kein anderer, als der, welchen man ſich bey unſern Luſtlagern in Friedenszeiten vorſetzt. Neben der Ausbildung junger und noch unverſuchter Krieger wollte man

auch die älteren immer mehr in der Kriegskunſt vervollkommnen.

Selbſt geſchickte Meiſter hatten in dieſer Kriegsſchule Gelegenheit, die Talente ihrer Zöglinge kennen zu lernen, ſich in den Geſchäften eines Befehlshabers zu üben, und, mit geringerer Gefahr und Eilfertigkeit, als es in dem Angeſichte eines wirklichen Feindes geſchehen kann, die verſchiedenen zweckmäßigen Bewegungen und Wendungen zu ſtudieren. Sie bemüheten ſich, außer der Erfindung neuer Wendungen, für die ſchon bekannten gewiſſe Regeln zu finden, wodurch ſolche beſtimmter und ſicherer wurden.

Den Urſprung der Turniere ſetzt man gewöhnlich in das eilfte Jahrhundert; aber man könnte ihn bis in jene Zeiten zurückſetzen, wo die Nationen anfingen, ihre Kriege nach einem gewiſſen Plane zu führen, wo ſie Grundſätze und Regeln feſtſetzten, und dem Kriege die Form einer Kunſt oder Wiſſenſchaft gaben. Indeß darf man die Turniere für weiter nichts anſehen, als für ſchwache Vorſtellungen und Verſuche der Kriegsbegebenheiten und der ernſtlichen Gefechte.

Alle Unternehmungen, welche den Krieg oder die Ritterſchaft betrafen, vorzüglich aber die Kreuzzüge, wurden mit einer Feyerlichkeit angekündigt, die in dem Herzen eines jeden Kriegers Begierde, Antheil an denſelben und an dem daraus folgenden Ruhme zu nehmen, erregen mußte. Man verband ſich hierzu durch feyerliche Verſprechungen, welche Religion, Ehre und Liebe, jede insbeſondere, oder auch alle zuſammen genommen, gleich heilig und unwiderruflich machten. Warf man ſich in einen feſten Platz, um ſolchen zu vertheidigen, ſchloß man eine Feſtung ein, um einen Angriff darauf zu wagen, oder

beſe=

beſetzte man das freye Feld in dem Angeſichte eines Feindes: ſo verbanden ſich Anführer und Untergebene zuſammen durch Eide und unverbrüchliche Gelübde, daß ſie eher ihr Blut vergießen und ihr Leben aufopfern, als das Intereſſe des Staates verrathen, oder aus den Augen ſetzen wollten. Außer dieſen allgemeinen Gelübden veranlaßte abergläubiſche Frömmigkeit jener Zeit jeden insbeſondere noch zu andern Verſprechungen, z. B. gewiſſe heilige Orte, für die ſie Ehrfurcht hegten, zu beſuchen; ihre eignen Waffen, oder die Waffen ihrer überwundenen Feinde in Tempeln oder Klöſtern niederzulegen; an gewiſſen Tagen zu faſten; verſchiedene Bußübungen zu verrichten ꝛc. Auch die Tapferkeit veranlaßte manches ſeltſame Gelübde, z. B. daß man der erſte ſeyn wollte, der ſein Fähnlein auf die feindlichen Mauern, oder auf dem höchſten Thurme des feſten Platzes, deſſen man ſich bemeiſtern wollte, aufpflanzen werde; daß man mitten unter den Feind rennen, und demſelben den erſten Streich verſetzen wolle; mit einem Worte, daß man dieſe oder jene tapfere That verrichten, dieſen oder jenen kühnen, und zuweilen tollkühnen, Streich ausführen wolle. Die tapferſten Ritter wetteiferten mit einander in Gelübden, die ſtets auf das Wohl des Vaterlandes und auf den Untergang des Feindes abzweckten.

Das Gelübde des Pfaues oder des Faſans war das unverbrüchlichſte unter allen. An den Tage nun, wo man ſeine Verbindlichkeit feyerlich erklären wollte, ward ein Pfau, der zuweilen gebraten, allemahl aber mit ſeinen ſchönſten Federn geſchmückt war, auf einer großen goldenen oder ſilbernen Schüſſel von dem Frauenzimmer mitten in die zahlreiche Verſammlung der zuſam-

men berufenen Ritter getragen. Jedem von ihnen ward derſelbe dargebracht, und jeder that ſein Gelübde über dem Vogel. Hierauf trug man ſolchen zurück auf einen Tiſch, wo man allen, die zugegen waren, davon vorlegte.

Keine Begebenheit von einiger Wichtigkeit trug ſich übrigens im Kriege zu, ohne daß nicht eine Ritterpromotion entweder vorher ging oder darauf folgte. Der Einzug oder die Landung der Kriegsheere und Flotten in dem feindlichen Gebiete; die Märſche, die Rückzüge, die voraus- geſchickten Truppen, der Uebergang über Brücken und Flüſſe, der Angriff und die Vertheidigung feſter Plätze, ihrer Vorſtädte, der Palliſaden, der Schlagbäume, der Schlöſſer, der ſicherſten und beſten Werke einer Feſtung, die Ausfälle, der Hinterhalt, die Scharmützel, die plötzlichen Ueberfälle, oder die Schlachten, ſowohl zu Lande als zur See: alle dieſe Kriegsvorfälle verſchaff- ten dem Staate neue Vertheidiger unter dem Rit- tertitel, den man ihnen als ein Unterpfand für ihren Eifer, ihr Blut zu vergießen, oder als eine Belohnung für das, was ſie ſchon vergoſſen hatten, bewilligte.

Dergleichen Rittererhebungen waren, wegen des augenſcheinlichen Vortheils, den man davon hatte, ſehr häufig und zahlreich. Unter Karls VI von Frankreich Regierung wurden bey der Belagerung einer einzigen Feſtung einige hundert zu Rittern ernannt; und unter der, an Bege- benheiten ſo fruchtbaren Regierung Karls VII. ſah man ein ganzes Volk von Rittern entſtehen. So oft die Franzoſen den Engländern einen Strich Landes abgewonnen hatten, oder ſie zur Ueber- gabe einer Feſtung nöthigten, behielten ſich die Engländer in jeder Kapitulation vor, daß, wenn

hin-

binnen einer beſtimmten Zeit eine Armee zur Vertheidigung der Feſtung heran rücken würde, die Franzoſen ſchuldig ſeyn ſollten, eine Schlacht anzunehmen, und daß alsdann dem ſiegenden Theile die Feſtung zugehören ſollte. Während der Zeit nun, wo die franzöſiſchen Truppen in Schlachtordnung dieſes Kriegsheer ſtandhaft erwarteten, vervielfältigten ſich die Ritter an dem nähmlichen Tage, an welchem die Schlacht vor ſich ging, ins Unendliche. Die Franzoſen hatten die Wiedereroberung ihrer Provinzen der Ritterſchaft zu verdanken. Zu keiner Zeit ſtand daher die Ritterwürde bey ihnen im größerem Anſehen, als damahls.

Die Franzoſen und Engländer, unter denen ſchon ſo lange Zeit ein unverſöhnlicher Nationalhaß herrſchte, ſahen damahls oft, ſogar alsdann, wenn ſie in Frieden oder in Waffenſtillſtand lebten, ihre rüſtig.n Kämpfer die Waffen wider einander ergreifen; nicht etwa in der Abſicht, Städte und Provinzen zu erobern oder zu vertheidigen; ſondern in der noch angelegentlicheren den Vorzug in der Tapferkeit, den ſich dieſe beyden Nationen ſtets ſtreitig machten, zu behaupten. Man ſah Zweykämpfe oder andere beſondere Kämpfe einer gleichen Anzahl franzöſiſcher Ritter und Knappen wider engliſche oder portugieſiſche entſtehen, wo die letzteren unter dem Vorwande, daß ſie den Damen zu Ehren kämpfen wollten, die Parthey der Engländer ergriffen, wenn das Gefecht hitzig ward. Dieſe Herausforderungen endigten ſich immer zur Ehre der Ritterſchaft, ihr Ausgang mochte auch ſeyn, welcher er wollte.

Die Ritterſchaft wurde ſtets von den Königen von Frankreich begünſtigt, und das Reich

verdankte derſelben die allerweſentlichſten Dienſte. Die übrigen Kriegsvölker leiſteten nur ſchwache Beyträge zu dem Ruhm der franzöſiſchen Waffen. Einige Bogenſchützen, die, wie gewöhnlich noch weniger als die feindlichen taugten, und ein zahlreicher Trupp von ſchlecht diſciplinirten und noch ſchlechter geübten Gemeinen, dienten faſt zu weiter nichts, als daß ſie die, von der Ritterſchaft geſchlagenen oder verjagten Kriegsvölker umbrachten und beraubten. Die Ritter allein trugen alſo die ganze Laſt des Feld- und Feſtungskrieges, indem ſie ſtets bereit waren, zu Pferde zu ſtreiten, oder von den Pferden abzuſitzen, um Verſchanzungen anzugreifen, oder um Sturm zu laufen.

Bey dieſen Vorfällen machten die Ritter Gebrauch von allem, was ſie durch unaufhörliche Uebungen gelernt hatten in den verſchiedenen Arten der Turnierſpiele, die allezeit eine Kriegshandlung oder wohl gar einen Angriff auf eine Feſtung vorſtellten. Man ſetzte daher bey den Armeen auch einen Preis für denjenigen aus, der in einer Schlacht oder Belagerung, — nach dem Berichte der Wappenherolde, die bey allen Vorfällen auf die Kämpfer genau Acht haben mußten, nach dem Zeugniß der Armee, und nach dem Urtheil der Fürſten und Befehlshaber, — den beſten Streich ausführen würde.

Dergleichen Belohnungen der Tapferkeit waren allenthalben, wo die Ritterſchaft ihre Grundſätze eingeführt hatte, gewöhnlich.

Da die Ritterſchaft ſich ſtets beſtieſſen hatte, in den Turnieren richtige Vorſtellungen der Vorfälle und Gefahren des Kriegs zu liefern, ſo hatte ſie auch immer, ſelbſt in dem Kriege, einen Anſtrich von Artigkeit und Höflichkeit, die in den Tur-

Turnieren herrſchte, beybehalten. Das Beſtreben ſeiner Dame zu gefallen und ihrer werth zu ſcheinen, war für einen Ritter, in dem ernſtlichen Streite, ſo wie in dem eingebildeten, ein zweyter Beweggrund zu heroiſchen Handlungen, der ſeiner Unerſchrockenheit das volle Maß ertheilte. Wie oft ſah man, daß Ritter im Kriege den Nahmen **Perſevanten der Liebe**, und andere ähnliche Titel annahmen; daß ſie ſich ſchmückten mit dem Bildniſſe, mit der Deviſe und Leibfarbe ihrer Geliebten; daß ſie, bey Belagerungen, Scharmützeln und Schlachten, einem Feinde den Kampf darüber anboten, welcher von beyden die ſchönſte und tugendhafteſte Dame beſitze, und dieſelbe am meiſten liebe. Die Ueberlegenheit und Stärke ſeiner Herzhaftigkeit zeigen, hieß damahls eben ſo viel, als einen Beweis ablegen von den Vorzügen und von der Schönheit der Dame, welche man anbetete und von welcher man geliebt wurde. Man ſetzte voraus, daß die ſchönſte unter allen Damen auch nur den wackerſten unter allen Rittern lieb haben könne; und die Parthey des Ueberwinders fand allemahl ihre Rechnung bey dieſer glücklichen Vorausſetzung.

Aber würde man es glauben können, wenn man nicht das Zeugniß der Geſchichtſchreiber, ſo wie der Romanſchreiber, vor Augen hätte, daß Belagerer und Belagerte, wenn das Gefecht am hitzigſten war, in ihren Feindſeligkeiten inne gehalten haben, damit ſie den Knappen, welche die Schönheit ihrer Dame, durch einen, zur Ehre derſelben unternommenen, Kampf verewigen wollten, Freiheit und Gelegenheit verſchafften, vorher ihren Streit auszumachen? Und doch berichtet Froiſſart dieſes von der Belagerung des feſten Schloſſes Touri in Beauce. Kann man,

 ohne

ohne ſich Gewalt anzuthun, glauben, daß in einem ſehr hitzigen Kriege einige Haufen franzöſiſcher und engliſcher Ritter und Knappen, die 1379 bey Cherbourg auf einander ſtießen, nachdem ſie abgeſtiegen waren, um zu Fuße hitziger zu ſtreiten, ihrer Wuth plötzlich Einhalt thaten, damit einer von ihnen, der allein auf dem Pferde ſitzen geblieben war, Zeit und Muße haben möchte, denjenigen ihrer Feinde heraus zu fordern, welcher der verliebteſte wäre? Eine ſolche Ausforderung ward nie ausgeſchlagen. Die Haufen der Ritter blieben unbewegliche Zuſchauer des Gefechtes dieſer beyden Liebhaber; und es kam nicht eher wieder zum Handgemenge, als bis einer von beiden Theilen den Titel eines Dieners, den er vielleicht von ſeiner Dame erhalten, mit dem Leben bezahlt hatte. Sind nun die griechiſchen Helden beym Homer klüger, wenn ſie mitten in dem Handgemenge inne halten, um einander ihre Abſtammung, oder die Abſtammung ihrer Pferde zu erzählen? Auf dieſen ſonderbaren Kampf folgte eine der blutigſten Schlachten.

Um Trennungen unter den Rittern zu verhindern, die von gefährlichen Folgen für den Staat ſeyn konnten, hatte man **Wappengeſellſchaften** oder Brüderſchaften errichtet, die vielleicht in dem Verhältniſſe der Ritter zu demjenigen, der ihnen die Würde ertheilt hatte, begründet waren. Doch hingen dieſe Verbindungen vielleicht noch mehr von der eignen Wahl der Ritter ab, denn man bemerkt noch deutlichere geſellſchaftliche Verbindungen unter den Rittern, die nach dem damahligen Sprachgebrauche zu reden, **Wappenbrüder** oder **Wappengefährten** wurden. Wechſelſeitiges Vertrauen und Achtung ſchuf dergleichen Verbindungen. Ritter, die

die oft einerley Unternehmungen beygewohnt hatten, faßten diejenige Neigung für einander, von welcher ein tugendhaftes Herz ſich jedesmahl einnehmen läßt, ſo oft es Eigenſchaften, die mit den ſeinigen übereinkommen, am andern entdeckt. In der Abſicht, dieſes ſo natürliche Band zu befeſtigen, verbanden ſie ſich zu irgend einer wichtigen Unternehmung, die einen beſtimmten Zweck haben mußte, oder wohl gar zu allen ihren künftigen Unternehmungen. Sie gaben ſich eidliche Verſicherung, daß ſie Beſchwerlichkeiten, Ruhm, Gefahren und Vortheile redlich mit einander theilen, und einander nie verlaſſen wollten, ſo lange einer des andern nöthig haben würde.

Die Wappenbrüderſchaften wurden auf verſchiedene Art errichtet. Dem Roman des Lancelot vom See zu Folge, ließen ſich drey Ritter mit einander zur Ader und vermiſchten ihr Blut. Dieſe Brüderſchaft iſt keine Erdichtung der Romane. Dü Cange führt verſchiedene Beyſpiele davon an. Wenn auch dieſe Handlung barbariſch war, ſo war doch nichts von Wildheit mehr entfernt, als die Geſinnung, welche ſie eingab.

Andere Wappengefährten bekräftigten ihren Schwur durch die Gebräuche der Religion. Sich enger zu vereinigen, küßten ſie mit einander das heilige Bild, welches unter den Ceremonien der Meſſe den Gläubigen dargereicht wurde. Zuweilen empfingen ſie mit einander das Abendmahl. Indeß fand der Herzog von Burgund, der, uneingedenk einer ſo feyerlichen Verbindung, ſeinen Wappenbruder, den Herzog von Orleans, hatte ermorden laſſen, an dem Doctor, Johann Petit einen Vertheidiger, welcher ſich zu behaup-

haupten getrauete, „daß, wenn ein Ritter mit dem andern ein Bündniß, es ſey auf eine Art, wie es wolle, errichtet habe, und ſolches alsdann zum Nachtheil eines von ihnen, oder deſſen Bundesgenoſſen, oder ſeiner Gemahlin und Kinder gereiche, derſelbe nicht verbunden ſey, es zu halten." Allein, da man ſeine Behauptung der Entſcheidung des Biſchofs und der Univerſität zu Paris unterwarf, ward ſolche verworfen, „weil ſie dem Glauben und den Sitten zuwider ſey, und dem Meineide Thür und Thor öffne.

Der Beyſtand, den man ſeinen Wappenbrüdern leiſten mußte, war eine noch heiligere Pflicht, als die Beſchützung, welche die Damen verlangen konnten. Eine Dame flehete um den Beyſtand eines Ritters, aber umſonſt, denn dieſer entſchuldigte ſich mit der Nothwendigkeit, ſeinen Wappenbruder zu Hülfe zu eilen. Dieſe Entſchuldigung wäre dagegen nicht hinreichend geweſen, wenn ihn ſein Regent zum Dienſte des Staates aufgefordert hätte. Die Pflichten gegen den Fürſten gingen allen andern vor. Wappenbrüder aus verſchiedenen Nationen waren nur ſo lange mit einander verbunden, als der Bund ihrer beiderſeitigen Regenten dauerte; und wenn dieſe einander den Krieg ankündigten, ſo zog ſolches die Trennung aller Verbindungen ihrer Unterthanen nach ſich.

Die Wappenbrüder, gleichſam als Mitglieder eines Hauſes trugen einerley Rüſtung und Kleidung. Der Feind ſollte ſich hieran verſehen können, und alle wollten ſich der Gefahr, die einem oder dem andern von ihnen drohete, ausſetzen. Karl VIII. wählte neun der tapferſten aus ſeinem biedern Adel, welche einförmige Rüſtung, der ſeinigen gleich, anlegen mußten.

Mit Hülfe dieſer Liſt hinterging er einen feindlichen Trupp, der ſich verabredet hatte, ihn zu erlegen. Man ſuchte ihn in allen Gliedern, und glaubte ihn allenthalben zu finden, wo man einen von den neun Biedermännern antraf. Die Ehre, welche der König hierdurch dieſen berühmten Kriegern erwies, war um ſo größer, da ſie das Merkmahl einer Wappenbrüderſchaft mit ihrem Regenten zu ſeyn ſchien.

Der Bund der Wappenbrüder war ſo enge, daß er ihnen nicht verſtattete, mit Jemand, wenigſtens öffentlich, Freundſchaft zu halten, der nicht auch der Freund eines oder des andern von ihnen war. Der Herzog von Burgund hielt ſich für verbunden, eine beträchtliche Summe von dem Könige von Caſtilien, Heinrich von Tranſtamare, bloß deßhalb nicht anzunehmen, weil dieſer Herr mit Boucicaut, des Herzogs Wappenbruder, in Feindſchaft lebte. Die Verbindlichkeit, einander in ritterlichen Unternehmungen beyzuſtehen, ohne ſich davon ausſchließen zu dürfen, legte ihnen die Nothwendigkeit auf, nur gemeinſchaftlich und mit beyderſeitigen Willen etwas von der Art zu unternehmen. Am Ende der Unternehmung, oder wenn ein, mittlerweile unter ihren beyderſeitigen Regenten erfolgter Bruch ihren Bund vereitelte, berechnete man einander Ausgabe und Einnahme, Gewinn und Verluſt auf das Gewiſſenhafteſte.

Die Kriegsbrüderſchaften gaben auch minder mächtigen Herrn Mittel, Unternehmungen auszuführen, deren ſelbſt die mächtigſten Monarchen ſich nicht hätten ſchämen dürfen. Indeſſen mußte ſolches immer mit Wiſſen und unter dem Nahmen desjenigen geſchehen, deſſen geborne Unterthanen ſie waren. Wenn der Krieg ſie nicht

mehr

mehr zu dem Dienſte ihres Monarchen und ihres Vaterlandes forderte, ſo errichteten ſie Verbindungen unter ſich, in der Abſicht eine Provinz von Räubern und liederlichem Geſindel zu reinigen, entfernte Nationen von dem Joche der Ungläubigen zu befreyen, einen unterdrückten Regenten zu rächen, einen, der ſich der Regierung widerrechtlich angemaßt hatte, und der folglich ein Feind der Ritterſchaft war, zu entthronen ꝛc.

In der Geſchichte findet man unter andern die Unternehmungen des Herzogs von Burgund wieder das liederliche Geſindel in Lyonnois; des Saintré wider die Heiden in Preußen; des dû Gueſclin wieder Peter den Grauſamen in Arragonien. Boucicaut errichtete den ritterlichen Orden **von der weiſſen Dame mit dem grünen Schilde**, deſſen Pflicht es war, die Damen in ihre Güter wieder einzuſetzen, aus denen ſie in vorigen Kriegsunruhen durch Räuber waren vertrieben worden. Eine andere Unternehmung führte er allein aus, bloß in der Abſicht, das Andenken eines Herrn, den man ermordet hatte, zu rächen. *)

Keine Gegend war, wo die Ritterſchaft nicht für das Wohl des Staats, oder einzelner Mitglieder deſſelben geſchäftig geweſen wäre. In den Augen eines Ritters war nichts geringe, nichts verächtlich, wenn dabey Gutes zu ſtiften war. Hatte ein Ritter auf ſeinen Reiſen, oder bey ſeinen Unternehmungen von dem geringſten Menſchen Gaſtfreundſchaft, oder einige Hülfe genoſſen, ſo betrachtete er ſolchen, aus Erkenntlichkeit, als ſeinen edelmüthigen Wolthäter; er erklärte

*) Von den Verbindungen unter den Rittern in Deutſchland, die mit dieſen Wappenbrüderſchaften Aehnlichkeit hatte, ſehe man den Art. Rittergeſellſchaft.

klärte ſich auf immer für ſeinen Ritter, und ſchwur, auch dem glänzendſten Ruhme zu entſagen, wenn er ſich dadurch dieſer Schuld entledigen, ihn vertheidigen, ihn beſchützen, ihm in der Noth einen Dienſt leiſten könnte.

Von den Auszeichnungen und Belohnungen der Ritter. *)

In jedem Zeitalter und in jedem Stande hat es würdige Männer gegeben, welche die Ausübung der Tugend und das Vergnügen, die Pflichten ihres Berufes erfüllt zu haben, ſchon als hinreichende Belohnung betrachteten. Auch unter dem Ritterſtande fanden ſich zuverläſſig Männer, denen das eigne Gefühl, recht und zum Nutzen ihrer Nebenmenſchen gehandelt zu habeu, belohnender war, als der Beyfall und der lärmende Zuruf der Wappenoffiziere in Turnieren und Schlachten.

Dieſe edleren Begriffe waren indeß nicht von der Art, daß man ſie allgemein voraus ſetzen konnte. Weiſe Staatsabſichten vervielfältigten die Ritter. Man mußte daher äußere Vortheile mit dieſem Stande verknüpfen, den Glanz deſſelben durch anſehnliche Vorzüge vermehren, und denen, die zu demſelben gehörten, Vorrechte ertheilen, die ſie von allen Knappen, und vorzüglich von dem übrigen Adel unterſchieden. Es wird nöthig ſeyn, hierbey noch einen Augenblick zu verweilen, und es mag hier zuerſt von den Auszeichnungen in Waffen und Kleidung die Rede ſeyn.

Als ein unterſcheidendes Vorrecht hatte man den Rittern eine ſtarke und ſchwer zu zerbrechende **Lanze**, einen **Panzer** oder Küraß, das iſt, ein

*) Man ſehe Sainte Palaye's 4te Abhandl.

ein doppeltes eiſernes Panzerhemd, das wieder alle Schwerdtſtreiche und Stöße ſchützte, zugeſtanden; dazu einen Waffenrock, welcher aus einfachem ſeidenem Zeuge gemacht, und mit dem Wappen verziert war. Dieſer wurde als das Merkmahl ihres vorzüglichen Ranges über alle Civil- und Militärſtände angeſehn. Selbſt die Knappen durften ſich nicht in einem Waffenrocke unter die Ritter miſchen; und hätte auch ein Knappe einen Waffenrock unter ſeinem ſchwachen und leichten Küraß tragen wollen, ſo hätte er ſich, da er nur Schild und Schwerdt führte, doch nicht gegen einen faſt unverwundbaren Gegner vertheidigen können. Gemeine Leute trugen auf Reiſen und ſogar im Kampfe nur eine Art von Meſſer, das an dem Schenkel herabhieng.

Wenn die Waffen der Ritter und Knappen mit koſtbaren Zierrathen geſchmückt wurden, ſo war das edelſte aller Metalle den Waffen der Ritter, ihren Sporen, den Decken und dem Harniſch ihrer Pferde vorbehalten. In ſeidene Zeuge gewirkt oder geſtickt zierte ſolches ihre Röcke, ihre Mäntel und alle Stücke ihrer Kleidung und ihres Aufzugs. Auch konnte man in Geſellſchaften ſie und ihre Gemahlinnen daran kennen und unterſcheiden, ſo wie man ſie in Unterredungen, Acten und andern Schriften auch durch den Titel **Don, Sire, Meſſire, Monſeigneur, Dame, Madame** u. d. m. auszeichnete. *) Das Silber war für die Knappen, die man **Monſieur** und **Damoiſeau** anredete **), und für

*) In Deutſchland durch ehrenhafter, ehrveſter, edler, frommer, tüchtiger, ſtrenger u. d. m. Ritter. Das Frauenzimmer erhielt den Titel ehr- und tugendhafte Frau, Gemahel, Hußfrowe, Jungfrau u. d. m.

**) Die Knappen hieſſen ebenfalls in Teutſchland tüchtige, ſtrenge, veſte, fromme Knechte, Knappen, Wappenen, Buben, Schildknechte, Schildknapen. In ei-

für ihre Gemahlinnen, welche den Fräuleintitel, Damoiſelle, erhielten, beſtimmt, und zeigte auch den Unterſchied an, den man zwiſchen ihnen und Perſonen von geringerm Stande machen mußte, die nur Zeuge von Wolle, oder doch wenigſtens ohne Gold und Silber trugen. Die Ritter allein hatten das Recht (hauptſächlich deswegen, damit ihre Mäntel doppelt würden), koſtbares Pelzwerk, Hermelin und Grauwerk zu tragen. Das übrige weniger koſtbare Futter von Pelzwerk war für Knappen, und das ſchlechteſte für Leute von geringerm Stande beſtimmt.

Bürgern und gemeinen Leuten hatte man Seide zu tragen unterſagt; und auch unter Ritter und Knappen hatte man ſolche mit kluger Sparſamkeit vertheilt. Die Sorgfalt, jede Verwechslung der Stände zu vermeiden, ging ſo weit, daß, wenn man bey Feyerlichkeiten die Ritter in ſeidenen Damaſt gekleidet ſah, die Knappen nur Atlaß oder Taffent trugen; oder wenn letztere in ſeidenen Damaſt gekleidet waren, ſo trugen erſtere ſammetene Kleidung. Endlich ward der Scharlach, oder jede andere rothe Farbe, wegen ihres in die Augen fallenden Glanzes, die Tracht der Ritter, und dieſelbe hat ſich in Frankreich noch lange in der Kleidung hoher obrigkeitlicher Perſonen und der Doctoren erhalten.

Die Ritter hatten in Anſehung ihrer Kleidung noch einen andern groſſen Vorzug, der ſich nicht auf die Knappen erſtreckte. In den damahligen Zeiten betrachtete man nähmlich auch denjenigen Ritter noch als einen Geiſtlichen,

ner Urkunde vom Jahr 1457 in des Hrn. von Viſtorius amoenit. hiſtor. iurid. P. III. p. 550. kommt vor: Hartmann Scherpenberg, de duchtige Knappe.

der nach erhaltener Tonſur ſich nur einmahl vermählt, oder keine Wittwe geheirathet hatte, wie dieſes noch ſpäterhin in dem Orden des heiligen Lazarus gewöhnlich war. Ueberhaupt verlor jeder verheirathete Geiſtliche ſein gewöhnliches Vorrecht, nur dem geiſtlichen Richter unterworfen zu ſeyn, ſo bald er in weltlicher Kleidung angetroffen ward. Aber wenn er die Ritterwürde hatte, wenn er ſtatt ſeiner geiſtlichen Tracht die Kleidung eines Ritters trug, ſo genoß er alle Vorrechte und Freyheiten des geiſtlichen Standes. Man hegte faſt gleiche Achtung gegen dieſe beyden Stände, und nach den Grundſätzen des Verfaſſers des Jouvencel fehlte wenig, daß man nicht beyde für einen gehalten hätte.

Ein dritter Umſtaud, wodurch die Ritter ſich von andern auszeichneten, war der, daß ſie ſich den vordern Theil des Kopfes ſchoren, vielleicht aus Furcht, wenn ſie in dem Kampfe ihren Helm verloren hätten, bey den Haaren ergriffen zu werden; vielleicht auch, weil ihnen das Haar beſchwerlich war unter dem eiſernen Kopfputz, und unter dem Helme, womit ſie ſtets bedeckt waren.

Indeß blieben ſich dieſe Gebräuche nicht immer gleich, und nichts war, nach Beſchaffenheit der Zeit und Umſtände, mehr Veränderungen unterworfen als die Anordnungen der Ritterſchaft, vorzüglich in Abſicht auf Waffen und Kleidung.

Auch zeichneten ſich die Ritter unter einander aus durch die verſchiedenen Wappen, die ſie auf ihrem Schilde, auf ihrem Wappenrocke, auf dem Fähnlein ihrer Lanze oder der Spitze des Helms trugen. Da urſprünglich die erſten

Ritter Titel und Schwert, womit ſie geziert waren, von regierenden Herren und Oberlehnsherren erhielten; ſo rechneten ſie es ſich bey ihrer Aufnahme zur Pflicht und Ehre, die Wappen derer anzunehmen, die ſie in den Ritterſtand aufgenommen hatten, oder wenigſtens ein Stück aus dem Wappenſchilde derſelben dem Wappen ihrer eigenen Familie beyzufügen. Wenn dieſe Ritter in der Folge andern die Ritterwürde ertheilten, ſo übertrugen ſie auf dieſe die Wappen, welche ſie ſelbſt von andern angenommen hatten. Daher mußten natürlicherweiſe gewiſſe Metalle und Wappenverzierungen in den alten Wappen derjenigen Provinzen, die beſondern Beherrſchern unterworfen waren, häufiger angetroffen werden, als in andern. Dieſe Bemerkung bekräftigt die Behauptung des St. Julian von Balleure, daß nähmlich die alten burgundiſchen Häuſer die rothe Farbe, und die in Bretagne Hermeline in ihren Wappen führten, nach dem Beyſpiele der Herzoge dieſer beyden Provinzen.

Andere Ritter, die einen noch edlern und feinern Ehrgeitz hatten, wollten keine Nahmen, Wappen, Feldloſung oder Deviſen annehmen, bis ſie ſolche durch ihre eigenen Thaten verdient hätten. Wenn ihr Schild mit dem Wappen ihrer eigenen Familie bemahlt war, ſo trugen ſie ſolchen in eine Decke eingehüllt, bis ſie ſich bey Turnieren oder andern Kämpfen eingefunden hatten. Die Schwert- und Lanzenſtreiche, die ſie hier aushalten mußten, und wodurch dieſer Schleyer zerhauen und zerriſſen ward, ſollten entdecken, aus welchem Geſchlechte dieſe Ritter waren, und zugleich zu erkennen geben, daß ſie des Nahmens und Wappens deſſelben würdig wä-

ren. Oft begnügten ſie ſich mit einem weiſſen, oder nur mit einer Farbe überzogenen Schilde ſo lange, bis Umſtände ihnen Veranlaſſung gaben, gewiſſe Stücke in ihre Woppen aufzunehmen, auf welches der Nahme und die Feldloſung, als das Merkmahl, woran man ſie in dem Kampf erkannte, ſo viel möglich, anſpielen mußten.

Das Kreuz, welches man wider die Ungläubigen ergriffen hatte, eine Lanze, ein Schwert, jedes andere Stück der Rüſtung, das man in einem Turnier oder in einem Kampf erbeutet hatte, ein Thurm, ein Schloß, die Zinnen der Mauer und die Palliſaden der mit Gewalt eingenommenen oder vertheidigten Wälle, und eine Menge anderer Heldenthaten dieſer Art haben die Figuren auf den Schilden urſprünglich veranlaßt. Man hat ſolche ſo oft darauf geſetzt, als derſelbe Ritter die nähmlichen Thaten verrichtet hatte. Daher kommt es, daß manche eine ſehr groſſe Anzahl derſelben in ihren Schild aufgenommen haben, wie in dem Wappen von Frankreich, deſſen Lanzeneiſen, die man hernach Kunſtlilien (fleurs-de-lys) nannte, urſprünglich in ſehr groſſer Menge auf allen Schilden angebracht waren *). Man veränderte und verminderte in der Folge die Figuren auf dem Wappenſchilde, oder nahm ſolche wohl ganz heraus, wenn der Ritter einen Fehltritt begangen hatte. Kein Ritter konnte einen

*) Das franzöſiſche Wappen war ehedem ein mit Lilien beſäeter Schild, ſo wie viele andern Wappen anfänglich mit Figuren von einerley Art überhäuft waren. Als K. Eduard III. von England Titel und Wappen von Frankreich annahm, führte er zuerſt nur drey Lilien, weil im königlich engliſchen Wappen drey Leoparden ſind, deren Anzahl er hier zum Muſter nahm. Die Könige von Frankreich ahmten dieſes in der Folge nach, und führten ſeit Karl VI. nur drey Lilien in ihrem Wappen.

einen Theil ſeines Ruhms einbüſſen, ohne nicht auch zugleich desjenigen Theils ſeines Wappens verluſtig zu werden, den er zum Andenken jenes Ruhms angenommen hatte. Auf ſolche Art vertheilte die Ritterſchaft ſtets in richtigem Verhältniſſe und unter gehörigen Umſtänden Strafen und Belohnungen.

Die bisher erwähnten Unterſcheidungszeichen waren, wenn man will, eine bloß äuſſerliche Zierde, die dazu beſtimmt war, die Augen des gemeinen Haufens zu blenden. Wir wollen nun zu andern weſentlichern Vortheilen übergehen, zu Belohnungen für die Gefahren und unaufhörlichen Beſchwerlichkeiten, denen ein Ritter ſeine Lebenszeit aufopferte. In den erſten Zeiten verſchaffte auch die erhabenſte Geburt dem Adel keinen perſönlichen Rang, wenn nicht die Ritterwürde hinzugekommen war. Bis dahin betrachtete man einen Edelmann noch nicht als Mitglied des Staats, weil er keine Stütze und kein Vertheidiger deſſelben war. Die Knappen gehörten zu dem Hauſe des Herrn, dem ſie in dieſer Eigenſchaft dienten; und die, welche nicht in Dienſten waren, gehörten bloß der Hausmutter, von der ſie ihre erſte Erziehung erhalten hatten. Da beyde das Wappen ihres Vaters zu führen ſich nicht unterſtehen durften, ſo hatten ſie auch kein Pettſchaft; und wenn ſie bey einem Aufſatz als theilhabende Partey vorkamen, ſo ſahen ſie ſich genöthigt, um ſolchen zu beſiegeln, das Pettſchaft ihrer Mutter, ihres Vormundes, eines Verwandten, oder des Gerichtshofes, vor welchem die Sache verhandelt worden war, zu leihen, welches freylich in manchen Fällen auch darin ſeinen Grund haben konnte, daß ſie ſich noch kein Pettſchaft hatten ſtechen laſſen, wozu es in

der damahligen Zeit öfters auch an Gelegenheit fehlte.

Da man demjenigen, der vermöge ſeines Standes andere beſchützen, richten und regieren ſollte, um ſo viel eher Fähigkeit zutraute, ſeine eigenen Rechte zu erhalten und ſich ſelbſt zu regieren: ſo betrachtete man die Befreyung von der väterlichen Gewalt als eine nothwendige Folge der Ritterwürde. Aus eben dieſem Grunde mußte ein Mann, der jeden ſeiner Schritte auf das gemeine Wohl richten ſollte, und der ſich nur um andere zu befreyen in Bewegung ſetzte, von jedem Zwang und von jeder Art der Knechtſchaft frey ſeyn. Nichts durfte ſeinen Gang hindern.

Vermöge des Vorrechts der alten römiſchen Soldaten war auch ein Ritter frey von allen Abgaben, die auf den Einkauf der Lebensmittel und anderer, zu ſeinem Privatgebrauche nöthigen Waaren gelegt waren, wie auch von allen Arten des Zolls. Seine Rüſtung und ſein Aufzug machten ihn ſchon von weitem kenntlich. Bey ſeiner Annäherung öffnete man wie es oben ſchon erwähnt wurde alle Schranken, um ihm freyen Durchzug zu laſſen. Wenn das Schickſal des Kriegs ihn in die Hände der Feinde fallen ließ, ſo befreyte ihn, vermöge ebendeſſelben Grundſatzes, ſeine Würde allein von den Feſſeln, die man Gefangenen von einem andern Stande würde angelegt haben. Sein Ehrenwort war das ſtärkſte Band, das ihn zurückhielt. Im Vertrauen auf ſeinen Eid, verſchaffte man ihm in ſeinem Gefängniſſe, (das Courtoiſe genannt ward) obgleich ſolches verſchloſſen war, alle Erquickungen, welche die Härte ſeiner Lage mildern konnten.

Die groſſen Barone ließen bey Rittererhebungen königliche Pracht ſehen, um dadurch mehrere

rere anzureitzen, ſich unter ihr Panier zu bege⸗ben. Vielleicht erſchöpften ſie bald durch ſo vie⸗le Verſchwendungen ihre Schätze, oder ſie fan⸗den nicht mehr für gut, die zahlreichen Recru⸗ten, die ſich zu ihrem Dienſte anbothen, ſo theu⸗er zu erkaufen; wenigſtens ſcheint es, daß in der Folge diejenigen, welche die Ritterwürde empfangen wollten, ſich ſelbſt auf das Koſtbarſte ausrüſteten, und in einem Glanze erſchienen, der dem der vornehmſten Herren gleich kam. Ohne Zweifel hatten die Beſitzer adelicher Güter das Recht, wenn ihre älteſten Söhne die Ritterwür⸗de empfangen ſollten, zu den hierzu erforderli⸗chen Koſten von ihren Hinterſaſſen und Unter⸗thanen eine der vier Arten von Abgaben zu er⸗heben, die man **Ritterſteuern** (aides chevels) nannte. Die drey andern Fälle, wo ein Ritter dergleichen erheben konnte, waren: die Vermäh⸗lung ſeiner Töchter, die Bezahlung ſeiner Los⸗laſſung, wenn er gefangen genommen war, und eine Reiſe über das Meer, wenn er ſich dazu entſchloſſen hatte.

Der Rittertitel, der bey allen Ständen des Staats in Anſehen ſtand, fand in jedem Ge⸗richtshofe Richter, die ſtets geneigt waren, ſei⸗ne Rechte zu handhaben. Auſſer dem, daß ein Ritter nur mit der gehörigen Schonung und Achtung für ſeine Würde vor Gericht gefordert werden durfte, erhielt derſelbe auch, wenn ihm der Gegner ſeine Koſten erſetzen mußte, doppelt ſo viel, als man einem Knappen zuerkannte; ward er aber verurtheilt, ſo war er um ſo ſtraf⸗barer, da er andern ein Muſter aller Tugenden, und vorzüglich der Billigkeit ſeyn ſollte, und er bezahlte ſeine Strafe noch einmahl ſo hoch als ein Knappe. Nach eben dieſem Verhältniſſe

ward bey der Belagerung von Dün-le-Roi, im Jahre 1411, den Rittern auferlegt, acht Faſchinen zu tragen, da im Gegentheile die Knappen nur vier tragen durften.

Da die Ritter ſeit ihrem Urſprung **Oberhäupter und Räthe aller Gerichte** geweſen waren, ſo erhielten ſie ſich auch lange Zeit in dem ausſchlieſſenden Rechte, daß gewiſſe anſehnlichen obrigkeitlichen Aemter mit Gliedern ihres Ordens beſetzt werden mußten. Als über die Beſetzung der Stelle eines Landvogts oder Landdroſten (Sénéchal) in Beaucaire vor dem Parlement ein Rechtsſtreit verhandelt ward, führte eine Partey an, daß ihr Mitwerber kein Ritter ſey. Der Kaiſer Sigismund, in deſſen Gegenwart dieſe Sache verhandelt ward, ertheilte demſelben die Ritterwürde, und verhalf ihm hierdurch zu dem Amte, um welches er ſich bewarb. Eben daher, daß das königliche Rathskollegium ehedem mit Rittern beſetzt geweſen war, kam es auch daß dieſe in der Folge zu allen Unterhandlungen gezogen wurden. Wenn man Geſandten ſchicken mußte, um wegen der wichtigſten Angelegenheiten, wegen Krieg oder Frieden Unterhandlung zu pflegen, ſo wählte man vorzüglich in **Frankreich**, zu jeder Geſandſchaft und zwar immer in gleicher Anzahl, Geiſtliche und Ritter. In der Folge fügte man eben ſo viel Perſonen vom gelehrten Stande hinzu: und dieſe dritte Ordnung kam auf, als die Richterſtellen dem Ritterſtande, der ſie urſprünglich beſeſſen hatte, genommen waren. In **Deutſchland** bemerkt man ſeit den älteſten Zeiten folgende Grundſätze und Abwechslungen in Anſehung der Richterfähigkeit: In den älteſten Zeiten wurden die Beyſitzer der Gerichte aus dem Volke genommen, welches damahls überhaupt groſſen Antheil

an der Regierung des Staats hatte. Auch unter den Karolingern und im Mittelalter hatte der Adel kein ausſchließliches Vorrecht auf die richterlichen Aemter. Wir finden daher nicht nur, daß damahls viele wichtigen Rechtshändel auf den Nationalverſammlungen mit Zuziehung des geſammten Volks entſchieden wurden, ſondern auch, daß — vermöge des alten deutſchen Grundſatzes der Genoſſenſchaft oder Ebenbürtigkeit, nach welchem Jeder von ſeines Gleichen gerichtet werden mußte — die Gerichte in den Städten mit Bürgern, auf dem Lande aber mit Bauern beſetzt waren. Seitdem die Bürger Lehnsfähig geworden waren, konnte man ihnen auch die Beyſitzerfähigkeit in den Lehnsgerichten nicht verſagen, neben andern, die ihres Heerſchildes nicht waren; vermöge des alemaniſchen Lehnrechts (Senkenbergs C. I. F. G. p. 30). Ja es finden ſich hiſtoriſche Beweiſe aus dem XIV. Jahrhundert, daß ungelehrte Unadeliche nicht blos in Bürger- und Bauergerichten, ſondern in vielen Gerichtshöfen mit dem Adel Recht ſprachen. Unter andern ertheilte K. Ludwig der IV. den Bürgern der Reichsſtadt Speyer im Jahre 1315 das Recht: „daß ſie — — Urthel ſprechen mit den Rittern allenthalben“; und noch im XV. Jahrhundert findet man, daß ungelehrte Bürger mit dem Adel im Gerichte ſaßen. Deſſen ungeachtet finden ſich auch im Mittelalter Gerichte, deren Beſitzer durchgehends entweder Herren- oder Ritterſtandes waren, weil ein jeder nur ſeine Genoſſen für ſeine Richter zu erkennen brauchte. Ein Fürſt erkannte in Sachen, die ſeinen Leib, Ehre und Fürſtenlehn betrafen, nur Fürſten für ſeine Richter; und die Ritterſchaft ließ ſich gleichfalls nur von Ritterbürtigen richten, ſo wie die Freyen

nur von Freyen. Daß indeß auch außer dieſen Fällen viele Streitigkeiten von dem hohen und niedern Adel allein entſchieden wurden, kam daher, weil die alten Volksverſammlungen nach und nach ſeltener wurden und endlich ganz aufhörten, und weil man ſich daher oft genöthigt ſah, an königlichen und fürſtlichen Höfen Recht zu ſuchen. An dieſen aber war nicht immer ein Hofgericht beſtellt, ſondern man mußte bey vorkommenden Fällen von denjenigen Richterfähigen, die eben zugegen waren, und die größtentheils aus Rittern und Knappen beſtanden, die Streitigkeiten unterſuchen und ein Urtheil fällen laſſen.

So waren alſo auch in Deutſchland manche Gerichte nur mit Rittern und Knappen beſetzt, und ſo wurden nur von ihnen viele Urtheile an den Höfen der Groſſen geſprochen, weil gerade keine andern Schöppenbaren gegenwärtig waren. Sogar im XV. Jahrhundert findet man noch verſchiedene, blos mit Rittern und Knechten beſetzten Gerichte. Seitdem aber, um dieſelbe Zeit, die Wiſſenſchaften in Deutſchland aufzublühen anfingen, viele Unadeliche in fremden Ländern ſtudirten, die bey ihrer Rückkunft den Adel an Gelehrſamkeit übertrafen, und die fremden Rechte Beyfall fanden, wurden viele gelehrte Unadeliche in Gerichten zu Urtheilern beſtellt, und man fand von dieſer Zeit an häufig adeliche und unadeliche Beyſitzer in den Gerichten. In vielen dieſer Gerichte machte man keinen Unterſchied zwiſchen den adelichen und unadelichen Beyſitzern, ſondern die ältern Unadelichen gingen den jüngern Adelichen vor, weil jene meiſtentheils Doctoren der Rechte waren und als ſolche den Rittern gleich geachtet wurden, den Knappen aber vorgingen. In manchen Gerichten aber ſonderte man ſeitdem bey-

beyde Arten Beyſitzer von einander ab, und ſo entſtanden nun die adelichen oder Ritter- und die Gelehrten Bänke, und dieſes vornehmlich ſeit der Zeit, da die Doctorwürde gemeiner ward und dadurch vieles von ihrem alten Glanze verlor, der niedere Adel hingegen ſeine Vorzüge und Rechte erweiterte und ſich häufig unter den hohen Adel miſchte, oder wenigſtens die zwiſchen beyden gezogene Gränzlinie überſchritt. Vergl. Struben's Nebenſt. IV. B. XIV. Num.

Das anſehnlichſte Vorrecht eines Ritters war unſtreitig dieſes, daß er in dem Augenblicke nach ſeiner Promotion ſchon wieder andern die Ritterwürde ertheilen konnte. Dadurch nahm er gewiſſermaßen Theil an der oberſten Gewalt und an dem Anſehen regierender Herren. Auch hatten die Ritter bey großen Feyerlichkeiten und in Geſellſchaften ihre beſondern Tafeln, wo Knappen aufwarten mußten, und von welchen ſelbſt königliche Prinzen ausgeſchloſſen waren, wenn ſie noch nicht die Ritterwürde erhalten hatten. Die mächtigſten Monarchen wußten ihren Kindern nicht Verehrung genug für den Ritterſtand einzuflößen, und auch ſie ſelbſt glaubten nicht genug Achtung gegen einen Stand, dem der Thron ſeinen vorzüglichſten Glanz verdankte, an den Tag legen zu können. Sie wollten die Krönung nicht eher annehmen, bis ſie alle ihre Waffen, das heißt, bis ſie die Ritterwürde erhalten hätten. Endlich — was dieſem Stande den höchſten Ruhm zu ertheilen ſcheint — wenn man den Tod eines bloßen Ritters erzählte, ſo nannte man, nachdem man ſein Lebensalter geſagt hatte, die Anzahl der Jahre ſeines Ritterſtandes, ſo wie man es bey einem Regenten in Anſehung der Zahl ſeiner Regierungsjahre thut.

Nach

Nach dem Urtheile der erſten Stifter des Ritterſtandes war alles dieſes noch nicht hinreichend, diejenigen würdig zu belohnen, welche den Glanz deſſelben vermehren ſollten.

War ein Ritter reich oder mächtig genug, um den Staat eine gewiſſe Anzahl Krieger zu liefern und ſolche auf ſeine eigenen Koſten zu unterhalten, ſo erhielt er die Erlaubniß, dem bloßen Titel eines Ritters oder Chevalier Bachelier *), den edelſten und erhabenſten Titel eines **Pannerherrn** beyzufügen. Der Vorzug dieſer Pannerherren beſtand darin, daß ſie eine viereckige Fahne oder Panier an der Spitze ihrer Lanze führen durften, ſtatt daß das Fähnlein eines bloßen Ritters ſich nur in eine gehörnte Figur, oder in zwey Spitzen endigte, wie die bey Ceremonien der Kirche gebräuchlichen Fahnen *).

Auch andere Vorzüge waren dem Ehrgeitze der Pannerherren verſtattet. Sie konnten Anſprüche machen auf die Würde eines Grafen, Barons, Mark-

*) Dieſes Wort (lat. Baccalaureus) kommt eigentlich erſt bey Geſchichtſchreibern neuerer Zeiten vor, und bedeutet nach Herrn Klüber's Bemerkung, einen Ritter, der nicht Mittel genug hat, eine beſtimmte Anzahl Lehnleute oder andere Ritter zu beſolden, um ſolche unter dem Fähnlein, womit er alsdenn ſeine Lanze zieren durfte, gegen den Feind zu führen. Ein ſolcher Ritter konnte, ohne Nachtheil ſeiner Würde, unter dem Panier eines Reichen dienen, oder deſſen Lehnmann werden, nur durfte er kein Fähnlein an ſeiner Lanze führen. Viele ſchreiben daher Bas - Chevalier, ſ. Reinhards Einleit. zu einer allgemeinen Geſchichte der Gelehrſamk. B. I. (1779. 4.) S. 90. u. f. Auch junge Perſonen vom Pannerherrenſtande, die wegen ihres Alters noch nicht mit ihrem Panier wider den Feind ausziehen konnten, erhielten dieſen Titel. Der Unterſchied in den Angaben verſchiedener Schriftſteller, das Fähnlein der Baccalauren betreffend mag von den Gebräuchen verſchiedener Länder herrühren.

*) Daher heiſſen auch heutiges Tages die viereckigen Schilde in der Wappenkunſt Pannerſchilde.

Markgrafen und Herzogs; und dieſe Titel verſicherten ihnen, und ſogar auch ihren Gemahlinnen, einen beſtimmten Rang, au welchem man bey dem erſten Anblicke die Größe und Wichtigkeit ihrer, dem Staate geleiſteten Dienſte erkennen konnte. Verſchiedener Schmuck ihrer Rüſtung und Kleidung bezeichnete vollends ihr Verdienſt und ihre Thaten. In der Wappenkunſt werden die verſchiedenen Arten der Helme, Helmkleinodien *), Gitter, Schindeln, Sparren, Wülſte, Schirme, Flügel, Turnierkragen, Helmdecken, Schildhalter, Binden und Kronen, womit die Schilde verſehen waren, näher betrachtet. Die meiſten dieſer Stücke waren ehedem von denen, welchen ſie gehörten, getragen worden, und hatten einen Theil ihrer Rüſtung, ihrer Kleidung und ihres Kopfſchmucks ausgemacht.

Sogar die Wohnungen der Ritter, die man damahls, dem Geiſte des Zeitalters gemäß, als Tempel der Ehre betrachtete, mußten mit Merkmahlen verſeheu ſeyn, die Achtung für ſie einflößen konnten. Die Thürme und Mauerzinnen, welche zu Beſchützung der Schlöſſer dienten, zeigten auch den Vorzug derſelben. Nur die Edelleute hatten das Recht, die Gipfel ihrer Häuſer mit Wetterfahnen zu ſchmücken. Die Form dieſer Wetterfahnen hing von der Würde des Hansbeſitzers ab. Waren ſolche nach Art der Fähnlein geformt, ſo bedeuteten ſie Ritter. Waren ſie wie Paniere geſchnitten, ſo bedeuteten ſie Pannerherren. Bey dem Eintritt in dieſe Häuſer konnte man den Rang des Beſitzers noch beſſer an den verſchiedenen Verzierungen des Hausgeräthes erkennen. Die-

*) In den älteſten Zeiten konnte ſich einer nach eigenem Gefallen ein Helmkleinod wählen, welches in Deutſchland noch gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts, wiewohl ſehr ſelten, auf den Wappen geſchah.

Dieſe Umſtände ſind ſorgfältig aufbewahrt worden von einer Dame am burgundiſchen Hofe, in einem handſchriftlichen Aufſatz unter dem Titel: die Hofgebräuche (les Honneur de la Cour). Die unzähliche Menge Unterſcheidungsregeln und Ehrenbezeugungen, welche Streit unter den Hofleuten veranlaſſen konnten, die aber zum wenigſten die Nacheiferung unterhielten, iſt ſchon lange in Frankreich abgeſchafft. Wenn auch noch einige derſelben ſich ſpäter erhalten haben, ſo ſind ſolche doch nirgends, als an Höfen bekannt; den Thronhimmel ausgenommen, den man in den Gemächern der Prinzen und Herzoge fand. Ehedem waren dieſe Thronhimmel in ihrer Form unterſchieden, nach den verſchiedenen Range ihrer Beſitzer.

Alle dieſe Ehrenbezeugungen, die bald erblich wurden, waren einige Zeit hindurch perſönlich geweſen; und da das Auszeichnende, welches ſolche verſchafften, faſt immer mit dem Verdienſte verbunden war, ſo beobachtete man ſolches damahls auch in den Verſammlungen des Adels mit der ängſtlichſten Pünktlichkeit. Jeder wußte, vermöge der unter den verſchiedenen Ständen eingeführten Geſetze, den Rang, welchen er einnehmen mußte, wie es noch itzt unter den Offizieren beym Soldatenſtande gebräuchlich iſt. Jeder hielt ſich auf dem Platze, der ihm angewieſen war, und die Unmöglichkeit, einen andern einzunehmen, erſtickte die Regungen eines ordnungswidrigen Ehrgeitzes, welcher alles in Verwirrung ſetzt und immer diejenigen beleidigt, auf deren Unkoſten die Geſetze der Rangordnung verletzt worden ſind. Gleichwohl iſt dieſer Ehrgeitz ſelten hinreichend, dem, der die Ranggeſetze verletzt, Genüge zu leiſten. Man war nur

darauf

darauf bedacht, ſeinen gehörigen Rang einzunehmen. Man machte nicht einmahl einen Verſuch, ſich eines Rangs, der einem nicht gebührte, anzumaſſen; und die Nothwendigkeit, ſich ſolchen durch Dienſtleiſtungen zu erwerben, gab ihm einen unſchätzbaren Werth, wodurch der Eifer, ſolchen zu erlangen, verdoppelt ward. Die übrigen Stände, die Geiſtlichkeit und der Bürgerſtand, hatten, im Vorbeygehen geſagt, damahls ebenfalls hierin ihre Ordnung.

Zu jeder Zeit hat das Verdienſt, wenn es von Reichthümern entblößt war, groſſe Hinderniſſe gefunden. Die Ritterſchaft, oder die Kriegsverfaſſung verſchaffte verſchiedene Mittel, ſolche zu überwinden. Der Krieg bereicherte damahls durch Beute, und durch die für die Loslaſſung der Gefangenen zu bezahlenden Gelder jeden, der ihn mit vorzüglicher Tapferkeit, Wachſamkeit und Thätigkeit führte. Das Löſegeld beſtand, wie es ſcheint, gewöhnlich in den einjährigen Einkünften des Gefangenen, gleich dem einjährigen Wiederkaufsrechte bey adelichen Gütern. Uebrigens ſah ſich ein Ritter, der ſich berühmt gemacht hatte, bald von den vornehmſten Herren und Damen umgeben. Prinzen und Prinzeſſinnen, Könige und Königinnen beeiferten ſich, ihn bey ihrem Hofſtaat anzuwerben und ſeinen Nahmen, unter dem Titel eines **Hof- oder Ehrenritters**, in das Verzeichniß der Helden einzuſchreiben, welche die Zierde und die Stütze ihres Hauſes ausmachten. Es konnte ein Ritter an mehrern Höfen zugleich dieſe Stelle bekleiden, Beſoldung davon ziehen, und ſeinen Antheil genießen an den ausgetheilten Kleidern, Hofuniformen und Pelzwerken, und an den goldenen und ſilbernen Börſen, welche die Großen in Menge verſchenkten,

ten, vorzüglich bey großen Feſten und bey andern Gelegenheiten, wo ſie für gut fanden, ihre Pracht ſehen zu laſſen.

Es war nicht einmahl nöthig, daß man bey einem Hofe in Dienſten war, um von der großmüthigen Freygebigkeit deſſen, der ſolchen unterhielt, Vortheil zu ziehen. In dem Perceforeſt lieſet man, daß viele Perſonen vom Herren- und Adelſtande Helme über die Thore ihrer Schlöſſer hatten ſetzen laſſen, die denjenigen Rittern, welche dieſe Gegend paſſirten, gleichſam ſtatt eines Leuchtthurms oder Merkmahls dienen, und ankündigen ſollten, daß ſie hier ſtets angenehme und wohlaufgehobene Gäſte ſeyn würden, und daß der Beſitzer des Hauſes ſich es zur Ehre rechnen würde, ſie bey ſich aufzunehmen. Sainte Palaye hat dergleichen Helme noch auf den Giebeln der älteſten Gebäude, vorzüglich auf dem Lande bemerkt.

Wenn Ritter und Knappen, die auf Turniere, oder in den Krieg, oder zu anderen Abentheuern reiſeten, ſich an dieſen Höfen oder in dieſen Schlöſſern einfanden; ſo wurden ſie daſelbſt mit allen möglichen Merkmahlen der Sorgfalt und Achtung aufgenommen. Nachdem man ſie und ihr Gefolge während ihres Aufenthalts in allem frey gehalten hatte, wurden ſie noch bey ihrer Abreiſe mit Geſchenken überhäuft. Man verehrte ihnen Waffen, koſtbare Kleider, Pferde und ſogar Geld; wobey man den Rittern eine doppelt ſo ſtarke Summe an Gold und Silber gab, als den Knappen, und eben ſo den Pannerherren noch einmahl ſo viel, als den bloßen Rittern (bacheliers).

Die vornehmſten Herren nahmen dergleichen Geſchenke an, ſogar ſolche, die an Geld gegeben

ben wurden. Man ſah dieſe Gaben eigentlich nicht als Geſchenke an, die der Perſon des Gaſtes gemacht wurden; vielmehr bedeuteten ſolche ſo viel, als an deſſen Unternehmung Theil nehmen, und als Ritter das Seinige zu dem Ruhme beytragen, welcher davon auf den ganzen Ritterſtand zurückfallen mußte. Die Prinzen und Herren, deren Dienſt insbeſondere dieſe Abentheuer veranlaßt hatte, belohnten die Ritter dafür mit noch weit größerm Aufwande. Landgüter, Ehrenſtellen, Jahrgehalte, die zu Lehn ertheilt wurden, und viele andere Gunſterweiſungen, in welchen der Urſprung verſchiedener oberherrlicher Gerechtſamen und Lehen liegt, bereicherten oft die Krieger, und erhoben ſolche aus einem dunkeln Stande auf den Gipfel der Ehre. Clignet von Brabant ward, nach dem Berichte des Mönchs von St. Denys, zum Admiral gemacht, ob er gleich keine Anſprüche auf dieſe Stelle „machen konnte, weder wegen ſeines vornehmen „Standes, noch wegen der Tapferkeit ſeiner „Vorfahren. Er heurathete die Gräfin von „Blois, wodurch er ein ſehr wohlhabender „Mann ward, ſo arm er auch vorher geweſen „war, und zwar in der That ſo arm, daß er „kaum von einem Tage zu dem andern zu leben „hatte.“

Dieſes Beyſpiel, das aus einem ſehr glaubwürdigen Geſchichtſchreiber genommen iſt, erinnert an einen ehemahligen Gebrauch, den es zu rechtfertigen ſcheint, deſſen die Ritterromanſchreiber oft erwähnt haben, und der ganz auf die Zeiten paßt, wo der Hauptort in jeder Herrſchaft ein Poſten oder wohl gar ein feſter Platz war, welcher den Anfällen und Neckereien der ſtets feindſeligen und bewafneten Nachbarn aus-

geſetzt blieb. Wenn, der Erzählung dieſer Romanſchreiber zufolge, ein reiches Erbfräulein, oder eine Dame, die mit anſehnlichen Beſitzungen Wittwe geblieben war, außerordentlicher Hülfe bedurfte, ſo rief ſie einen Ritter von bekannten guten Eigenſchaften und Fähigkeiten zu Hülfe. Sie übergab demſelben, unter dem Titel eines Vicegrafen oder Schloßvogts, die Beſchützung ihres Schloſſes und ihrer Lehngüter, nebſt der Befehlshaberſtelle über die zu deren Vertheidigung beſtellten Soldaten. Zuweilen belohnte ſie ſogar in der Folge die ihr geleiſteten wichtigen Dienſte dadurch, daß ſie demſelben ihre Hand anbot. Gewöhnlich wurden dergleichen Verbindungen auf Anrathen und mit Genehmigung der Regenten eingegangen. Als geborne Beſchützer der adelichen Wittwen und Waiſen in ihren Staaten, erfüllten die Fürſten, durch Verknüpfung der Vortheile zweyer Parteyen, die edelmüthigen Pflichten des königlichen Schutzes, und belohnten zugleich die Tapferkeit der biederſten Ritter vom Hofe. Auf dieſe Art erwarben wahrſcheinlicherweiſe ſehr viele der angeſehenſten Herren in Frankreich den Beſitz ihrer ſo außerordentlichen zahlreichen Güter.*)

Bis

*) Die Rittergeſchichte liefert mehrere Beyſpiele ſolcher Erwerbungsmittel, die zuweilen ſehr romanhaft ſcheinen, aber darum nicht weniger glaubwürdig ſind. Herrmann Riedeſel, ein tapferer Ritter des funfzehnten Jahrhunderts hatte das Glück, die ſchöne Tochter und einzige Erbin Nurichs von Röhrenfurt aus einer Waſſergefahr, die ihr den Tod drohte, zu retten. Der Ritter wollte dieſen glücklichen Zufall, durch den er gerechte Anſprüche auf das Herz des Fräuleins erhalten zu haben glaubte, nicht ungenützt vorbey laſſen, und hielt bey ihrem Vater um ſie an. Dieſer war ſo unbarmherzig und unerkenntlich, daß er abſchlägliche Antwort ertheilte, ob er gleich einräumen mußte, daß ſeine Tochter Riedeſeln das Leben zu

Bis hierher haben wir die Ritterſchaft in ihrem vollen Glanze betrachtet, in der Perſon derjenigen Krieger, welche den Rittertitel mit Würde behaupteten. Wenn im Gegentheil ein Ritter durch ſchlechte Streiche, durch ein Verbrechen, oder durch irgend eine ſchändliche Handlung dieſen Stand entehrte, ſo ward er in den ſchandvollſten Zuſtand verſetzt.

Ein Ritter, der ſeiner Verbrechen halber zu dieſer Beſchimpfung gerichtlich verurtheilt war, ward ſogleich auf ein Gerüſt geführt, wo man vor ſeinen Augen alle ſeine Waffen und die verſchiedenen Stücke ſeiner Rüſtung, die er entehrt hatte, in Stücke brach und zu ſeinen Füßen warf *). Auch mußte er ſeinen Schild, auf welchem das Wappen ausgelöſcht war, an dem Schweife einer Mähre hängend und mit

N 2 der

danken hätte. Auch wiederhohltes Anhalten des zärtlichen Ritters konnte den hartherzigen Alten nicht bewegen, von ſeinem Entſchluſſe abzugehen, bis endlich ein zweyter ähnlicher Vorfall, der ihn noch näher anging, längeres Weigern zur ſchändlichſten Undankbarkeit gemacht haben würde. Röhrenfurt ward plötzlich von Mördern überfallen und gerieth unter ihren Händen in die augenſcheinlichſte Lebensgefahr. Hier ward Riedeſel abermahls Retter. Sogleich nützte er den glücklichen Augenblick und hielt nochmahls um die Hand des Fräuleins an. Der Alte konnte ihm nun nicht länger widerſtehen. Er umarmte ihn ſogleich als ſeinen und ſeiner Tochter Retter und als ſeinen Schwiegerſohn. Aus dieſer Ehe ſoll das ganze noch blühende zahlreiche Geſchlecht von Riedeſel herſtammen. Die Geſchichte iſt ſchon von einem Romanendichter beſungen worden; und Hr. M. Joh. Chriſtian Krauſe hat ſolche in ſeinen romantiſchen Erzählungen, nebſt Abhandlungen über Gegenſtände vergangener Zeiten im erſten Bande (Halle 1784. 8.) abermahls vorgeſtellt.

*) Die Sporen wurden ihm auf einem Miſthaufen abgenommen, und ſeinem Pferde ward eben daſelbſt der Schweif abgehauen. La Colombiere in der Abh. Le vrai Théatre d'honneur, P. II. p. 560.

der Spitze in die Höhe gekehrt, auf eine ſchimpfliche Art durch den Koth ſchleppen ſehen. Könige, Herolde und Waffenperſevanten mußten für die Vollziehung dieſer Strafe ſorgen, wobey ſie gegen den Frevler die bitterſten Beleidigungen und Schimpfworte ausſtießen. Die Prieſter verlaſen über ihn, nachdem ſie vorher die Vigilien der Todten abgeſungen hatten, den hundert und achten Pſalm, welcher viele Verwünſchungen und Vermaledeyungen wider die Verräther enthält. Dreymahl fragte der König oder der Wappenherold nach dem Nahmen des Verbrechers. Jedesmahl nannte ſolchen der Wappenperſevant und immer ſagte der Herold, daß dieſes nicht der Nahme desjenigen wäre, der hier vor ſeinen Augen ſtände, denn an dieſem erkenne er weiter nichts, als einen Verräther, einen Treuloſen und Eidbrüchigen. Hierauf nahm er aus den Händen eben dieſes Wappenperſevanten einen Becken mit warmen Waſſer, warf ſolches mit Unwillen auf das Haupt dieſes ehrloſen Ritters, um dadurch den geheiligten Charakter, der ihm durch den Ritterſchlag eingeprägt war, wieder zu vertilgen.

War der Verbrecher auf dieſe Weiſe herabgewürdigt, ſo ward derſelbe hierauf an einem, unter ſeinen Armen befeſtigten Stricke von dem Gerüſte herabgezogen, und auf eine Schleiſe oder auf eine Tragbahre geworfen, mit einem Todtentuche bedeckt, und in die Kirche geſchleppt, wo man die nähmlichen Gebete und Ceremonien, wie bey Verſtorbenen, über ihn verrichtete. In dem zweyten Bande des Théatre d'honneur et de Chevalerie par la Colombière kann man die, bey einer ſolchen Abſetzung gebräuchlichen For-

ma-

malitäten umſtändlicher nachleſen *). Da iſt kein Artikel, bey deſſen Durchleſung ein Ritter, der nur noch einige Empfindung von Ehre hatte, nicht mit den Zähnen hätte knirſchen müſſen. Der gewiſſe Anblick des ſchmählichſten Todes konnte keinen ſchrecklichern Eindruck machen; und die Vorſtellung einer ſolchen Beſchimpfung war fähig, auch die ſchwächſte Seele bey ihrer Pflicht zu erhalten, wenn die Grundſätze der Ritterſchaft nicht vermögend waren, ihr tugendhafte Geſinnungen einzuſtößen.

Geringere Vergehungen, die jedoch immer Schande mit ſich führten, ſchloſſen den, der ſolche begangen hatte, von der Tiſchgeſellſchaft anderer Ritter aus. War er frech genug und ſetzte ſich gleichwohl daran, ſo hatte jeder das Recht, das Tiſchtuch vor ihm zu zerſchneiden **). Bekanntlich iſt keine Gerechtigkeit ſtrenger, als die, welche unter Leuten von einerley Stande ausgeübt wird. Da wird das gemeinſchaftliche Intereſſe auch das perſönliche eines jeden insbe-

*) Auch in Joh. Ge. Fichtners diſſ. de fractione inſignium (Altdorf. 1708. rec. 1751) §. 8. ſqq. Beyſpiele liefert Höpping de iure inſignium (Norimb. 1642) c. 16. Bey ſchweren Verbrechen, z. B. der beleidigten Majeſtät, ward das Wappen, wie noch heut zu Tage geſchieht, durch den Scharfrichter öffentlich zerbrochen. Dem Herzoge Carl von Burgund widerfuhr dieſes wegen ſeines Abfalls von dem Könige von Frankreich, Sleidanus L. VI. comment. p. 146. Vorzüglich verdient hierüber nachgeleſen zu werden die vortreffliche Abhandlung des Herrn Domherrn und Oberhofgerichtsaſſeſſors Seger quibus modis nobilitas amittatur. Leipzig 1776. 4.

**) Zuweilen geſchah dieſes feyerlich durch einen Waffenherold mit gewiſſen Ceremonien, wobey unter andern auch das Brot des beſchimpften Ritters auf dem Tiſche umgekehrt ward. Dieſer mußte hernach entweder ſeine Schande wieder gut machen, oder ſeine Unſchuld beweiſen.

ſondere. War ein Ritteer genöthigt, ſich von der Tafel der Ritter wegzubegeben, ſo durfte er ſich auch nicht einmahl an der Tafel der Knappen niederlaſſen, wenn er ſich nicht einer gleichen Beſchimpfung ausſetzen wollte. Bertrand von Gueſclin war Stifter dieſer Sitte, wenn man dem Alain Chartier Glauben beymeſſen darf: „dieſer Bertrand" ſagt er, „hinterließ zu ſeiner Zeit in den Sitten und „bey der Ritterſchaft, wovon hier die Rede iſt, „den Gebrauch, daß man vor einem Edelmann, „der ſeinem Stande Schande machte, und des„halb Tadel verdiente, während des Eſſens das „Tiſchtuch zerſchnitt". Allein dieſe Sitte iſt wahrſcheinlich älter, und du Gueſclin erneuerte ſie blos. So viel ihm möglich war, ſuchte er die alten ſtrengen Regeln der Ritterſchaft wieder in Anſehen zu bringen, weil zu ſeiner Zeit, der Rittereifer ſehr nachgelaſſen hatte. Durch ſein tapferes und biederes Verhalten verſchaffte er der Ritterſchaft eben ſo viel Achtung, als durch die Verordnungen, die er als Connetable gab.

Von den Urſachen des Verfalls des Ritterweſens.

Außer den im obigen zur Ueberſicht ſchon enthaltenen Bemerkungen über die Urſachen des Erlöſchens des Ritterweſens, wird man ohne Zweifel dieſen Gegenſtand noch etwas näher berührt zu ſehen wünſchen, da das Ritterthum in Europa eine zu große Rolle ſpielte, als daß ſein Verſchwinden nicht von mehreren Seiten betrachtet zu werden verdiente. Ich will hier zu dem Ende noch aus der fünften Abhandlung des Herrn Palaye einen Auszug liefern, da derſelbe,

ſelbe, ſo ſehr er die alte Ritterſchaft auch rühmte, doch auch die Fehler und Nachtheile derſelben, ſo wie die in der Folge veränderten Zeitumſtände nicht verkennt, die den Fall des Ritterweſens nach ſich ziehen mußten. Derſelbe ſagt, in dem angeführten Werke, S. 139 ff.

Nachdem ich durch Zeugniſſe alter Schriftſteller, vielleicht nicht ohne Enthuſiasmus, gezeigt habe, welche Vortheile das kriegeriſche Ritterweſen brachte, wovon jetzt nur einige Spuren bey regulären und religiöſen Ritterorden anzutreffen ſind; ſo muß ich nun, um mit meinen Leſern aufrichtig zu verfahren, auch die Unbequemlichkeiten und Mißbräuche angeben, die den gerühmten Vortheilen zur Seite ſtehen.

Ohne Zweifel wird man mir mehr als einmahl blindes Vorurtheil vorgeworfen, oder mich wenigſtens deshalb in Verdacht gehabt haben, wenn man bey Leſung alles deſſen, was hier zum Vortheile der Ritterſchaft geſagt worden iſt, ſich erinnert hat, das eben die Jahrhunderte, in denen dieſelbe in ihrem größten Flor ſtand, Jahrhunderte der Unmäßigkeit, der Schwelgerey, der Barbarey, des Raubens und des Entſetzens geweſen ſind; wo oft alle Laſter und Frevelthaten bey jenen Rittern, die man damahls zu Helden erhob, vereinigt waren. Wie kann man bey dem Anblicke ſo vieler Unordnungen ſich überzeugen daß die Geſetze der Ritterſchaft auf nichts, als auf Religion, Tugend, Ehre und Menſchlichkeit abzweckten? Nichts deſtoweniger ſind dieſe beyden Wahrheiten, die dem Anſcheine nach einander ſo ſehr entgegen ſtehen, gleich richtig und bewieſen.

Nichts war fähiger, Nacheifer unter Kriegern zu erwecken, als die Geſetze der Ritterſchaft. Die Grundſätze und Moral derſelben, wenn gleich in gewiſſer Rückſicht unvollkommen, zweckten darauf ab, die Herrſchaft der Tugend und Ordnung einzuführen. Zuverläſſig waren viele unſerer Ritter, die den Pflichten ihres Standes getreu blieben, vollkommene Muſter der Tugend, ſowohl im Kriege, als in Friedenszeiten; und es iſt viel, daß mitten in dieſen

ſen ſo rohen und verderbten Zeiten die Ritterſchaft dergleichen Beyſpiele aufzuweiſen hat. Wie viel andere Tugenden würde ſie nicht in feinern und aufgeklärtern Jahrhunderten erweckt haben!

Die Menſchen ſind mit ſich ſelbſt im Widerſpruche. Immer iſt eine groſſe Kluft zwiſchen Betrachtung und Ausübung. In den ordentlichſten Staaten iſt die Zahl derer, die den Vorſchriften gemäß leben, faſt immer die kleinſte, den erſten Anfang des Staats etwa ausgenommen. Je weiter ſich dieſer von ſeinem Urſprung entfernt, deſto mehr Mißbräuche ſchleichen ſich ein; allein dieſe Mißbräuche muß man den Menſchen, und nicht dem Gewerbe, das ſie ergriffen haben, zurechnen. Die Ritterſchaft hatte in dieſer Rückſicht das Schickſal aller andern Anſtalten; ja, die Wahrheit zu ſagen, ihre Einrichtung ſelbſt war unzertrennlich von verſchiedenen unangenehmen Vorfällen. Betrachtet man ſie ſogar von Seite des Kriegs, in welcher Verwirrung mußte nicht ein ungeſtümes Kriegsvolk fechten, das von Niemand, als nur von ſeinem eigenen Muthe, Befehle annahm, und das nur Mittel, die Gefahren zu vermehren, aufſuchte; welches Prablerey mit Ruhm, Unbeſonnenheit mit Tapferkeit verwechſelte, und welches, in der Betäubung von falſchen Vorurtheilen, nie glauben konnte, daß vernünftigere Völker exiſtirt hätten, wie z. B. die Lacedämonier und die Römer, bey denen die Ausgelaſſenheit des Muths als eine ſchlechte Handlung beſtraft ward, ein Kriegsvolk endlich, das beynahe unfähig war; ſich wieder in Ordnung zuſammen zu ziehen, und das folglich auch ſeine Fehler und ſeinen Verluſt nicht wieder gut machen konnte!

Wenn unumſchränkte Gewalt, wenn Einheit der Befehle das einzige Mittel iſt, vereinigte Stärke und Mannszucht zu erhalten, ſo muß ſolche nie auf kürzere Dauer eingeführt, und häufiger erſchüttert worden ſeyn, als in den Zeiten unſerer Ritter. Welche Verwirrung mußte nicht durch ſo viel Arten von Befehlshabern entſtehen, deren Grundſätze, Bewegurſachen und Eigennutz niemahls übereinſtimmten, und die nie das Recht, von andern Gehorſam zu fordern, aus einer und ebenderſelben Quelle herleiteten!

Auſſer

Auſſer dem Uebergewichte, welches die Lehnsgeſetze den Oberlehnsherren über ihre Lehnleute, und dieſen letztern wieder über ihre Afterlehnleute, die ſich faſt ins Unendliche vervielfältigt hatten, zueigneten, beſtimmte die Ritterſchaft, wie oben geſagt worden, verſchiedene Stufen zwiſchen den Pannerherren, den bloſen Rittern, den Rittern, die bey andern in Dienſten waren, und den Knappen. So war die Macht Befehle zu ertheilen, die noch mit der Macht der vornehmſten Diener des königlichen Hauſes im Gleichgewichte ſtand, Streitigkeiten ausgeſetzt, die ſolche einſchränkten oder vernichteten. Je mehr Arten obrigkeitlicher Stellen es gab, je weniger weſentlicher Nachdruck, ſolche geltend zu machen, war vorhanden.

Man mag unſere Geſchichtſchreiber noch ſo aufmerkſam leſen, ſo iſt es dennoch ſchwer zu begreifen, wie dieſe Befehlshaber untereinander haben einig werden können, wie es denen, die ihnen folgten, möglich geweſen iſt, als Unterthan, als Lehnsmann und als Ritter diejenigen Dienſte zu leiſten, zu welchen eine und eben dieſelbe Perſon verpflichtet war. Auch fehlte es nie an einem Vorwande, wenn man den Kriegsgeſetzen ausweichen oder ſolche übertreten wollte, noch an Mitteln und an Beſchützung, wenn der Ungehorſam vor der Strafe ſicher geſtellt werden ſollte. Die Erfahrung hat uns in den Kriegen mit den Engländern nur zu bekannt gemacht mit den Würkungen einer unbeſonnenen und von Vorurtheilen eingenommenen Unbiegſamkeit. Mit der Zeit vergaß die Ritterſchaft die Vorſchriften, welche ſie anfänglich ihren Schülern gegeben hatte, nähmlich ſich mit Wiſſenſchaften und mit Waffen zugleich zu beſchäftigen. Da ſie in der Folge zu ſehr beſchäftigt war, dieſelben tapfer, geſchickt und kraftvoll zu bilden, ſo vernachläſſigte ſie andere Eigenſchaften, welche eine Frucht des Studirens und des Nachdenkens ſind; Eigenſchaften, ohne welche die Tapferkeit ſogar das Verderben der am meiſten kriegeriſchen Staaten nach ſich ziehen kann.

Bisher habe ich noch nicht von den **irrenden Rittern** gehandelt, wohin man die **Ritter von der runden Tafel** und andere rechnet, die durch die Romane ſo berühmt geworden ſind. Die Erzählungen,

welche wir von ihren wunderlichen Abentheuern leſen, gründen ſich wahrſcheinlicherweiſe auf alte Ueberlieferungen, die ſelbſt aus noch fabelhaſtern Nachrichten der aus Norden gekommenen Völker genommen ſind. Dieſe Heroen beſuchten, gleich den Herkuleſſen und Theſeuſen Griechenlandes, alle Gegenden um Beleidigungen wieder gut zu machen, Unterdrückte zu rächen, und das loſe Geſindel, welches ſolche beunruhigte, zu vertreiben. Die Barbarey unſerer erſten Jahrhunderte erforderte vielleicht die Hülfe ſolcher Kämpfer, die ſich dem gemeinen Beſten aufopferten, wie la Colombiere ſich ausdrückt.

Ihr Beyſtand konnte auch nicht unnütz ſeyn in den folgenden Jahrhunderten, die ſtets von der Grauſamkeit unſerer Voreltern angeſteckt waren. Allein, um unſere alten, zweydeutigen oder verdächtigen, Ueberlieferungen richtig zu beurtheilen, will ich mich aufhalten bey den Zeugniſſen unſerer Poeten und Geſchichtſchreiber, die zuweilen in ernſthaftern Ausdrücken von irrenden Rittern gehandelt haben. Die jungen Ritter, welche das Band der Ehe flohen, aus Furcht, ſie möchten dadurch von ihren Verrichtungen abgehalten werden, machten es ſich zur Pflicht, die erſten Jahre nach ihrer Aufnahme in den Orden dazu anzuwenden, daß ſie entfernte Länder und fremde Höfe beſuchten, um ſich daſelbſt zu vollkommenen Rittern zu bilden. Das Grün, worein ſie gekleidet waren, kündigte die Blüthe ihres Frühlings, ſo wie die Stärke ihres Muths an. Sie ſtudirten die verſchiedenen Arten des Lanzenwerfens bey den Nationen, die deshalb berühmt waren, und die ſchönſten Fechterwendungen bey den Rittern, die ſich in der Turnierkunſt hervorthaten; ſie ſtrebten gierig nach der Ehre, ſich ſelbſt mit dieſen Meiſtern zu meſſen, um ſich zu verſuchen und zu unterrichten, und ſie nahmen noch nützlichern Unterricht in den Kriegen, in welchen ſie dienten, indem ſie ſich zu derjenigen Partey hielten, welche Gerechtigkeit und Rechtmäßigkeit für ſich zu haben ſchien. Sie gaben ſich auch Mühe um Grundſätze der Ehre, des Ceremoniels und der Höflichkeit, oder der an jedem Hofe gewöhnlichen Etiquette. Sie waren eben ſo begierig, ſich daſelbſt durch ihre Herzhaftigkeit, Talente und Artigkeit auszuzeichnen, als Bekanntſchaft mit den angeſehenſten

Fürſten

Fürſten und Fürſtinnen zu machen, die berühmteſten Ritter und Damen zu beobachten, ihre Geſchichte zu erfahren, die ſchönſten Züge aus ihrem Leben zu merken, damit ſie nachher, bey ihrer Rückkunſt in das Vaterland lehrreiche Berichte, und intereſſante oder angenehme Erzählungen davon machen konnten; denn man ſtrebte damahls ſehr nach Neuigkeiten, wie ſchon Froiſſart berichtet, wenn er von dem Grafen von Foix redet.

Außer den häufigen Gelegenheiten, ſich bey Turnieren und im Kriege zu üben, welche unſere irrenden Ritter auf ihren Wanderungen fanden, verſchaffte ihnen das Ungefähr auch noch an entfernten Orten, welche ſie durchreiſeten, Verbrechen, die ſie beſtrafen, Gewaltthätigkeiten, die ſie hintertreiben, und Mittel, wodurch ſie nützlich werden mußten, indem ſie nun die Geſinnungen des Edelmuths und der Gerechtigkeit, die man ihnen eingeprägt hatte, ausübten. Allezeit gerüſtet, zu Beſchützung der Unglücklichen, zu dem Schutze und zu der Vertheidigung, die ſie Perſonen beyderley Geſchlechts gelobt hatten, ſah man ſie aller Orten herumflattern, ſobald es darum zu thun war, ihren Rittereid zu erfüllen. Aber, da wir eben von Mißbräuchen reden, welche Leute begingen, denen es erlaubt war, allenthalben mit gefährlichen Waffen zu gehen und ſolche nach ihrem eigenen Willen zu gebrauchen — iſt es glaublich, daß ſie oft den geſetzmäßigen Gebrauch derſelben unterlaſſen haben, damit ſie ſolche zu ihrem perſönlichen Vortheil, und zu Befriedigung ihrer eigenen Leidenſchaften anwenden konnten? Die verſchiedenen Schilderungen, die man von unſern irrenden Rittern hat, geben uns nur zu viel Urſache zu Mißtrauen gegen die Aufführung vieler derſelben.

Allein ohne mich weiter bey dieſen Abentheurern aufzuhalten, die unter der Ritterſchaft das vorſtellen, was die wandernden Mönche bey den Mönchsorden waren *), ſo dienten doch die meiſten übrigen Rit-

*) Es waren dieß eine Gattung ägyptiſcher Mönche, die von ihrem unſteten Aufenthalt gyrovagi, gyrovagues, d. i. herumſchweifende oder vielmehr geiſtliche Vagabunden, genannt wurden. Anfänglich hatten ſie ſich dem Kloſterleben gewidmet, in der Folge aber begaben ſie ſich in abgeſonderte Cellen, um da, (wie Hr. Zimmer-

Ritter der Religion eben ſo gut, als dem Staate. Sie hatten ein Gelübde gethan, daß ſie einander vertheidigen, unterſtützen und befördern wollten. Von den Kirchen hatten ſie die Titel eines **Vicomte**, eines Schutz- und Schirmvogts u. a. dergleichen erhalten. Indeſſen unterließen ſie faſt niemahls, dieſe Titel zum Schaden derer zu mißbrauchen, die ſich unter ihren Schutz begeben hatten. Als Beſchützer dem Nahmen nach, im Grunde aber als Unterdrücker *), ließen einige von ihnen einen groſſen Theil geiſtlicher Güter in ſolche Hände kommen, die ſich eigentlich nur zu deren Beſchützung waffnen ſollten; und unſere Rechtsgelehrten finden hierin ſogar den Urſprung der zu Lehn gegebenen Zehnten. Die Geiſtlichen und Religioſen, die ihrer Rechte und Beſitzungen beraubt worden, hatten oft Gelegenheit, ihr Schickſal zu beweinen und die Moral der Fabel auf ſich anzuwenden, wo das Pferd, welches zu Ausübung ſeiner Rache Hülfe ſuchte, in derſelben nichts als einen Gebieter fand, der es um ſeine Freiheit brachte.

In dem Anfange dieſer Abhandlung hat man geſehen, was für Lehren von Jugend auf den jungen Leuten gegeben wurden, die ſich dem Ritterſtande beſtimmten; und man wird ohne Verwunderung die Früchte erblicken, die ſolche hervorgebracht haben. Eine ganz abergläubiſche Religion ſchien die einzige Richtſchnur ihres Betragens zu ſeyn. Sie kannten bloß äußerliche Uebungen, welche ihnen von Prieſtern empfohlen wurden, die größtentheils eben ſo unwiſſend waren, als diejenigen, deren Gewiſſen ſie beherrſchten.

Da ſie ſehr ſorgfältig zu gewiſſen täglichen Religionsübungen angehalten wurden, die ſie faſt niemahls verſäumten, ſo hielten ſie ſich, wegen dieſer Regelmäßigkeit, und wegen einiger den Kirchen und Mön-

merman n in ſ. Buche von der Einſamkeit Th. I. S. 228. ſagt) wo man die Tugend nicht prüfet; das Anſehen der Tugend zu erſchleichen. Der heilige Auguſtin eiferte ſehr wieder ihre Betrügereyen, ihren Handel mit ſelbſtgemachten Gliedern der Märtyrer, ihr Betteln, „wenn ſie im Lande herumziehen, nirgends hin„geſandt ſind, nirgends bleiben, nirgends ſtehen oder „ſitzen".

*) Daher das Sprüchwort: Schirmherren, Sturmherren.

Mönchen gemachten Geſchenke, für berechtigt, in allen andern Dingen die Geſetze des Chriſtenthums zu übertreten, die doch ſtets unzertrennlich ſind von Reinigkeit der Sitten und von Redlichkeit und Menſchlichkeit. Ritter, die ſich durch Frevelthaten entehrt hatten, ſchmeichelten ſich, ſolche durch ein leichtes Mittel wieder gut zu machen, etwa dadurch, daß ſie bey der nächſten Gelegenheit eine Pilgerreiſe an die heiligen Orte thaten, oder einen Feldzug, entweder wider die Unglaubigen oder wider die Ketzer machten. Fehlte ihnen Gelegenheit hierzu, ſo glaubten ſie ſich vor der göttlichen Rache ſicher zu ſtellen, wenn ſie am Ende ihrer Tage den Helm mit der Kutte verwechſelten und ſich in den Mantel irgend eines Mönchsordens einhüllten.

Unſere alten Ritter vermiſchten ferner die Galanterie mit ihrer Religion ſo ſehr, daß man mir vergeben wird, wenn ich beyde nie von einander abſondere. Wenn ihr Chriſtenthum in nichts als einer kläglichen Zuſammenhäufung von Aberglauben beſtand, ſo dürfen wir uns keine vortheilhaftern Begriffe machen von der behaupteten Unſchuld ihrer Vergnügungen mit dem Frauenzimmer, von ihren Geſellſchaften, und von den unaufhörlichen Erzählungen, welche ſie und ihre Knappen von ihren Thaten im Kriege und in Gefechten machten.

Man ſprach nie von Liebe, ohne zugleich das Weſen und den Charakter einer wahren und vollkommenen Liebe zu beſtimmen; und man verlor ſich bald in einem Labyrinth von ſpeculativen Fragen über die hoffnungsloſeſte oder ſüſſeſte Lage eines zärtlichen und aufrichtigen Herzens; über die liebenswürdigſten oder verabſcheuungswürdigſten Eigenſchaften einer Geliebten. Die falſchen Spitzfindigkeiten, wodurch jeder ſeinen Satz zu vertheidigen ſuchte, wurden unterſtützt, bald mit unſchicklichen Aeuſſerungen wider die Damen, bald mit ſchwülſtigen, hundertmal wiedergekäuten Redensarten, die man zu ihrer Ehre hören ließ. Ein Richter der ungefähr das war, was man einen **Fürſten der Liebe**, oder einen **Bergfürſten** (Prince du Puy) in den **Gerichtshöfen der Liebe** nannte, (dergleichen in manchen Gegenden, zu Entſcheidung dieſer wichtigen Materien niedergeſetzt

waren

waren *), ein Richter, ſage ich, ſprach Urtheile, die faſt immer zweydeutig, dunkel, und oft räthſelhaft waren, denen aber die Parteyen ſich mit ehrfurchtsvoller Folgſamkeit unterwarfen.

Wenn in der Folge der Kardinal Richelieu, zur Erhohlung von ſeinen Miniſterial-Arbeiten, ähnliche Liebesſätze hat abhandeln laſſen; wenn er dieſen, wenigſtens nichtwürdigen Vergnügungen einige müſſige Augenblicke geſchenkt hat, ſo laßt uns ihn deshalb mit einiger Schonung beurtheilen. Leute von Stande behielten auch in ſpätern Zeiten dieſen Geſchmack bey, den ihre Eltern in unſern alten Gerichtshöfen angenommen hatten.

Da von dem Aberglauben unſerer andächtigen Ritter bis zu der Irreligion nur ein Schritt war, ſo hatten ſie auch von dem Fanatismus in der Liebe bis zu den größten Ausgelaſſenheiten der Freygeiſterey keine größere Entfernung. Sie verlangten von der Schönheit, deren Sclaven ſie waren, oder vielmehr

*) Die Gerichtshöfe der Liebe, die man Corte oder Parlamento d'amore nannte, blüheten in den ächten Ritterzeiten, waren mit den witzigſten Köpfen des Zeitalters beſetzt, und können als eine Schule der damahligen ſchönen Geiſter Frankreichs und Italiens angeſehen werden. Ihre Verhandlungen waren ganz dem Geſchmacke des Zeitalters angemeſſen; denn dieſe beſtanden darin, daß vor ihnen die tenzones, d. i. die kurzweiligen Streitfragen über allerley Ritter-Galanterie- und Liebes-Angelegenheiten, welche die Provenzaldichter, die Troubadours und die Romanciers in ihren Schriften vorgetragen hatten, und denen dieſe einen Anſtrich von Wichtigkeit zu geben wußten, mit vielem Ernſte unterſucht und entſchiedeu wurden. Nichts iſt fähiger, uns einen lebhaften Begriff von dem kindiſchen und tändelnden Tone, von dem Kleinigkeits-Geiſte jenes Zeitalters mitzutheilen, als eben dieſe ſinnreichen und ſpitzfindigen Streitfragen, die man den Gerichtshöfen vorlegte, und worüber dieſe ein eben ſo ſorgfältiges und ernſthaftes, als lächerliches Verfahren veranlaßten. Dieſe Corte d'amore waren in vorzüglichem Flor unter den Berengaren, aus dem Hauſe der Grafen von Barcelona, welche dieſes Land von 1100 bis 1245 beherrſcht haben, und deren Hof einer der galanteſten von Europa war. Mit ihnen blühete zugleich die provenzaliſche Sprache, die man auch die romaniſche (romanzo) nannte.

mehr die ſie vergötterten, nichts als Hand und Mund (Ausdrücke, die von der Ceremonie des Huldigungseides hergenommen ſind), d. i. die Ehre, von denſelben ihr Daſeyn gleichſam als ein Lehn zu beſitzen: allein man wird nicht zu übereilt von ihnen urtheilen, wenn man ſagt, daß ſie der Feſſeln, die ſie übernommen hatten, oft wenig achteten. Nie ſah man verderbtere Sitten, als in den Zeiten unſerer Ritter, und nie waren die Ausſchweifungen in der Liebe allgemeiner. Ihnen waren Straßen und ganze Viertel in jeder Stadt gewidmet; und der heilige Ludwig ſeufzete darüber, daß er ſolche, während des heiligſten Kreutzzuges, bis zunächſt an ſein Zelt entdeckt hatte. Joinville ſelbſt, dem er ſeinen Kummer anvertraute, hat es aufgezeichnet. Die Schande, welche dieſer Fürſt einem, über einer Ausſchweifung erwiſchten Ritter wollte anthun laſſen, iſt ein Beweis, wie ſehr es nöthig war, der weitern Ausbreitung dieſes allgemeinen Sittenverderbniſſes Einhalt zu thun. Die Art der Beſtrafung, wovon dieſer fromme Monarch die Vorſchrift in den gemeinen Rechten des Königreichs gefunden hatte, war indeß eben ſo anſtößig, als das Verbrechen ſelbſt.

Auf die zärtlichen Unterhaltungen unſerer Ritter und Knappen folgten mancherley Spiele, die oft auf Galanterie ihre Beziehung hatten, und wovon einige, die ſich bis auf unſere Zeiten erhalten haben, kaum unſere Kinder ergötzen. Ein geſchmackloſes Ceremoniel, beſtehend in Verbeugungen, Kniebeugen und Niederfallen zur Erde, füllte den Reſt ihrer Zeit mit einer ſteten, eben ſo ermüdenden als lächerlichen Uebung.

Man ſetze Mißtrauen in das Lob, welches ein Zeitalter dem nächſtverfloſſenen ertheilt. Die Liebe der Alten, die ſo zärtlich, ſo ſtandhaft, ſo rein und ſo berühmt iſt, und womit man gewöhnlich ſeinen Vorfahren ein Compliment macht, war das Muſter, welches die Sittenrichter in jedem Zeitalter ihren Zeitgenoſſen vorlegten. Zwey oder dreyhundert Jahre vor Marot hatte man ſchon, wie er, und faſt in ebendenſelben Ausdrücken, „den Ton der Liebe, der „in den guten alten Zeiten herrſchte,“ mit Bedauern vermißt.

Ich könnte, um auf einen ernſthaftern Gegenſtand zu kommen, nun von den nachtheiligen Würkungen des kriegeriſchen Ritterweſens handeln, in ſo ferne ſolche den, der königlichen Würde gebührenden Reſpect und die Anhänglichkeit, die jeder Unterthan für ſein Vaterland hegen ſoll, betreffen. Unſere Geſchichte iſt mit einer großen Anzahl Beyſpiele verſehen von vornehmen Herren, welche durch die Menge ihrer Lehnleute, Ritter und Knappen, und vielleicht ſogar ihrer Wappenbrüderſchaften, faſt unabhängig und zuweilen aufrühriſch wurden. Oft verkauften ſie ihre Dienſte den Feinden des Staats, aus Antrieb ihres Eigenſinnes, ihrer Leidenſchaften, oder eines niederträchtigen Eigennutzes. Doch ich will mich bey dieſer Materie nicht aufhalten, deren Andenken getreuen Unterthanen ſtets verhaßt iſt, und ich will daher nur einiger Mißbräuche in den übrigen Theilen des politiſchen Staatskörpers Erwähnung thun, die eben ſo verderblich und auffallend ſind. Die Ritter, welche auf ihren Lehnsbeſitzungen Gerechtigkeit, Krieg und Frieden, ſo zu reden, in ihren Händen hatten, ließen gegen die Zeiten Philipps des Schönen, Ludwigs des Zänkiſchen, und Philipps des Langen, die Verwaltung der Juſtiz fahren. Unaufhörlich beſchäftigt mit den Streitigkeiten der Könige von Frankreich und England, überließen ſie ſich ganz allein den Waffenübungen, ſowohl im Kriege, als in Turnieren. Dieſe kriegeriſchen Schauſpiele, die faſt allezeit von den Päbſten verboten wurden, weil nicht ſelten Blut dabey vergoſſen ward; die oft von unſern Königen unterſagt wurden, wegen des dabey gewöhnlichen außerordentlichen Aufwandes und wegen der übertrieben zahlreichen Ritterpromotionen, die man dabey vornahm; die Turniere, ſage ich, richteten einen großen Theil des Adels, den die Kreutzzüge und unſere andern Kriege übrig gelaſſen hatten, zu Grunde. Sie verminderten das Anſehen der Ritterwürde, welche jetzt mehr Belohnung körperlicher Stärke und Geſchicklichkeit, und ſogar der Argliſt und des Reichthums, als der Tapferkeit und Tugend ward; und vielleicht kam für dieſe Art von Rittern das Sprüchwort auf: bonne renommée vaut bien ceinture dorée (guter Ruf iſt eben ſo gut, als ein goldener Gürtel), welches man unſchicklich bloß auf die Damen

men angewandt hat; denn ein goldener Gürtel oder Degengehänge gehörte auch zu der Kleidung und den Putze der Ritter.

Dem ſey wie ihm wolle, genug dieſe Ritter, die gewiſſermaßen uneingeſchränkte Gebieter über das Schickſal der, von ihnen aufgebotenen und unter ihren Befehlen ſtehenden Kriegsleute waren, gebrauchten ſolche in ihren perſönlichen Zwiſtigkeiten als Werkzeuge ihrer Rache, und bezahlten dieſelben für dieſe Dienſte mit der Erlaubniß, ihrer Seits ähnliche Gewaltthätigkeiten auszüben zu dürfen. Raſtlos, wenn ein unterbrochener oder geendigter Krieg ihnen keine Feinde mehr zu bekämpfen übrig ließ, verſchafften ſie ſich, da der Staat Ruhe hatte, unter ihren eigenen Nachbarn und Mitbürgern Feinde. Sie verübten wider einander ohne Aufhören Räubereyen, die ſie wechſelsweiſe entgelten mußten, und wodurch zugleich die Unterthanen ihrer Habſucht und Wuth aufgeopfert wurden. Diejenigen, denen die Ritter die Verwaltung der Gerechtigkeit aufgetragen hatten, konnten ſolche nicht aufrecht erhalten wider die Uebertreter, die nur das Recht des Stärkern erkennen wollten und die gleichſam ſicher waren, daß man ſie ungeſtraft laſſen werde, weil ſie mitten unter den Kriegen und Unruhen, wovon Frankreich ſo oft heimgeſucht ward, unentbehrlich waren. Die Ritter, die durch die Turniere ohnehin ſchon ſehr zahlreich geworden waren, vermehrten ſich bey dieſen verderblichen Kriegen ins Unendliche. Das Volk ſah unter dem erhabenen Titel, der urſprünglich nur ſeinen Beſchützern und Richtern war gegeben worden, täglich die Zahl ſeiner Tyrannen ſich vergrößern, wider die es ſogar einigemahl zu den Waffen greifen mußte, wie man es von der Regierung Johanns und Karls V. weiß.

Je mehr die Ritter, wegen ihrer großen Anzahl, an Achtung verloren, um ſo mehr beſtrebten ſie ſich, ſolche durch die Heftigkeit wieder zu gewinnen, womit ſie von einem Vorzuge, der ihnen entwiſchte, Gebrauch machten; und um ſo eiferſüchtiger auf dieſen Rang, je weniger ſie ſolchen verdienten, übten ſie als Eroberer die nähmliche Macht aus, welche die erſten Urheber der Ritterſchaft nur unter dem Titel eines Patrons und Wohlthäters

ausgeübt hatten. Trug es ſich zu, daß ſie unter der Laſt ihrer ungerechten Handlungen erliegen mußten, ſo geſchah dieſes oft nur darum, daß eine Reihe anderer, vielleicht noch mehr verkehrter und verderbter Menſchen an ihre Stelle trat. Die tiefe Unwiſſenheit, worin die Ritter lebten (denn viele derſelben konnten nicht einmahl leſen), nöthigte ſie, die Beſorgung ihrer Geſchäfte aufzugeben, ſo wie ſie die Verwaltung der Gerechtigkeit Amtleuten und andern, in ihrem Dienſt ſtehenden Beamten übertragen hatten. Durch dieſe in ungerechte Prozeſſe verwickelt, und vorſätzlich in das Labyrinth eines, oft durch gewaltſame Handlungen unterſtützten Verfahrens gezogen, konnte ein Ritter ſich nicht mehr der Strenge der Geſetze entziehen, als nur durch die Hülfe derer, welche Werkzeuge und Diener ſeiner Ungerechtigkeit geweſen waren; und dieſe ließen ihn oft in die ihm gelegte Schlinge fallen, damit ſie ſich der Ueberbleibſel ſeines Vermögens bemächtigen, und ſich auf den Trümmern ihres Herrn erheben konnten. So fanden dieſe verhaßten Ritter, dieſe neuen Tyrannen des Volks, nun ſelbſt noch gefährlichere Tyrannen an einer Art von Geiſtlichen (denn die Beamten, wovon ich rede, waren faſt alle aus dieſem Stande), an unwiſſenden und ungeſitteten Leuten, die, wenig bekannt mit weltlichen Wiſſenſchaften, und noch weniger mit der heiligen Schrift, nichts als Rechnungsweſen und Spitzfindigkeiten der Schikane, die ſie aus den jenſeits der Alpen gelegenen Ländern mitgebracht hatten, verſtanden.

Ungeachtet der Ausſchweifungen derer, die ſich zu der Ritterſchaft hielten, erhielt ſich dieſe doch durch ihr voriges Anſehen, das auf die Weisheit ihrer Geſetze und auf den Ruhm einiger ihrer größten Männer gegründet war. Ja vielleicht würde ſie bey allen Mißbräuchen, die auf ihren Untergang abzuzwecken ſchienen, längere Dauer genoſſen haben, wenn nicht andere Urſachen, die ich jetzt zu entwickeln mich bemühen will, ihre Abnahme und ihren gänzlichen Verfall bewirkt hätten.

Die franzöſiſche Geſchichte zeigt uns viele Fürſten auf dem Throne, die zu gleicher Zeit Muſter und Beſchützer der Ritterſchaft waren: allein unter

allen dieſen Monarchen waren die größten Beförderer derſelben, wie mich dünkt, Karl VI., Karl VII., und Franz I.

Karl VI. trachtete nach nichts als nach Krieg. Sobald er über die Jahre der Kindheit hinaus war, hat ein glänzender Sieg ſeine erſten Waffen gekrönt. Seine Leidenſchaft für die Turniere zog ihm oft ſehr ernſtlichen Tadel zu, in einer Zeit, wo man nichts mehr auf die Turniere hielt. Wider die Gewohnheit der Fürſten, und vorzüglich der Könige, maß er ſich hier mit den wackerſten und geſchickteſten Kämpfern, ohne zu unterſuchen, ob auch ihre Geburt mit ſeinem Range in einigem Verhältniſſe ſtehe? Er ſetzte ſeine Würde auf das Spiel; er ſetzte ſein Leben auf eine verwegene Art in Gefahr, indem er ſich unter dieſelben miſchte. Karl VI. bot bis an das Ende ſeiner Regierung, im Jahre 1414, ſeiner mißlichen Geſundheitsumſtände ungeachtet, noch die Reſte ſeiner beynahe verſchwundenen Kräfte auf, um ſich mit den Waffen in der Hand zu zeigen. Er erblickte mit Vergnügen in dem Herzoge von Guyenne, ſeinem Sohne, einen würdigen Nacheiferer ſeiner Geſchicklichkeit und ſeiner Liebe für Ritterübungen.

Es iſt allgemein bekannt, was Karl VII., ſein Nachfolger, gethan hat, um den Engländer die ſchönſten Provinzen der Monarchie zu entziehen. Dieſe Epoche iſt mit unauslöſchbaren Zügen in den Geiſt und in das Herz einer Nation eingegraben, welche die zärtlichſte Anhänglichkeit für ihre rechtmäßigen Regenten beweiſet, und welche ſtets dazu beſtimmt ſeyn wird, daß ſie nur ſo lange glücklich ſeyn kann, als jene ſie beherrſchen werden *)

Franz I., der bey Marignan die Schweitzer, eine, bis dahin für unüberwindlich gehaltene Nation beſiegte, bringt beynahe ſein ganzes Leben im Lager und bey Kriegsheeren zu. Seine Herzhaftigkeit, ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine Freymüthigkeit, ſein Edelmuth, ſeine Galanterie, alles, bis auf ſeinen Wuchs, ſeine offene und martialiſche Geſichtsbildung, würde die alten Romanſchreiber bewogen

O 2 ha-

*) Dieſes ſchrieb Palaye etwa 20 Jahr vor der franzöſiſchen Revolution.

haben, ihn zu dem vornehmſten ihrer Ritterhelden zu machen; und ſein Nahme würde in der Liſte der neun Biedermänner, dieſer Geſellſchaft keine Schande gemacht haben. Wer ſollte glauben, daß man unter drey Regierungen, die natürlich dem Ritterweſen ſo günſtig ſeyn mußten, doch die Veränderungen aufzuſuchen hat, die endlich deſſen Untergang bewürkten?

Die, während der kränklichen Umſtände Karls VI. unter den Prinzen vom Geblüte entſtandenen Zwiſtigkeiten verurſachten in allen Theilen der Regierung unendliche Verwirrung; und die Irrungen, welche ſich unter der Ritterſchaft einſchlichen, waren auch nicht ohne großen Nachtheil. Dieſe Prinzen betrachteten die beynahe unumſchränkte Macht, welche oft in ihren Händen war, und welche immer einer dem andern entzog, nur als ein Werkzeug, das fähig wäre, ihrem Ehrgeitze, ihrer Habſucht und dem wechſelſeitigen Haſſe, der ſie unglücklich machte, zu dienen. Wenn auch der unglückliche Monarch in einigen heitern Augenblicken ihnen die unumſchränkte Gewalt, deren ſie ſich bemeiſtert hatten, entriß, ſo geſchah dieſes nur in der Abſicht, ſolche ſeinen Lieblingen, die keinen beſſern Gebrauch davon machten, zu überlaſſen. Die Anführer dieſer verſchiedenen Parteyen glaubten nur mit Hülfe der Ritterſchaft ſich erhalten zu können, weil abwechſelnd eine Parthey ſich auf den Trümmern der andern erhob; und da ſie nicht überlegten, daß die gute Verfaſſung der Ritterſchaft, und nicht die Menge der Ritter die Stärke des Staats ausmache, ſo ſuchten ſie ſich eine große Anzahl Creaturen durch häufige, ohne Auswahl veranſtaltete Ritterpromotionen *) zu verſchaffen. Von den Kandidaten forderte man nun weder Stärke noch Er-

*) Auch in England ging es nicht beſſer. Der ſcholaſtiſche König Jacob I., der ſelbſt kein bloßes Schwerd ſehen, und nie geſchwind genug Friede ſchlieſſen konnte, verſchwendete kriegeriſche Würden und Ehrenſtellen, und ſetzte ſolche dadurch im Grunde nur herab. Einſt ernannte er in einer Zeit von ſechs Wochen gegen drey hundert Ritter. Ganz anders verfuhr die ſtaatskluge Eliſabeth. Dieſe ging mit Austheilung der Belohnungen, die in ihrer Gewalt waren, ſparſam um, am nur das Verdienſt krönen zu können.

Erfahrung; man verſchwendete die Ritterwürde an junge Leute, die keine ſolche Reihe von Lebensjahren zurückgelegt hatten, als die Knappen der Vorzeit bloß mit ununterbrochener Uebung in den Waffen zuzubringen pflegten. Euſtach Deſchamps, einem gleichzeitigen Geſchichtſchreiber, zufolge, ertheilte man ſolche Kindern von zehn, und ſogar von ſieben Jahren. Man erkundigte ſich weder um ihre Rechtſchaffenheit, noch um ihre Aufführung und Sitten. Neue, unbekannte Leute, die auf Unkoſten des Staats in den Aemtern, die ſie durch Ränke erlangt hatten, und in denen ſie ſich nur durch niederträchtige Gefälligkeiten erhielten, reich geworden waren, bekamen diejenigen Belohnungen, welche bis dahin für Beſchützer des Staats beſtimmt geweſen waren. *)

*) Nicht wenig beförderte in Deutſchland den Verfall des Ritterweſens die Ertheilung der Ritterwürde an Perſonen bürgerlichen Standes, da ſolche ihrer urſprünglichen Abſicht nach blos für Ritterbürtige (militares) beſtimmt war, und auch von dieſen nicht anders, als wenn ſie vorher als Schildknappen gedient hatten, erworben werden konnte. Kaiſer Friedrich I. ging ſo weit, daß er, zum groſſen Aergerniß und Nachtheil der ächten Ritterſchaft, anfing, geringe Soldaten, Kriegsknechte und Handwerker auf dem Schlachtfelde zu Rittern zu ſchlagen, wenn ſie ſich tapfer gehalten hatten. (Otto Friſing. L. I. cap. 13.) Auch gibt man dieſen Kaiſer als den Urheber des Gebrauchs an, die Ritterwürde an Patricier, oder Perſonen ſolcher Geſchlechter, welche das Recht haben, daß in einer Stadt die vorzüglichſten Ehrenſtellen und Aemter aus ihnen beſetzt werden müſſen, zu ertheilen: Indeß iſt nicht zu läugnen, daß ſchon damahls viele dieſer Patricier zu dem niedern Adel gerechnet wurden und alſo ritterbürtig waren. Kaiſer Friedrich III. gab endlich allen Bürgerlichen das Recht zu Rittern geſchlagen zu werden. (Goldaſt. Conſtit. Imp. T. III. p. 398. Petr. de Vineis Ep. lib. VI. p. 717.) Dadurch verlor der Glanz der alten Ritterſchaft nicht wenig, und die alten Ritter, welche das Bewußtſeyn eigener Verdienſte mit einem, in gewiſſer Rückſicht untadelhaften, Stolze auf eine Reihe tapferer Ahnherren, die vielleicht ſeit Jahrhunderten Zierden des Ritterſtandes und Stützen des Staats geweſen waren, verbanden, ſahen mit Mißvergnügen auf dieſe Neulinge, die jetzt die Ehre der Ritterwürde mit ihnen gemein hatten, herab, und ihr Enthuſiasmus für Ritterſchaft

Die Ritterſchaft, die auf ſolche Art vervielfältigt und herabgeſetzt ward, mußte nothwendigerweiſe von ihren Anſehen verlieren, und beynahe in Geringſchätzung fallen. Nichts deſto weniger ward ſie, da ſie ſich ſchon ihrem Sturze näherte, durch Karls VII. Bemühungen erhalten, dem keine andern Hülfsmittel, ſich ſelbſt zu erhalten, mehr übrig waren. Mit dem Verlangen, ſeine Krone zu erhalten, war auch das Beſtreben verbunden, eine Geliebte zu retten, in der noch die Geſinnungen des Ruhms und des guten Nahmens herrſchten, welche die Ritterſchaft in vorigen Zeiten den Damen eingeflößt hatte. Wenn Karl zu häufige Ritterpromotionen vornahm, ſo wollte er dadurch wenigſtens bey den häufigen Kriegsvorfällen, die ſich unter ihm ereigneten, die Tapferkeit ſeiner Unterthanen anfeuern und belohnen.

So mächtig auch die Hülfe der Ritter bey Aufrechthaltung des wankenden Throns Karls VII. gewesen war, ſo unterließ dennoch dieſer Fürſt nicht, die Macht ſeines Staats mit einem neuen Soldatencorps zu vermehren. Er errichtete, oder erneuerte wenigſtens, die Ordonnanz-Compagnien, die unter dem Nahmen der Gendarmerie bekannt ſind. Ein raſcher Gang iſt zu allen Zeiten der eigenthümliche Karakter neuer Einrichtungen geweſen: dieß iſt ihr einziges Mittel, ſich denen gleich zu ſtellen, die durch ältere Dienſte eine Art von Vorrang erlangt haben. Vielleicht hatte Karl VII., entweder bey Errichtung oder bey Wiedereinführung der Gendarmes, ſich vorgenommen, die Nacheiferung unter ſeinen Rittern zu vergrößern. Er ſah aus dieſen Compagnien Krieger hervorgehen, die folgſamer und ihm ergebener waren, als ihre Nebenbuhler; die würdig waren, an deren Stelle zu treten, und die ſogar der Ritterſchaft einſt allen den Ruhm ſtreitig machen und entziehen konnten, in deſſen ausſchließlichem Beſitze dieſelbe bis auf jene Zeiten geweſen war.

Je

und Ritterthaten erkaltete. Nur durch die Pünktlichkeit, mit welcher ſie nun bey Turnieren, Stiftern, Pfründen u. ſ. w. die Ritterbürtigkeit derer, die Antheil nehmen wollten, ſtrenger, als vorher, prüften, ſuchten ſie noch einige ihrer angebornen ritterlichen Vorrechte zu retten und ſich bey gewiſſen Vorzügen vor jenen zu erhalten.

Je mehr Eifer dieſe neuangeworbenen Krieger bezeigten, um ſo mehr wetteiferte der franzöſiſche Adel, ſich in die Verzeichniſſe ihrer Muſterungen oder Revüen einſchreiben zu laſſen. Auſſer dem Vortheile, den derſelbe hier in einem ununterbrochenen Dienſte fand, hatte er noch das Recht auf die Befehlshaberſtellen bey den Truppen, da im Gegentheil die Würde eines Pannerherrn oder Ritters einen ſolchen Anſpruch nicht mehr zuließ, wie der Pater Daniel bemerkt.

Durch dieſen anhaltenden Dienſt mußten die Gendarmes geübtere und zum Kriege geſchicktere Truppen, ihre Anführer erfahrner und fertiger, und folglich beyde nützlicher in den Kriegsheeren werden. Wenn man zuweilen darüber hat klagen können, daß unter dieſen Kriegern nicht mehr die Sitten, die Tugenden, der Geiſt herrſche, welche ein auszeichnendes Merkmahl der alten Ritterſchaft waren, ſo haben ſie doch zum wenigſten die heroiſche Stärke derſelben in ihrer ganzen Reinigkeit erhalten, und ſolche niemahls verloren; in kurzer Zeit haben ſie ihre Nebenbuhler übertroffen, und in der Folge verdunkelt, durch gute Ordnung, durch Mannszucht, und durch ununterbrochene Beſchäftigung mit dem Kriegsdienſte und den Kriegsübungen, worin der Eifer der Ritterſchaft ſeit ſo langer Zeit nachgelaſſen hatte.

Man hat geſagt, der Himmel habe Franz I. laſſen geboren werden, um unter dem Militärſtande den Geiſt der Ritterſchaft wieder zu erwecken. Es iſt auch nicht zu zweifeln, daß nicht ſein erhabener Geiſt und ſein Muth ſowohl, als ſeine Liebe zum Kriege, ihm das Verlangen darnach eingeflößt haben. Keiner ſeiner Vorfahrer war ſo gut, als er, bekannt geweſen mit den Abſtammungen unſerer älteſten und vornehmſten Geſchlechter, deren Geſchichte ſo genau mit der Geſchichte unſerer Miliz verbunden iſt. Eifriger, als irgend ein anderer, in Hochſchätzung und Liebe für kriegeriſche Tugenden, hat er einen Beweis hiervon gegeben, da er in der Schlacht bey Marignan verlangte, daß Bayard ihn zum Ritter ſchlagen ſolle. Dadurch, daß Franz I. vor ſeinem Unterthan ſich gleichſam erniedrigte und von ihm den Ritterſchlag empfing, gab er der Welt zu erkennen, daß Handlungen der Tapferkeit den Vorzügen der

höchſten Geburt nichts nachgeben. Allein, ſo ſehr er auch für Herzhaftigkeit eingenommen war, ſo hegte er doch den Grundſatz, daß ein großer König jedem Verdienſte gleichen Schutz müſſe angedeihen laſſen; er glaubte gegen die, welche ſich durch irgend ein Talent auszeichneten, in ſeiner Achtung und Liebe nie zu viel zu thun. In welchem Stande auch das Schickſal ſie hatte laſſen geboren werden, ſo bemerkte er doch unter ihnen keinen andern Unterſchied und Vorzug, als den des Verdienſtes ſelbſt. Vermöge dieſes Grundſatzes, den er vielleicht übertrieb, beehrte er mit dem Ritterdegen Männer, die ſich durch ihre Kenntniſſe in der Rechtsgelehrſamkeit und in den Wiſſenſchaften berühmt gemacht hatten. In ältern Zeiten war dieſer Vorzug nur einer kleinen Anzahl verſtattet worden: aber König Franz I. und Kaiſer Karl V., ſein Nebenbuhler, verſchwendeten ſolchen an Gelehrte. Dadurch wollten ſie dem, damahls faſt ganz kriegeriſchen Adel begreiflich machen, daß er auch einen Theil ſeiner Achtung für diejenigen Fähigkeiten aufbewahren müſſe, welche mit den kriegeriſchen Talenten für das Glück und den Ruhm eines Staats gemeinſchaftlich arbeiten. Allein, da dergleichen Beyſpiele zu häufig wurden, ſo brachten ſie eine Würkung hervor, die derjenigen, auf die ſie gezielt hatten, entgegen war. Man erinnerte ſich nicht, daß die Ritter, nach den alten Grundſätzen ihrer Stiftung, ſich eben ſowohl mit dem Studium der Wiſſenſchaften, als mit den Kriegsübungen beſchäftigen ſollten; man merkte, vorzüglich bey der franzöſiſchen Nation, nur auf ſpätere Vorurtheile, die keinen andern Ruhm für den franzöſiſchen Adel zulieſſen, als den, welcher durch die Waffen erworben wird.

Diejenigen Ritter, welche zu kriegeriſchen Verrichtungen ernannt waren oder von den erſten Beſchützern des Vaterlandes abſtammten, wollten lieber die Ritterwürde fallen laſſen, als die Ehre derſelben mit denen, die man **Ritter der Rechte** oder **gelehrte Ritter** nannte, theilen, und dieſe als ihres Gleichen betrachten. Aus einer thörichten Eiferſucht, die nur durch Unwiſſenheit entſtehen konnte, kam es nach und nach ſo weit, daß man in dem Eifer, ſich auf dem Walle oder auf dem Schlachtfelde zum Ritter

ter ſchlagen zu laſſen, erkaltete, weil die Ritterwürde obrigkeitlichen Perſonen und Leuten vom gelehrten Stande war ertheilt worden. Indeß war die Entſcheidung gerichtlicher Streitigkeiten ein weſentliches Geſchäft der alten Ritterſchaft geweſen. Man zog nicht in Erwägung, daß obrigkeitliche Perſonen unaufhörlich die gefährlichſten Feinde des Staats, und die Stöhrer der öffentlichen Ruhe bekämpfen müſſen, man ſah nicht voraus, daß ihre Nachfolger, die weiter keine Waffen, als die Geſetze und ihren eigenen Muth hatten, dereinſt, unter Heinrich III. und Heinrich IV., ihre Köpfe der Ausgelaſſenheit eines aufrühriſchen Pöbels würden bloß ſtellen, und dem rechtmäßigen Kronerben zu dem Throne, den man ihm ſtreitig machen wollte, verhelfen müſſen. Unſerm Adel gebührte es, den gemeinſchaftlichen Nachlaß unſerer alten Ritter unter ſich zu theilen. Während dem, daß ein Theil in den Bedürfniſſen des Staats, zu Beſchützung der Nation durch die Gewalt der Waffen, gebraucht ward, mußte der andere unabläſſig darauf bedacht ſeyn, durch die Weisheit ſeiner Entſcheidungen Friede und Ordnung in der bürgerlichen Geſellſchaft zu erhalten. Wenn der eine Theil, gleich unſern alten Rittern, ſich dem Kriegsdienſte des Königs aufopferte, ſo widmete ſich der andere, gleich jenen, dem Dienſte deſſelben in ſeinen Gerichtshöfen und Rathsverſammlungen. *) Nach den Zeiten Franz des Erſten findet man nur ſelten Beyſpiele von dergleichen Ritterpromotionen,

*) Auch in Deutſchland war im Mittelalter die Rechtspflege ein anſehnlicher Vorzug oder eine rühmliche Obliegenheit des Adels. So lange es bloß geſunder Vernunft bedurfte, um den Zank nach vaterländiſchen Sitten und Gewohnheiten zu entſcheiden, konnten Ungelehrte Richter ſeyn. Das gerichtliche Verfahren des zu Schild und Helm gebornen Vogts und ſeiner ebenbürtigen Beyſitzer war einfach, ſchlecht und recht, oft rauh, wie die Sitten des Zeitalters. Was Billigkeit und vaterländiſcher Brauch befahlen, das befolgte er in ſeinen Urtheilsſprüchen mit gewiſſenhaftem Eifer, kurz und gut: wo ſein Geſichtskreis ſich in Dunkelheit verlohr, oder wo er auf ein Labyrinth verwickelter Rechtsfragen oder unerklärbarer Thatſachen ſtieß, da ſuchte er durch Eide, durch Gottesurtheile überhaupt oder Zweykämpfe Licht zu ſchaffen.

von welchen der alte Adel ſeinen Glanz und ſein Anſehen herleitete: ſeit dieſem Zeitpunkte kennen wir faſt keine, auf dem Schlachtfelde ernannten Ritter mehr, auſſer dem tapfern Montlüc, der den Ritterſchlag von dem Herzoge von Anguien empfing, im Jahre 1544, nach der Schlacht bey Cerisolles.

Die traurige Begebenheit, da Heinrich II. mitten unter ſeinem Hofſtaate und in den Augen einer ihn liebenden Nation das Leben verlor, brachte in den Gemüthern neue Gährung hervor, wodurch das Ritterweſen vertilgt ward. Der tödliche Streich, den dieſer Fürſt empfing, erſtickte in den Herzen der Franzoſen den bis dahin bewieſenen Eifer für Lanzenwerfen und Turniere; man ſcheuete ſich, bey dem Anblick dieſer Schauſpiele, die Erinnerung an ein Unglück rege zu machen, wodurch Frankreich in Beſtürzung gerathen war, und man fürchtete, vielleicht noch andere ähnliche Unglücksfälle zu veranlaſſen. Nachdem die Turniere, dieſe ſo mächtigen Triebfedern, die Ritter in Thätigkeit zu ſetzen, faſt gänzlich aufgehört hatten, ſo zog der Fall derſelben den Untergang des Ritterweſens ſelbſt nach ſich. Da die franzöſiſche Tapferkeit, die ſogar in dem Buſen eines wollüſtigen Hofs ſtets aufloderte, nicht mehr mit Turnierübungen beſchäftigt, noch durch die weiſen Geſetze der alten Ritterſchaft in den Gränzen ihrer Pflicht zurückgehalten ward, ſo artete ſie bald aus in eine blinde Wuth für Zweykämpfe; die Turniere zum Zeitvertreib und Vergnügen, und die artigen Lanzenſpiele verwandelten ſich unglücklicherweiſe in Schlägereien und in ernſtliche Kämpfe, die, nebſt den bürgerlichen Kriegen, den franzöſiſchen Adel beynahe zu Grunde gerichtet hätten *).

Zum

*) Auf die Turnierſpiele folgten, gewiſſermaßen als Surrogat, die Carouſſels, Ringelqwinten, Kopfrennen u. d. m., die mit keiner Gefahr verknüpft waren. Heinrich IV. gab 1605 u. 1606. ſehr prächtige Carouſſels. Seine Nachfolger auf dem Throne, Ludwig XIII. und Ludwig XIV., folgten ihm hierin. Das Ringelrennen war bey dieſen Uebungen zu Pferde die angenehmſte. Die Ringe welche die Ritter mit der Lanze abſtachen, waren der Preis des Ueberwindes. Bey den Spielen der Griechen dienten Kronen

Zum Schluſſe dieſer langen Reihe hiſtoriſcher Erzählungen mögen hier einige Betrachtungen über die Unwiſſenheit und Barbarey ſtehen, in welche ſich dieſe Ritter vorzüglich ſeitdem ſie die Beſchäftigung mit Juſtizſachen aufgegeben hatten, geſtürzt haben. Ohne den Verdacht einer allzugroſſen Vorliebe für die Wiſſenſchaften zu fürchten, will ich mich bemühen zu zeigen, daß man ihnen zum Theil die erfolgte Aenderung in den Sitten unſerer Nation ſchuldig iſt. Ich trage kein Bedenken zu behaupten, daß die Wiſſenſchaften ſtufenweiſe den Geiſt zum Nachdenken und zum Urtheilen gewöhnen. Sie ſind es, die in die Herzen der Menſchen den erſten Samen der Sanftmuth und Menſchlichkeit ſtreuen, der ſo nöthig iſt, wenn die Menſchen einander näher gebracht, und vereinigt werden ſollen; denn was iſt der Geſchmack, den uns die Wiſſenſchaften mittheilen, anders, als ein Gebrauch der Regeln der geſunden Vernunft in Beurtheilung der Früchte des Geiſtes und der Werke der Kunſt?

Wenn unſere alten Ritter, die in dem Eingange zu jedem Schreiben, worin ein Turnier angekündigt ward, weiter keine Abſicht zu haben ſchienen, als dadurch dem Müſſiggange zu entgehen *), bekannt gewe-

nen ſtatt der Preiſe: unſere neuern Helden kämpften um Scherpen, Bänder, Ermel, und andere Faveurs der Damen. Noch in neuern Zeiten hat man an groſſen Höfen, bey Vermählungen und andern Feſten, auch in Teutſchland, Carouſſels gegeben. Vergl. Récherches ſur les Carrouſels anciens et modernes. 1784. 12. Zu Stockholm ward 1777 ein Turnier oder vielmehr ein Carouſſel, gehalten.

*) Allerdings mögen Langeweile und Ueberdruß des einförmigen Lebens, welches der Adel in Friedenszeiten auf ſeinen Gütern führte, (wie Herr Klüber bemerkt) zuweilen einigen Antheil an den häufigen Turnieren gehabt haben: allein ſollten nicht vielmehr die Abſichten der Regenten, Liebe und ſinnliches Vergnügen, das uns zu jeder Leidenſchaft, zu jeder Geſinnung und Tugend veranlaſſen kann, hier weit mehr Einfluß gehabt haben, als die bloſe Langeweile. Die Damen der Ritterzeit verlangten kühne und tapfere Anbeter; nur bewährte Helden konnten Anſprüche auf ihre Gunſt und Gegenliebe machen. Die Thaten biederer Ritter der

geweſen wären mit dem Werth einer glücklichen Muße, die mit Sparſamkeit auf die Erholung des Körpers, und auf Cultur des Geiſtes und der Vernunft angewandt wird, ſo würden ſie auf ſich ſelbſt aufmerkſam geworden ſeyn; ſie würden ſich überzeugt haben, daß es weder nothwendiger, noch edler iſt, ſeinen Körper zu den Beſchwerlichkeiten des Kriegs abzuhärten, als ſein Herz und ſeinen Geiſt zu den Tugenden und Fähigkeiten der Geſellſchaft auszubilden. Allein ihr Geſchmack war durch nichts gebildet, als durch das Leſen der Werke ihrer Troubadours und Gaukler, roher und lüderlicher Leute, die, weil ſie immer in der Welt herumſchwärmten, größtentheils um ihre Nahrung zu ſuchen, keine Zeit fanden, aus den reinen Quellen des Alterthums die vernünftigen Grundſätze des guten Geſchmacks zu ſchöpfen. Wären unſere Ritter durch beſſere Lehrmeiſter unterrichtet, und nach weniger unvollkommenen Muſtern gebildet worden, ſo würden ſie eingeſehen haben, daß nicht einige, nur im Vorbeygehen hingeworfenen Züge von Geiſt oder Feuer, ſondern Richtigkeit der Begriffe und glückliche Uebereinſtimmung des Ganzen mit ſeinen Theilen einem Werke die Achtung des Kenners erwerben können. In der Folge würden ſie dieſe allgemeine und unveränderliche Regel leichter auf die Moral haben anwenden können; ſie würden eingeſehen haben, daß gewiſſenhafte Ausübung einiger Pflichten, und einige in die Augen fallende, eigentlich mehr über=

waren der gewöhnlichſte und angenehmſte Gegenſtand der Unterhaltung in Geſellſchaft und in Romanen. Wiſſenſchaften und Handel waren dem Adel fremd, und der Dienſt bey ſtehenden Kriegsheeren war noch nicht gewöhnlich: nur die Jagd gab ihm noch einige Beſchäftigung. Neigung, Erziehung und Gewohnheit lehrten den jungen Adel ſein höchſtes Gut in der Gunſt und Liebe der Damen finden, und ſolche durch ein edelmüthiges und tapferes Betragen, mit einem Worte, durch Beobachtung der Geſetze der Ritterſchaft, verdienen. Hierin, liegen mächtigere Beweggründe für einen Ritter, bey dem Mangel anderer Gelegenheit, ſich in Turnieren hervorzuthun; und dieſes ſcheint auch Helvetius (de l'Eſprit T. II. p. 175) zu behaupten, welchem der Verfaſſer des philoſophiſchen Arztes (Frkf. 1775 bis 1777. St. II. S. 201), vielleicht aus Verſehen, eine andere Meinung beygelegt hat.

überſpannte, tugendhafte Handlungen, die aber von allen Ausſchweifungen eines ſchändlichen und ſtrafbaren Lebenswandels begleitet werden, eine abentheuerliche Gruppe zuſammen machen; und daß die wahre Tugend nur in der einförmigen und ſtandhaften Ausübung aller Pflichten der Religion, der Moral, und des Standes, den man ergriffen hat, beſteht; ſie würden ſich überzeugt haben, daß man einzig und allein durch einen unſchuldigen, oder wenigſtens nicht mit Verbrechen gebrandmarkten Lebenswandel den Nahmen eines tugendhaften Mannes verdienen kann.

Man beklage das Schickſal unſerer alten Ritterſchaft, deren Moral und Geſetze nicht genug bewundert werden kann; und man bekenne, daß, wenn dieſelbe in glücklichern Zeiten eine Nation, wie die Athenienſer, oder wie die, welche man dieſen ſo oft und mit ſo vielem Rechte zur Seite geſetzt hat, gefunden hätte, ſie ohne Zweifel Menſchen und Bürger gebildet haben würde, die jenen, welche ſich Plato dachte, vorzuziehen geweſen wären. Allein unſere Vorfahren wußten nichts; ſie urtheilten wenig; die Thaten und der Rang derer, die unter ihnen ſich ihrer Unwiſſenheit rühmten, veredelten dieſe in den Augen des Volks; ſie liebten den Ruhm: allein den wahren kannten ſie nicht.

Ich kann die Schilderung dieſes verfloſſenen, mit dem unſrigen verglichenen Zeitalters nicht beſſer beſchließen, als durch folgende Bemerkung eines Schriftſtellers, den alle Jahrhunderte und alle Bewohner des Erdbodens für ihren Schiedsrichter erkennen würden: „Man ſchätzte in dieſen geſchmackloſen Zeiten körperliche Fertigkeit eben ſo hoch, als zu Homers Zeiten. Unſer mehr aufgeklärtes Zeitalter ſchenkt ſeine Achtung nur den Fähigkeiten des Geiſtes und den Tugenden, die dadurch, daß ſie den Menſchen über ſeinen Stand erheben, denſelben zu einem Beherrſcher ſeiner Leidenſchaften, zu einem edelmüthigen, wohlthätigen und hülfreichen Geſchöpfe machen".

Einige allgemeine Betrachtungen über das Ritterweſen. *)

Ziehen wir nun das Reſultat aus allem Bisherigen, ſo finden wir: Alles

*) Ueber den Geiſt und die Geſchichte des Ritterweſens älterer Zeit. Vorzüglich in Rückſicht auf Deutſchland. Gotha 1786. 8. S. 125 ff.

Alles Romanhafte abgerechnet, was blos erdichtet, oder aus Legenden, Sagen der Vorzeit und Volksideen herausgeſponnen iſt, ſo iſts doch hiſtoriſch gewiß: Es gab eine Zeit, wo zu einem, für die Menſchheit der Abſicht nach gewiß wohlthätigen Zwecke ſich Geſellſchaften zuſammen thaten, für Aufrechterhaltung der Tapferkeit, Tugend, Minne und Religion zu Trotz und Schutz ſtandhaft zu wachen. Das waren ihre edleren Beſtandtheile, und das Uebertriebene davon fällt auf Rechnung der Zeit und der Umſtände, d. i. der noch nicht hinlänglichen Verſtandes-Aufklärung und der geringeren Fortſchritt in Wiſſenſchaften.

Deſto wirkſamer konnten ſie auf das Herz durch die Fantaſie ſeyn, und Empfindungen der Menſchlichkeit ſelbſt unter den rauheſten Zeitgenoſſen, ſo wie geſelliger Tugenden ſchneller hervorbringen, die gewöhnlich nur Folgen eines durch Erfahrungsſätze geläuterten und berichtigten Verſtandes zu ſeyn pflegen. Aber eben daher auch das Unfeſte, Unzuſammenhangende in ihren ſittlichen Gefühlen und Handlungen, das bloß nach Convention ſich richtete.

Da der Menſch ein ſittliches Weſen iſt, ſo iſt ihm auch das Hinſtreben zu Vervollkommung ſeiner ſittlichen Natur eigen. Nur weil ſittliche Natur mit der phyſiſchen, die thieriſche mit der geiſtigen, mit unſichtbaren Fäden zuſammenhängt, verfehlt er oft des rechten Zweckes, übt die körperliche, und verſäumt die moraliſche. Wo beyde zuſammen ausgebildet werden, gedeihet der Menſch, und trägt bewunderungswerthe Blüthen. Er überſpringt weder ſeine Sphäre, indem er wie die huckenden Beſchauungsweiſen Indoſtans und ſo manche Theurgen alter und neuer Zeit,

bey Leibesleben ſchon ganz Geiſt ſeyn will, noch ſinkt er herab zum Thier, wie der Wilde.

Verſchoben können ſittliche Anlagen werden, aber nie ganz vertilgt. Es bedarf eines kleinen äußeren Drucks, ſo ſprechen die Saiten an. Ueberſpannt können Gefühle leicht werden, wo nicht gehörige Uebereinſtimmung und Unterordnung iſt. Sind ſie deswegen ſchädlicher oder nützlicher?

Eberhardt im erſten Theil ſeiner vortrefflichen Apologie des Sokrates erwähnt der Ritterzeiten mit einer Art Enthuſiasmus. Dadurch ſeyen die geſelligen Neigungen von Wohlwollen, Liebe und Sympathie zuerſt unter manchen noch mit Rauhheit ringenden Völkern zu einem feinern Grade emporgetrieben, Ehrlichkeit und Tapferkeit von den rohen Schlacken abgeſchieden, und mit geſchmeidigern Geſinnungen und Sitten auch im Aeußerlichen gepaart worden. Dadurch ſeyen alſo die erſten Schritte zur Cultur unter den Europäern geſchehen.

Es mag etwas Uebertriebenes in der Vorſtellung liegen. So allgemein wirkſam war der Nutzen nicht, beſonders in Deutſchland nicht, da der Stand, in deſſen Kreis dieſe Tugenden lagen, ausſchließend war, freylich aber auch durch ſeine Erhöhung über andre niedrigere Stände auf dieſe um ſo beſſer herabwirken konnte. Oft mochte auch von den Rittern ſelbſt dem kleineren Guten das größere aufgeopfert werden, z. B. wenn zu Befreyung einer Dame oder eines Andern mehrere Unſchuldige ermordet wurden, und wenn die Schwärmerlinge Tollkühnheit mit Tapferkeit, Eigenſinn mit Klugheit u. d. verwechſelten. Raſerey war es offenbar, wenn, auf den eigenſinnigen Einfall eines ſtrengen Fräu-

leins

leins hin, der Ritter eine Heerde Gefangener aufſuchen, und vor ſie ſchleppen mußte, wenn oft ein verſchwebter Don Quixotte umſonſt und um nichts, wie ein Narr Wüſten und Wälder und Einöden durchzog, und wenn er auf keine Menſchen traf, mit Windmühlen focht. Aber wo hat nicht alles Gute, im Mißbrauch, ſeine ſchlimme oder belachungswürdige Seite, wenn das Eſt modus in rebus, ſunt certi denique fines überſchritten wird. Gewonnen iſt ſchon viel, wenn nur den geſchlachtern Empfindungen vor den rauhern einmahl mehr Raum gegeben, und alſo die Natur veredelt wird. Alle Keime der Tugend entfalten ſich um ſo ſchneller, je wärmer der Boden des Herzens iſt. Und Freundſchaft, Liebe, Religion mit Tapferkeit gepaart, werden ja hier die lieblichen Sonnenſtrahlen, die den Ritter entzündeten. Der Einfluß iſt gewiß nicht unerheblich auf das Beſte der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt, deren Glück durch die unermüdetſten Ausübung der geſelligen Tugenden allein befördert wird. —

Andere giebt es, die den Werth dieſer Zeiten, was ſie auch davon als richtig annehmen, gar zu ſehr herabwürdigen, *) die ganze Erſcheinung als Ausgeburt einiger toller Köpfe verachten, und lachen, wenn man etwas Lobenswürdiges daran aufſpüren will. Die Mittelſtraße zu gehen, iſt immer der ſicherſte Weg.

Zweytens finden wir: der Rittergeiſt nahm immer die Farbe des Bodens und des Klimas, worauf und worunter es blühete, an, worüber oben

*) Man vergleiche hierüber den 3ten ſchönen Dialog in Hurd's moraliſch-politiſchen Verſ. (aus dem Engl. von Hölty überſetzt. Leipzig 1775.) über das Zeitalter der Königin Eliſabeth.

oben ſchon geſprochen wurde. J Deutſchland, unter dem Einfluß der Minneſänger, an den Höfen etwas geſchliffener, im übrigen aber nachher rauher und derber Farbe. Das Mönchsthum hat einigen ſeiner Aeſte, nähmlich dem deutſchen Ritterorden, der Johanniter-Geſellſchaft, dem Tempelherrnorden u. dergl. früh eine eigene Geſtalt gegeben, die dem anſchauenden Blicke der Nachwelt jetzt zu einem heilſamen Lachen dienen könnte, wenn nicht hinter der Biſarrerie, wies würklich ein **mönchiſcher Ritter** ſeyn mußte, mehr geſteckt hätte, als nur — eine poßierliche Verirrung der Natur. Es iſt zum Voraus erſichtlich, daß zwey ſolche heterogene Dinge, wie ein Mönch und ein Krieger, ein Mann des Friedens und ein Mann der Rache, in eine Form zuſammengegoſſen, ein widernatürliches Ding hervorbringen müſſen; und die Erfahrung hat es mit den ſchreckvolleſten Beweiſen beſtätigt. In ſolcher Ungeheuer Händen muß die Religion, ſonſt das edelſte Werkzeug, Inſtrument des Verderbens werden. Dies dürfte zu den zufälligen ſchlimmen Folgen des Ritterweſens gehören.

Drittens: Lächerliche Alfanzereyen können uns manche ihrer Gebräuche bey ihren Einweihungen und bey ihren ſonſtigen Uebungen allerdings ſeyn, ſo verſchiedne Schattirungen nach den verſchiednen Ländern auch ſelbſt dieſe haben mochten. Aber verweilen wir nicht oft gern mit einer Art Andacht an gothiſchen Gemählden und Gebäuden, ärgern uns nicht an dem Bunten, Schnirkelförmigen und Ueberladenen, ſondern ſehen auf innern Gehalt, innere Wahrheit und Feſtigkeit? Ceremonie beherrſcht die Welt. Ceremonie war auch die Seele des Ritterordens.

Es iſt nothwendig, bey der großen Ungleichheit menſchlicher Geſinnungen, in Errichtung einer Geſellſchaft gewiſſe Uebereinkommniſſe zu treffen, wornach ſich das Ganze richte. Uebereinkommniſſe, die freylich, wenn nun die Geſellſchaft ſich beſtätigt hat, und zu einer gewiſſen Reife gediehen iſt, bey Veränderung der Zeit und der Umſtände überflüſſig, oft wirklich lächerlich ſind. Allein da der Menſch ſo abergläubiſch feſt an allem Herkömmlichen hängt, ein Fehler, der in ſeiner angebornen Trägheit, ſelbſt zu denken, liegen mag, bey dem Vorurtheil für das Alterthum überhaupt, und beym Anſehen der Mehrheit in gewiſſen Sachen und Meynungen, iſt das alles wohl kein Wunder. Laſſen wir dem Ritterſtande ſein Handwerks- und Zunftmäßiges. Wer iſt uns Bürge, daß bey all unſern geſchmackvollen Sitten eine ſpätere Nachkommenſchaft nicht auch über uns lache? Giebts einen tyranniſchern Deſpoten, wie oft den Geſchmack?

Spotte man über jene romantiſche Ideen, über jene abergläubiſche Sagen, woran die Vorwelt ſo ſteif hielt, die ſie, herabgeſchöpft aus der Fabelzeit, welche jede Nation hat, vom Ammenmund einſog, die ſich verwebte mit ihrer ganzen Denk- und Sinnesart, die ſo manches übermäßig Schöne und Häßliche hervorbrachte: Ehrwürdig müſſen ſie dem Philoſophen ſeyn, der dem Gange der Menſchheit durch alle Jahrhunderte nachſpürt, und die Seele in all ihren Winkeln belauſcht. Dank wiſſen dürfen wir immer unſrer Aufklärung und der Fackel der Philoſophie, die ihr Licht herein verbreitet hat, die das Reich der Fantaſie und der mit ihr ſo verwandten Schwärmerey zerſtört, oder — in ſeine Gränzen zurückgewieſen hat.

Zu

Zu wünſchen iſt es freylich recht ſehr, daß wir bey unſrer Aufklärung auch in Abſicht auf praktiſche Moral immer beſſer werden! Dann aber noch eins. — Scheint nicht die Natur des Menſchen ſich in einem ſteten gleichförmigen Kreislaufe zu drehen? Thorheiten verſchwinden und kommen wieder. Oft iſts nur neuer Firniß, den ihnen Zeit und Umſtände auflegen.

Der Wunderglaube an das Knieband einer Schönen, oder an die talismaniſche Kraft ihres Segens, der Zuwerfung eines Theils ihres Anzugs, oder auch nur der leuchtenden Geſtirne, ihrer brennenden Augen del albergo d'amore, wie Arioſt einmahl ſagt, dieſes Vertrauen, das jene fahrende Ritter ſo bezeichnete, ſollte uns ſeltſam dünken, da es jetzt noch ſo viele verliebte Narren giebt, denen eine Locke ihrer Amoroſa ſo heilig iſt, wie eine Reliquie, und da es nicht lange her iſt, daß das Werther- und Siegwartfieber getobt hat? — und doch haben wir ganze Gebäude moraliſcher Syſteme aufgeführt, und wer wollte nicht dafür angeſehen ſeyn, nach allgemeinen Begriffen und ſtrengen Grundſätzen ſeine Handlungen zu beſtimmen? — Aber man lache auch darüber! das iſt zu verzeihen; aber zu beweinen wäre die ſchwindſüchtige Seele, der enge Trödelkopf, deſſen Alltagswitz über die heroiſchen Beyſpiele der Männlichkeit, über die Beweiſe der Herzhaftigkeit und des markigen Geiſtes, die über dem Grabe der Vergangenheit wie Koloſſen ſtehen, ohn' allen Sinn und alles Herz — lachen könnte. Jene Kraft iſt freylich nicht mehr, — jene Tugenden des Biederſinns und der männlichen Standhaftigkeit ſind meiſt verdrängt, und es ſcheint, mit all unſerer Geſchliffenheit und Vielgewandtheit ſeyen wir um unſer eigentliches

Gepräge, und um die Wahrheit unſres Charakters gekommen. Es hat etwas angenehmes, ſey es auch durch einen Nimbus der Illuſion, den Entfernung um jene Zeiten wirft, ſich in ſie zurückzuziehen, ſich zu weiden an den Bildern ihrer Größe, und lächeln muß man dann, wenn man ſieht, wie mancher Ururenkel eines alten Ritters, da er ſelbſt keine große Thaten mehr verrichten kann, doch mit ſeinen Ahnen prahlt, ihre Portraite um ſich her verſammelt, und ſtolz in dieſer Gallerie auf und nieder ſpaziert. So liebten die Römer, nach Ammian Marcellins Bericht, nach der traurigen Verheerung der Vandalen, da ſie ſelbſt nichts Großes mehr hervorbringen konnten, doch noch mit heißerm Enthuſiasmus die — Statuen ihrer Väter.

Einige Schriften über das Ritterweſen.

Das Ritterweſen des Mittelalters nach ſeiner politiſchen und militäriſchen Verfaſſung. Aus dem Franzöſiſchen des Herrn de la Curne de Sainte Palaye, mit Anmerkungen, Zuſätzen und Vorrede von D. Johann Ludwig Klüber. I. Band, Nürnberg bey Grattenauer, 1786. 311 S. 8. II. B. Daſelbſt, 1788. 410. S. III. B. Daſ. 1791. 581. S. (Ladenpr. aller drey Bände 4 Rthlr. 4 gr.) Dieſes iſt das erſte und das Hauptwerk über dieſen Gegenſtand, aus dem die Verfaſſer aller in der Folge erſchienenen Abhandlungen vorzüglich geſchöpft haben. Palaye ſtarb 1781. in einem Alter von beynahe 84 Jahren, und man betrachtete ſeine Abhandlung über das Ritterweſen, die von 1759 an erſchienen, als ſein Meiſterwerk. Er verbreitet ſich darin über alle Verhältniſſe deſſelben, vorzüglich in Frankreich, über Ritterromane des Mittelalters, Rittergedichte, die Jagd ꝛc.

Ueber den Geiſt und die Geſchichte des Ritterweſens älterer Zeit. Vorzüglich in Rückſicht auf Deutſchland. Gotha, bey Ettinger 1786. 136 S. 8.

Un-

Unterſuchung der Frage: Wie beſtand die Ritterwürde in älteren Zeiten? Frankfurt a. M. 1790. 8.

Ziegeſar über das alte Ritterweſen. Stuttgardt, 1793. 8. (Beſonders in Rückſicht auf den Urſprung der Zweykämpfe und des falſchen Ehrgefühls.)

Von den **Ritterburgen**, **Rittergeſellſchaften**, **Ritterorden** ꝛc. ſehe man die unten folgenden beſonderen Artikel.

Ritter, (**die beſten**) ſo wurden vor Zeiten diejenigen Ritter genannt, welche bey der Krönung eines Kaiſers auf der Tiberbrücke in Rom zu Rittern geſchlagen worden waren.

— (**entehrte**) Ritter, die wegen eines Verbrechens ihrer Würde beraubt, und dabey als Todte behandelt wurden.

— (**fahrende**) ſ. **irrende Ritter.**

— (**Ganz-**) ſo hießen die **beſten** und die **geſtrengſten** Ritter, im Gegenſatze der übrigen, die man **Halbritter** nannte.

— (**geiſtliche**) Milites clerici, waren die Doctoren auf den Univerſitäten. Sie ſtritten mit den Waffenrittern um den Vorzug, und viele von ihnen brachten es dahin, daß ſie auch die Ritterwürde erhielten.

— (**gelehrte**) Milites literati, Ritter, die dieſe Würde als gelehrte Beyſitzer in den Gerichten bekommen hatten, von den Waffenrittern aber ſo verachtet wurden, daß dieſe letztern auf die Ritterwürde, die ſie mit jenen nicht theilen wollten, Verzicht leiſteten. Die **gelehrten Ritter** hießen auch **Ritter der Rechte**, Milites justitiae.

— (**die geſtrengſten**) ſolche, die in den Schlachten die Ritterwürde als Belohnung ihrer Tapferkeit erhalten hatten.

— (**Halb-**). Die Erklärung ſehe man unter **Ganzritter**, in dieſem Verzeichniſſe.

Ritter, (irrende) Ritter, die, um ſich berühmt zu machen, mit ihren Knappen auszogen, Abentheuer aufzuſuchen, wie es in dem Art. **Ritter** zu finden iſt. Sie hießen auch **fahrende Ritter**.

— (**Batzen**-) waren Leute im Mittelalter, die ſich zu Thiergefechten gebrauchen ließen, und für ehrlos gehalten wurden. Sie müſſen mit den Rittern, von denen wir bisher handelten, auf keine Art verwechſelt werden.

— (**die theuerſten**) waren die St. Katharinen-, Perg-, und finſteren Sternsritter.

— (**die würdigſten**) ſo hießen die Ritter des heil. Grabes.

Viele andere Benennungen der verſchiedenen Ritter kommen im Artikel **Ritterorden** vor.

Ritterakademie, eine Schule, auf welcher junge Adelige unterrichtet werden; ſ. im Art. **Schul- und Erziehungsanſtalten**.

Ritter-Amaryllis, ſ. im Art. **Lilie**, (**Narziß**-) Th. 79. S. 68.

Ritterbank, derjenige Ort, wo der Adel in einigen Ländern bey gewiſſen feyerlichen Gelegenheiten, ſo wie in großen Tribunalen, ſitzt. Sie iſt indeß nur für den mindern Adel beſtimmt, zum Unterſchiede von der **Herrenbank**, wo der höhere Adel ſich niederläßt.

Ritterblume, ſ. **Ritterſporn**.

Ritterburg, ein mit Mauern und Thürmen, befeſtigter, auf Felſen oder ſonſt an einem unzugänglichen Orte erbaueter Wohnſitz der Ritter des Mittelalters, die ſich ohne Unterlaß einander befehdeten und auf dieſe Art bey Angriffen zu ſchützen ſuchten.

Seitdem die Ritter in unſern Romanen und Schauſpielen wieder auflebten, haben die Trümmer der alten Burgen, die auch ſonſt ſchon die

den,

Gegenden, in denen ſie ſtehen, durch die Ideen erloſchener Größe und Stärke verſchönern, ein neues Intereſſe erhalten. Einige Bemerkungen über die Verſchiedenheit ihrer Lage und Bauart mögen hier nicht am unrechten Orte ſtehen, *) beſonders da viele unſerer Leſer in ihren Gegenden Gelegenheit haben werden, die Richtigkeit dieſer Bemerkungen ſelbſt zu prüfen.

Nicht alle Veſten und Ritterſitze, welche jetzt zertrümmert liegen, waren Raubſchlöſſer. Viele Ritter würdigten ſich wohl nicht zu Greuelthaten herab, doch mußten ſie ſich vor andern gewaltthätigen Menſchen ſichern. Befehdungen unruhiger Nachbarn wenigſtens konnte jeder ausausgeſetzt ſeyn, und jeder mußte daher in jenem unruhvollen Zeitalter ſeinem Ritterſitze alle mögliche Feſtigkeit geben. Viele Ritterſitze waren aber in der That ſchreckliche Räuberhöhlen in Wüſteneyen, auf felſigen Bergen, oder umringt von Waſſergräben, welche dem Reiſenden die ſorgfältigſte Behutſamkeit, Liſt oder ſtarke Bedeckung nothwendig machten, um nicht ſeiner Güter, ſeiner Freyheit, oder wohl gar ſeines Lebens beraubt zu werden. Daher kommt noch in manchen Städten das Geleite der Kaufleute durch Reuter.

Man kann die alten Schlöſſer in **Bergveſten** und **Waſſerveſten** (oder Waſſerburgen) eintheilen, wozu noch die **Burgſtälle**, oder **Burgwohnungen**, kommen. Die Waſſerburgen lagen in Thälern und wurden auſſer ihren dicken Mauern, Thürmen, Baſteyen, und Bruſtweh-

*) Dieſe Bemerkungen ſind aus der Schrift: Ruinen, Alterthümer und noch ſtehende Schlöſſer auf und an dem Fichtelgebirge. Hof, bey **Gran**, 1795. 8. mit Kupfern. Preiß 1 fl. 15 kr.

wehren durch Waſſergräben geſichert, über welche eine Aufziehbrücke den führte, welchen man einzulaſſen für gut fand. Die Bergveſten lagen nicht immer auf den höchſten Gipfel eines Berges oder einer Bergkette. Den höchſten Platz felſichter Berge auf dem Fichtelgebirge, nahmen bloß die Schlöſſer Waldſtein, Rudolphſtein und Epprechtſtein ein, wozu man noch allenfalls die Veſten Thierſtein und Hohenberg rechnen kann. Die meiſten andern lagen entweder auf einem niedern Theile, Abhang oder felſigten Kopf eines hohen Berges, welchen Kopf der höhere Gipfel deckte, oder auf einem niedern Berge mit einem ſchroffen Abhang, welchen herumliegende höhere Berge und Hügel deckten; oder ſie waren an einem Gebirgseck, welches auf zwey Seiten freye Ausſicht verſtattete, oder auf einem ſteilen felſigen Ende eines ſich in die Länge ziehenden Bergrückens; oder am vorderſten ſteilen Abhang, wovon ſie das Eck machten, umringt von höhern Bergen angebracht, doch ſo, daß man von einem hohen Thurme, oder der oberſten Etage des Schloſſes zum Theil über die Berge weg oder mitten durch ſie hin, durch ein Thal, auf die Straſſen ſehen konnte. Die Kunſt vollendete, zuweilen mit erſtaunenswürdiger Kühnheit, was die Natur in Anſehung der beſten und ſichern Lage unvollendet gelaſſen zu haben ſchien. Die meiſten verrathen in ihrer Anlage die Abſicht, über eine gewiſſe Gegend zu dominiren, dann verborgen zu liegen. Wartthürme auf den höchſten Höhen in einer Gegend, von welchen man viele Straſſen überſehen konnte, dienten alsdann zur Spekulation, und um von da aus Signale zur Verſammlung und zum Angriffe geben zu können, oder um den Bewohnern einer Gegend

zu melden, wenn es Zeit ſey, zur Vertheidigung gegen Feinde oder zur Flucht ſich anzuſchicken.

In Anſehung der Bauart verrathen die Ruinen einiger Schlöſſer, daß ſie lange vor den Kreuzzügen entſtanden ſeyn müſſen. Um jene Zeit erhielt zuerſt die Bauart der Deutſchen, zumahl in den nördlichen Ländern, eine beſſere Form. Die Deutſchen lernten in Italien, Griechenland und Aſien die beſſere Baukunſt kennen. Sie ahmten aber freylich nicht ſowohl die geſchmackvolle antike als die ſchnörkelhafte gothiſche nach. Doch erhielten die Gebäude mehrere Schönheit und Symmetrie als ehedem, und wurden in der Folge immer zweckmäßiger eingerichtet. Je älter aber das Schloß iſt, deſto weniger zeigt ſich Ebenmaß, deſto weniger hatte es Fenſter, deſto dickere Mauern, deſto weniger äuſſere Zugänge. Vielleicht hätte man manche Veſte wohl eher für ein Spiel der grotesken Natur in Anhäufung der Steine halten können, als einige Neuere die egyptiſchen Pyramiden dafür annahmen.

Ueberhaupt aber war den Rittern bey Anlegung ihrer Burgen nicht ſo viel an Ebenmaß, Raum, Helle, Bequemlichkeit und Schönheit gelegen als an Feſtigkeit. Der ganze Plan gieng darauf, ſich Sicherheit zu verſchaffen, welcher Rückſicht alle übrigen Eigenſchaften eines guten Gebäudes nachſtehen mußten. Meiſtens richtete man ſich in der Anlage ganz nach dem Theile des Berges, auf welchem das Schloß ſtehen ſollte, ohne eben ein regelmäßiges Viereck abzuſtecken. Dieſen Bergrücken oder niedern Platz des Berges fortificirte man ringsumher mit ſtarken Mauern. Auf der Seite, wo ſich der Berg noch weiter fortſetzte, legte man mehrere ſtarke Wälle und

zuweilen einen doppelten und dreyfachen Graben an. Wenn es der Platz verſtattete, zog man rings um die Burg einen Wall mit Mauern, kleinen Thürmen an den Ecken, und einem oder mehrern Graben, welche meiſtens mit Mauern gefüttert wurden. Wo aber bey ſteilen Abhängen auf einer oder mehreren Seiten ein Graben rings herum unmöglich oder unnöthig war, da grub man wenigſtens ſo weit man konnte, den Boden ab, ſenkte bey der Einfahrt über dieſen Graben eine Zugbrücke, und umſchloß den Schloßhof oder Zwinger durch eine dicke feſte Mauer mit Schießſcharten, welche oben eine Bruſtwehre hatte. Vor dem Graben war meiſtens ein Thurm, welcher die Zugbrücke und die Einfahrt deckte. Oefters war auch an den alten Schlöſſern vor dem Hauptthore eine Burghuth oder veſte Wohnung derer, welche das Schloß beſchützen ſollten (vasalli castrenſes.).

Der innere Eingang, zu welchem die Zugbrücke führte beſtand entweder aus einem Thorhauſe, auf welchem der Thorwärtel die Aufſicht hatte, oder aus einer bloßen ſtarken Mauer mit einem Thore, über welchem das Wappen des ritterlichen Geſchlechts in Stein gehauen war. An dieſem Portale zog man die Aufziehbrücke empor, wovon man noch bey vielen Pforten die Oefnungen in den ſteinernen Thorpfoſten ſieht, in welchen die Flaſchen oder Wellen angebracht waren. Der Pforte zur Seite finden ſich zuweilen hervorſtehende gemauerte Baſteyen oder kleine runde Thürme mit Schießſcharten, zuweilen deckten dieſes Thor bloß die höher liegenden und mit einer Bruſtwehre verſehenen Mauern des Zwingers. Die Mauern des inneren Hofraums richteten ſich nach der Figur des Berges oder nach den

den herumliegenden Felſen, und bildeten gerade Linien oder krümmten ſich zu einem Felſen, wie es der Lage angemeſſen war. Die Ecken wurden jedesmal durch hervorſtehende Baſteyen oder Defenſionsthürmchen geſichert, aus welchen man eine Linie beſtreichen konnte. Das Thor am Hofraum ſcheint niemahls der Pforte am Hauptgebäude gegenüber, ſondern auch wenn es der Platz verſtattet hätte, immer in ſchiefer oder umgekehrter Richtung angebracht geweſen zu ſeyn. In dem innern Hofraume lagen, wie bey den neuern Ritterſitzen, die Neben- und Wirthſchaftsgebäude, zuweilen eine Kapelle, welche auch an manchen Orten in einiger Entfernung auſſerhalb der Veſte lag — dann die Wohnungen für den Kapellan (Burgpfaffen), Stallmeiſter, Haus- oder Burgvoigt, die Knappen und andere Diener, unter welchen ſich die Ställe für die Roſinanten der edlen Ritter befanden — und andere Wirthſchaftsgebäude. Auch waren entweder am Thorhauſe oder an andern Orten des Hofraums Gefängniſſe angebracht: Das Hauptgebäude, oder die eigentliche Burg war ebenfalls nicht immer ein regelmäßiges Viereck. Wenige Schlöſſer waren geräumig. Bey vielen leitete ein ſehr enger Eingang, durch welchen nicht zwey Menſchen mit einander kommen konnten, und welcher nicht unten am Erdboden, ſondern in einiger Höhe angebracht war, zu welcher eine herabgelaſſene Treppe führte, dem traurigen Dunkel zu, das in den meiſten Schlöſſern herrſchte. Denn einige Schlöſſer umzog, wenigſtens von der Seite, welcher die Natur die wenigſte Feſtigkeit gegeben hatte, noch eine innere Mauer, welche zuweilen mit dem Hauptgebäude einerley Höhe hatte.

Die

Die älteſten Burgen hatten ſehr wenige und enge Fenſter, wenig weiter als Schießſcharten. Erſt an denen aus dem 14ten und 15ten Jahrhunderte erblickt man einige Symmetrie und Schönheit. Unten hatten dieſe Gebäude 6 bis 8 Fuß dicke Mouern, welche ſich nach oben zu in etwas abſchrägten, und von innen erweiter-ten. Bey einigen waren mehrere Etagen, bey andern nur das Erdgeſchoß gewölbt. Der untere Theil mag nicht nur zu Vorrathskammern gedient, ſondern auch zuweilen die Stelle der Caſematten vertreten haben. Im obern Theile waren bekanntlich Säle, Speiſe-, Gaſt-, Wohn- und Schlafzimmer, Waffenbehältniſſe und dgl. Ueber der Thüre am Hauptgebäude, oder neben derſelben im zweyten Geſchoße findet ſich zuweilen ein Balkon, von welchem herab man ſich zeigte oder Befehle gab, oder durch einen Herold etwas bekannt machte; ſo wie am Thorhauſe meiſtens über dem Thore eine größere Oeffnung war, von welcher herab man etwa fragte, welcher edle Ritter, Herold oder Knappe eingelaſſen zu werden verlange. Dann waren hin und wieder Schlupfwinkel und verborgene Gänge angelegt, durch welche man unbemerkt aus dem Schloße kommen konnte. Manche Ausgänge aus dem Hauptgebäude finden ſich in der Höhe, von welcher man vermuthlich eine kleine Brücke, Treppe oder Strikleiter herabließ, auf einer am meiſten gedekten Seite des Schloßes. Man hatte ferner mehrere und ſehr tiefe Keller und unterirrdiſche Gänge, davon manche auf eine halbe Stunde weit unter der Erde hinweggeführt haben ſollen, entweder in ein anderes Schloß oder zu einem Ausgange im Walde, oder ſonſt an einen nicht ſo leicht bemerklichen Ort, wo man

bey

bey unvermutheten Ueberfällen leicht entfliehen konnte.

Einige Schlöſſer lagen innerhalb ſehr hoher Felſen, welche zum Einſchluß des Schloſſraumes mit benutzt wurden. Die Zwiſchenräume, wo die Felſen nicht ganz zuſammenſchloſſen, erfüllte man alsdann mit Mauern oder kleinen Thürmen.

Ueber alle niedere Gebäude und kleinere Thürme, wodurch die Linien der Auſſenwerke gedekt wurden, ragte meiſtens ein hoher, runder oder viereckigter Thurm empor, von welchem aus man über die ganze Gegend freye Ausſicht hatte. Dieſer Thurm hatte unten keinen Eingang, ſondern erſt in einer Höhe von 30 bis 40 Fuß nach innen zu. Von dem Hauptgebäude ließ man wahrſcheinlich eine Fallbrücke hinüber an dieſen Thurm fallen, wenn man hinein wollte. Dieſer Thurm hatte Gewölb auf Gewölb ohne Treppen in die Tiefe. Jedes Gewölb hatte in der Mitte ein viereckiges Loch, durch welches man ſich oder einen Gefangenen hinablieſs. Der unterſte Raum war das grauenvolle **Burgverließ**, worin unglückliche Gefangene, der gemeinſten Wohlthaten der Natur beraubt, in der unreinſten Luft, oft unter modernden Gebeinen und Ungeziefer lebendig begraben, mit Sehnſucht nach Freyheit oder nach dem lezten Ende ihrer Quaalen ſchmachteten. Dieſes Burgverließ gieng meiſtens weit unter die Erde hinab. Der oberſte Theil des Thurms diente zur Beobachtung der Gegend und zu Signalen.

Man wählte zu dieſen Schlöſſern endlich auch ſolche Plätze, wo man erſtens genugſames Waſſer bekommen konnte; meiſtens findet man innerhalb der Ringmauern noch den Platz des

nunmehr verfallenen Brunnens; zweytens, wo man auch einigen Getreidebau wenigſtens einige Graſung für die Pferde haben konnte.

Uebrigens ſieht man es den meiſten dieſer Schlöſſer an, daß ſie noch vor Erfindung des Schießpulvers oder häufigem Gebrauche des großen Geſchützes und der dadurch veränderten Kriegskunſt entſtanden ſind. So feſt ſie ehemahls waren, ſo würden ſie doch heut zu Tage vor Karthaunen keine Zuflucht gewähren.

Wenn man die alten Ritterburgen von der romantiſchen Seite betrachtet, laſſen ſich viele anziehende Ideen daran reihen, wie es unter andern der herrliche Matthiſon in der klaſſiſchen Elegie, in den Ruinen eines alten Bergſchloſſes geſchrieben: „Schweigend, in der Abenddämmerung Schleyer ꝛc.“ gethan hat. Nur Schade, daß die hier ausgeſprochenen Gefühle der alten Deutſchen Ritterwelt großentheils fremd waren, und man dadurch nicht in die wirckliche ſondern in eine ausgeſchmückte Vorzeit verſetzt wird.

Ritterbürtig, im Mittelalter, von ſolchen Aeltern geboren, daß man ſich um die Ritterwürde bewerben durfte. Bey verſchiedenen Ritterorden iſt bisher auch noch die Ritterbürtigkeit erforderlich geweſen, indem die eintretenden Mitglieder bey ihrer Aufnahme eine gewiſſe Anzahl ächt adeliger Ahnen nachweiſen müſſen.

Ritterdienſt, eigentlich ein Dienſt, den ehedem ein Ritter zu leiſten verbunden war. In der vertraulichen Sprechart von einem jeden freundſchaftlichen Dienſte von einiger Wichtigkeit. Uebrigens ſehe man auch **Lehendienſt**.

Ritterdorf, zum Unterſchiede von einem Amtsdorfe, ein, der Gerichtsbarkeit eines Rittergutes unterworfenes Dorf.

Rit=

Rittereħre, die höchſte Betheurung bey ihrer Ehre, auch gelobten und verſprachen ſie bey ihrer Ehre, und hielten es in der Regel auf das unverbrüchlichſte.

Rittereid, das feyerliche Verſprechen, welches ein Ritter im Mittelalter bey ſeiner Erhebung zur Ritterwürde thun mußte, daß er die Ritterſlichten treu erfüllen wolle.

Ritterfeld, ſ. **Lehenfeld**.

Rittergericht, ein aus adeligen Perſonen beſtehendes Gericht; in einigen Ländern. S. auch unter **Landgericht**.

Rittergeſellſchaft, eine Verbindung unter mehreren Rittern zu ihrer gegenſeitigen Vertheidigung, dergleichen im 14ten und 15ten Jahrhunderte in Deutſchland verſchiedene aufkamen, welche zwar den unordentlichen Befehdungen entgegen geſetzt wurden, die aber der Erhaltung des Landfriedens mehr hinderlich als zuträglich geweſen ſind. Ihr Endzweck war eben ſo beſtimmt, als der, der Wappenbrüderſchaften, wovon im Art. **Ritter** die Rede war. Nur nahmen mehrere Antheil daran, als das enge Bündniß der Wappenbrüder verſtattete. Wären ſie ihrer urſprünglichen Verfaſſung und Beſtimmung treu geblieben, ſo würden ſie ſich unſterbliche Verdienſte um das Vaterland erworben haben. Aber leider entſtanden ſehr bald aus ihnen eben ſo viele Geſellſchaften von Rauf- und Raubgenoſſen, welche oft traurige Verwüſtungen anrichteten, und um ſo gefährlicher wurden, je größer ihre Anzahl, und je enger ihre Verbindung war. In der That iſt es zu bedauern, das der Hang zu Räubereien und unordentlichen Herumbalgen bey der deutſchen Ritterſchaft ſo tief einwurzelte. Ohne dieſen würden ſie ohne Zweifel ihren Nachbarn weder an

Ruhm

Ruhm, noch an edelen Früchten des ritterlichen Eifers nachſtehen.

Die älteſte jener ritterlichen Raufgeſellſchaften *) mag wohl die **Geſellſchaft der Sterner**, der **Sternerbund**, oder die **Sternergeſellſchaft** ſeyn, welche unter Kaiſer Karl IV. um das Jahr 1370, oder vielleicht etwas früher, in Heſſen vorkommt, das beſonders von ihr gelitten hat. Der Bund war vorzüglich gegen den Landgrafen Hermann von Heſſen gerichtet. In den handſchriftlichen Excerpten der Riedeſeliſchen Chronick, S. 33 und 34, heißt es davon:

„In dieſem Sterneubunde waren der meiſte Theil der Edeln im Lande zu Heſſen, die „geſchloſſen Junckern, dazu durch Weſtphalen „Buchen, Sachßen, Francken, an den Rein, „und durch die Wetterau, daß mehr denn 2000 „ſolcher Junckern waren, die hatten mehr denn „viertehalb hundert Schloß, und hatten zuſam„men geſchworen wider dieſen Landgraff, ihn „alle ſeine Lande zuſtören und unter ſich zu brin„gen, und die Oberſten des Bundes waren all„bereits eins worden, was jeglichen am Lande „werden ſollte. — — Etzliche die in dieſes Für„ſten Hofgeſinde waren, und ſeine Kleidung an „ihren Hälſen trugen, und täglich ſein Futter „und Brodt aſſen, die trugen ihre Sterner in „Beutel und heimlich bey ſich, in der Meinung, „ob es zu einer Mangelung oder Streit keme, „daß ſie ihre Warzeichen bey ſich hetten, und „nicht tod geſchlagen würden“

Dem Herzog Otto von Braunſchweig leiſtete dieſer Sternenorden wichtige Dienſte wider den Landgrafen Hermann. Den Schaden, welchen

*) Man ſehe Klüber's Anmerkung zu Palaye, II. S. 80 ff.

chen Heſſen dadurch binnen drey Jahren erlitten hat, berechnet der Verfaſſer der oben angeführten Excerpte, vielleicht etwas übertriben, auf 4 Millionen Gulden. *) Die Bundesbrüder trugen goldene und ſilberne Sterne auf ihren Kleidern. Außer dem Abte zu Hirſchfeld befanden ſich viele Grafen und Herren unter ihnen, z. B. die Grafen und Herren von Naſſau, Katzenelenbogen, Waldeck, Hanau, Iſenburg, Mark, Epſtein, Lißberg, Helfenſtein; und vorzüglich zeichneten ſich die Ritter und Rittermäßigen unter ihrem Anführer, dem Grafen Gottfried von Ziegenhain, aus, im Brennen und Rauben, bis endlich die Markgrafen von Meiſſen und Thüringen, Balthaſar und Friedrich, dem Landgrafen zu Hülfe kamen.

Kurze Zeit hernach kam eine Geſellſchaft von Grafen und Edelleuten wieder eben dieſen Landgrafen Hermann von Heſſen zum Vorſchein. Sie nannten ſich den **Geſeller-Bund von der alten Minne**. Die handſchriftlichen heſſiſchen Chroniken erwähnen deſſelben, aber ohne über den Nahmen einiges Licht zu geben. Das Haupt davon war Graf *Johann von Dillenburg*, und die Hauptunternehmung gieng wieder einige heſſiſche Aemter und die Stadt Franckenberg, welche durch Gefangennehmung eines Raubgenoſſen, Friedrichs von Petberg, und durch Aufhängung fünf ſeiner Knechte dem ganzen ehrenhaften ritterlichen Bunde, der von ſehr kurzer Dauer war, ein Ende machte.

Gerſtenberger's frankenbergiſche Chronik 1619
und
Kuchenbecker's Ann. Hass. coll. V.

Faſt zu gleicher Zeit erhob ſich eine Geſellſchaft, größten Theils oberheſſiſcher, Edelleute

Q wieder

*) Man muß nähmlich auf den damahligen großen Werth des Geldes Rückſicht nehmen.

wieder den Landgrafen Hermann, in gleicher Abſicht, unter Anführung Conrad Spigels von Deſenberge und der Herren von Hozfeld. Von den Hörnern, welche ſie als Merkzeichen trugen, hießen ſie die **Geſellen vom Horne, die Geſellſchaft mit den Hörnern, der Hörnerbund, die Hörnergeſellſchaft.** Die heſſiſchen Chroniken erwähnen dieſer Geſellſchaft mit dem Jahre 1378, und legen derſelben eine drittehalbjährige Dauer bey; allein in einer Urkunde von 1382 (in Aen. Sylvii Histor. Frid. III. p. 242 ff.) wird ihrer noch als einer damahls blühenden Geſellſchaft gedacht.

Wilhelm Dilich's heſſiſche Chronik. 213.
Kopp von Aſſotiation der vordern Reichskreiſe, §. III. S. 20.

In eben derſelben, an ritterlichen Raufgeſellſchaften ſo fruchtbaren Periode kommt auch die **Falknergeſellſchaft** in Weſtphalen, und inſonderheit im Biſthum Paderborn, vor. Wenn je eine ritterliche Genoſſenſchaft dieſer unglücklichen Jahrhunderte den Eigenſchaften eines Thiers, welches ſie zu ihrem Merkzeichen erwählt hatte, entſprach, ſo hat es dieſe gethan. Die mehrmahls angeführten heſſiſchen Chroniken gedenken derſelben, nahmentlich die frankenbergiſche, mit folgenden Worten:

„Dornach als man ſchrieb 1380 Jahr, da „erhub ſich ein ander Bund und Geſellſchaft „in Weſtphalen, und in den Stifft Paderborn, die hieſſen die **Felckener.** Dieſe Behde wehrete auch bis ins dritte Jahr; die „machten auch viele arme Leute, und thaten viel „Schaden. In denſelben Jahr ſendte Landgraff Hermann die ſeinen vor Mardorff, „dahin kamen die von Frankenberg mit 60 „Pferden wohl bezeuget, da zutratte man die

Frucht

„Frucht, und zogen forders vor Melnau, „da zutratten auch die Flur. Desgleichen „thaten ſie auch vor Hotzfeld, den die Junckern „hatten ihr Schloß Hotzfeld den Grafen von „Naſſau ufgethan, wider die Heſſen, und „dieß geſchah uf St. Johannis Baptiſtä „Tag, nach der Geburt Chriſti, als man ſchrieb „1381 Jahr. In demſelben Jahr geſchahe de„nen zum Frankenbergk großer Schade von „den zweyen Bünden, den **Hörnern** und **Fal„kenern**. Denn es geſchahe uf eine Zeit, „daß die von Frankenberg auszogen mit man„chen ſtoltzen wohlerzeugeten Wappenern, und „jagten ihren Feinden nach. Nun hatten die „Feinde einen Hinterhalt, und wurfen die „Bürger nieder vor den Fürſtenbergk.“

Eine ähnliche Geſellſchaft, der **Grimmen Löwenbund**, oder die **Löwengeſellſchaft**, ward im Jahr 1379 zu Wisbaden errichtet, wie der Bundesbrief in Herzog's elſaß. Chronik Lib. II. c. 43. p. 70. zeigt. Das Haupt der Geſellſchaft war Wilhelm, Graf von Wied, und außer den Rittern und Rittermäßigen befanden ſich zwey Grafen von Katzenellenbogen und zwey Grafen von Naſſau darunter. Anfänglich war der Bund nur auf drey Jahre errichtet; allein in der Folge ward ſeine Dauer verlängert, und die Geſellſchaft durch mehrere Gegenden Deutſchlands verbreitet, ſo daß verſchiedene Löwengeſellſchaften in den Niederlanden, im Elſaß, am Rhein, in Breisgau, und in Schwaben vorkommen. (Vergl. Datt de pace publ. p. 42 ſſ.). In der Bundesurkunde war verordnet, „zu einem Warzeichen und Erkenntniß ſoll unſer jeglicher der Ritter einen güldnen, und der Knecht einen ſilbernen Löwen an ihn tragen.„

Der Entzweck des Bundes ſollte, ſo wie aller ähnlichen Geſellſchaften, bloß Vertheidigung gegen Beleidigungen ſeyn, den Kaiſer und die Kurfürſten allein ausgenommen. Allein Heſſen und andere Gegenden haben die Folgen dieſes vorgeblichen Plans empfinden müſſen.

Mehr als hundert Jahr ſpäter, im Jahr 1489, entſtand in Baiern, unter Anführung Sebaſtian Pflugs, eine zahlreiche **Löwengeſellſchaft**, welche aus baieriſchen Freiherren, Rittern und Edelleuten beſtand. Sie nannten ſich auch **die Geſellſchaft von dem Leon.** Jeder Bundesgenoß mußte wenigſtens „an allen Feyertagen, Fürſtentagen, Landtagen und Sammungen,“ einen ſilbernen Löwen am Halſe tragen, außerdem aber ſtets irgendwo auf ſeiner Kleidung öffentlich einen kleinen gemahlten Löwen, ein Ritter vergoldet, ein Knecht ſilbern, führen. Gelegenheit zu Errichtung des Bundes gab das Mißvergnügen des baieriſchen Adels über ihren Herzog Albrecht, welches durch den Haß des Kaiſers Friedrichs II., den ſich der Herzog zugezogen hatte, nicht wenig vermehrt und begünſtigt ward. Großes Anſehn und Unterſtützung erhielt der Bund dadurch, daß er ſich mit dem ſchwäbiſchen Bunde, und ſchon 1489 mit dem Pfalzgrafen Otto vereinigte, im Jahr 1490 von dem böhmiſchen Könige Uladislaus einen Schutzbrief erlangte. Die Verfaſſung der Geſellſchaft, ihre Anlagen, Zuſammenkünfte, Pflichten ꝛc. ſind in der Bundesurkunde auf das genaueſte beſtimmt. Noch im Jahr 1492 geſchieht ihrer Meldung. Wenn ſie aufgehört hat, läßt ſich nicht genau beſtimmen.

Datt a. a. O. P. II. c. 10. n. 43 ff.

Immanuel Weber. diss. societas leonum, vulgo die Löwengeſellſchaft, quae circa finem seculi XV. in Bavaria innatuit, Giess. 1713.

Zu den Rittergeſellſchaften des 14ten Jahrhunderts gehört auch der **Benglerbund**, deſſen die heſſiſchen Chroniken bey dem Jahre 1391 erwähnen. Auch die Geſellſchaft nahm ihren Urſprung in Heſſen, wo ſie dem Landgrafen viel zu ſchaffen machte. Die Glieder derſelben führten Bengel (fustes), von welchen die Benennung herrührt. Bey einer Unternehmung, die ſie wider den Biſchoff von Paderborn, einen Sohn des Herzogs von Bergen ausführten, wurden die angeſehenſten von denſelben gefangen genommen, nähmlich die Herrn von Patberg, Spiegel von Deſenberg, Falkenberg, Hertningshuſen, Wolf von Schwarzenberg und andere. Der Gefangenen waren etwa Hundert, deren Löſegeld man auf 30,000 Gulden ſchätzte.

Große Aehnlichkeit mit dem Benglerbunde hatte der **Fleglerbund**. Es iſt unrichtig, wenn man glaubt, dieſer Bund habe ſeinen Nahmen daher, weil die Mitglieder deſſelben Flegel, ſtatt der Waffen geführt hätten, oder weil die Geſellſchaft aus Dreſchern und andern Leuten dieſer Art beſtanden habe. Es war vielmehr eine ritterliche Geſellſchaft, die ihre Benennung von den Flegeln hatte, welche ſie zum Spotte der Löwengeſellſchaft in ihren Fahnen als Merkzeichen führte, weil die Löwner Löwen hatten. Dieſe Fleglergeſellſchaft ward auf Veranlaſſung des thüringiſchen Landgrafen Friedrichs, und deſſen Schwagers, des Erzbiſchofs G ü n t h e r s zu Magdeburg, der Löwengeſellſchaft entgegen geſtiftet, unter welche ſich verſchiedene Vaſallen des Landgrafen begeben hatten, die von den beyden Markgrafen zu Meiſſen, Friedrich und Wilhelm begünſtigt wurden. Sie entſtand in Thüringen in dem Jahr 1412, alſo zu eben der

wo zwiſchen den gedachten Markgrafen und dem Landgrafen Mißverſtändniſſe herrſchten.

Die angeſehenſte und mächtigſte aller deutſchen Rittergeſellſchaften war die St. **Georgenſchildsgeſellſchaft**, welche wahrſcheinlich der Keim oder die urſprüngliche Subſtanz der unter St. Georgs Wappenſchild autoriſirten deutſchen Reichsritterſchaft iſt. Den Nahmen führte ſie von dem heil. Georg, welchen die Verbündeten auf ihren Schilden führten. Auch hat ſich dieſer Bund am längſten erhalten. Struv (in der Reichshiſtorie S. 539 ꝛc.) ſcheint den Urſprung dieſer Geſellſchaft erſt in das Jahr 1488. zu ſetzen, wo von der St. Georgenſchildsgeſellſchaft, durch Vereinigung mit einigen Städten der Grund zu dem ſogenannten ſchwäbiſchen Bunde gelegt ward (ſ. Datt. a. a. O. B. II. Kap. VII. n. 18. 19.). Allein es iſt hiſtoriſch gewiß, daß der St. Georgenbund ſchon im Jahre 1392 ſeinen Anfang genommen hat. Damahls verbanden ſich nicht weniger als 457 Grafen, Herren und Ritter, als Wappengenoſſen, deren Familien großentheils noch heut zu Tage blühen. Seitdem kommen mehrere einzelne Partien und Unternehmungen dieſer Bundesgenoſſen, und im Jahr 1488, bey ihrer Verbindung mit ſchwäbiſchen Städten eine Haupteintheilung derſelben nach vier Diſtricten vor, nähmlich im Hegort am Bodenſee, am Kocher, an der Donau, und am Neckar. Der St. Georgenbund hat ſo viele und ſo merkwürdige, zum Theil abentheuerliche Abwechſelungen erfahren, und ſeine Geſchichte iſt ſo ſehr in die Geſchichte ſowohl der ehemahligen Ritterverfaſſung, als der nachmahligen unmittelbaren Reichsritterſchaft verwebt, daß er eine eigene Unterſuchung verdiente.

Eini-

Einige Gedanken eines Entwurfes hierzu enthalten.
Joh. Fried. Häberlin's theses inaugur. de ſtatu, juribus ac privilegiis S. R. I. lib. ac immed. nobilitatis inde a temporibus Rudolphi I. usque ad Maximiliani I. Helmſt. 1774.
Vergl. auch Köhler's Münzbeluſtigungen, Th. 7. S. 347 ff. Th. 8. S. 76. ff.
Cruſius in Annal. Suev. lib. 2. part. 3. cap. 12.

Eine ſehr vornehme ritterliche Geſellſchaft ſcheint auch die Geſellſchaft mit dem **Rüdenbande** geweſen zu ſeyn, von welcher aber nur wenige Nachrichten übrig ſind. Sie ſcheint aus Fürſten, Grafen und Rittern beſtanden zu haben. Der deutſche Geſchichtsforſcher Spieß zu Baireuth hat in ſeinen Archiviſchen Nebenarbeiten, im I. Th. 1783. 4. S. 101 — 103, zwey Urkunden von den Jahren 1420 und 1425 aus dem plaſſenburgiſchen Archive bekannt gemacht, welche dieſelbe betreffen. In der erſten nimmt Herzog Ludwig in Schleſien und Herr zu Brieg, als oberſter Hauptmann der Geſellſchaft mit dem Rüdenbande ſeinen Schwager, den Markgrafen Johann zu Brandenburg (den Alchimiſten) nicht nur in dieſe Geſellſchaft auf, ſondern bevollmächtigt ihn auch zugleich, daß er in den drey Landen, Schwaben, Franken, und Baiern, andere Mitglieder aufnehmen, und ihnen dieſen Orden zu tragen, verleihen und geben möge, mit der Bedingung, daß jedes derſelben das Schock böhmiſcher Groſchen, welches nach dem beſondern Gelübde der Geſellſchaft jährlich an eine Marienkirche zu liefern war, künftig zur Marienkirche zu Langenzenn, bey Strafe der Ausſtoßung aus der Geſellſchaft, liefern ſolle. In der andern Urkunde bevollmächtigt Markgraf Johann den Ritter Hans von Seckendorf zu Brunn zur Eintreibung der rück-

rückſtändigen Geſellſchaftsgelder. Er nennt ſich darin einen Hauptmann der Geſellſchaft des **Rüdenbandes** in den drey Landen Schwaben, Franken und Baiern, ſeinen Schwager aber, Herzog Ludwig in Schleſien, den König der Geſellſchaft. In der Allg. D. Biblioth. B. LIX. S. 474. wird vermuthet, daß dieſe Geſellſchaft nachher (1443) Gelegenheit zu dem **Schwanenorden** unſerer lieben Frauen auf dem Berge bey der Stadt Altbrandenburg gegeben habe.

Noch zu Ende des XV. Jahrhunderts finden ſich Spuren zweyer angeſehener ritterlichen Geſellſchaften „**vom Fiſch**, die man nembt **Sewer**, und **zum Falckhen**, die man nembt **Sthnaitholzer**." Viele Grafen und Herren, auch Fürſten, ſtanden mit denſelben in Verbindung, und im Jahr 1484, „uff Mäntag S. Bartholomäus Abendt" errichteten beyde Geſellſchaften einen Bund mit einander.

Bürgermeiſter's Cod. dipl. equeſtr. §. 14. S. 67. Lünig's Reichsarchiv, Part. ſpec. Contin. I. 2. Abtheil. §. 24. S. 64 fl.

Außer dieſen gab es noch verſchiedene andere Rittergeſellſchaften, z. B. die **Geſellſchaft mit dem rothen Aermeln** (Gudenus Cod. dipl II. 1048.), die Geſellſchaft **vom Roſenkranze** und **von Roßkammen**, die **Löffelgeſellſchaft**, die Geſellſchaft der **Martinsvögel** ꝛc. Sie waren weniger ausgebreitet, und ich darf von ihnen nur bemerken, daß man im Datt a. a. O. Kap. XI. n. 52. u. Gottfried's hiſtor. Chronik, Th. VII. S. 761. einige Nachrichten von ihnen findet.

Rittergut, ein Landgut, deſſen Beſitzer dem Lehensherren zu gewiſſen Ritterdienſten verbunden, dafür aber von verſchiedenen Beſchwerden be-

frey-

freyet iſt, und beſondere Vorrechte genießt. Ueber den Urſprung der Rittergüter ſehe man den Art. **Lehengut.** Die mit dem Beſitze der Rittergüter verbundenen Obliegenheiten und Berechtigungen ſind jetzt nach den Ländern und Provinzen ſo verſchieden, daß ſich nichts allgemeingültiges darüber ſagen läßt. Die Rittergüter beſitzen mehrentheils die Steuer- und Quartierfreyheit, welche letzte ſich nur auf den Ritterhof beſchränkt, nicht auf die Bauerngüter, welche der Gutsherr außer demſelben vielleicht noch beſitzt. Sie haben das Recht Bier zu brauen, doch einige nur zum Tiſchtrunke, andere zum freyen Verkaufe. Mit vielen iſt auch die Landtagsfähigkeit verbunden, und mehrere beſitzen das Patronatrecht. Im Königreiche Sachſen hat man dreyerley Arten von Rittergütern, **altſchriftſäſſige**, **neuſchriftſäſſige** und **amtſäſſige**. Die erſten genießen die meiſten Freyheiten. Sie geben, wenn der Beſitzer von Adel iſt, Landtagsfähigkeiten, und beſitzen volle Steuerfreyheit, weshalb ſie auch **unbeſchockte** Güter heiſſen. **Beſchockt** ſind dagegen die beyden andern Klaſſen, welche auch keine Landtagsfähigkeit geben, und die neuſchriftſäſſigen unterſcheiden ſich von den amtſäſſigen nur dadurch, daß die Gerichte, ſo wie die Beſitzer derſelben, nicht unter die Gerichtsbarkeit des Amtes, in deſſen Bezirke ſie liegen, ſondern unmittelbar unter die Landesregierung, oder ein ihr ähnliches befreytes Kollegium gehören. Die amtſäſſigen Güter haben die Landtagsfähigkeit nicht, doch werden, um ſie zu repräſentiren, unter den Beſitzern derſelben aus jedem Amte ein oder mehrere Landtagsfähige gewählt.

Die vorzüglichſte Verbindlichkeit, welche die Beſitzer der Rittergüter ſonſt gegen ihren Lehens-

herren zu erfüllen hatten, beſtand darin, daß ſie ſich mit einer gewiſſen Anzahl beritten gemachter Leute, dem Willen des Herrn gemäß, zum Kriegsdienſte ſtellen mußten, welches man die **Ritterpferde ſtellen** nannte. Diejenigen Pferde, welche der Bauer zum Dienſte ſeines Gutsherren zu gleichem Zwecke in Bereitſchaft hielt, hießen vorzugsweiſe **Lehnpferde**. Alle Ritterpferde waren alſo auch Lehenpferde, aber nicht umgekehrt. Seit der Zeit, wo man anfing, ſtehende Heere zu halten, kam es nach und nach ab, von den Ritterpferden Gebrauch zu machen, weil die in der Eile aufgebotenen Leute der Rittergutsbeſitzer den lange eingeübten Kriegern nicht gleich kamen. Man fand es zweckmäßiger, die Dienſtverpflichtung der Rittergutsbeſitzer in eine jährliche Abgabe zu verwandeln, und dadurch die Kriegskoſten mit zu decken. Der König von Preußen hob 1717 die Naturalgeſtellung der Ritterpferde in allen ſeinen Staaten auf, und legte den dazu Verpflichteten einen jährlichen Satz von 40 Rthlr. für jedes ſonſt in Bereitſchaft zu haltende Pferd auf. Aehnliche Veränderungen ſind auch in andern Staaten vorgegangen, ſo daß man die Naturalgeſtellung der Ritterpferde als allgemein abgeſchafft betrachten kann. *) Hätte der Ein-

*) In Mecklenburg verſteuern die Gutsbeſitzer indeß noch jetzt nur die eine Hälfte ihrer Ländereyen; die andere iſt für die noch fortdauernde Verbindlichkeit frey, wenn der Landesherr es fordern ſollte, mit den Hinterſaſſen aufzuſitzen, und in den Krieg zu ziehen, welche Verbindlichkeit aber ſchon lange nicht mehr in Anſpruch genommen worden iſt. Doch haben die Stände in dem letzten Freiheitskampf ſich nicht geweigert, ſehr bedeutende auſſerordentliche Kriegsſteuern zu geben, und dadurch ein den jetzigen Zeitverhältniſſen angemeſſenes Aufgebot unter den Waffen zu halten, das eben ſo rühmlich für Vaterland und Freyheit focht, wie es je die alten Ritter thaten.

Einfluß der franzöſiſchen Revolution ſich noch weiter verbreitet, als es der Fall geweſen iſt, ſo möchte auch von den althergebrachten Vorrechten und Befreyungen der Rittergüter im Umfange der Rheinbundsſtaaten wohl nicht lange mehr die Rede geweſen ſeyn, da der in Frankreich herrſchende Geiſt dahin ſtrebte, allenthalben, wie in Frankreich, jedem Ueberreſt der Lehensverfaſſung abzuſchaffen, und allem Grundeigenthum gleiche Rechte und gleiche Obliegenheiten zu geben.

So wenig man über die Vorrechte und Obliegenheiten der Rittergüter, und über ihr Verhältniß zum Staate etwas allgemeingültiges ſagen kann, indem es hierbey auf die Verfaſſung eines jeden Landes, ja einer jeden Provinz ankommt, wo es Rittergüter gibt: eben ſo wenig läßt ihre **Bewirthſchaftung** und **Verwaltung** eine allgemeine Ueberſicht zu, weil natürlich das Eigenthümliche der Provinz, worin ſie liegen, des Bodens und der übrigen Verhältniſſe dabey berückſichtiget werden muß. Was ſich darüber ſagen läßt, findet man im Art. **Landgut** abgehandelt, wohin ich verweiſen muß. In ſofern die Rittergüter mehrentheils doch aber noch beſondere **Berechtigungen** haben, die bey ihrer Bewirthſchaftung vortheilhaft in Betracht kommen, und eine höhere Benutzung zulaſſen, als wenn ſie bloß auf ihren eigenen Flächenraum eingeſchränkt wären, ſcheint es der Mühe werth zu ſeyn, ſich mit einem Beyſpiele bekannt zu machen, welchen hohen Ertrag ein beſonnener Landwirth von ſeinem ſonſt wenig einbringenden Rittergute zu erzwingen wußte. Wahrſcheinlich wird es manchem, der dem hergebrachten trägen Gange folgte, zur Umſicht und zu größerer Thätigkeit wecken, und in ſo fern der Abſicht, wozu es dem

Publikum mitgetheilt wurde, entſprechen, nähmlich zur Nachahmung aufzumuntern. Dieſes Beyſpiel ſtellt der Herr Adolph Seckendorff in den ökonomiſchen Heften, oder Sammlung von Nachrichten, Erfahrungen und Beobachtungen für den Stadt- und Landwirth. XV. Band. I. Heft oder Jul. 1800. auf, indem er daſelbſt die Beſchreibung eines ſehr gut rentirenden Rittergutes, und authentiſche Berechnung des ehemahligen und jetzigen Ertrages deſſelben liefert, die ich hier mittheilen will. Er ſagt, S. 3 ff.

So viel auch Anſchläge und Ueberſchläge von Gütern gemacht werden, welche theils verpachtet, theils verkauft werden ſollen, ſo findet man doch keinen, bey deſſen Aufzeichnung nicht Intereſſe oder Unwiſſenheit die Feder geleitet hätte. Solche Anſchläge ſind daher mehrentheils in der einen oder der andern Berechnung unrichtig, und mit Zuverläſſigkeit wird ſich der wahre Ertrag der Flächengröße nie berechnen laſſen. Eben ſo wenig iſt darauf zu bauen, wenn ökonomiſche Schriftſteller die Möglichkeit einer zu nützenden Fläche berechnet darſtellen. Der Pachter geſteht ſeinem Principal niemahls den wahren Ertrag ſeines Gutes, um in dem Pachte nicht geſteigert zu werden, und der Gutsbeſitzer weiß ſehr ſelten, wie hoch er wirklich ſein Gut veräußern oder verpachten ſoll. Was alſo eine Fläche wirklich geben könne, das ſcheint mir für jeden Oekonom ein wünſchenswerther Aufſchluß zu ſeyn. Die Unterſuchung darüber will ich aber nicht auf die Weiſe machen, wie es gewöhnlich in Schriften geſchieht, daß man berechnet, ſo viel ſäe ich aus und ſo viel kann ich wieder ernten; ſondern ich will bey dem ſtehen bleiben, was wirklich geerntet und eingenommen worden iſt. Eben ſo wenig werde ich beſſere Arten Früchte empfehlen, welche dem Landmann hundert Mahl mehr für den Acker Nutzen bringen ſollen: denn oft iſt jener enorme Betrag, welcher dem Publikum aufgetiſcht worden, weiter nichts als ein am Schreibetiſche entworfenes Projekt geweſen. In dieſer Rückſicht alſo, will ich das Gut beſchreiben, und die aufrichtigſte Be-

Berechnung von dieſem Gute darlegen, auf welchem ich ſelbſt 5 Jahr mit Fleiß gewirthſchaftet, und das ich ſeit einem Jahre meiner Geſundheit wegen, die keine Anſtrengung mehr erlaubte, verpachtet habe. Da dieſes Gut nicht verkauft werden ſoll, auch ſchon verpachtet iſt, ſo iſt die Berechnung und Beſchreibung aus keinem zu ſolchem Zwecke führenden Grunde zu beurtheilen, und ſie wird deßhalb um ſo gründlicher und unpartheyiſcher ſeyn.

Das Rittergut Zingſt liegt in Thüringen an der Unſtruth, in dem Amtsbezirk Freyburg. Der Flächeninhalt der Felder beträgt 46080 □ Ruthen. *) Zwey Drittheile liegen in der Ebene oder Tiefe, hier Aue genannt, ein Drittheil aber auf und an Bergen.

Die Wieſen, welche an der Unſtruth liegen, und von dieſer jährlich im Frühjahr überſchwemmt und durch das ſchlammige Waſſer gedüngt werden, enthalten 6656 □ Ruthen.

Die Gemüſe- und Luſtgärten beſtehen aus 500, und die Graſe- und Baumgärten ebenfalls aus 600 □ Ruthen.

Der Rindviehbeſtand beträgt 25 melkende Kühe und 10 Stück gelte Vieh, 6 bis 8 tragende Säuen, 8 Arbeitspferde und einige Fohlen. 510 Stück iſt die Schäferey ſtark, welche mit 300 in fremde Flur die Triftgerechtigkeit hat, und ungefähr 100000 □ Flächeninhalt in kurfürſtl. und benachbarten Holzungen, ſo wie unter dieſer Ruthenzahl auch mehrere kahle Berge und Triften ſich befinden, behüthet. Die zweyte Hälfte dieſer Schäferey behüthet die Zingſter Felder, und mit der erſten Hälfte auch einen Theil der Ränder und Berge einer zweyten fremden Flur.

Die zu dieſem Gute gehörige Fläche Waldboden bringe ich nicht in Berechnung, weil ſie auf die Benutzung der Felder keinen Einfluß hat, eben ſo wenig die zu dem Rittergute gehörigen baaren und Getreidegefälle, ſo wie die Jagd, Jus Patronatus u. ſ. w.

Auf einigen Triften und an Wegen habe ich gegen 10 Schock verſchiedener Sorten Obſtbäume ſtehen, und auf einem Triftkommunplatz, ſo wie an den

*) Es ſind hier durchgängig achtellige □ Ruthen zu verſtehen.

den Wieſenrändern an der Unſtruth und an den Wieſengräben ungefähr 8000 Stück Weiden.

Für die Nutzung dieſes Gutes hatten die Pächter, welche, ausgenommen die 600 □ Ruthen Luſtgärten, alles zu nutzen hatten, 1100 Rthlr. Pacht gegeben. Weil aber dieſe Pächter noch die Einnahme von 280 Rthlr. an baaren und Getreidegefällen, 36 Rthlr. an Holzdeputat, 90 Rthlr. aus der Weidennutzung und 30 Rthlr. aus der Obſtnutzung genoſſen, die Herrſchaft jährlich 50 Rthlr. Bau-Reparaturen beſtreiten, dem Pachter zuweilen Remiß geben mußte, welches ein Jahr in das andere gegen 40 Rthlr. betrug, 115 Rthlr. von der Herrſchaft an Steuern und Gaben bezahlt wurden, welches zuſammen 641 Rthlr. ausmachte, ſo hatte die Herrſchaft von dem Flächeninhalte ihres Gutes jährlich nur 459 Rthlr. baare Einnahme und alſo von der □ Ruthe nur 2⅖ Pfennige. *)

Dieſe Benutzung ſchien mir zu geringe; ich entſchloß mich daher, dieſes Gut im Jahr 1794 zu Johannis ſelbſt zu übernehmen und zu bearbeiten. Pachter, welche lange Zeit auf einem Gute gewirthſchaftet haben, gehen nicht gern aus ſolchem, und erſchweren dem Nachfolger ſo viel als möglich die neue Wirthſchaft. Eben ſo ging es mir. Ich fand kein Stroh zum Einſtreuen, noch weniger zur Fütterung; nur ungefähr auf 100 □ Ruthen war Klee geſäet worden, wo mir denn alſo ſogleich vor Augen ſtand, daß ich im folgenden Jahre keine gute Fütterung haben würde. Einige Brachfelder waren zwar nach dem Inventario, indeſſen ſehr ſchlecht gedüngt. Auf dem Viehhof war kein Miſt zu finden, denn der Pachter hatte ſolchen im Frühjahr auf ſein neu erpachtetes Gut ſchaffen laſſen. Zur Ausſicht ſtellte ſich mir nicht allein die übergebene Ernte als ſchlecht, ſondern auch die folgende eben ſo dar, weil ich die Brache nur zur Hälfte zu düngen im Stande war, und äuſerſt wenig ſömmern konnte.

Auf

*) Würde man nun hierzu die Intereſſen von 320 Rthlr. von einem Kapital von 8000 Rthlr. zu 4 pCt. hinzu thun, als welches in dem Inventario und den Wirthſchaftsgebäuden zum allerwenigſten befindlich iſt, ſo gab der Flächeninhalt von 53336 □ Ruthen nur 139 Rthlr. Pacht.

Auf eine Art mußte dieſen Mängeln abgeholfen werden, ich mußte mir beſſere Ernten, Stroh und Dünger zu verſchaffen ſuchen, und ich fand, was ich ſuchte.

Daß ehedem ſehr viel Miſt auf dieſem Gute gemacht worden war, daß die Felder immer gut getragen hatten, erfuhr ich von ſämmtlichen Arbeitsleuten. Nun fragte ich nach, wie tief man gewöhnlich gepflügt habe. Nachdem ich ſah und hörte, daß dieſes ſehr flach geſchehen ſey, ſo unterſuchte ich den Boden, ob noch tiefer gute tragbare Erde zu finden ſey. Meine Vermuthung, daß ſich die der ſeichten Oberfläche ſo oft übergebenen nahrhaften Beſtandtheile dem unteren Boden mitgetheilt hatten, wurde beſtätigt. Ich ließ daher ſämmtliche Felder 2 Zoll tiefer pflügen als es bis dahin gewöhnlich geweſen war. Dieſes Wageſtück (nach dem Ausdruck der Nachbarn) gelang, und ich erhielt die vortrefflichſten Ernten. An Roggen erbaute ich das 11., an Weitzen das 14., an Gerſte das 14., an Hafer das 10., an Erbſen das 9. Korn, ungeachtet mir das Wild gewiß jährlich ein Korn wenigſtens in jeder Frucht Schaden gethan hatte.

Zwey Jahr, ehe ich Klee genug angezogen hatte, mußte ich mir gefallen laſſen, daß mein Rindvieh in die Holzungen getrieben wurde, wie es in hieſigen Gegenden üblich iſt. Allein nicht länger als dieſe zwey Jahre ließ ich mir ſolche Wirthſchaft gefallen; denn abgerechnet, daß mir 1 auch 2 Stück jährlich an dem Blutharnen erkrankten und ſtarben, verlor ich auch eine große Menge Miſt, welcher in die Hölzer getragen wurde, und weil das Vieh den Miſt auf dem Hofe nicht durch einander trat, ſo konnte dieſer auch weder ſo gut, noch ſo viel werden. Jetzt hatte ich durch gute Ernten Stroh genug, durch eingeführte Stallfütterung und Branntweinbrennerey verſchaffte ich mir eine große Menge Dünger, welchen ich mir durch das Stroh, das nicht verbrannt oder verſchleudert wurde, verſchaffte. Die Wieſengräben wurden jährlich gehoben, denn ſie füllen ſich durch den Schlamm aus der Unſtruth ſehr leicht an, und die ausgeworfene Erde ließ ich im Sommer auf große Haufen fahren, um im Winter ſolche deſto beſſer auf die Felder ſchaffen zu können. Das Rübſenſtroh war gewöhn=

gewöhnlich den Arbeitern geſchenkt, oder im Backofen verbrannt worden; ich ließ es den Schafen vorwerfen und brauchte es zum Einſtreuen in den Ställen. So gewann ich immer mehr und mehr Dünger, und war im Jahr 1799 ſo weit, daß ich von der Brache, welche 15360 □ enthält, ſchon vor Johannis 10634 □ Ruthen zur Sömmerung ſtark gedüngt hatte. Meiner Geſundheit wegen entſchloß ich mich zur Verpachtung, und mein Pachter beſömmerte auch alle dieſe 10634 □ Ruthen mit Rübſen und Dotter, ausgenommen 392 □ Ruthen welche mit Runkelrüben und Kraut beſteckt wurden. Ohne Dünger wurden aber noch geſömmert 384 □ Ruthen mit Erdäpfeln, 640 □ Ruthen mit Erbſen, *) 384 □ Ruthen wurden zu Erdäpfeln und Möhren, wie es hier gewöhnlich iſt, den Arbeitsleuten um die Hälfte des Ertrags gegeben, 768 □ Ruthen waren mit ſpaniſchem Klee **) beſäet, und ſonach blieben von dem ganzen Brachfelde nur 2550 □ Ruthen unbenutzt übrig, welche im eigentlichen Verſtande alſo Brache lagen. Da nun die Sömmerung immer weiter getrieben und hierdurch mehr Stroh erhalten wird, auch dem Pachter auferlegt iſt, kein Heu oder Stroh zu verkaufen, der Dünger alſo zunehmen muß, ſo iſt es auch leicht einzuſehen, daß in einigen Jahren, auch nicht einmahl mehr 2550 □ Ruthen ungeſömmert liegen bleiben dürfen. Etwas Brache zu halten dürfte jedoch deßwegen nothwendig ſeyn, damit von Johannis an, wenn der Rübſen geſäet iſt, bis zu der Zeit, wenn die Erbſen abgebracht worden ſind, eine Fläche vorhanden iſt, auf welcher man die Horde ſchlagen kann. ***)

Ich

*) In hieſigen Feldern darf man die Erbſen nicht düngen, weil ſie ſonſt zu ſtrohreich werden, oder gar verfaulen. S

**) Dieß iſt eigentlich zu wenig auf 35 Stück Rindvieh, allein ich hatte eine ſchlechte Wieſe von 1000 □ Ruthen, um ſie wieder zu beſſern, zwey Jahr vorher umpflügen und mit Klee beſäen laſſen, welches denn hinlänglich Kleefutter ſchaffte. S

***) Der Pachter in Memleben, Hr. Finanz-Kommiſſair Hahn iſt freylich noch etwas weiter: dieſer hat gar kein Feld nach Johannis mehr, wo er die Horde hinſchlagen könnte, und ſo hält er mit der Schäferey bis

Mit meiner Schäferey nahm ich auch eine Veränderung vor. Es war ſolche bisher zweyſchürig behandelt worden, und weil ich mich ſehr bald überzeugte, daß einſchürige Schafe geſünder wären, und auch die einſchürige Wolle beſſer bezahlt werde, ſo führte ich im 3. Jahr einſchürige Schäferey ein. Ich fand bald einen merklichen Einfluß auf die ganze Schäferey und die Folge, daß ſie grindig werden ſollten, blieb weg. Zwar mußten die Schäfer zuweilen mit einer Schmiere, aus Fett und Kienöhl beſtehend, nachhelfen, allein ſie blieb doch rein und geſund. Nichts deſto weniger war ich aber den Betrügereyen der Schäfer zu ſehr ausgeſetzt, weil ſie nicht auf Gemenge- ſondern auf Lohnvieh geſetzt waren. Deßhalb entſchloß ich mich zur Gemengeſchäferey. Der bis dahin bey mir geweſene Schäfer wollte von keinen Bedingungen etwas wiſſen, ſo vortheilhaft ich ſie ihm auch machen wollte: er glaubte ich würde keinen andern bekommen, und er könne mir alsdann die Bedingungen machen; es fand ſich aber doch ein anderer, dem die guten Bedingungen gefielen, und ich ſchloß mit ihm zu Johannis ab. Nun war mein alter Schäfer ſehr verdrießlich darüber und um dem neuen einen Poſſen zu ſpielen, auch vielleicht um mir Schaden zu thun, gab er auf den Grind des Viehes gar nicht mehr Achtung, und zu Michaelis bey der Uebergabe der Schäferey war die Herde faſt ganz angeſteckt. Der neue Schäfer zuckte die Achſeln, hoffte aber, daß er den Grind noch durch fleißiges Schmieren werde tilgen können. Doch alle Mühe war vergebens. Gegen Weihnachten hatte dieſes Uebel ſchon ſo überhand genommen, daß meine ganze Schäferey durchaus angeſteckt und voller Grind war. Der gänzliche Verluſt der Wolle und vielleicht auch des Viehes lag nun vor Augen. Ich entſchloß mich daher kurz zu einem Mittel, welches vielleicht noch in keiner Schäferey gebraucht worden iſt. Den 3. und 4. Januar ließ ich in der Braupfanne warmes Waſſer machen, ſchaffte dieß in den Schafſtall, ließ in großen Kübeln meine ſämmtlichen Schafe waſchen und den 7. Januar abſcheren. R Alles

bis zu der Zeit, wenn die Erbſen weg ſind, im Hofe. Allein leichter iſt es ihm geworden, weil er ſeine große Schäferey auf fremden Fluren und Holzungen ernähren kann.

Alles nur mögliche Unglück wurde mir voraus geſagt, die Lämmer ſollten abgehen, Erkältung und Froſt würde die Schäferey aufreiben, und mehr dergleichen. Ohne auf dieß alles zu achten, ließ ich meine abgeſchorene Schäferey von oben bis unten ſchmieren, gab viermahl täglich gutes Futter und Oelkuchen in das Saufen, behielt die Schafe beſtändig im Stalle, brachte ſie im April nach und nach an die Luft, und hatte das Vergnügen, nicht allein ſchöne geſunde Lämmer, ſondern auch geſunde und reine Schafe zu behalten. Vom Januar bis zum July verlor ich nur 10 Stück, worunter 4 in den erſten Tagen an gefährlichen Stichen der Scherleute ſtarben. Anfangs Juni ſchor ich ſie wieder ab und hatte, das mehrere Futter abgerechnet, nicht einmahl einige Einbuße an Gewicht und Verkauf der Wolle. Seit dieſer Zeit iſt meine Schäferey nun bereits im 3. Jahre einſchürig, geſund und rein. Mit meinen Wieſen veranſtaltete ich die Einrichtung, daß ich im Frühjahr gar kein Vieh auf ſolche treiben ließ, und hatte den Nutzen, daß ich faſt doppelt ſo viel Heu und Grummet erntete, als meine Nachbarn, auf deren Wieſen die Schafe bis zum 1. May weideten.

Dieß bisher Geſagte hielt ich für nöthig zu erwähnen, um ſo wohl meine geführte Wirthſchaft als auch das Gut ſelbſt zu beſchreiben. Nach allen dieſen wird es um ſo leichter ſeyn, zur wirklichen Berechnung überzugehen und ſolche zu rektificiren. Damit ich aber dabey ganz unparteyiſch verfahre, ſo will ich die Ernte-Regiſter meiner fünfjährigen Wirthſchaft gar nicht berühren, ſondern nur die Ernte berechnen, welche ich meinem Pachter überlaſſen habe, und der nicht nach dem gewöhnlichen Schlage der Pächter ſeinem Principal ein Geheimniß aus dem Ertrage macht, ſondern ganz frey und offen den wahren Ertrag ſeiner Früchte mit ſeines Nahmens Unterſchrift in der unten ſtehenden Note beſtätigt.

Es hat nähmlich mein Pachter, Hr. Caspar Zacharias Tode, im Jahr 1799 an Früchten erbaut, und nach allem Abgang an Zehenten und Dreſcherlohn auf den Boden gebracht:

Dresdner Maß

86 Scheffel 2 Viertel Weitzen
644 — 2 — Roggen

361 Scheffel 2 Viertel Gerſte *)
542 — 1 — Hafer
29 — — — Erbſen
208 — — — Sommerrübſen und Dotter
Ungefähr für 15 Rthlr. Lein und Flachs. **)

Von dieſer Summe geht aber, ehe verkauft werden kann, noch ab:

12 Scheffel 2 Viertel Weitzen, wovon 6 Scheffel zur Ausſaat, und 6 Scheffel 2 Viertel zur Konſumtion des Pachters gerechnet werden.

178 Scheffel Roggen, nähmlich 86 Scheffel an Ausſaat, 20 Scheffel Deputat für den Schäfer, 12 Scheffel 2 Viertel Fröhnerkorn, und 60 Scheffel Haus-Konſumtion.

61 Scheffel 2 Viertel Gerſte, als 40 Scheffel Ausſaat, 10 Scheffel zu Bier, und 11 Scheffel 2 Viertel dem Feder- und Schweinevieh.

460 Scheffel Hafer, nähmlich 400 Scheffel für 8 Pferde und 60 Scheffel zur Ausſaat.

8 Scheffel Erbſen, als 5 Scheffel zur Ausſaat und 3 Scheffel Hauskonſumtion.

8 Scheffel an Rübſen zur Ausſaat und Konſumtion im Hauſe.

Zum wahren Verkauf ſind alſo geblieben:

		Rthlr.	Gr.
74	Scheffel Weitzen à 3 Rthlr.	222	—
466	— Roggen à 2 Rthlr. 16 Gr.	1242	16
300	— Gerſte à 1 Rthlr. 18 Gr.	525	—
82	— Hafer à 1 Rthlr. 8 Gr.	109	8
21	— Erbſen ***) à 3 Rthlr.	63	—
200	— Sommerrübſen und Dotter à 5 Rthlr. 16 Gr.	1133	8
	an Lein ungefähr für =	15	—
	Summa	3310	8

*) Gerſte und Hafer habe ich gewöhnlich etwas mehr erbaut.

**) Daß ich obige Summe wirklich auf dem Rittergut Zingſt im Jahr 1799 eingeerntet, und nach allem Abzug an Zehenten und Dreſcherlohn auf den Boden geſchüttet habe, atteſtire ich hiermit mit meines Nahmens Unterſchrift. Zingſt den 24. Januar 1800.

Caspar Zacharias Tode.

***) Der Ertrag der Erbſen iſt dieſes Jahr durch ein Verſehen meines Verwalters äußerſt geringe, denn er

Es hat zwar der Weitzen über 4 Rthlr., der Roggen über 3 Rthlr. und ſo auch die andern Früchte etwas mehr gegolten, allein ich nehme deßhalb keinen höhern Preis an, weil der Pachter ſo wohl noch nicht alles verkauft hat, als auch weil doch ſehr leicht ein geringerer Preis eintreten kann.

Der Pachter hat aber auf dem Gute und von der ihm übergebenen Fläche verſchiedenen Landes noch andere Einnahme:

		Rthlr.
Aus Obſt- und Gartennutzung	=	20
An Holz-Deputat von mir	=	35
25 melkende Kühe; von dieſen wird jede Kuh nach Abzug der Konſumtion der Wirthſchaft noch genutzt, das Stück à 12 Rthlr.	=	300
Aus dem Feder- und Schweinevieh	=	100
Schäfereinutzung von 510 St.	=	450 *)
	Summa	905

Die gänzliche Einnahme des Pachters beſteht demnach in 4215 Rthlr. 8 Gr.

Ungeachtet die Wieſennutzung jährlich gegen 100 Fuder Heu und Grummet beträgt, ſo kann doch nichts davon in Anſchlag gebracht werden, weil der Pachter nach dem Kontrackt nichts veräußern darf.

Eben ſo wenig kann ich den Ertrag der 150 Säcke Erdäpfel, Möhren, den von einigen 40 Fuder Runkelrüben, des Krautes oder Kohles und des Klees in Anſchlag bringen, weil ſolches dem Vieh gegeben wird und ich die Viehnutzung angeſchlagen habe. Auch ſcheint es mir billiger und zweckmäßiger die Viehnutzung als die Erbauung dergleichen Früchte anzuſchlagen, weil der Pachter doch an und für ſich

hatte an einem ſchönen Märztage die Erbſen ſäen, aber nicht unterpflügen laſſen, einige ſtarke Fröſte hinderten die Beſtellung, und viele Körner giengen durch den Fraß der Tauben verloren.

*) Der Anſchlag für die Schäferey iſt äußerſt billig, denn jedes Stück ſollte doch wohl wenigſtens zu 1 Rthlr. durch die Bank in die Nutzberechnung kommen.

ſich dieſe Nutzung nicht aus ſolcher grünen Fütterung, ſondern aus dem Vieh macht. Eben ſo habe ich nur 11 Scheffel 2 Viertel an Aufgang der Gerſte berechnet. Wenn der Pachter freylich für ſein Rind- und Schweinevieh ſehr viel Gerſte ſchroten laſſen will, ſo muß mehr hierauf gerechnet werden, aber dieſes Bedürfniß kann er ſehr gut durch Runkelrüben oder Erdäpfel erſetzen, und übrigens kann recht füglich, wenn er ſchrotet, auch ſeine Rindviehnutzung etwas höher benutzen; die Schweine- und Federviehnutzung iſt ihm ohnedieß ja nur zu 100 Rthlr. in dieſer Berechnung angeſchlagen worden, aus welcher, wenn er an Gerſte mehr hinein wenden wollte, auch mehr als 100 Rthlr. zu nehmen ſeyn würde.

Der Pachter bedarf aber zu Führung der Wirthſchaft

40 Rthlr. für Schmiede,
20 — — Wagner,
25 — — Riemer,
60 — — Tagelöhner,
30 — — anderer Handwerksleute Arbeit.
100 — — Geſindelohn,
50 — — Zukauf an Holze,
10 — an Salz,
200 — zur übrigen Unterhaltung ſeiner und ſeiner Familie.

Für Anſchaffung der Pferde kann ich nichts rechnen, da jährlich ſo viel Heu und Grummet übrig iſt, daß ſich der Pächter einige Fohlen aufziehen kann.

535 Rthlr.

So bleibt reiner Ertrag des ihm eingegebenen Flächeninhalts 3680 Rthlr.

Jede der 53336 □ Ruthen giebt alſo jährlich wirklichen Nutzen 19⅗ Pfennig. *)

Nun giebt mir aber der Pachter für die Nutzung der ihm eingegebenen Fläche 1800 Rthlr., ohne allen Abzug. Mir bleiben alſo, wenn ich 115 Rthlr.

*) Zur Nachricht einiger Niederſachſen, welche 24 Pfennige auf den Groſchen rechnen, dienet hiermit, daß 288 Pfennige einen Thaler Konventions-Münze machen.

Steuergelder und 50 Rthlr. Bau-Reparaturen und 35 Rthlr. Deputat-Holz jährlich davon abrechne 1600 Rthlr. reiner Ertrag, dieß thut auf die □ Ruthe Nutzung 8 $\frac{1}{10}$ Pfennig. Der Unterſchied gegen ehedem iſt ſehr auffallend, aber richtig.

Man wird hierbey vielleicht erinnern, daß, wenn der Pachter bey dieſem Pacht von 1800 Rthlr. in dieſem Jahre noch 1880 Rthlr. übrig behält, der Pacht noch ganz gut ſey und billig höher getrieben werden könne. Ich gebe dieß in ſo weit zu, daß dieſes mit der Zeit wohl geſchehen könnte; mir war es aber beſonders in der Rückſicht nicht rathſam, weil mein Pachter vielleicht im Anfange durch einen gegen den vorigen Pacht zu hoch hinauf getriebenen Preis mißmuthig geworden wäre, übrigens aber that ich es auch noch aus folgenden Gründen nicht: 1) Iſt ohne Remiß verpachtet, der Pachter muß denn doch alſo gewärtig ſeyn, daß er einmahl in 6 Jahren ein Unglück haben wird, welches er verſchmerzen muß, ferner ſind 2) denn doch nicht alle Jahre ſolche gute Preiſe, und wie leicht würde er in einem andern Jahre mit der Hälfte zufrieden ſeyn müſſen, endlich 3) weil denn doch ein ſolcher Mann für ſeinen Fleiß, ſich und ſeiner Familie auch etwas erwerben muß, und ich, der ich nichts mehr zu thun habe, kann auf eine andere Art mir, wenn ich ſonſt mehr Beſchäftigung ſuchen will, dergleichen verſchaffen, welches ich, wenn ich die Führung der Wirthſchaft ſelbſt betriebe, nicht verrichten könnte, ſondern mir gewiſſer Maßen ſeine Arbeit, durch einen aus der Wirthſchaft zu erlangenden ſtärkeren Vortheil, müßte bezahlt machen. Da die übrigen Nutzungen des Gutes, welche ich noch an Zinſen, Holz, Obſt und andern Einnahmen genieße, nicht zur Berechnung der Fläche des Landes gehören, ſo iſt es auch unnöthig, ſolche anzuführen, da ſie nicht den geringſten Einfluß auf die Oekonomie haben.

Dieß war der wirkliche Ertrag des Gutes. Einige wollen aber gern wiſſen, wie viel der Ertrag der Früchte auf dem Felde geweſen ſey, und ſo müſſen wir den Zehenten und das Dreſcherlohn beyfügen. Um den 14. Scheffel iſt gedroſchen worden, dieß macht einen Zuſatz

An Weitzen	6 Scheffel	3	Viertel
An Roggen	49 —	2	—
An Gerſte	27 —	2	—
An Hafer	41 —	3	—
An Erbſen	2 —	1	—
An Rübſen	15 —	2	—

Nun noch den Zehenten dazu, welcher von Weitzen, Roggen und Erbſen gegeben wird, und welcher, weil doch die Schnitter nie die ſchlechteſten Mandeln erhalten, ſondern man ihnen jederzeit etwas beſſere giebt, mit dem 9. berechnet werden muß, ſo kommt noch hinzu

An Weitzen	11 Scheffel	2	Viertel
An Roggen	86 —	3	—
An Erbſen	4 —	—	—

Der Total-Ertrag an Körnern auf 46080 □ Ruthen iſt alſo geweſen

An Weitzen	104 Scheffel	3	Viertel
An Roggen	780 —	3	—
An Gerſte	389 —	—	—
An Hafer	584 —	—	—
An Erbſen	31 —	1	—
An Rübſen	223 —	2	—

Nach dieſen Nutzrechnungen brächte man den Feldertrag hier beynahe ſo hoch, als man gewöhnlich die Gartennutzung berechnet, und da die Felder immer noch beſſer werden, ſo iſt nicht daran zu zweifeln, daß ſie endlich den Ertrag von 2 Gr. auf jede Ruthe geben werden. Auch wüßte ich nicht, was im Wege ſtände, die Felder jährlich, oft auch wohl zweymahl im Jahre zu benutzen, eben ſo gut als ſolches die Gärtner in ihren Gärten zwingen. Die Aufklärung, welche jetzt ſo ſehr in allen, und auch im ökonomiſchen Fache gepredigt wird, läßt mich nicht zweifeln, daß durch das Beyſpiel denkender Oekonomen noch mehrere Fortſchritte in dieſer Wiſſenſchaft gemacht werden, wie ſchon ſeit ungefähr 30 Jahren dergleichen nach und nach bekannt worden ſind.

Möchten ſich doch die großen Gutsbeſitzer entſchließen, nur zu überrechnen, wie viel ihnen jede ihrer □ Ruthen Nutzen bringe. Beſonders wün-

ſche ich es denen, welche noch ſo ſehr auf Trift und Weide halten. Möchten doch die Mecklenburger, die zwar in den nördlichen Gegenden Teutſchlands noch die beſte Wirthſchaft treiben, möchten dieſe doch ihre beliebte Koppel- oder Huthungswirthſchaft darnach vergleichen! Ich wünſchte nur ein kleines Gut in Mecklenburg zu beſitzen, um dieſen Oekonomen zu zeigen, daß man mit der Stallfütterung weit beſſer verfahre, als mit jeder auch noch ſo gut eingerichteten Huthungswirthſchaft.

Nun noch einige Worte über das Klagen der Pächter, wenn der Pacht eines Gutes geſteigert wird, und über die wenige Aufmerkſamkeit und Nachrechnung der Beſitzer, wenn ſie ihre Güter verpachten. Die Probe ſoll wieder dieſes mein von mir oben beſchriebenes Gut ſeyn. Als das Gut verpachtet war, und ich alſo um ſo viel mehr, wie oben gezeigt worden, Pacht erhielt, war die ganze Gegend wenigſtens 5 und 6 Meilen in der Runde voll des Geſprächs, daß mein Pachter bankerot werden müſſe. Daß er es nicht wird beweiſen die oben geführten Rechnungen. Allein wir wollen einmahl den Ueberſchlag nicht nach der Erbauung, ſondern nach der Verpachtung berechnen, welche an ſo vielen Orten, und beſonders in den Städten, ackerweiſe geſchieht. Nach dem Vergleich mit ſolchen, könnten die Beſitzer, welche ſich nicht als Oekonomen fühlen, die Berechnung viel leichter machen, als wenn ſie ſich nach der Ausſaat und der Erbauung, den Pachtanſchlag machen laſſen. Man verpachtet einzelne und mehrere Aecker zu 128 □ Ruthen den Acker, in den Städten für 3 bis 5, ja oft für 7 und 8 Rthlr. Eine gleiche Fläche Wieſenäcker, giebt 10, ja ich weiß bis 16 und 18 Rthlr. jährlichen Pacht. Dabey übernehmen und erhalten dieſe Pächter weder Haus noch Feld, kein Vieh einer Art, kein Schiff und Geſchirr; nur für die Nutzung des Ackers allein geben ſie den bedungenen Pacht. Nun wollen wir doch berechnen, wie viel mir mein Pachter für den Acker eigentlich Pacht giebt.

Ein Acker Wieſe von 128 □ Ruthen, beſonders von der Güte wie die meinigen, wird zu 14 bis 16 Rthlr. verpachtet. Ich will ihn aber nur zu

10

10 Rthlr. rechnen, 52 Aecker gåben alſo Pacht 520 Rthlr.

Weil die Schåferey im Winter von den Wieſen ernåhrt wird, ſo kann ich nur die Triftgerechtigkeit in fremde Fluren in Anſchlag bringen, auf das Stück ungefåhr 3 Gr., thut 60 Rthlr.

Das Inventarium an Vieh, Schiff und Geſchirr iſt wenigſtens werth 2000 Rthlr., die Gebåude zu der Schåferey, Pachterwohnung, Scheunen und Stållen, wenig gerechnet nur 6000 Rthlr. Alſo zuſammen 8000 Rthlr., zu 4 pCt. gerechnet 320 Rthlr. Hierin bin ich freylich ein falſcher Berechner geweſen, denn ich habe dieß alles oben nicht in Anſchlag gebracht, ſondern nach der gewöhnlichen Art nur die Nutzung eines Gutes überhaupt gerechnet, jedoch in einer Note bemerkt. Mein Pachter giebt mir alſo 1800 Rthlr. jåhrliche Pachtgelder aus folgenden Nutzungen:

Für die Wieſen =	520 Rthlr.
Für Triftgerechtigkeit in fremder Flur	60 —
Für die Interreſſen des Inventariums und der Gebåude =	320 —
Für Holz = Deputat =	35 —
Für 180 Tage Handfrohndienſte, zu 2 Gr. nur den Tag =	15 —
Für Obſt = und Gartennutzung	30 —*)
Summa	980 —

Dieſe 980 Rthlr. müſſen nun nothwendig von der Summe des Pacht = Quantums abgehen, weil denn doch ein jeder Pachter in einer Stadt, oder wo die Aecker einzeln verpachtet werden, von allen dieſen nichts erhålt, es bleiben mir daher noch für 360 Aecker 820 Rthlr. Pacht, jeder Acker giebt mir alſo denn doch nicht mehr als 2 Rthlr. 8 Gr. 10¼ Pfennig jåhrlichen Pacht. So können ſie bey Rittergütern gar nicht rechnen, giebt man mir bey dieſer Berechnung zur Antwort, aber ohne einen Grund anzuführen, warum man nicht ſo rechnen ſoll. Ich we=

*) Ich nahm oben nur 20 Rthlr. an, weil ich nur Obſt= und Gemüſenutzung darunter verſtand, und das Gras darin nicht in Anſchlag brachte, dieſes iſt aber wenig gerechnet 10 Rthlr. werth, und muß alſo hier mit in Anſchlag kommen.

wenigſtens ſehe nicht ein, warum man nicht ſo, ſondern anders rechnen ſoll. Jeder, der einen Anſchlag macht, kann ja den ſchlechten von dem mittlern, und dieſen wieder von dem guten unterſcheiden und ſo den Ueberſchlag über das Ganze machen. So giebt ein guter Acker, der mit Hanf beſtellt wird, von dem Afterpachter 19 bis 20 Rthlr. Pacht. Durch den Sommerrübſen gewinnt man oft an 20 Rthlr. auf den Acker, und ſo ſollte man billig die Güte des Ackers bey der Verpachtung unterſcheiden; ſo wie es bey den einzelnen Verpachtungen der Stadtäcker geſchieht. Aber ein Gut ohne Gebäude, ohne Inventarium kann ja nicht bewirthſchaftet werden, es iſt ja ein nothwendiges Stück zu Führung der Wirthſchaft. Zugegeben einmahl, ungeachtet man ſeine Felder recht gut auch, entweder an die umliegenden Dorfſchaften, oder an die Bauern des Orts ſelbſt; oder an neue Koloniſten einzeln verpachten könnte, ſo folgt daraus noch nicht, daß man das zur Erbauung aufgewandte Kapital nicht berechnen müſſe, es lehrt uns vielmehr, daß die Aecker der Gutsbeſitzer, weil ſie mehrentheils bey einander liegen und leichter zu bearbeiten ſind, und weil die Gebäude ganz zu Führung einer Wirthſchaft eingerichtet ſind, eigentlich mehr Pacht geben müſſen als die Aecker, welche in Städten einzeln verpachtet werden. Von den Bankerotten einiger Pächter läßt ſich nicht auf das Gut ſchließen, denn die Pächter wären vielleicht auch bankerot geworden, wenn ſie gar keinen Pacht gegeben hätten. Ich kenne ſehr viel Güter, auf welchen die Pächter ſämmtliche Felder und Wieſen ganz umſonſt benutzen, denn ſie nehmen den ganzen Pacht aus den Zinſengefällen, der Viehnutzung und Schäferey. Die Rittergutsbeſitzer ſollten daher jederzeit den Anſchlag ſelbſt nachſehen, und ſich bey der Verpachtung nie auf den Gerichtshalter und den zu dieſem Behuf herbeygeholten Oekonomen verlaſſen, denn beyde ſind größten Theils von dem neuen Pachter mit klingender Rede geſtimmt. Beſonders ſollten ſie auf Vermeſſung ihrer Felder und Wieſen dringen, damit ſie ſich ganz gewiß überzeugen könnten, wie viel ihnen jeder Acker und jede □ Ruthe wirklichen Nutzen bringe.

Die

Die in den neueren Zeiten oft zur Sprache gekommene, und ſo verſchieden beantwortete Frage: ob die Zerſtückelung der Rittergüter in kleinere, zu verkaufende oder zu verpachtende, Antheile ſchädlich oder vortheilhaft ſey, läßt ſich nicht aus einem einzigen Geſichtspuncte überſehen und richtig würdigen. Dem Staate muß daran liegen, das Grundeigenthum von allen Feſſeln, die ſeine möglichſte Benutzung hindern, frey zu machen. Wenn es nun erwieſen iſt, daß der Beſitzer eines kleineren Grundſtückes von demſelben durch eine ſorgfältigere Bearbeitung bey weitem mehr Vortheil zieht, als der Eigenthümer eines großen Landgutes verhältnißmäßig bey der Bewirthſchaftung im Ganzen erwarten darf: ſo iſt das ſchon ein Grund, die Zerſtückelung zu begünſtigen. Es iſt ferner für den Staat ein bedeutender Gewinn, ſtatt einer, vielleicht üppig lebenden adeligen Familie, die einen großen Theil ihrer Bedürfniſſe aus der Fremde bezieht, und ihre, zur Bearbeitung der Ländereyen gehörigen Leute mehr oder minder in Knechtſchaft hält, auf gleichem Raume 10 oder 20 betriebſame freye Hausväter zu haben, die ſich zur Wohlhabenheit empor arbeiten, und durch ihren größeren Verbrauch inländiſcher Natur- und Kunſterzeugniſſe die Gewerbe beleben, und den Staatskaſſen reichlichere Hülfsquellen gewähren, als es eine einzige Familie vermag. Die durch die Zerſtückelung mögliche Vermehrung wohlhabender Einwohner bietet dem Staate zugleich ein zahlreicheres Heer zur Vertheidigung, und betriebſame Arme zu allen Geſchäften des bürgerlichen Lebens dar, denen ſich eine adelige Familie nicht hingibt, und von denen ſie, wenigſtens ſo lan-

ge noch irgend eine Art von Gutspflichtigkeit ſtatt findet, auch ihre Unterthanen zurück hält, oder doch zurück halten kann.

Von dieſer Seite leidet es gar keinen Zweifel, daß man nicht eine Zerſtückelung der größeren Landgüter wünſchen müßte. Sieht man aber auf den perſönlichen Nutzen der Gutsbeſitzer ſelbſt, und auf das Interreſſe ihrer Nachkommen: ſo ſcheint es rathſam, daß ſie ſich durch die gröſſere Geldſumme, die ſie vielleicht durch den Verkauf ihrer, in kleinere Antheile vereinzelten Beſitzungen haben können, nicht blenden und dazu verleiten laſſen. Eines Theils können Kapitalien viel eher verloren gehen, als Landgüter, und ſie gewähren alſo nicht die Sicherheit des bleibenden Unterhaltes, als dieſelben; andern Theils laſſen die Kapitalien auch keine höhere Benutzung zu, als der landübliche Zinsfuß verſtattet, während ein Landgut mit den Verhältniſſen der Zeit fortgeht, und dem Beſitzer durch verbeſſerte Bewirthſchaftung, durch geſtiegene Fruchtpreiſe ꝛc. eine immer ſteigende Einnahme verſpricht. — Ein Mittelweg, beyde Zwecke möglichſt mit einander zu verbinden, nähmlich dem Staate eine größere Anzahl freyer und wohlhabender Bewohner zu verſchaffen, würde der Verkauf der zerſtückelten Güter gegen eine jährliche, nach den Kornpreiſen ſteigende und fallende Abgabe ſeyn, wobey nur der Grundherr in dem Falle doch zu kurz kommen würde, wenn der Landbau ſolche Fortſchritte machte, daß man den Ertrag der Ländereyen an Früchten viel höher als gegenwärtig brächte; welchen Vortheil man indeß der Induſtrie des Erbhälters zugeſtehen müßte.

Alles, was man ſonſt noch für oder wider die obige Frage geſagt hat, ſcheint mir ſehr

relativ

relativ zu ſeyn, und auf zu großer oder zu geringer Vorliebe für die Erhaltung der beſtehenden Ordnung der Dinge zu beruhen. Auffallend partheyiſch für den Adel und die Beſitzer der Rittergüter iſt der Verfaſſer der Schrift: „Ueber die Zerſchlagung der Rittergüter, beſonders im Bayreuthiſchen Voigtlande, von einem Landedelmanne (ohne Druckort) 1799. 96. S. 8.“ indem er alle Nachtheile, welche die großen Güter für die Bevölkerung und die Gewerbe haben, dadurch überwogen findet, weil der Adel die ſicherſte Stütze des Thrones ſey, und man auf ſeine möglichſte Erhaltung denken müſſe, um aus ihm brauchbare Offiziere zu ziehen. Alle Stände haben in der neueſten Zeit gewetteifert, Gut und Blut für König und Vaterland zu opfern, und man weiß es längſt, daß die Brauchbarkeit zu einem Geſchäfte nicht die Ausſteuer, nicht das Ahnenvermächtniß irgend eines Standes iſt.

Ritterhauptmann, ſo hieß ſonſt der Vorſteher, eines Reichsritterſchaftlichen Cantons, der in Schwaben der **Director** genannt wurde. Das Directorium über den ganzen Ritterkreis gieng unter den Hauptmännern des Kreiſes herum; eben ſo wie das General-Directorium über alle drey Ritterkreiſe im Reiche von einem Kreiſe auf den andern kam.

Ritterhof, ſo viel als **Rittergut** oder **Rittersitz**.

Ritterhufe, eine Hufe, welche außer dem Ritterdienſte von allen Laſten frey iſt.

Ritterinnen, geiſtliche, waren die Domfrauen des Kloſters der heiligen Gertrude zu Nivelles in Brabant, welche vor dem Altare von einem dazu berufenen adeligen Ritter mittelſt eines

Schwertſtreiches und Ausſprechung gewiſſer Worte zu **Ritterinnen** ernannt wurden.

Ritterkaſten, in einigen Gegenden eine Caſſe mit den dazu gehörigen Perſonen, die Beyſteuer des Adels in Empfang zu nehmen.

Ritterkoch, an großen Höfen ein eigner Koch, welcher die Ritter- oder Marſchallstafel beſorgt.

Ritterkreis, diejenigen Kreiſe, in welche die Ritterſchaft einer Provinz eingetheilt iſt, beſonders bey der Reichsritterſchaft in ihrer ehemahligen freyen Verfaſſung.

Ritterlehen, ein Lehen, welches dem Beſitzer zu Ritterdienſten verpflichtet, dagegen aber von andern Beſchwerden frey iſt. S. im Art. **Lehen**.

Rittermann, heißt in Sachſen ein Tagelöhner, welcher ein auf den Grund und Boden eines Rittergutes erbautes Fröhnerhäuschen beſitzt, und dafür dem Grundherren verſchiedene Frohnen leiſten muß.

Ritterorden, 1, der Stand der Ritter, wofür indeß **Ritterſtand** üblicher iſt. 2) Im mittlern Zeitalter eine Verbindung von Rittern, unter einem Oberhaupte, und zu beſtimmten Zwecken, beſonders zu Beſchützung und Ausbreitung der Religion, und zum Kriege gegen die Ungläubigen. Von mehreren derſelben waren in Deutſchland bis auf unſere Zeiten noch der **Maltheſer**- und der **deutſche Orden** übrig, doch in beſchränkteren Verhältniſſen, als vor dem, bis der letztere im Jahr 1809 in den Rheinbundsſtaaten auch aufgehoben wurde. Die vielen übrigen und neueren Orden ſind Stiftungen der Fürſten, welche vermittelſt derſelben Gelegenheit haben, verdiente Perſonen durch Ertheilung derſelben mit wenigen Koſten zu belohnen. Die meiſten derſelben ſind ausſchließlich für Adeliche geſtiftet, einige we-

wenige können aber auch bürgerliche erhalten; bey andern, z. B. dem ruſſiſchen Wladimir-Orden, bekommen ſie, mit Ertheilung des Ordenszeichens, zugleich den Adel, ohne daß dabey erſt eine beſondere Nobilitirung nöthig iſt. Einige Orden gewähren den Mitgliedern gewiſſe Einkünfte; andere geben ihnen nichts als das bloße Ehrenzeichen; bisweilen müſſen für die Aufnahme gewiſſe Gebühren erlegt werden, wie z. B. ſonſt bey dem königl. Preuß. Orden pour le merite. — 3) Eine Geſellſchaft, deren Mitglieder nur aus dem hohen oder niedern Adel genommen werden, und gewiſſe Rechte und Freyheiten genießen.

Von den Ritterorden in der zweyten Bedeutung des Wortes ſind in der Encyklopädie ſchon verſchiedene abgehandelt worden, worüber man die Nachweiſe in dem, am Schluſſe des Artikels **Orden** befindlichen kleinen Regiſter finden. Da indeß viele übrig ſind, die noch nicht berührt wurden, andere in den letzteren Jahren auch Veränderungen erlitten haben, die angezeigt werden müſſen: ſo liegt es mir ob, hier eine Ueberſicht des ganzen Ordensweſens dieſer Art zu geben; alſo ſo wohl der geiſtlichen Ritterorden, als der Hof- und militäriſchen Orden, ſo weit letztere im Art. **Kriegs- und Militärorden**, Th. 51. und die andern ſonſt nicht ſchon in eigenen Artikeln abgehandelt ſind. Die eigentlichen geiſtlichen Orden, ſo wohl **Mönchs-** als **Nonnenorden**, findet man im Art. Kloſter beſchrieben; mehrere derſelben werden indeß auch unter ihren eigenen Nahmen in beſonderen Artikeln erwähnt.

Allgemeine Bemerkungen über Ritterorden.

Ueber den Urſprung der Ritterorden gibt es keine ganz unbeſtrittene Nachrichten, weil man

ſich über den Begriff, was man unter Ritteror⸗den verſteht, nicht geeiniget hat. Nennt man Ritterorden jede, mit einem zu tragenden Kreu⸗ze, oder einer ſonſtigen äußeren Verzierung ver⸗bundene Auszeichnung, womit Fürſten die Ta⸗pferkeit oder das ſonſtige Wohlverhalten belohn⸗ten: ſo hat es ſchon lange Ritterorden gegeben, vielleicht vom 4ten und 5ten Jahrhunderte an. Sieht man aber dabey auf eine enger geſchloſ⸗ſene Verbindung, auf beſondere, durch den Or⸗den zu erreichende Zwecke: ſo iſt es allerdings ausgemacht, (wie es der Herr Rath Kuhn aus deſſen unten angeführten Werke *) ich folgen⸗de allgemeinere Bemerkungen entlehne, annimmt,) daß der Orden des heil. Johannes von Jeruſa⸗lem allen andern geiſtlichen Ritterorden zum Mu⸗ſter gedient habe, welche in der Folge denn wie⸗der Gelegenheit zu Stiftung der neueren weltli⸗chen Ritterorden gaben.

Die nächſte Veranlaſſung zur Stiftung des Johanniter⸗Ordens waren die häufigen Wahl⸗fahrten nach dem heiligen Grabe im eilften Jahrhunderte. Um die Pilger auf ihren beſchwer⸗lichen Reiſen im Lande der Ungläubigen zu be⸗herbergen, und um ſie zu pflegen, wenn ſie erkrankten, vereinigten ſich fromme und gutge⸗ſinnte Menſchen, die aber zugleich ſowohl auf die andächtigen Wallfahrter, als ihre eigne Ver⸗theidigung gegen die Anfälle der Feinde des Chriſtenthums bedacht ſeyn mußten, wodurch ſich dieſe Geſellſchaften weſentlich von den übrigen geiſtlichen Orden unterſchieden, die ſich bloß mit Andachtsübungen oder ſonſtigen religiöſen Zwe⸗cken, ihrer Regel nach, beſchäftigten. Der

*) Ludw. Kuhn's Handbuch der Geſchichte und Ver⸗faſſung aller blühenden Ritterorden in Europa. Wien, 1811 8. S. 1 ff.

Der Zweck der geiſtlichen Ritterorden war, und iſt zum Theil noch, Krankenpflege, Beſchützung und Ausbreitung der chriſtlichen Religion, und Bekämpfung der Ungläubigen. Die Geſetze, nach denen ſie ſich ſelbſt regierten, waren denen der Mönchsorden ähnlich. Ihr Oberſter oder Vorſteher, der den Nahmen **Meiſter** oder **Großmeiſter** führte, wurde durch Mehrheit der Stimmen erwählt. Zu ihrer Gültigkeit bedurften ſie der Beſtätigung des Papſtes, der noch jetzt als höchſtes Oberhaupt aller geiſtlichen Ritterorden nzuſehen iſt.

Welche wichtige und glänzende Rollen ei- ige geiſtliche Ritterorden auf dem Schauplatze der Weltgeſchichte geſpielt haben, iſt bekannt. Nur wenige haben ſich bis auf unſere Zeiten erhalten. Sie theilen ſich in allgemeine und beſondere; die Aufnahme in letztere iſt nur Individuen aus gewiſſen Nationen, mit Ausſchluß aller übrigen, verſtattet, wie z. B. bey dem dentſchen Orden.

Die Ritter der geiſtlichen Orden dürfen, der Regel nach, gleich den Kloſtergeiſtlichen, ſich nicht verehelichen. In einigen iſt aber dieſe Verpflichtung dahin modifizirt worden, daß nur das Gelübde der ehelichen Keuſchheit abgelegt wird.

Nach dem Muſter der geiſtlichen entſtanden ſpäterhin, wie geſagt, die **weltlichen Ritterorden.** Ihr Zweck iſt: Belohnung für Tapferkeit, Treue und ſeltene Verdienſte; Auszeichnung für vornehme Geburt, hohen Rang und Ehrenſtellen; Glanz des Souveräns und ſeiner Familie. Ob ſie gleich die Ausbreitung der chriſtlichen Religion nicht, ſo wie die geiſtlichen Ritterorden, zur Hauptabſicht haben, ſo wird dennoch in den Statuten der ältern weltlichen Ritteror-

den die Vertheidigung des chriſtlichen Glaubens faſt immer auch als Bewegungsgrund zur Stiftung des Ordens angeführt.

Den Grundſätzen des heutigen Staatsrechts zu Folge hat nur der Souverän das Recht, Ritterorden zu ſtiften, oder deren Stiftung ausdrücklich zu erlauben; dies letztere war ehemahls, auch bis in die neueſten Zeiten, nicht ſelten. Mitglieder aus der Familie des Souveräns, ja ſogar Privatperſonen errichteten mit deſſen Erlaubniß Ritterorden. Dahin gehören der öſterreichiſche Orden des Sternkreuzes, der baieriſche St. Michaelsorden, der däniſche Orden de l'union parfaite. Man pflegt jene zum Unterſchied von dieſen **ſouveräne**, und letztere **geſellſchaftliche Ritterorden** zu nennen.

Aus demſelben Rechtsgrunde haben die meiſten Souveräne das Geſetz gegeben, daß, ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß, keiner ihrer Unterthanen Orden eines fremden Souveräns annehmen und tragen darf.

Große Ritterorden nennt man diejenigen Orden gekrönter Häupter, oder ſolcher Souveräne, die königliche Ehren genießen, deren Ehrenzeichen auch fremde gekrönte Häupter annehmen und tragen. Die meiſten derſelben beſtehen nur aus einer Klaſſe.

Hausorden pflegten die kleineren unmittelbaren Mitglieder des ehemahligen römiſchen Reichs ihre Ritterorden zu nennen, um durch dieſe Benennung anzudeuten, daß ſie nur zunächſt für die Mitglieder ihrer Familie und ihrer Dienerſchaft beſtimmt waren: z. B. der weimariſche weiße Falkenorden.

Die Ritterorden theilen ſich ferner in **Geburts-** und **Verdienſtorden**, in ſo fern ſie ent-

entweder nur an Perſonen vom hohen oder niederen Adel, oder deren vornehmer Rang hoher Geburt gleichgeachtet wird; oder wegen erworbener Verdienſte um den Regenten und den Staat verliehen werden. Oft ſind ſie Geburts- und Verdienſtorden zugleich. Nicht ſelten ſind in den Statuten der erſteren die Anzahl der Ahnen feſtgeſetzt, die der aufzunehmende Ritter beweiſen muß.

Die Verdienſtorden ſind entweder bloß für Zivil- oder bloß für Militärperſonen oder für beyderley Klaſſen zugleich beſtimmt, und heißen darnach **Civil-Verdienſtorden** oder **Militär-Verdienſtorden**; die dritte Gattung könnte man gemiſchte Verdienſtorden nennen.

Blühende Ritterorden ſind diejenigen, die der Souverän und Großmeiſter nicht nur fortdauernd anerkennt, und deren Ehrenzeichen ſowohl er als ſämmtliche Ritter tragen, ſondern in die auch von Zeit zu Zeit neue Mitglieder aufgenommen werden.

Quieszirende Ritterorden: Wenn der Orden zwar nicht für aufgehoben erklärt worden iſt; aber doch ſeit langer Zeit keine neue Ritter ſind ernannt worden.

Erlöſchende Ritterorden: Wenn der Orden ausdrücklich oder ſtillſchweigend aufgehoben worden iſt; die bisherigen Ritter aber die Ehrenzeichen deſſelben forttragen; z. B. der pfälziſche Löwenorden, der würtembergiſche Karlsorden. Sind ſämmtliche Mitglieder eines ſolchen Ordens todt, ſo nennt man ihn **erloſchen**; z. B. der Tempelherrenorden.

Wird ein quieszirender, erlöſchender oder gänzlich erloſchener Ritterorden wieder hergeſtellt, ſo heißt er zum Unterſchied der neugeſtifteten ein

erneuerter **Ritterorden**: doch pflegt man auch, obwohl mit Unrecht, blühende Orden, wenn ihnen der Souverän eine neue oder veränderte Verfaſſung gibt, ſo zu nennen.

Damenorden, die man, unſchicklich, auch **weibliche Ritterorden** nennt, ſind nur für Frauen des hohen und niedern Adels beſtimmt. Doch macht der preußiſche Louiſenorden hievon eine Ausnahme. Es gibt aber männliche Ritterorden, deren Ehrenzeichen auch Damen tragen. Die Kaiſerin von Rußland trägt z. B. die Ehrenzeichen des Andreas-, Alexander-Newsky-, und Annenordens. Auch können Damen Mitglieder des Malteſerordens werden.

Wenn die Statuten eines Ordens feſtſetzen, daß die Ritter deſſelben keinen andern Orden daneben annehmen und tragen dürfen, ſo nennt man ihn **unverträglich**; z. B. der deutſche Orden.

Zur Aufnahme in gewiſſe Orden iſt ein beſtimmtes Glaubensbekenntniß erforderlich; z. B. wer nicht römiſchkatholiſcher Religion iſt, kann nicht Ritter des goldenen Vließes werden.

Die Veranlaſſung zur Stiftung eines Ordens muß von dem Endzweck deſſelben wohl unterſchieden werden; beides wird gewöhnlich vom Stifter im Eingang der Statuten angedeutet.

Die **Veranlaſſung** kann mancherley ſeyn; die Vermählung des Regenten oder eines Mitgliedes ſeiner Familie; die Geburt eines Prinzen; die Vergrößerung des Staats; die Annahme einer höheren Würde ꝛc. oder, wenn es militäriſche Orden ſind, ein ausbrechender oder glücklich geendigter Krieg.

Der **Endzweck** bey der Stiftung eines Ordens iſt ebenfalls ſehr verſchieden, wie ſich dies aus

aus den oben angeführten Eintheilungen von ſelbſt abnehmen läßt.

Die älteren weltlichen Ritter-Orden beſtehen meiſtens aus **Einer Klaſſe**. In den neueren Zeiten ſind aber Orden von mehr als einer Klaſſe eingeführt worden. Wenn der Orden drey Klaſſen hat; ſo heißen die Ritter der erſten Klaſſe gemeiniglich **Großkreuze**; die der zweyten **Kommandeure**, und die der dritten **Kleinkreuze** oder **Ritter**.

Die Anzahl der Ritter iſt in manchen Orden feſtgeſetzt; in anderen iſt ſie unbeſtimmt.

Es wäre zwar natürlich, daß der **Rang** der verſchiedenen Ritter-Orden ſich nach der durch das poſitive Völkerrecht begründeten herkömmlichen Rangordnung der Souveräne richtete. In Abſicht der neueren Orden ſcheint dies auch beobachtet zu werden. Bey den älteren iſt dies aber nicht der Fall; ihr Rang iſt durch ein angenommenes Herkommen feſtgeſetzt. Nach dieſem iſt (wie der Herr Rath Kuhn behauptet) das Hoſenband der vornehmſte aller ältern weltlichen Ritter-Orden; auf dieſen folgt das goldene Vließ, der Elephanten-Orden u. ſ. w.

Den Rang der Ritterorden eines und deſſelben Souveräns beſtimmt dieſer ſelbſt. Die Mitglieder des Ordens haben, als ſolche, den Rang nach der Zeit, wo ſie aufgenommen worden ſind.

Bey der Errichtung oder Erneuerung eines Ordens gibt der Souverän, der ſich gewöhnlich zum Oberhaupt und Großmeiſter deſſelben erklärt, gewiſſe Geſetze, welche die Ritter genau beobachten müſſen, und die unter dem Nahmen **Statuten** oder **Satzungen** des Ordens bekannt ſind. Zwar ſind ſowohl der Stifter als ſeine Nachfolger im Großmeiſterthum ebenfalls

an die Beobachtung der Statuten gebunden; doch haben ſie ausdrücklich oder ſtillſchweigend das Recht, nicht nur Ausnahmen von den Statuten zu machen, ſondern überhaupt dieſelben den Bedürfniſſen der Zeit gemäß abzuändern. Diejenigen Mitglieder eines Ordens, die nicht zugleich Unterthanen des Großmeiſters ſind, pflegen ſich nicht ſtreng an die Beobachtung der Statuten zu binden.

Da ehemahls bey der Errichtung der Ritter-Orden die Ideen und Grundſätze eines geſellſchaftlichen Vereins zur Richtſchnur genommen wurden, ſo geſchahe die Verhandlung der Ordensangelegenheiten, die Wahl des Großmeiſters und die Aufnahme der Ritter nach Mehrheit der Stimmen in den feyerlichen Verſammlungen des Ordens, die als Nachahmung der geiſtlichen Orden, **Kapitel** hießen, welche Benennung noch jetzt üblich iſt. Heut zu Tage hängt die Ernennung der Ritter faſt überall vom Souverän, als Oberhaupt und Großmeiſter ab, und geſchiehet entweder aus freyem Antriebe deſſelben, oder auf Vorſchlag des Kapitels oder des vornehmſten Ordensbeamten. In manchen Orden iſt die Ernennung neuer Ritter an einen beſtimmten Tag gebunden.

Die meiſten Orden haben ihre beſtimmten **Feſttage**: gewöhnlich ſind dies der Feſttag des Heiligen, nach welchem der Orden den Nahmen führt, bisweilen auch der Stiftungs- oder irgend ein anderer für den Orden merkwürdiger Tag. An ſolchen Tagen geſchiehet auch die feyerliche Aufnahme neuernannter Ritter, wenn der Orden dieſe vorſchreibt. Der Großmeiſter, in der Zeremonienkleidung des Ordens, von den Ordensrittern ebenfalls im Ornate, von dem geſamm-

ſammten Hofſtaate, den Großen des Reiches u. ſ. w. umgeben, pflegt an dem dazu beſtimm=ten Orte, im Kapitel, in der Ordenskirche oder im Ritterſaale ſeines Pallaſtes die Rezipienden durch Berührung mit dem Schwerte **zu Rittern zu ſchlagen**, ihnen die Ehrenzeichen des Or=dens umzuhängen oder zu überreichen, und ſie zu umarmen. — Wenn die Statuten die Lei=ſtung eines vorgeſchriebenen Eides von den Rit=tern fordern, ſo geſchiehet dies gewöhnlich bey der feyerlichen Aufnahme.

Faſt in allen Ritterorden erhalten die neu=aufgenommenen Mitglieder nebſt einem Exemplar der Statuten ein **Diplom** oder **Patent**, oder ein Reſkript, oder wenigſtens ein Schreiben vom Großmeiſter, oder in deſſen Nahmen von einem der Ordensbeamten, worin die Beweggründe zur Aufnahme angeführt ſind.

Bey den meiſten Verdienſtorden genießen entweder alle, oder eine beſtimmte Anzahl von Mitgliedern feſtgeſetzte jährliche Penſionen.

Das eigentliche Ehrenzeichen eines Ordens, das **Ordenskreuz** oder **Ordenszeichen**, ehe=mahls auch **Ordenskleinod**, iſt gewöhnlich ein Kreuz, eine Medaille, die Abbildung eines Hei=ligen, eines Thieres oder ſonſt eines Gegenſtan=des, nach welchem der Orden den Nahmen führt. Dies Ordenszeichen trugen ehemahls, und in ei=nigen Orden noch jetzt, die Ritter an einer **goldenen Halskette** vorn auf der Bruſt; denn eine goldene Kette und goldene Sporen gehörten weſentlich zum Ehrenſchmuck eines Ritters. Au=ßerdem hatten die Ritter eine beſondere **Ordens=kleidung** und einen **Mantel**, auf deſſen linker Seite das Ordenskreuz angebracht war. In neueren Zeiten ſind mit den Ehrenzeichen und

dem Tragen derſelben mancherley Veränderungen vorgegangen, die bey den meiſten Orden in folgenden Punkten zuſammen treffen.

Das **Ordenszeichen** wird nur bey feyerlichen Gelegenheiten an der Ordenskette getragen; an deren Stelle ſind ſeidene, farbige Bänder von verſchiedener Breite getreten, an welchen das Ordenszeichen befeſtigt iſt. Ein ſolches Band wird 1) von der rechten Schulter nach der linken Hüfte, oder von der linken Schulter nach der rechten Hüſte, bald über dem Rock bald über der Weſte getragen, ſo daß das Zeichen über der einen Hüfte hängt, und heißt das **große Band**; oder 2) an einem ſchmäleren Bande um den Hals, ſo daß das Zeichen vorn auf der Bruſt wie von der Kette herabhängt; oder auch 3) an einem noch ſchmäleren Bande auf der linken Bruſt im Knopfloche.

Oft nennt man im gemeinen Leben den Orden nach dem Bande, an welchem das Ordenszeichen getragen wird. Z. B. in Schweden heißt der Serafinenorden das blaue Band.

An die Stelle des auf dem Ordensmantel angebrachten Ordenskreuzes iſt ein **Stern** getreten, der auf der linken Seite des Oberkleides oder Mantels getragen wird, und in deſſen Mitte gewöhnlich das Ordenszeichen befindlich iſt.

Die Ritter großer Orden und die Ritter erſter Klaſſen haben faſt immer das große Band und den Stern.

In denjenigen Orden, welche aus mehr als einer Klaſſe beſtehen, haben die Mitglieder derſelben ſtufenweis kleinere Ordenszeichen. Beſtehet der Orden aus drey Klaſſen, ſo heißt das Zeichen der erſten das **Großkreuz**; das der zweyten das **Kommandeurkreuz** und das der dritten das **Kleinkreuz**.

Die

Die Ordenskleidung und der Ordensmantel nebſt der Ordenskette werden jetzt nur bey feyerlichen Gelegenheiten getragen; die Koſten zur Verfertigung der Zeremonienkleidungen und der Kette werden gewöhnlich aus den dem Orden angewieſenen Einkünften beſtritten, und gehören den Rittern daher nicht eigenthümlich. Manche Orden haben weder Zeremonienkleidung noch Kette. Die Zeremonienkleidung des Großmeiſters iſt nicht ſelten etwas prächtiger als die der übrigen Mitglieder.

Hat der Orden mehr als eine Klaſſe, ſo iſt auch die Kleidung der Mitglieder jeder Klaſſe etwas von der andern unterſchieden.

In manchen Orden iſt es erlaubt das Ordenszeichen mit Edelſteinen zu verzieren, in anderen nicht.

Den Statuten der meiſten Orden zu Folge dürfen die Ritter bey Strafe oder ſogar bey Verluſt des Ordens nicht ohne das Ordenszeichen öffentlich erſcheinen; daher tragen diejenigen Ritter, zu deren Ehrenzeichen ein Stern gehöret, wenigſtens dieſen, wenn ſie auch das Band mit dem Ordenszeichen weglaſſen.

Für die Ueberkommung der Ehrenzeichen ſind gewöhnlich Expeditionsgelder beſtimmt, die unter die Ordensbeamten vertheilt werden; bey den großen Orden ſind dieſe Taxen oft ſehr anſehnlich. In vielen Verdienſtorden werden keine Aufnahmegebühren entrichtet; billig ſollte dies bey allen Verdienſtorden ſeyn.

Nach dem Tode eines Ritters werden die Ehrenzeichen gewöhnlich unmittelbar an den Großmeiſter oder an die Ordenskanzley zurückgeſendet.

Jeder Ordensritter, wenn er auch nicht adeligen Standes iſt, hat dennoch adeligen Rang.

Die Statuten der meiſten Orden ertheilen den nicht-adeligen Mitgliedern ausdrücklich erblichen oder perſönlichen Adel, oder wenigſtens das Recht, daß ſie der Souverän, auf ihre Bitte, in den Adelſtand erhebe. Die Ritter nennen ſich ſelbſt, und werden von andern in der Titulatur, die man ihnen gibt, nach dem Orden genannt, deſſen Mitglieder ſie ſind. Sie haben das Recht, das Ordenszeichen in ihren Wappen zu führen.

Wer einmahl Ritter eines Ordens iſt, bleibt es Zeitlebens. Jeder Ritterorden ertheilt den Mitgliedern deſſelben einen **unauslöſchlichen Karakter**, der nur, ſo wie der Adel, durch entehrende Handlungen, oder durch Nichtbeobachtung der Statuten, wenn dieſe den Verluſt der Mitgliedſchaft ausdrücklich auf dieſen Fall verhängen, verloren gehen kann. Wenn alſo ein Orden aufgehoben wird, ſo fahren die bisherigen Ritter fort, die Ehrenzeichen deſſelben zu tragen.

Die Fälle, in welchen die Ritter des Ordens verluſtig gehen, beſtimmen die Statuten deſſelben. Wer ſich einer entehrenden Handlung ſchuldig gemacht hat, der wird vor Vollziehung des Strafurtheils förmlich aus dem Orden geſtoßen, und ihm die Ehrenzeichen deſſelben abgenommen.

Die Angelegenheiten des Ordens werden durch deſſen Beamten beſorgt, die man auch wohl in höhere und niedere Beamte zu theilen pflegt. Gewöhnlich ſind es:

Der **Prälat, Biſchof, Almoſenier, Dechant** u. ſ. w. welcher bey feyerlichen Gelegenheiten die gottesdienſtlichen Handlungen verrichtet.

Der **Kanzler**; bey großen Orden heißt er gewöhnlich **Großkanzler**. Er berichtet unmittelbar an den Großmeiſter über die Angelegenheiten

ten des Ordens, legt demſelben die Reſultate und Vorſchläge der Kapitel zu Genehmigung vor; führt die Oberaufſicht über Ausfertigung der Patente; dirigirt die Korreſpondenz u. ſ. w. Oft hat der Orden noch einen **Unter**= oder **Vizekanzler**.

Der **Schatzmeiſter** (Großſchatzmeiſter) beziehet die dem Orden angewieſenen Einkünfte; beſtreitet die Unkoſten für die Ehrenzeichen und Zeremonienkleidungen, beſorgt die Verwahrung derſelben; zahlt die Penſionen aus, und legt über ſämmtliche Ausgaben Rechnung ab. Einige Orden haben außer dem Schatzmeiſter noch einen beſondern.

Der **Garderobenmeiſter**, welcher die Ordenskleidungen verfertigen läßt und in Verwahrung hat, auch darauf ſehen muß, daß die Ritter an den Zeremonientagen vorſchriftsmäßig angekleidet ſind.

Der **Zeremonienmeiſter** (Oberzeremonienmeiſter); welchem die Anordnung der Ordensfeyerlichkeiten obliegt.

Der **Sekretär** oder **Greffier** führt das Protokoll über die Angelegenheiten des Ordens; verfertigt die Liſten der Mitglieder; expedirt die Patente; führt die Korreſpondenz u. ſ. w.

Der **Archivarius** oder **Regiſtrator** ſammelt die auf den Orden ſich beziehenden ſchriftlichen Verhandlungen.

Der **Schreiber** oder **Kanzliſt** beſorgt die nöthigen Abſchriften; mundirt die Patente u. ſ. w.

Der **Wappenkönig** muß bey Geburts=Orden, wo es auf Ahnenprobe ankömmt, unterſuchen, ob der Kandidat die erforderliche ſtatutengemäße Anzahl Ahnen hat.

Außer dieſen ſind noch **Hiſtoriografen**, **Herolde**, **Boten**, **Thürſteher** u. ſ. w. Oft ſind auch mehrere Aemter in einer Perſon vereinigt.

Zur Expedition der Patente, und zu andern Angelegenheiten hat der Orden ein eigenes Siegel.

Oft ſind die Beamten, beſonders die höheren, zugleich Ritter deſſelben Ordens; und wenn dieß nicht iſt, ſo haben ſie doch eigene Ehrenzeichen und Zeremonienkleidungen, die von denen der Ritter etwas verſchieden ſind.

Geſchichte und Verfaſſung der Ritterorden.

A. Königlich Preußiſche Ritterorden. *)

Die königl. Preuß. Orden zerfallen in zwey Hauptabtheilungen. Die erſte ſoll im Allgemeinen das ausgezeichnete Verdienſt um den Staat, die andere insbeſondere das im Kampfe gegen den Feind erworbene Verdienſt ehren, belohnen und ermuntern.

Zur erſten Hauptabtheilung gehören 1) der ſchwarze Adlerorden; 2) der rothe Adlerorden, erſter, zweyter und dritter Klaſſe; 3) und 4) die goldene und ſilberne Verdienſtmedaille an den Bande des rothen Adlerordens, vom Könige **allgemeines Ehrenzeichen** erſter und zweyter Klaſſe benannt; 5) der Louiſenorden für Frauen.

Zur zweyten Hauptabtheilung gehören 1) der Orden pour le merite oder Militär-Verdienſtorden; 2) das eiſerne Kreuz; 3) die goldene und ſilberne Verdienſtmedaille am ſchwarzen auf-

*) Ich werde hier zuerſt von dem Preußiſchen, dann von den Oeſterreichiſchen, und darauf von den übrigen Ritterorden, und zwar von letztern in alphabetiſcher Folge ihrer eigenen Nahmen handeln.

aufgeränderten Bande, vom Könige Militär-Ehrenzeichen erſter und zweyter Klaſſe benannt; 4) das allgemeine Ehrenzeichen vom Jahre 1813 und 1814.

Die Orden und Ehrenzeichen der erſten Hauptabtheilung können mit denen der zweyten zuſammen getragen werden.

Hierzu kommt noch der **Preußiſche St. Johanniterorden.**

1. **Der ſchwarze Adlerorden** *) iſt vom Könige Friedrich I. am 18ten Januar 1701, an ſeinem Krönungstage, geſtiftet. Für dieſen Orden gilt, außer der unten folgenden Erweiterungsurkunde, die zeitherige, durch die Statuten vom 18ten Januar 1801 beſtimmte Verfaſſung. Die Ordenszeichen, deren Abbildung Fig. 7144. enthält, ſind

1) ein goldenes, in 8 Spitzen ausgehendes blau emaillirtes Kreuz, in deſſen Mitte eine kleine goldene Platte zu ſehen, auf welcher mit ſchwarzen Buchſtaben F. R. (Fridericus Rex) als des Stifters Nahme zu ſehen iſt. In den vier

*) Bey der Beſchreibung der Preußiſchen Orden folge ich der ſechſten Ausgabe des Preußiſchen Sekretärs von Herrn F. D. F. Rumpf, Berlin, 1815. S. 138 ff. und dem jetzt in der Preſſe befindlichen, mir zur Benutzung im Manuſcripte anvertrauten Werke meines geſchätzten Freundes, des Herrn Profeſſors W. F. Wippel. Die Ritterorden. Ein tabellariſch-chronologiſch-hiſtoriſch-literariſches Verzeichniß über alle weltliche Ritterorden, auch über diejenigen geiſtlichen Ritterorden, welche außer ihrer Ordenskleidung noch ein beſonders Zeichen getragen haben. Dieſes Werk wird nächſtens bey dem Buchdrucker Herrn Schade in Berlin in 2 Theilen in 4to. erſcheinen. Der Herr Verfaſſer ein eifriger Geſchichtsforſcher, beſonders der brandenburgiſchen, hat viele Jahre Notizen zu dem Werke geſammelt, und es wird daher allen, die das Ordensweſen interreſſirt, ein angenehmes Geſchenk ſeyn.

vier Winkeln des Kreuzes ſind 4 goldene ſchwarz emaillirte Adler mit ausgebreiteten Flügeln, goldenen königl. Kronen auf den Köpfen, goldenen Kleeblattſtängeln in den Flügeln, ingleichen mit goldenen Schnäbeln und Klauen befindlich. Dieſes Ordenskreuz wird

2) an einem breiten orangen farbenen gewäſſerten Bande, von der linken Schulter nach der rechten Hüfte zu, hängend getragen.

3) Ein achtſpitziger, mit Strahlen geſtickter ſilberner Stern, deſſen vier Mittelſpitzen länger ſind, als die Eckſpitzen. In der Mitte deſſelben eine orangen farbene Cirkelfläche, auf welcher ein ſchwarzer Adler mit goldenem Schnabel und Klauen und niederhängenden Flügeln zu ſehen, der gleichſam fliegend vorgeſtellt wird, auf dem Kopfe eine königl. Krone trägt, und in der rechten Klaue einen grünen Lorberkranz, in der Linken aber Feuer und Donnerkeile hält. Um dieſen Schild geht ein ſilberner Cirkel, auf welchem unten zwey kreuzweiſe gelegte grüne Lorberzweige mit rothen Beeren zu ſehen, welche mit goldenen Schnüren zuſammen gebunden. Oben ſteht mit goldenen Buchſtaben die Ordensdeviſe Suum cuiqne. Beyde Cirkel ſind mit ſilbernen Kantillen von einander geſchieden.

4) Die Ordenskette. Dieſe beſteht aus zweyerley Gliedern, welche wechſelsweiſe mit kleinen Ketten an einander gefügt ſind. Das erſte Glied iſt ein goldener ſchwarz emaillirter Adler mit niederhängenden Flügeln, goldenem Schnabel und Klauen, gleichſam fliegend vorgeſtellt, welcher in den Klauen von Gold gearbeitetes Feuer und Donnerkeile hält. Das andere Glied dieſer Ordenskette iſt ein goldener, himmelblau emaillirter runder Schild auf welchem die Buchſtaben

F. R.

F. R. als des Königs Nahme viermal ſchwarz emaillirt zu ſehen, und zwar ſo, daß immer zwey F. mit dem Rücken gegen einander, und dazwiſchen ein R. geſtellt ſind. In der Mitte dieſes Schildes ein runder weißer Schild mit der Ordensdeviſe in ſchwarzer Schrift, Suum cuique. Ueber den viermal geſetzten Nahmen des Königs iſt jedesmahl außerhalb der ganzen Chiffre eine königl. Krone zu ſehen, und der ganze Schild iſt mit einem goldenen Rande eingefaßt. Dieſe Ordenskette iſt noch bey königl. Todtenfeyern zur Ausſtellung, und bey den Wappen zur Umgebung üblich.

Bey Ordensfeyerlichkeiten beſtand urſprünglich der ganze Ordenshabit aus einer himmelblau ſammtnen Weſte mit langen Aermeln, nebſt einem rothen, incarnat farbenen langen Mantel von Sammet, mit goldenen vorn herunter hangenden langen Rundſchnüren und Troddeln. Der Mantel mit himmelblauen Moir gefuttert. Ueber der Weſte hängt das Orange-Ordensband. Auf der linken Seite des Mantels iſt der Ordensſtern geſtickt. Ueber dem Mantel die Ordenskette. Auf dem Kopfe ein ſchwarzer Sammethut, mit einer hohen weißen Feder und einer Agraffe von Diamanten. Um den Hut ſelbſt noch eine Schnur von Diamanten.

Die Ritter führen zu dieſer Ordenskleidung noch einen beſondern Ordensdegen, mit rundem Knopfe ohne einen Bügel, in Geſtalt eines Schwertes. Alle Ritter tragen einerley Ordenskleidung, ausgenommen, daß der König und der Kronprinz Mäntel mit längeren Schleppen haben.

Der ſchwarze Adlerorden hat die Militärehren, ſo daß die Schildwachen das Gewehr präſentiren, und die Wachen, ohne das Gewehr auf-

zunehmen, heraustreten ſollen. Die Ritter haben übrigens alle den Rang eines königl. General-Lieutenants.

Die Literatur dieſes Ordens hat Wippel möglichſt vollſtändig geſammelt, ſo daß man bey ihm nicht nur die gedruckten Ordensſtatuten, ſondern auch die von Zeit zu Zeit erſchienenen Liſten der Ordensritter und Nachrichten von Ordensfeyerlichkeiten, ſo wie die, in Bezug auf denſelben geprägten Münzen verzeichnet findet.

2. Der rothe Adlerorden.

Dieſer Orden rührt eigentlich von dem früheren Orden de la sincérité, oder vom rothen Adler her, den der Markgraf Georg Wilhelm von Anſpach-Baireuth 1705 *) als Erbprinz ſtiftete. 1712 gab er ihm beym Antritte der Regierung Vollſtändigkeit. 1744 erneuerte ihn Markgraf Friedrich. 1759 wurden Großkreuze geſtiftet. Im Jahr 1777 erneuerte und veränderte ihn Markgraf Chriſtian Friedrich Karl Alexander zu Brandenburg-Ansbach und Baireuth, und im Jahre 1792, nach dem Rückfalle der Fürſtenthümer Ansbach und Baireuth an das Kurhaus Brandenburg erklärte König Friedrich Wilhelm II. dieſen Orden, mit einiger Veränderung der Inſignien, zum zweyten Ritterorden ſeines Hauſes, und ſich ſelbſt zu deſſen Großmeiſter. König Friedrich Wilhelm III. fügte demſelben am 18. Januar 1810 eine zweyte und dritte Klaſſe hinzu, ſo daß der ſchon beſtehende die erſte Klaſſe wurde. Für

*) Im Berliner Addreßkalender ſteht geſtiftet 1734; den Stifter nennt Rammelsberg Markgraf Chriſtian Ernſt von Anſpach, welches eine Unrichtigkeit iſt.

Für die erſte Klaſſe gilt, außer der erwähnten Erweiterungs-Urkunde, die Beſtätigungs-Urkunde von 1792 und die zeitherige Verfaſſung.

Die Ordenszeichen ſtellen Fig. 7145 und 7146 vor; ſie ſind

1) Fig. 7145 ein weiß emaillirtes Kreuz an einem handbreiten, auf beyden Rändern mit einer ſchmalen weißen Einfaſſung, und daneben mit einem daumbreiten, orangefarbenen Streifen verſehenen, weißen gewäſſerten Bande, als Cordon von der linken zur rechten Seite getragen. Das Kreuz hatte bis zum Jahre 1810 acht Spitzen und oben eine Königskrone, zwiſchen den mit zackiger Goldarbeit ausgefüllten Spitzen, über den Brandenburgiſchen rothen Adler, und in der Mitte die verzogenen Anfangsbuchſtaben des königl. Nahmens F. W. R. Seit 18. Januar 1810 aber iſt es ohne Spitzen und ohne goldene Ausfüllung, führt in dem runden Mittelſchilde auf der einen Seite den rothen Adler, und auf der andern den Nahmenszug F. W. mit der Königskrone.

2. Fig. 7146. Auf der linken Bruſt ein von Silber geſtickter achtſpitziger Stern, in deſſen Mitte der rothe Brandenburgiſche Adler ſchwebt, welcher auf der Bruſt den Zollerſchen Schild führt, und in den Klauen einen grünen Kranz hält, mit der Umſchrift: Sincere et constanter. Die Ritter des ſchwarzen Adlerordens ſind zugleich Ritter des rothen, tragen aber von letzterm bloß das Kreuz an einem ſchmälern Bande, von der Farbe des Cordons, um den Hals. Die erſte Klaſſe des rothen Adlerordens hat die Militärehren, ſo daß die Schildwachen das Gewehr präſentiren ſollen.

Die zweyte Klaſſe iſt vom Könige Friedrich Wilhelm III. am 18. Januar 1810 geſtif-

ſtiftet, und zuerſt am 18. Januar 1812 verliehen, und gründet ſich auf die Erweiterungs-Urkunde vom 18. Januar 1810. Sie trägt daſſelbe neue Kreuz, jedoch etwas kleiner, an einem ſchmaleren Bande von der Farbe des mit der erſten Klaſſe verbundenen Cordons um den Hals.

Auch die dritte Klaſſe iſt vom Könige Friedrich Wilhelm III. am 18. Januar 1810 geſtiftet, und gründet ſich auf die Erweiterungs-Urkunde von demſelben Tage. Sie trägt eben dieſes kleinere neue Kreuz mit demſelben noch etwas ſchmaleren Bande am Knopfloche. Die Inſignien dieſer Klaſſe haben des Königes Majeſtät Allerhöchſt ſelbſt anzulegen, und den Prinzen des königl. Hauſes zu überſenden geruhet.

Die in der Erweiterungs-Urkunde vorbehaltene Beſtimmung, wie eine Klaſſe mit der andern zuſammengetragen werden ſoll, iſt durch eine königliche Kabinets-Ordre vom 18. Januar 1811 gegeben. Die Ritter der erſten Klaſſe, welche zuvor in der zweyten und dritten geweſen, und die Ritter der zweyten, welche durch die dritte gegangen ſind, ſollen das Kreuz an einem Ringe mit drey goldenen Eichenblättern, Fig. 7147. durch welchen das Band gezogen wird, tragen.

3. Der Militär-Verdienſtorden.

Der Orden pour le mérite iſt vom Könige Friedrich II. im Jahre 1740 geſtiftet. Man ſehe im Art. Kriegsorden, Th. 51, S. 459. Beſondere Statuten finden ſich nicht; die Erweiterungs-Urkunde vom 18. Januar 1810 aber beſchränkt ſeine fernere Verleihnng auf das im Kampfe gegen den Feind erworbene Verdienſt. Die Inſignien ſcheinen, mit Abänderung des Kurhutes, der Inſchrift und des ſchwarzen Bandes,

von dem 1685 geſtifteten, 1740 von Friedrich II. aufgehobenen Orden de la générosité entnommen zu ſeyn. Vor dem Militär-Verdienſtorden ſollen die Schildwachen Front mit geſchultertem Gewehre machen.

4. Die Militär-Ehrenzeichen

jetziger Art, ſowohl erſter als zweyter Klaſſe, ſind von König Friedrich Wilhelm III. am 30. September 1806 geſtiftet, und gründen ſich auf die königliche Verordnung von demſelben Tage, nebſt königl. Kabinets-Ordre vom 24. März 1807 und 28. Februar 1808, ſo daß ſie auch nach der vorgedachten Erweiterungsurkunde nur für das im Kampf gegen den Feind erworbene Verdienſt verliehen werden. Die erſte Klaſſe hat eine goldene, die zweyte aber eine ſilberne Medaille an einem ſchwarzen weißgeränderten Bande im Knopfloch. Beyde enthalten auf der einen Seite den Nahmenszug ihres Stifters F. W. R. III. mit einer Königskrone, und auf der andern in einem Kranze die Worte: **Verdienſt um den Staat.** Die Schildwachen ſollen vor ihnen Front, Gewehr im Arm, machen. Die Inhaber werden auf Ehrentafeln verzeichnet, und dieſe in der Kirche der Garniſon aufgeſtellt; auch können die Gemeinden ihres Geburtsortes oder Kirchſprengels in ihrer Kirche eine ſolche Gedächtnißtafel errichten.

Die zweyte Klaſſe wird von der erſten aufgehoben; die eine oder die andere kann dagegen, in ſofern ſie früher erworben iſt, als der Orden pour le mérite, mit dieſem zuſammen getragen werden. Mit der erſten Klaſſe iſt in der Regel eine monatliche Zulage von 1 Thaler verbunden; die näheren Beſtimmungen darüber giebt die

Verordnung vom 30. September 1806. Die Staatsbehörden, welche invalide Soldaten zu verſorgen haben, müſſen auf gute und baldige Verſorgung derjenigen vorzüglich Rückſicht nehmen, welche ein Militär-Ehrenzeichen beſitzen, und ſowohl das Zeugniß der Ordens-Commiſſion hierüber, als einen Invalidenſchein beybringen.

Die Militär-Verdienſtmedaillen aller Art, welche vor Stiftung der jetzigen verliehen ſind, werden an einem ſchwarzen Bande im Knopfloch getragen. Da von dieſen älteren Medaillen die goldene an Unterofficiers, die ſilberne aber an Gemeine gegeben wurde, ſo ſollen ihre Beſitzer, ſo lange dergleichen noch vorhanden ſind, nach der Verordnung vom 30. September 1806 den Inhabern von der zweyten Klaſſe der jetzigen Militär-Ehrenzeichen in ſofern gleich geachtet werden, daß ſie, wie bey dieſer, durch wiederholte kriegeriſche Auszeichnung ſich Anſpruch auf die erſte Klaſſe der jetzigen erwerben.

5. Die allgemeinen Ehrenzeichen,

ſowohl erſter als zweyter Klaſſe, ſind vom König Friedrich Wilhelm III. am 18. Januar 1810 geſtiftet, und gründen ſich auf die Erweiterungsurkunde von demſelben Tage. Die erſte Klaſſe hat eine goldene, die zweyte aber eine ſilberne Medaille an dem ſchmalen Bande des rothen Adlerordens im Knopfloche; das Band iſt alſo weiß gewäſſert mit einem orangefarbenen Streifen auf jedem Rande. Das Gepräge iſt wie bey den jetzigen Militär-Ehrenzeichen. Beyde Klaſſen bilden in ſich ein Ganzes, ſo, daß die zweyte von der erſten aufgehoben wird.

6. Der k. preuß. St. Johanniterorden.

Unter dem 23. Januar 1811 wurde die Ballei Brandenburg des St. Johanniterordens,

das

das Herrenmeiſterthum ſo wie die Commenden derſelben gänzlich aufgelöſt, und die ſämmtlichen Güter des Herrenmeiſterthums und der Commenden dieſer Ballei als Staatsgüter eingezogen. Dagegen iſt unterm 23. May 1812 zum ehrenvollen Andenken der aufgelöſten Ballei des St. Johanniterordens ein neuer Orden in der Eigenſchaft und unter der Benennung Königl. Preuß. **St. Johanniterorden**, als zu den übrigen Königl. Preuß. Orden gehörig, errichtet worden. Der König ſelbſt hat ſich zum ſouverainen Protector dieſes Ordens erklärt. Großmeiſter deſſelben iſt, nach dem Ableben des Prinzen Ferdinand von Preußen, Prinz Heinrich von Preußen, Bruder des Königs. Die bereits eingekleideten Ritter der aufgelöſten Ballei, ſind Ritter des neuen Ordens. Die mit Anwartſchaften verſehenen Mitglieder der erloſchenen Ballei Brandenburg werden, auf vorgängige Prüfung und nach Befinden der ſpeciellen Umſtände eines jeden einzelnen Falles, zu Rittern des neuen St. Johanniterordens ernannt, welche ſich deshalb an den König unmittelbar oder an den Großmeiſter zu wenden haben. Uebrigens ſoll dieſer Orden an ſolche Perſonen, welche ſich um Se. Majeſtät den König, das Königliche Haus und die preußiſche Monarchie verdient gemacht haben, aus höchſteigener Bewegung ſowohl, als auf Antrag des Großmeiſters, ertheilt werden.

Die Inſignien dieſes Ordens beſtehen in einem goldenen achtſpitzigen weiß emaillirten Kreuz ohne die bisherige große Krone darüber, in deſſen vier Winkeln der mit einer goldenen Krone gekrönte Königl. preuß. ſchwarze Adler ſich befindet, und welches an einem ſchwarzen Bande

um den Hals getragen wird, desgleichen in einem auf der linken Seite des Kleides befindlichen weißen Kreuz. Der Großmeiſter trägt beyde Kreuze größer und an einem breitern Bande.

Die Uniform beſteht in einem rothen Rocke; der Kragen, die Aufſchläge, das Unterfutter, die Weſte und die Beinkleider ſind weiß. Auf Kragen und Aufſchlägen befinden ſich goldene Litzen. Der Rock hat goldene Epaulets, die Knöpfe ſind gelb, und das Kreuz des Ordens iſt auf denſelben befindlich.

Die bisherigen Ritter behalten die alten Inſignien.

Allgemeine Bemerkungen über vorſtehend beſchriebene königl. preuß. Orden.

Alle dieſe Orden und Ehrenzeichen geben ihren Beſitzern das Recht, außer den Amtsverhältniſſen als die Erſten ihres Ranges und Standes geehrt zu werden, und ihre Wappen mit den Ordens- und Ehrenzeichen zu umgeben; auch können dieſe noch bey dem Leichenbegängniſſe zur Ehre der Verſtorbenen dienen; der Familie bleibt die Verleihungsſchrift als ehrenvolles Andenken.

Die Verleihung aller Orden und Ehrenzeichen geſchieht von des Königs Majeſtät Allerhöchſt ſelbſt. Die Beſorgung der dabey vorfallenden Geſchäfte iſt, ſeit der hiernächſt folgenden Erweiterungsurkunde, einer beſondern Behörde, nähmlich der Generalordens-Commiſsion, anvertraut. Sie führt über die neuen Verleihungen eine Ordens-Matrikel, über ſämmtliche Ritter und Beſitzer der Orden und Ehrenzeichen, Liſten, und trägt darin alle Veränderungen, Todesfälle u. ſ. w. nach, hat auch zu den Koſten der Inſignien und andern Ausgaben ihre beſondere Kaſſe.

Al-

Alle Verleihungs-Gebühren fallen weg.

Auch der Verluſt der Orden und Ehrenzeichen wird nur von des Königs Majeſtät Allerhöchſtſelbſt ausgeſprochen, und zwar für Handlungen, welche den Begriffen der Ehre zuwiderlaufen, und wodurch beſonders Unterthanen im Militär- oder Civildienſte irgend einen Mangel an Muth, an Pflichttreue und an Unbeſcholtenheit zeigen.

Nach dem Tode der Ritter und Inhaber werden die Orden und Ehrenzeichen von den Angehörigen oder Vorgeſetzten an des Königs Majeſtät oder an die General-Ordens-Commiſſion zurückgeſandt. Inſignien mit Brillanten ſind davon ausgenommen. Bey den Ehrenzeichen findet für die Wittwe und Kinder der verſtorbenen Beſitzer eine Vergütigung von 15 Rthlr. auf das goldene, und von 3 Rthlr. auf das ſilberne ſtatt, wenn ſie ſolche verlangen und ein Bedarfszeugniß beybringen.

Erweiterungs-Urkunde

für die Königlich Preußiſchen Orden und Ehrenzeichen, vom 10. Januar 1810.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen u. ſ. w.

Bey dem Werthe, welchen das National-Verdienſt jeder Art für Uns und den Staat hat, wollen Wir es auch allgemein durch öffentliche Auszeichnung ehren, belohnen und ermuntern.

Zu dieſem Zwecke fügen wir den beſtehenden Orden und Ehrenzeichen Unſerer Monarchie hierdurch noch eine zweyte und dritte Klaſſe des rothen Adlerordens und Verdienſt-Medaillen an dem Bande dieſes Ordens zu.

 §. 1.

§. 1. Die Orden und Ehrenzeichen Unſers Staates zerfallen daher künftig in zwey Haupt-Abtheilungen. Die erſte wird im Allgemeinen das ausgezeichnete Verdienſt um den Staat, die zweyte insbeſondere das im Kampfe gegen den Feind erworbene Verdienſt belohnen und ermuntern.

§. 2. Zur erſten Haupt-Abtheilung gehören: der ſchwarze Adlerorden, der rothe Adlerorden erſter, zweyter und dritter Klaſſe, die goldene und ſilberne Verdienſt-Medaille an dem Bande des rothen Adlerordens.

§. 3 Zwiſchen dieſen Orden und Ehrenzeichen der erſten Haupt-Abtheilung findet die ſo eben ausgeſprochene Abſtufung von oben herab ſtatt.

§. 4. Der ſchwarze Adlerorden verbleibt in ſeiner bisherigen Verfaſſung auf den Grund der Statuten vom 18. Jan. 1801.

§. 5. Bey dem rothen Adlerorden gilt für die erſte Klaſſe deſſelben die Beſtättigungs-Urkunde vom 12. Junius 1792 und die zeitherige Verfaſſung; jedoch werden Wir künftig, ſtatt des bis dahin üblichen Kreuzes, ein Kreuz von gleicher Farbe und Größe, aber ohne Spitzen und ohne goldne Ausfüllung, ertheilen. Dieſes weiß emaillirte Kreuz ſoll in dem runden Mittelſchilde auf der einen Seite den rothen Adler und auf der andern Unſern Nahmenszug F. W. führen.

Die zweyte jetzt neu geſtiftete Klaſſe des rothen Adlerordens ſoll daſſelbe neue Kreuz, jedoch etwas kleiner, an einem ſchmahlen Bande von der erſten Farbe der erſten Klaſſe verbundenen Cordons um den Hals tragen.

Die dritte jetzt neu errichtete Klaſſe trägt eben dieſes neue Kreuz mit demſelben etwas ſchmahleren Bande am Knopfloch. Ein

Ein Stern auf der Bruſt iſt mit dieſer neuen Klaſſe nicht verbunden.

Wie eine Klaſſe ohne, oder mit der andern zuſammen getragen werden ſoll, wird noch beſonders beſtimmt werden.

§. 6. Die allgemeine Verdienſtmedaille, ſowohl die goldene als die ſilberne, wird mit dem Bande des rothen Adlerordens am Knopfloche getragen. Das Band iſt alſo weiß gewäſſert mit einem orangefarbenen Streifen auf jedem Rande.

§. 7. Zur zweyten Haupt-Abtheilung gehören: der ſchon beſtehende Orden pour le mérite, die zeitherige goldene und ſilberne Medaille am ſchwarzen weiß geränderten Bande.

§. 8. Auch zwiſchen dieſen Orden und Ehrenzeichen der zweyten Hauptabtheilung findet die ſo eben angegebene Ordnung von oben herab ſtatt, doch bilden nur die dazu gehörigen Medaillen in ſich ein Ganzes.

§ 9. Der Orden pour le mérite ſoll künftig nur für das im Kampfe gegen den Feind erworbene Verdienſt erworben werden können.

§. 10. Mit gleicher Beſtimmung gilt für die goldenen und ſilbernen Verdienſt-Medaillen am ſchwarzen weißgeränderten Bande die Verordnung vom 30. September 1806.

§. 11. Die Orden und Ehrenzeichen der erſten Haupt-Abtheilung können mit denen der zweyten zuſammen getragen werden.

§. 12. Unſere ſämmtlichen Orden und Ehrenzeichen geben ihren Beſitzern das Recht, außer den Amtsverhältniſſen, als die Erſten ihres Ranges und Standes geehrt zu werden.

§. 13. Allen Inhabern des ſchwarzen Adlerordens und der erſten Klaſſe des rothen be-

willigen Wir hierdurch die Militär-Honneurs, und zwar ſo, daß die Schildwachen das Gewehr präſentiren, außerdem aber vor dem ſchwarzen Adler-Orden die Wachen, ohne das Gewehr aufzunehmen, heraustreten ſollen.

Das Kriegs-Verdienſt zu ehren iſt Beruf des Militärs; die Schildwachen ſollen alſo vor den militäriſchen Verdienſt-Medaillen Front, Gewehr in Arm, vor dem Orden pour le mérite aber Front mit geſchultertem Gewehr machen.

Fordert das perſönliche Militär-Verhältniß eines Inhabers höhere Auszeichnung, ſo tritt dieſe ein.

§. 14. Das Wappen mit dem Orden und Ehrenzeichen zu umgeben, ſteht jedem Inhaber frey; auch können dieſe bey Leichenbegängniſſe zur Ehre des Verſtorbenen dienen; ſo wie dann ſein Diplom als ehrenvolles Andenken der Familie verbleibt.

§. 15. Die Verleihung aller Orden und Ehrenzeichen geſchieht von Uns Allerhöchſtſelbſt nach der ſchon beſtehenden oder analogen Verfaſſung. Das Detail der dahin einſchlagenden Angelegenheit aber wollen Wir einer beſondern Behörde anvertrauen, deren Geſchäft und Pflicht es ſein ſoll, die Ordenszeichen und Medaillen zu beſorgen, vollſtändige Liſten der Inhaber zu führen, Abgang und Zuwachs nachzutragen, Auszüge davon vorzulegen, und, inſofern Wir es verlangen, Bericht zu erſtatten und Aufträge auszurichten. So weit hierbey Koſten vorfallen, werden Wir den Bedarf dazu anweiſen.

§. 16. Damit aber die Orden und Ehrenzeichen Unſerer Monarchie ſtets eine hohe Auszeichnung bleiben, ſo werden Wir die Zahl der

Inhaber nur auf eine angemeſſene kleine Zahl beſtimmen, ohne jedoch in außerordentlichen Verhältniſſen des Staates dem Verdienſte die Ausſicht zur öffentlichen Anerkennung zu beſchränken.

Eben deshalb wollen Wir auch von den neuen Klaſſen des rothen Adlerordens für jetzt nur die dritte verleihen, und die Ertheilung der zweyten Uns für die Zukunft, für das fortſchreitende Verdieſt vorbehalten.

§. 17. So wie die Verleihung Unſrer Orden und Ehrenzeichen von Uns Allerhöchſtſelbſt geſchieht, eben ſo wird auch der Verluſt derſelben nur von Uns Allerhöchſtſelbſt ausgeſprochen. Bevor dieß nicht geſchehen, darf an dem Inhaber derſelben keine Lebens-, Leibes- und Ehrenſtrafe (Feſtungs- Arreſt und Gefängniß ausgenommen) vollzogen werden. Mit dem Verluſte der Orden und Ehrenzeichen werden Wir Allerhöchſtſelbſt alle der Ehre zuwiderlaufende Handlungen, und vornähmlich ſolche beſtrafen, wodurch Uns Unterthanen, die in Unſern Militär- und Civil Dienſten ſtehen, irgend einen Mangel an Muth, an Pflicht, Treue und an Unbeſcholtenheit zeigen. Dieſer Verluſt ſoll der gewöhnlichen Strafe des Geſetzes hinzutreten, und Wir behalten Uns dagegen vor, dieſe im einzelnen Falle darnach und den Umſtänden nach zu ermäßigen. Sollten, wider Verhoffen, Inhaber von Unſern Orden und Ehrenzeichen ſich ſolcher Handlungen ſchuldig machen, ſo ſollen Uns davon die Landesbehörden und Vorgeſetzten, die Gerichtshöfe aber von ihren rechtskräftigen Erkenntniſſen Anzeige machen; dagegen iſt kein Richter befugt, auf den Verluſt Unſerer Orden und Ehrenzeichen ſelbſt zu erkennen

kennen, vielmehr heben Wir die Geſetze, welche dieſer Beſtimmung zuwiederlaufen möchten, in ſoweit hierdurch auf.

Urkundlich unter Unſerer Allerhöchſteigenhändigen Unterſchrift und beygedruckten Inſiegel.

Geſchehen und gegeben Berlin, den 18. Jan. 1810. Friedrich Wilhelm.

Urkunde.

über die Stiftung des eiſernen Kreuzes.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen u. ſ. w.

In der jetzigen großen Kataſtrophe, von welcher für das Vaterland Alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation ſo hoch erhebt, durch ganz eigenthümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderſtehlichen Uebel einer eiſernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmüthigkeit herabſank, bewährt den hohen Muth, welcher jede Bruſt belebte, und welcher nur, auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland ſich ſtützend, ausharren konnte.

Wir haben daher beſchloſſen, das Verdienſt, welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege entweder im wirklichen Kampfe mit dem Feinde, oder außerdem, im Felde oder daheim, jedoch in Beziehung auf dieſen großen Kampf um Freyheit und Selbſtſtändigkeit, erworben wird, beſonders auszuzeichnen, und dieſe eigenthümliche Auszeichnung nach dieſem Kriege nicht weiter zu verleihen.

Dem gemäß verordnen wir wie folget:

1. Die nur für dieſen Krieg beſtehende Auszeichnung des Verdienſtes Unſerer Unterthanen um das Vaterland iſt das

von zwey Klaſſen und einem Groß-Kreuze.

2. Beyde Klaſſen haben ein ganz gleiches in Silber gefaßtes ſchwarzes Kreuz von Gußeiſen, (Fig. 7148.) die Vorderſeite ohne Inſchrift, die Kehrſeite zu oberſt Unſer Namenszug F. W. mit der Krone, in der Mitte drey Eichenblätter, und unten die Jahreszahl 1813, und beyde Klaſſen werden an einem ſchwarzen Bande mit weißer Einfaſſung auf der linken Bruſt; und das Groß-Kreuz, noch einmahl ſo groß als das der beyden Klaſſen, wird an dem ſchwarzen Bande mit weißer Einfaſſung um den Hals getragen.

3. Die Militär-Ehrenzeichen erſter und zweyter Klaſſe werden während der Dauer dieſes Krieges nicht ausgegeben; auch wird die Ertheilung des rothen Adlerordens zweyter und dritter Klaſſe, ſo wie des Ordens pour le mérite, bis auf einige einzelne Fälle, in der Regel ſuspendirt. Das eiſerne Kreuz erſetzt dieſe Orden nnd Ehrenzeichen, und wird durchgängig von Höheren und Geringern auf gleiche Weiſe in den angeordneten zwey Klaſſen getragen. Der Orden pour le mérite wird in außerordentlichen Fällen mit drey goldenen Eichenblättern am Ringe (Fig. 7147.) ertheilt.

4. Die zweyte Klaſſe des eiſernen Kreuzes ſoll durchgängig zuerſt verliehen werden; die erſte kann nicht anders erfolgen, als wenn die zweyte ſchon erworben war.

5. Daraus folgt, daß auch diejenigen, welche Orden und Ehrenzeichen ſchon beſitzen, und ſich in dieſem Kriege auszeichnen, zunächſt nur das eiſerne Kreuz zweyter Klaſſe erhalten können.

6. Das Groß-Kreuz kann ausſchließlich nur für eine gewonnene entſcheidende Schlacht, nach welcher der Feind ſeine Poſition verlaſſen muß, desgleichen für die Wegnahme einer bedeutenden Feſtung, oder für die anhaltende Vertheidigung einer Feſtung, die nicht in feindliche Hände fällt, der Kommandirende erhalten.

7. Die jetzt ſchon vorhandenen Orden und Ehrenzeichen werden mit dem eiſernen Kreuze zuſammen getragen.

8. Alle Vorzüge, die bisher mit dem Beſitze des Ehrenzeichens erſter und zweyter Klaſſe verbunden waren, gehen auf das eiſerne Kreuz über. Der Soldat, der jetzt ſchon das Ehrenzeichen zweyter Klaſſe beſitzt, kann bey anderweitiger Auszeichnung nur zuerſt das eiſerne Kreuz der zweyten Klaſſe erhalten; jedoch erhält er mit demſelben zugleich die mit dem Beſitze des Ehrenzeichens erſter Klaſſe verbundene monatliche Zulage, die aber fernerhin nicht weiter vermehrt werden kann.

9. In Rückſicht der Art des verwirkten Verluſtes dieſer Auszeichnung hat es bey den in Anſehung Unſerer übrigen Orden und Ehrenzeichen gegebenen Vorſchriften ſein Bewenden.

Urkundlich unter Unſerer Allerhöchſteigenhändigen Unterſchrift nnd beygedrucktem Inſiegel.

Gegeben Breslau, den 10. März 1813.

(L. S.)

Friedrich Wilhelm.

Die von Sr. Majeſtät, dem Könige Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1815 bloß für den Fürſten Blücher von Wahlſtadt geſtif-

geſtiftete Ordens-Decoration, die aus einem goldenen Stern mit dem eiſernen Kreuze in der Mitte beſteht, kann man nun als die erſte Klaſſe dieſes Ordens anſehen. Es iſt darüber indeß noch nichts genaueres bekannt geworden.

8. Königl. Preuß. Kriegsdenkmünze, aus dem Metall eroberter Geſchütze geprägt, für 1813 ꝛc.

Die Stiftung dieſer Denkmünze iſt in nachfolgender Königl. Bekanntmachung an das Kriegsheer ausgeſprochen.

An mein Kriegsheer.

Das verhängnißvolle Jahr 1813 neigt ſich ſeinem Ende. In ſeinen thatenreichen Abſchnitten wurde der ſchwere Kampf für die gerechte Sache auf eine unvergeßlich glorreiche Weiſe, unter Gottes Beyſtand, bis an den Rhein vollbracht. Der Feind iſt über den Rhein gewieſen, und die von ihm noch beſetzten Veſten fallen.

Alle meine tapfern Krieger haben ſich eines Andenkens dieſes ewig denkwürdigen Jahres würdig bewieſen. Für Auszeichnung des Einzelnen iſt das eiſerne Kreuz geſtiftet. Aber jeder, der in dieſem Kampfe vorwurfsfrey mitgefochten hat, verdient ein ehrendes Denkzeichen, vom dankbaren Vaterlande geweiht, und Ich habe deshalb beſchloſſen, eine ſolche Denkmünze aus dem Metall eroberter Geſchütze, mit einer paſſenden Inſchrift und mit der Jahreszahl 1813, prägen zu laſſen, die an einem Bande, deſſen Farbe Ich noch beſtimmen will, am Knopfloche getragen werden, und die nach errungenem ehrenvollen Frieden jeder Meiner

Krie-

Krieger ohne Ausnahme erhalten ſoll, die im Felde oder vor einer Feſtung wirklich mitgefochten, und der während der Dauer des jetzigen Krieges ſeinen Pflichten treu geblieben iſt, und ſich keines Exceſſes ſchuldig gemacht hat. Das Jahr 1814 wird — wir dürfen es unter Gottes fernerem Beyſtande hoffen — die Thatenreihe glorreich ſchließen, und dann iſt dieſes ehrende Denkzeichen auch dieſem Jahre geweiht. Wer in beyden Jahren mitgekämpft, erhält die Denkmünze auch mit der zweyfachen Jahreszahl.

Frankfurt am Main, den 24. Decbr. 1813.

Friedrich Willhelm.

Seine Majeſtät der König haben allergnädigſt geruhet, Anordnungen zu treffen, zu dem Zwecke, daß das eiſerne Kreuz und die Denkmünze nur von denjenigen getragen werden dürfen, welche dazu berechtigt ſind. In dieſer Hinſicht wollen Seine Königliche Majeſtät geſtatten, daß ſowohl das Band zu den Denkmünzen, als das Band zu dem eiſernen Kreuze, und die eiſernen Kreuze ſelbſt verkauft werden dürfen. Seine Majeſtät der König haben dabey erklärt; daß dieſes um ſo unbedenklicher ſey, da die im Dienſte befindlichen Militärperſonen unter der Aufſicht ihrer Vorgeſetzten ſtehen, die alſo von ſelbſt darauf wachen werden, daß niemand unbefugt eine Auszeichnung trage. Nur bey verabſchiedeten Militärperſonen und bey Civilperſonen muß, nach dem ausdrücklichen Befehl Sr. Königl. Majeſtät, die Einſchränkung eintreten, daß ihnen Kreuze und Bänder zu denſelben, und Bänder zu den Denkmünzen nicht ohne Vorzeigung von Zeugniſſen ver=

verkauft werden dürfen, welche Zeugniſſe in Anſehung der eiſernen Kreuze von der Generalordens-Commiſſion, in Anſehung der Denkmünzen von den Militär-Behörden ertheilet werden ſollen.

Die unterzeichnete Commiſſion bringt Vorſtehendes hierdurch zur allgemeinen Kenntniß.

Berlin, den 31. Auguſt 1814.

General-Commiſſion in Angelegenheiten der Königl. Preuß. Orden.

Auch den Beamten der Militär-Oekonomie-Verwaltung, die dem Heere mit ins Feld folgten, wird eine ähnliche Denkmünze ertheilt.

9. Urkunde über die Stiftung des Louiſenordens.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen u. ſ. w.

Als die Männer Unſerer tapfern Heere für das Vaterland bluteten, fanden ſie in der pflegenden Sorgfalt der Frauen Labſal und Linderung. Glaube und Hoffnung gab den Müttern und Töchtern des Landes die Kraft, die Beſorgniß um die Ihrigen, die mit dem Feinde kämpften, und den Schmerz um die Verlornen, durch ausdauernde Thätigkeit für die Sache des Vaterlandes zu ſtillen; und ihre weſentlichen Hülfsleiſtungen für den großen Zweck wurden nirgends vermißt. Unmöglich iſt es, dieſe Handlungen des ſtillen Verdienſtes bey Allen öffentlich zu ehren, die ihr Leben damit ſchmückten; aber wir finden es gerecht, denjenigen unter ihnen eine Auszeichnung zu verleihen, deren Verdienſt beſonders anerkannt iſt.

Wir verordnen daher hierdurch Folgendes:

1) Die gedachte Auszeichnung ſoll unter dem bedeutungsvollen Nahmen

Louiſenorden,

den Wir hiermit ſtiften, in einem kleinen ſchwarz emaillirten goldenen Kreuze beſtehen. Das auf beyden Seiten himmelblau emaillirte runde Schild in der Mitte des Kreuzes hat auf der Außenſeite den Buchſtaben L. und um denſelben einen Sternenkranz; auf der Rückſeite die Jahreszahlen 1813 und 1814.

2) Dieſer Orden wird an dem weißen Bande des eiſernen Kreuzes mit einer Schleife auf der linken Bruſt getragen.

3) Die Verleihung deſſelben geſchieht ohne Rückſicht auf verheiratheten oder ledigen Stand; jedoch können ihn nur ſolche Perſonen erhalten, welche dem Vaterlande durch Geburt oder Verheirathung angehören, oder ſonſt nationaliſirt ſind.

4) Die Zahl derſelben iſt auf ein hundert beſchränkt.

5) Zu ihrer Auswahl verordnen Wir hierdurch ein Capitel, welches, unter dem Vorſitz der Frau Prinzeſſin Wilhelm Königl. Hoheit, aus vier Frauen, der Staats-Miniſterin Gräfin v. Arnim, der Generalin v. Boguslawsky, der Ehegattin des Kaufmanns Welper und der Wittwe des Bildhauers Eben beſtehen ſoll.

6) Das Capitel wird aus allen Provinzen, mit Ausnahme derjenigen, welche dem Vaterlande jetzt erſt wieder gewonnen ſind, möglichſt vollſtändige Nachrichten über die im Eingange dieſer Stiftungs-Urkunde angedeuteten verdienſtlichen Handlungen des weiblichen Geſchlechts einziehen, ſolche ſorgfältig prüfen, aus der Geſammt-

ſammtzahl derjenigen, welche entſchieden die würdigſten ſind, bis auf die obgedachte Zahl, auswählen, und Uns ſolche zur Beſtätigung, die Wir Uns ausdrücklich vorbehalten, anzeigen. Die Ausfertigung der Verleihung erfolgt alsdann, in Beziehung auf Unſre Beſtätigung, unter der Unterſchrift der Frau Prinzeſſin Wilhelm Königl. Hoheit.

7) Zu der dieſerhalb erforderlichen Geſchäftsführung beſtellen Wir hierdurch den Hofmarſchall Grafen v. d. Gröben.

8) Ueber den Verluſt des Ordens werden Wir, nach eingeholtem Gutachten des Capitels, Allerhöchſtſelbſt entſcheiden, wenn, wider Erwarten, Verſchuldungen vorkommen ſollten, die, nach den gegebenen allgemeinen Vorſchriften, den Verlnſt der Orden und Ehrenzeichen nach ſich ziehen.

Urkundlich unter Unſerer Höchſteigenhändigen Unterſchrift und beygedrucktem Inſiegel.

Potsdam, den 3. Auguſt 1814.

Friedrich Wilhelm.
C. F. v. Hardenberg.

10. Königlicher Befehl, die Verwandlung der goldenen Militär-Verdienſt-Medaillen als auch des allgemeinen Ehrenzeichens erſter Klaſſe in ein ſilbernes Kreuz.

Ich habe beſchloſſen, ſowohl die goldene Militär-Verdienſtmedaille, als auch das allgemeine Ehrenzeichen erſter Klaſſe, in ein ſilbernes Kreuz zu verwandeln, welches von jetzt an, ſtatt der goldenen Militär-Verdienſtmedaille und als allgemeines Ehrenzeichen erſter Klaſſe, ausgegeben werden ſoll. Die Figur

dieſes ſilbernen Kreuzes ſoll dieſelbe ſeyn, welche der rothe Adlerorden dritter Klaſſe hat, nur um einige Linien kleiner, und das runde Mittelſchild ſoll die Inſchrift: Verdienſt um den Staat, ganz ausgeſchrieben oder abgekürzt, je nachdem der Raum es geſtattet, die Rückſeite aber Meinen Nahmenszug mit der Krone, wie das Kreuz des rothen Adlerordens dritter Klaſſe, erhalten. Wird dieſes ſilberne Kreuz künftighin, nach den beſtehenden Grundſätzen, für Militär-Verdienſt ausgegeben; ſo geſchieht ſolches an dem ſchwarzen Bande mit weißer Einfaſſung, wie bisher die goldene Verdienſt-Medaille; als allgemeines Ehrenzeichen erſter Klaſſe wird es an dem Bande des rothen Adlerordens dritter Klaſſe getragen.

Die General-Ordenscommiſſion hat dieß zur Kenntniß des Publikums zu bringen und, was ſonſt erforderlich iſt, zu verfügen.

Wien, den 30. September 1814.

Friedrich Wilhelm.

B. Kaiſerlich Oeſterreichiſche Ritterorden. *)

1. Orden des goldenen Vließes.

Philipp III., Herzog von Burgund, mit dem Beynahmen der Gute, vermählte ſich zum dritten Mahle mit Iſabella, einer Tochter des Königs Johannes I. von Portugal. Dieſe Vermählung wurde am 10. Januar 1430 *) zu

*) Bey der Beſchreibung derſelben folge ich faſt ganz dem oben angeführten Werke des Herrn Rathes Kuhn, S. 76 ff.

*) In Burgund, Flandern, Frankreich und England war damahls die Sitte, das neue Jahr mit Oſtern anzufangen, daher die Geſchichtſchreiber jener Zeiten und Länder den Tag der Vermählung auf den 10. Januar 1429 ſetzen.

zu Brügge mit großer Pracht vollzogen. Bey Gelegenheit dieſer Vermählung, und zwar am erſten Tage der Feyerlichkeit, 10. Januar ſtiftete Philipp den **Ritterorden des goldenen Vließes.**

Kein Orden hat Veranlaſſung zu ſo vielen Meinungen und Vermuthungen über die Beweggründe und Abſichten des Stifters gegeben, als dieſer. Es können indeß nur diejenigen Beweggründe zur Stiftung des Ordens als die einzig wahren angenommen werden, die der Herzog Philipp von Burgund Eingangs der Statuten ſelbſt anführet.

Er ſagt daſelbſt, wegen ſeiner beſondern Liebe und Neigung für das Ritterthum, deſſen Ehre und Wachsthum er eifrig wünſche, damit der wahre katholiſche Glauben, die Kirche, die Ruhe und das Wohl des Staats, ſo viel als möglich vertheidigt, beſchützt und aufrecht erhalten werde, habe er, um den Glauben, die heilige Kirche, Tugenden und gute Sitten zu befördern und auszubreiten, den Orden des goldenen Vließes errichtet. Daß dies wirklich des Stifters Abſicht geweſen, beſtätigen zwey ſeiner Zeitgenoſſen, burgundiſche Edelleute, die an des Herzogs Hofe lebten, desgleichen die auf ſeinem Sarkofag zu Dijon befindliche Inſchrift, welche ſo lautet:

Pour maintenir l'Eglise, qui est de Dieu maison;
J'ay mis sus le noble Ordre, qu'on nomme la Toison.

(Um die Kirche, die Gottes Haus iſt, aufrecht zu erhalten, ſtiftete ich den edlen Orden, das goldene Vließ genannt.)

Warum der Stifter dem Orden den Nahmen goldenes Bließ gegeben habe, darüber ſchweigen die Statuten und die Geſchichte. Es iſt aber höchſt wahrſcheinlich, daß Philipp bey der Benennung nicht an Gideons Fell, ſondern an Jaſons goldenes Bließ gedacht habe, welche Vermuthung ſchon das Beywort golden hinlänglich rechtfertiget. Ueberdies machte er damahls Zurüſtungen zu einem Kreuzzuge gegen die Türken, wozu ihn außer anderen Beweggründen, auch die Erinnerung an die von ſeinem Vater Johann ohne Furcht, in Mingrelien, der Gegend des alten Kolchis erlittenen Gefangenſchaft, anſpornen mochte, welcher Zug aber nachher wegen des Krieges mit Ludwig XI. von Frankreich unterblieb.

Auch ſoll der Apoſtel Andreas, den er zum Ordens-Schutzpatron erwählte, der Tradition zu Folge, das Evangelium in Kolchis, wohin Jaſon zur Eroberung des goldenen Bließes zog, geprediget haben, obgleich andere vermuthen, er habe den Apoſtel Andreas deshalb zum Schutzpatron genommen, weil die alten burgundiſchen Herzoge ein Kreuz von ihm bekommen hätten, daher noch jetzt ein Burgundiſches oder Andreaskreuz gleichbedeutend ſind.

Der Orden heißt in den Statuten: L'Ordre de la Toison d'or. Lateiniſch: Aureum Vellus. Die Spanier nennen ihn: el Toyson oder el Tuson de ore. Italieniſch: Il Tosone, il Vello auch Velloncino d'oro. Auf deutſch: das goldene Bließ oder Fließ. Bey einem alten Schriftſteller *) heißt er: der Ritterorden deß Gül-

*) Megiſer: Von dem dreyfachen Ritterſtand. Frankfurt 1593.

Güldin Schäppers, oder Güldin Lämblins von Burgundy, ſonſt genannt deß Güldin Vellyß oder Flüß.

Die Statuten, datirt aus Lille vom 27. November 1431, ſind in burgundiſch-franzöſiſcher Mundart abgefaßt, und außer dem Eingange und dem Schluſſe in 66 Artikel eingetheilt. Dem nachſtehenden Auszuge aus denſelben ſind, mit Uebergehung des Unweſentlichen oder deſſen was keine Anwendung mehr findet, die von Philipps Nachfolgern gemachten Veränderungen und die heutige Obſervanz beygefügt.

1. Die Zahl der Ordensritter, nahmhafte und tadelloſe Edelleute von altem Adel, (Gentilshommes de nom et d'armes et sans reproche), wird auf ein und dreyßig feſtgeſetzt, worunter der Stifter als Oberhaupt und Souverän begriffen iſt.

(Unter Karl V. wurde die Zahl der Mitglieder, mit Einſchluß des Souveräns auf 51 feſtgeſetzt. Die Benennung **Großmeiſter** iſt in dieſem Orden nicht üblich.)

2. Die Ritter dürfen neben dem goldenen Vließe keinen andern Orden tragen. Ausgenommen ſind gekrönte Häupter und Herzoge, welche neben dem goldenen Vließe denjenigen Orden tragen können, deſſen Oberhaupt ſie ſind. Auch kann in einem ſolchen Fall das Oberhaupt die Orden gekrönter Häupter und Herzoge tragen.

(Die Ritter des goldeneu Vließes, welche öſterreichiſche Unterthanen ſind, dürfen zwar keine auswärtigen Orden annehmen, können aber die Ehrenzeichen der übrigen öſterreichiſchen Orden neben dem goldenen Vließe tragen. Der

Kaiſer, als Oberhaupt, nimmt ebenfalls keinen fremden Orden an. *)

3. Die Ordenskette mit dem Ordenszeichen ſoll, mit wenigen Ausnahmen, täglich um den Hals getragen werden.

(Da es den Rittern ſehr beſchwerlich fiel, die Kette beſtändig zu tragen, ſo ward unter Karl V feſtgeſetzt, daß ſie nur bey feyerlichen Gelegenheiten ſollte umgehangen werden. Für gewöhnlich tragen die Ritter das Ordenszeichen an einem zwey Finger breiten ponceaurothen oder goldenen Bande, entweder um den Hals oder im Knopfloche auf der linken Bruſt. Dieſes **Ordenszeichen** (man ſehe Fig. 7149.) beſtehet in einem goldenen Widderfelle mit einem goldenen blauemaillirten Feuerſteine darüber, auf welchem die aus dem Claudian genommene Deviſe befindlich iſt: PRETIUM LABORUM NON VILE, (Nicht geringer Preis der Arbeiten.) Die Glieder der goldenen Halskette ſtellen Feuerſtahle und Feuerſteine aus welchen Flammen herausſpringen, vor, (die alte Deviſe des Hauſes Burgund,) deren Bedeutung auf verſchiedene Art ausgelegt worden iſt. Die Kette muß nach dem Tode eines Ritters wieder abgeliefert werden.)

4. Die Ritter ſollen das Oberhaupt und ſich unter einander lieben, nicht geſtatten, daß etwas Ehrenrühriges gegen Mitglieder des Ordens geſagt werde, u. ſ. w.

5. Die Ritter ſollen dem Oberhaupte im Kriege und in gefahrvollen Gelegenheiten beyſtehen.

6.

*) Von dieſer Obſervanz iſt ſeit dem Jahre 1810 Ausnahme gemacht worden.

6. Das Oberhaupt ſoll keinen Krieg unternehmen, ohne die Ritter um Rath zu fragen.

(Daß dies Statut heut zu Tage nicht mehr gelten kann, bedarf keiner Erinnerung.)

7. Die Ritter ſollen ohne Erlaubniß des Souveräns keine fremden Kriegsdienſte nehmen.

8 — 9. Streitigkeiten zwiſchen Ordensrittern ſollen nicht durch Thätlichkeiten, ſondern im Kapitel gütlich abgethan werden. Geſchiehet es, ſo ſollen die andern es zu verhindern ſuchen.

13 — 16. Die Ritter bleiben Zeitlebens Mitglieder des Ordens, ausgenommen wenn ſie ſich der Ketzerey ſchuldig machen, Hochverrath begehen, oder am Tage einer Schlacht auf eine ſchimpfliche und feige Weiſe fliehen, in welchen Fällen ſie aus dem Orden geſtoßen werden.

(Hieraus und aus ſpätern Zuſätzen folgt, daß jeder aufzunehmende Ritter katholiſcher Religion ſeyn muß, und nicht im Verdachte der Ketzerey ſtehen darf.)

17. Die Ritter haben den Rang nach der Zeit der Aufnahme.

19. Die Beamten (Officiers) des Ordens ſollen ſeyn: ein Kanzler, ein Schatzmeiſter, ein Greffier und ein Wappenkönig, welcher goldenes Vließ (Toison d'or.) heißt.

(Die dieſen Beamten obliegenden Geſchäfte, ſind in 28 Artikeln beſtimmt worden. Die der drey zuerſt genannten beſtehen in der Aufbewahrung des Ordensſigels und der Kleidungen; in der Aufſicht über das Archiv und die Bibliothek; in Verwaltung und Berechnung der Einkünfte; in der Ausfertigung der Diplome u. ſ. w. Durch den Wappenkönig werden die Ritter von den Angelegenheiten des Ordens unterrichtet, und erhalten die Anzeige, wenn Kapitel gehalten werden ſoll u. ſ. w.)

Der 23 — 66. Artikel verordnet: wann und wie das Ordensfeſt und Kapitel gehalten werden ſoll; daß diejenigen Ritter, die ſich ungeziemender Handlungen ſchuldig gemacht haben, zu einem beſſern Lebenswandel ermahnet werden ſollen; wie die Wahl neuer Mitglieder; und daß ſie nach Mehrheit der Stimmen geſchehen ſoll.

(Die heutige Obſervanz dieſer Statuten iſt folgende:)

Seit Philipp II. unter welchem das 23. und letzte ſtatutengemäße Generalkapitel gehalten worden iſt, hängt die Ernennung der Ordensritter von der freyen Willkühr des jedesmahligen Oberhauptes und Souveräns des Ordens ab. An dem zur feyerlichen Aufnahme vom Oberhaupte feſtgeſetzten Tage verſammeln ſich ſämmtliche in Wien anweſende Ritter, in ihren Ordenskleidungen mit umhangenden Ketten, bey Hofe in dem beſtimmten Appartement, und es wird alsdann in Gegenwart des Kaiſers Kapitel gehalten. Sobald dieſes geendet iſt, verfügt ſich der Kaiſer unter Vortretung des Hofſtaats und in Begleitung der Ritter in den Ritterſaal und nimmt ſeinen Platz unter dem Baldachin, ſo wie die Ritter die ihnen beſtimmten Plätze ein. Hierauf werden die anweſenden Kandidaten, welche in der Ordenskleidung in der Rathsſtube warten, durch den älteſten Ritter unter Vortretung des Wappenkönigs in den Ritterſaal vor den Thron geführt. Nachdem ſie vom Oberhaupt den Ritterſchlag mit dem entblößten Schwerte erhalten und den vorgeſchriebenen Eid, in welchem ſie Treue und Gehorſam gegen den Souverän und Beobachtung der Statuten angeloben, geleiſtet haben, ſo hängt ihnen derſelbe mit

mit eigenen Händen die Ordenskette um und umarmt ihn, ſo wie nachher ſämmtliche Ritter ebenfalls einander umarmen. Der Zug gehet nach vollendeter Feyerlichkeit auf die nähmliche Art zurück, und die neuaufgenommenen Ritter treten nach ihrem Range ein.

Die Ordenskleidung, welche ſeit Stiftung des Ordens drey Mahl iſt geändert worden, beſtehet in einem ponceaurothen ſammetnen mit weißen Taffet gefütterten Talar, über welchem ein purpurfarbiger mit weißem Atlaſſe gefütterter langer Mantel getragen wird. Dieſer Mantel iſt mit einer breiten und prächtigen goldenen Stickerey bordirt, in welcher das Ordenszeichen, Feuerſteine und Stahle mit hervorſpringenden Flammen und Funken häufig angebracht ſind. Der äußerſte Saum des Mantels iſt von weißem Atlaſſe und auf demſelben der oft wiederhohlte Denkſpruch mit goldenen Buchſtaben geſtickt: Je l'ay emprins (Ich habe den Orden angenommen.) Die vom Stifter gewählte Deviſe hieß: Autre n'auray, (ich will keinen andern Orden tragen) die deſſen Sohn, **Karl der Kühne** oder der Kriegeriſche in die gegenwärtige veränderte. Die Ordensmütze iſt ebenfalls von purpurfarbigem mit Gold geſtickten Sammet, mit einem rückwärts niederfallenden Mäntelchen, und daran auf der linken Seite herabhangenden glatten Streifbinde. Ueber dem Mantel wird die oben beſchriebene Kette getragen, die aber bey minder feyerlichen Gelegenheiten auch über die gewöhnliche Hofkleidung gehängt wird.

Der Wappenkönig trägt bey dieſer Gelegenheit ebenfalls eine Zeremonienkleidung und eine Kette, von welcher eine goldene Medaille herabhängt.

Je=

Jeder Ritter erhält bey ſeiner Aufnahme ein Diplom und ein Exemplar der Statuten, welches nach deſſen Tode zurückgeſendet werden muß.

Das Ordensfeſt wird jährlich in Wien am St. Andreastage oder dem darauf folgenden Sonntage gefeyert. Der Kaiſer als Ordensoberhaupt und ſämmtliche anweſende Ritter, in der Ordenskleidung, gehen in Prozeſſion in die Hofkirche, wohnen dem Gottesdienſte bey, kehren nach Endigung deſſelben in die Burg zurück und ſpeiſen im Ritterſaale an offener Tafel.

(Am heiligen drey Königstage iſt in der Hofkirche Toiſon=Amt.)

Der Orden des goldenen Vließes wurde 1433 vom Papſt Eugen IV., und 1516 von Leo X. beſtätiget. Letzterer ertheilte demſelben viele, für die damahligen Zeiten wichtige Privilegien.

Unter des Stifters Nachfolgern machten beſonders der Kaiſer Maximilian I., Karl V., der König Philipp II. und IV. einige Veränderungen und Zuſätze zu den Statuten, auch verliehen ſie dem Orden beſondere Vorzüge und Privilegien.

Der Kaiſer von Oeſterreich iſt Oberhaupt und Souverän (Chef et Souverain) des Ordens.

In dem 65. Artikel der Statuten hatte der Stifter verordnet, daß wenn ſein Geſchlecht in männlicher Linie ausſtürbe, der Gemahl der Tochter und Erbin des letzten Souveräns Oberhaupt des Ordens ſeyn ſollte. Dem zu Folge gelangte Maximilian I. Erzherzog von Oeſterreich, durch ſeine Vermählung mit Marie, Erbtochter des letzten Herzogs von Burgund, Karls des Kühnen, zu dieſer Würde. Nach ſei-

nes Enkels, Karls V. Entſagung des Thrones blieb die öſterreichiſch-ſpaniſche Linie im Beſitz des Ordens, und als dieſe Linie mit Karl II. ausſtarb, fiel die Succeſſion auf den ſpaniſchen Thron nebſt der Souveränſchaft des Ordens an Karl III, von der öſterreichiſch-deutſchen Linie, nachmahls als Kaiſer, Karl VI. Karl konnte ſich zwar in dem bekannten Erbfolgekrieg nicht im Beſitz der ſpaniſchen Monarchie behaupten, doch blieb er der einzige rechtmäßige Chef und Souverän des Ordens, und nahm daher, als er Spanien verließ, das geſammte Ordensarchiv mit.

Der König Philipp V. von Spanien, aus dem Hauſe Bourbon, erklärte ſich aber ebenfalls zum Chef des Ordens. Nach Karl VI. Tode wurde Franz Stephan, Großherzog von Toskana, nachmahls Kaiſer Franz I, als Gemahl von deſſen Erbtochter, Maria Thereſia, und Mitregent, Oberhaupt und Souverän des Ordens. Der jetzt regierende Kaiſer iſt der vierzehnte Souverän des Ordens, wie aus folgendem Verzeichniß ſämmtlicher Ordens-Souveräne zu erſehen iſt:

1. Philipp III, der Gute, Herzog von Burgund, Stifter des Ordens.
2. Karl der Kühne.
3. Maximilian I, Erzherzog von Oeſterreich, und römiſcher Kaiſer.
4. Philipp I, der Schöne, Erzherzog von Oeſterreich König von Spanien.
5. Karl V, (l) Kaiſer, und König von Spanien.
6. Philipp II,)
7. Philipp III,) Könige von Spanian.
8. Philipp IIII,)
9. Karl II,)
10. Karl (III) VI.

11. Franz I.
12. Joſeph II
13. Leopold II.
14. Franz, Kaiſer von Oeſterreich.

2. Marie-Thereſien-Orden.

Die Verfaſſung dieſes Ordens findet man im Art. Kriegsorden, Th. 51, S. 465 — 92 ausführlich beſchrieben. Hier darf nur noch bemerkt werden, daß der Kaiſer Joſeph überzeugt, daß es Fälle gebe, wo ausgezeichnet tapfere Thaten des Militärs ſchnell, und ohne die Formalitäten eines vorgängigen Kapitulargutachtens abzuwarten, durch Ertheilung des Ordens belohnt zu werden verdienen, eine zweyte Art von Ritterpromotionen eingeführt hat, nähmlich die aus freyer Hand des Großmeiſters, welche auch deſſen Nachfolger in der Regierung beybehalten haben. Beyſpiele dieſer Art ſind der Prinz von Koburg wegen des Sieges über die Türken bey Fokſan, des Prince de Ligne vor Belgrad, des Erzherzogs Karl bey Neerwinden u. ſ. w.

Von dem Grundſatz daß nur Offiziere vom öſterreichiſchen Militär Ritter dieſes Ordens werden können, iſt zuerſt im Jahr 1799 eine Ausnahme gemacht worden; es wurden damahls verſchiedene Offiziere der ruſſiſchen Hülfstruppen zu Mitgliedern deſſelben ernannt. Auch einige engliſche Offiziere die im März 1798 wegen des Treffens am 24 April 1794, unweit Cambray, goldene Medaillen am Bande des Marien-Thereſien-Ordens nebſt goldenen Ketten erhalten hatten, wurden im November 1800 zu wirklichen Kleinkreuzen ernannt. *)

*) Nach Endigung des letzten Ordenskapitels, und erfolgter Beſtätigung des Kapitular-Gutachtens hat der

3. Orden des heiligen Stephans. *)

Die Betrachtung, daß Zivilbeamten die ſich durch treue Dienſte und vorzügliche Talente um den Regenten und den Staat Verdienſte erwerben, eben ſowohl als das Militär durch öffentliche Ehrenbelohnungen ausgezeichnet zu werden verdienen, veranlaßte die Kaiſerin Maria Thereſia, einige Jahre nach Errichtung des Militär-Verdienſtordens, auch einen Zivil-Verdienſt-Orden zu ſtiften. Die Gründung geſchahe am 5. Mai 1764. Die Gelegenheit und nächſte Veranlaſſung dazu gab die Krönung des Thronfolgers, des Erzherzogs Joſephs zum römiſchen Könige. Durch die Benennung nach dem heiligen Stephan, dem erſten apoſtoliſchen Könige und Stifter des Königreichs Ungern, wollte die Kaiſerin dem Orden eine beſondere Zierde ertheilen, und ein öffentliches Zeugniß der Verehrung ſeines glorwürdigen Andenkens darlegen. Die von 6. Mai 1764 datirten, ſowohl in deutſcher als in lateiniſcher Sprache abgefaßten Statuten ſind in ſechs und dreyßig Kapitel abgetheilt. (Kuhn, a. a. O. S. 101 ff.)

1. Dieſer Ritterorden führt den Nahmen: **Orden des heiligen apoſtoliſchen Königs Stephans.**

2. Das Großmeiſterthum iſt unzertrennlich mit der Krone Ungern vereiniget; der jedesmahlige König von Ungarn iſt Ordens-Großmeiſter.

3. Der

Großmeiſter, am 15. April 1810, an die neuen in Wien anweſenden Kommandeure und Ritter die Ordenskreuze eigenhändig verliehen. Auch ſind die Statuten mit einem Nachtrag neuer dienſamer Vorſchriften und geſetzlicher Erläuterungen verſehen, und die Ordenseinkünfte anſehnlich vermehrt worden.

*) Der im Art. Kriegsorden, Th. 51., S. 493 angeführte, von Cosmus, aus dem Hauſe Medicis 1561. errichtete militäriſche St. Stephansorden muß hiermit nicht verwechſelt werden.

3. Der Orden beſtehet aus hundert edeln Rittern, die ſich durch Verdienſte hervorgethan haben. Sie ſind in drey Gattungen abgetheilt: in Großkreuze, deren Zahl auf zwanzig; in Kommandeure deren Zahl auf dreyßig; und in Kleinkreuze, deren Zahl auf fünfzig feſtgeſetzt iſt. Unter der feſtgeſetzten Zahl, die aber nicht immer beobachtet wird, ſind die Mitglieder vom geiſtlichen Stande nicht begriffen.

4. Der Zweck des Ordens iſt die öffentliche Anerkennung und Belohnung der um den Souverän und den Staat erworbenen Verdienſte.

Das Ordenszeichen iſt ein achteckiges, grünemaillirtes, um den Rand mit einem goldenen Streife und in der Mitte mit einem runden, rothemaillirten Schilde verſehenes Kreuz. Auf der Vorderſeite des Schildes ſtehet das ſilberne apoſtoliſche Kreuz in einer goldenen, auf einem grünen Berge geſtellten Krone und zu deſſen beyden Seiten, die Anfangsbuchſtaben des Nahmens der Stifterin M. T. (Maria Thereſia), mit der Umſchrift: PUBLICUM MERITORUM PRAEMIUM (öffentliche Belohnung der Verdienſte). Auf der weißemaillirten Kehrſeite des Schildes iſt die mit einem Kranze von Eichenblättern eingefaßte Inſchrift: STO. ST. RI. AP. (Sancto Stephano Regi Apostolico; dem heiligen Stephan apoſtoliſchen Könige). Ueber dem Kreuze iſt die ungriſche goldene Krone angebracht. Grün und roth ſind die beyden Farben des Königreichs Ungern, und das apoſtoliſche Kreuz deutet auf den von der Stifterin erneuerten apoſtoliſchen Titel.

5. Dieſes Ordenszeichen tragen die Großkreuze an einem handbreiten in der Mitte rothen auf beyden Seiten grünen, von der rechten Schulter nach der linken Seite hangendem Bande,

Bande, wenn ſie aber vom geiſtlichen Stande ſind, um den Hals; überdies haben die Groß-kreuze auf der linken Bruſt einen mit Silber geſtickten Stern, in deſſen Mitte die in einem Kranze von Eichenblättern eingefaßte Vorderſeite des Ordenszeichens befindlich iſt.

Die Kommandeure tragen das Ordenszeichen an einem ſchmäleren Bande um den Hals, oh-ne den Stern, und die Kleinkreuze ein kleine-res Kreuz ebenfalls an einem ſchmälern Bande im Knopfloche.

6. Das Groß- und Kommandeurkreuz ſoll nur Perſonen von altem und vornehmen Adel, und welche anſehnliche Staatsbedienungen und Ehrenämter bekleiden, ertheilt werden, doch kön-nen auch diejenigen das Kommandeurkreuz er-halten, die noch nicht zu ſo hohen Stellen ge-langt ſind. Das Kleinkreuz iſt für den übrigen Adel.

7. Der Rang der Ordensmitglieder richtet ſich nach der Zeit der Aufnahme.

8. Das Ordensfeſt wird jährlich am St. Stephanstage oder dem darauf folgenden Sonn-tage gefeyert, welchem alle anweſenden Ritter beywohnen ſollen.

9. Bey allen öffentlichen Ordensfeyerlichkei-ten tragen ſämmtliche Ritter einen langen, mit oben weiten aber enge zugehenden Aermeln ver-ſehenen, mit Hermelin verbrämten und mit kar-moiſinrothen Taffet gefütterten, ſammetnen, grü-nen Rittermantel. Das Unterkleid und der Or-denshut ſind von karmoiſinrothem Sammet, und dieſer mit Hermelin verbrämt und mit Reiher-federn, welche in einer roth- und grünemaillirten Scheide ſtecken, gezieret.

10. Das Unterkleid der Großkreuze iſt mit zerſtreutem Eichenlaub reich geſtickt; die Kom-

mandeure haben eine bortenförmige Stickerey, desgleichen die Kleinkreuze, doch iſt ſie etwas ſchmäler.

Die Stickerey an der Ordenskleidung überhaupt ſtellt an einander geknüpfte Eichenblätter vor, die Ehrenbelohnung des Zivils andeutend.

Die Großkreuze tragen überdies am Ordensfeſte und bey feyerlichen Gelegenheiten eine goldene Kette, welche abwechſelnd aus den goldenen Anfangsbuchſtaben des heiligen Stephans und der Stifterin, mit der ungriſchen Krone dazwiſchen, beſtehet; in der Mitte iſt ein goldener Adler, das Sinnbild des Hauſes Oeſterreich, mit der Inſchrift: STRINGIT AMORE.

11. Nur dem Großmeiſter und dem Thronfolger iſt es erlaubt, das Kleid oder das Ordenszeichen mit Edelſteinen verzieren zu laſſen; ausgenommen wenn ein Ritter vom Großmeiſter damit beehret wird.

12. Beamten des Ordens ſind:

Der Prälat, welcher vom Großmeiſter aus den höheren geiſtlichen Ständen erwählt wird, und welcher an Ordensfeſten den Kirchendienſt zu verſehen hat.

Der Kanzler. Er hält ſowohl im Kapitel als bey der feyerlichen Aufnahme der Ritter eine Anrede; lieſt den abzuſchwörenden Eid vor; gehet dem Großmeiſter bey der feyerlichen Handlung an die Hand; berichtet an denſelben ſchriftlich oder mündlich über die Angelegenheiten des Ordens; läßt die Dekrete ausfertigen und hat das Ordensſigel in Verwahrung.

Der jedesmahlige ungriſche Hofkanzler iſt zugleich Ordenskanzler.

Der Greffier führt das Protokoll über die Ordensangelegenheiten; er fertigt Dekrete aus, ver=

verwahrt die Schriften im Archive; hat die Aufſicht über die vom Kanzeliſten zu fertigenden Abſchriften und lieſt den Kandidaten die Pflichten vor, welche ſie zu erfüllen eidlich geloben werden.

Der Schatzmeiſter ſorgt für die Ordenszeichen und Kleidungen; führt über die Einkünfte, welche zur Ordenskleidung der Ritter beſtimmt ſind, Rechnung und übergibt ſie jährlich an den Großmeiſter.

Beyde, der Greffier und der Schatzmeiſter dürfen das kleine Kreuz tragen.

Der Herold trägt an den Ordensfeſten das Wappen vor, und bedient ſich dabey der Kleidung der Kleinkreuze.

Der Kanzeliſt verfaßt die nöthigen Schriften und gehet in Ordensangelegenheiten dem Greffier und Schatzmeiſter an die Hand.

Alle dieſe Beamten werden auf Vorſchlag des Kanzlers vom Großmeiſter ernannt.

13 — 14. Wenn der Prälat und Kanzler an der Ausübung ihres Amtes verhindert werden, ſo ernennt der Großmeiſter an des erſtern Stelle einen andern; den zweyten vertritt jedes Mahl der bey der ungriſchen Hofkanzley unmittelbar auf den Hofkanzler folgende Beamte.

An die Stelle des Greffiers und des Schatzmeiſters kann der Kanzler mit Vorwiſſen des Großmeiſters jemanden beſtellen.

15. Sämmtliche Ritter, wenn ſie Audienz beym Großmeiſter ſuchen, genießen dieſe Gnade, ohne ſich beym Oberſtkämmerer vorher anmelden zu dürfen.

Den Kleinkreuzen iſt an Ordensfeſten und wenn ſie bey ihrer Ankunft und Abreiſe zum Handkuß gelaſſen werden, der freye Eintritt in die Geheime Rathsſtube geſtattet, wohin den

Großkreuzen und Kommandeuren jederzeit zu kommen erlaubt iſt.

16. Ueberdieß iſt den Kleinkreuzen geſtattet, nicht nur bey den Hoffeſten und Ordinari-Appartements, ſondern auch bey den Spiel- oder kleinen Apartements zu erſcheinen.

17. Jeder Großkreuz, welcher bey ſeiner Aufnahme noch nicht wirklicher Geheimer Rath iſt, wird dazu ernannt; und jeder Kommandeur in ſolchem Falle zum Titular-Geheimen Rathe. Diejenigen Kleinkreuze, welche bittlich darum einkommen, werden Taxfrey zum Baronat erhoben; nach Beſchaffenheit der Umſtände werden ſie auch zur Grafenwürde befördert.

18. Den Rittern ſoll der ihnen gebührende Ordenstitel beygelegt werden.

19. Wenn in des Großmeiſters Nahmen Dekrete an die Großkreuze ergehen, ſo werden ſie mit der Benennung: Cousin beehret.

20. Am Ordensfeſte ſitzen die Großkreuze in ihrer Ordenskleidung mit dem Großmeiſter bey Tafel; die Kommandeure und Kleinkreuze werden bey Hofe bewirthet.

21. Jeder Ritter hat das Recht ſein Geſchlechtswappen mit dem Ordenszeichen auszuzieren.

22. Jeder Ritter kann ſich auf ſeine eigene Koſten mehrere Ordenszeichen machen laſſen, doch muß er dies vorläufig dem Ordenskanzler anzeigen.

23. Jeder Kandidat zum Großkreuze ſoll das Alterthum ſeines Geſchlechts wenigſtens durch vier Grade darthun, wenn der Großmeiſter nicht bey auſſerordentlichen Verdienſten eine Ausnahme macht.

24. Unter der Ahnenprobe ſind aber nicht die Grafen und Barone, ſondern diejenige Gattung

tung des Adels verſtanden, welche in dem Lande, wo der Kandidat her iſt, Platz findet.

Die Kammerherrn ſind von der Ahnenprobe ausgenommen, indem das Alterthum ihres Geſchlechts ſchon ſattſam bekannt iſt.

25. Die Aufnahme der Ritter geſchiehet folgendermaßen:

An dem zum Kapitel beſtimmten Tage finden ſich alle Ordensritter und Beamte in ihren Ordenskleidungen ein. Der Großmeiſter nimmt ſeinen Sitz unter dem Baldachin. Der Kanzler, vor dem Throne knieend, bittet um die Befehle deſſelben. Nachdem er ſie erhalten, wird den Kandidaten, die durch ein Schreiben des Kanzlers vorläufig von ihrer Ernennung zum Ordensmitgliede, und das ſie in der Ordenskleidung am Kapitelstage im Vorzimmer das Zeichen zum Eintritt erwarten ſollen, benachrichtiget worden, durch den Herold die Erlaubniß zum Eintritt angedeutet, und ſie nehmen die ihnen beſtimmten Plätze ein.

Hierauf trägt der Kanzler der Verſammlung in einer kurzen Rede den Willen des Großmeiſters und den Entzweck des zu haltenden Kapitels vor; ermahnt die Kandidaten wegen des abzuſchwörenden Ordenseides, und lieſt ihre Nahmen ab. Der Greffier lieſt ſodann den Inhalt der Ritterpflichten, welchen nachzukommen ſie eidlich geloben ſollen, laut und deutlich vor. Die Kandidaten begeben ſich hierauf, in der Ordnung wie ihre Nahmen abgeleſen worden, zu einem Knieſchämel, ſchwören daſelbſt öffentlich, vor dem Kruzifixe knieend, den Ordenseid, welchen ihnen der Kanzler vorſagt, und nehmen ihre beſtimmten Plätze wieder ein.

Nach abgelegtem Eide ermahnt ſie der Großmeiſter zur Haltung ihrer angelobten Treue, in lateiniſcher Sprache, mit folgenden Worten:

Quam jurisjurandi religione, prompti vovistis observantiam et fidem, illam, ut strenuos ac honoratos decet Equites, omni loco ac tempore, vos integram servaturos, prorsus non ambigimus. Recepturi igitur de manu NOSTRA per Nos, vobis designatum Ordinis signum, eorum, quae nunc religione spopondistis inviolabilem memoriam conservate. Nos autem gratiam et benevolentiam NOSTRAM vobis confirmamus.

(Wir ſind vollkommen überzeugt, daß ihr den Eid der Nachachtung und Treue, den ihr ſo eben öffentlich geleiſtet habt, ſo wie es geſtrengen und ehrenhaften Rittern geziemt, an allen Orten und zu jeder Zeit, unverletzet halten werdet. Wann ihr daher aus UNSERER Hand das euch beſtimmte Ordenszeichen empfangen werdet, ſo komme das jetzt feyerlich angelobte Verſprechen niemahls aus eurem Gedächtniß. Wir aber verſichern euch UNSERER ferneren Gnade und Gewogenheit.)

Nach Endigung des Kapitels begibt ſich der Großmeiſter hinweg; die Ritter und Beamten verbleiben in der Rathsſtube, erwarten die Zurückkunft des Großmeiſters, und begleiten denſelben zur Ordens-Veſper.

26. Obgleich die Kandidaten die Ordenskleidung anhaben, ſo werden ſie doch bis zum Tage ihrer Aufnahme, weil ſie das Ordenszeichen noch nicht erhalten, als Novizen angeſehen, und gehen daher, wenn der Großmeiſter ſich nach der Kapelle begibt, nicht unter den übrigen Rittern, ſondern vor den Ordensbeamten.]

27. Der Großmeiſter diſpenſiret nach ſeinem Gutbefinden einen Kandidaten von der Abſchwörung des Eides.

28. Die Ueberreichung des Ordenszeichens, oder die wirkliche Aufnahme in den Orden geſchiehet am Tage des heil. Stephans unter dem Baldachin. Nachdem der Kanzler den Befehl dazu vom Großmeiſter erhalten, hält er an die Anweſenden, beſonders an die Kandidaten eine kurze Anrede, worauf dieſelben, einer nach dem andern zu dem Königlichen Throne hingehen, und die Großkreuze die goldene Kette, die Kommandeure aber das Band, welches der Großmeiſter beyden ſelbſt um den Hals hängt, die Kleinkreuze hingegen das Ordenszeichen aus deſſen Händen empfangen, und ſich ſelbſt anknüpfen. Der Großmeiſter bedient ſich bey der Ueberreichung des Ordenszeichens folgender Formel in lateiniſcher Sprache:

Accipe Signum Ordinis Equitum S. STEPHANI, publicum ſingularium (dies letzte Wort wird bey der Aufnahme der Kommandeure und Kleinkreuze weggelaſſen) meritorum tuorum teſtimonium ac praemium, illudque ſemper adpenſum gerito, ut nempe, quid DEO, NOBIS, DOMUIQUE NOSTRAE, atque Ordinis hujus dignitati debeas, honoris, quem a NOBIS accepiſti, magnitudine monitus, nunquam ignorare poſſis. Bey der Aufnahme der Kommandeure und Kleinkreuze heißt es: honoris, quod a NOBIS hodie accepiſti, inſigni monitus etc.

(Empfange das Ordenszeichen der Ritter des heil. Stephans, als ein öffentliches Zeugniß und Belohnung deiner (beſonderen) Verdienſte, trage es beſtändig an dir, damit die hohe Eh-

re, die dir heute von UNS wiederfahren iſt — (damit das Ehrenzeichen, das du heute von UNS empfangen haſt) — dich erinnere, nie zu vergeſſen, was du GOTT, UNS, UNSERM HAUSE und der Würde dieſes Ordens ſchuldig biſt.)

29. Nach geſchehener Aufnahme werden die Großkreuze zum Zeugniß der ausnehmenden Gnade vom Großmeiſter umarmt, und auf eben dieſe Weiſe von den Ordensmitgliedern ihrer Freundſchaft verſichert.

(Die hier, 24 — 29, beſchriebenen Zeremonien werden gewöhnlich an Einem und demſelben Tage vollzogen: Nachdem die Kandidaten in den Ritterſaal eingeführet ſind, geſchiehet die feyerliche Aufnahme ohne Unterbrechung. Sie werden zuerſt durch Berührung mit dem Schwerte zu Rittern geſchlagen, leiſten alsdann den Ordenseid und erhalten hierauf die Ordenszeichen, womit die Zeremonie geſchloſſen wird.)

30. Das Aufnahmediplom wird für die Großkreuze in Geſtalt eines Buchs, für die Kommandeure und Kleinkreuze in Form eines Patents ausgefertiget, und vom Großmeiſter, dem Kanzler, und dem Greffier unterſchrieben. Die Kommandeure erhalten daſſelbe mit einem herabhangenden und die Kleinkreuze mit einem beygedruckten Sigel.

31. Jeder Ritter erhält vom Kanzler die Statuten, damit er wiſſe, was ihm obliegt.

32. Sie ſollen das Ordenszeichen beſtändig tragen, und keiner von Ihnen ohne daſſelbe öffentlich erſcheinen, noch daneben einen auswärtigen Orden tragen.

33.

33. Nach dem Abſterben eines Großkreuzes muß die Ordenskette an den Großmeiſter übergeben; das Ordenszeichen der anderen Mitglieder aber an den Schatzmeiſter überſchickt werden.

34. Am Tage nach dem Ordensfeſte ſollen ſämmtliche Ritter dem Seelenamte für die verſtorbenen Ordensmitglieder beywohnen.

35 — 36. Der jedesmahlige Großmeiſter ſoll zwar die Statuten des Ordens zu halten verpflichtet ſeyn; doch ſtehet es ihm frey, dieſelbe zu vermehren und alles zu thun, was zur Aufnahme und zum Nutzen des Ordens beytragen kann.

4. Leopoldsorden. *)

Die am 6. Januar 1808 vollzogene Vermählung des Kaiſers Franz mit ſeiner dritten Gemahlin, der Erzherzogin Ludovika gab Veranlaſſung zur Errichtung eines neuen Ritterordens. Am 7. wurden Abends im neuen Ritterſaale, vor dem Anfang eines glänzenden Hofballes, durch den erſten Oberhofmeiſter Fürſten von Trautmannsdorf die Nahmen derjenigen bekannt gemacht, denen der Stifter den neuerrichteten Orden verliehen hatte. Ein Jahr darauf, an dem zum Ordensfeſte beſtimmten erſten Sonntage nach dem Feſte der heiligen drey Könige, nachdem ſowohl die Offizianten als ſämmtliche Ritter am Vorabend den vorgeſchriebenen Eid abgelegt, und der vom Ordens-Prälaten, dem Fürſt-Erzbiſchof von Wien, abgehaltenen Veſper beygewohnt hatten, geſchahe die feyerliche Inſtallationszeremonie des Ordens. Der Kaiſer, in der Großmeiſterkleidung des neuen Ordens und die in Wien anweſenden Rit-

*) Kuhn a. a. O. S. 111 ff.

Ritter aller vier Ritterorden ebenfalls in ihren Zeremonienkleidungen begaben ſich in die Hofkirche, wo das Te Deum und Hochamt durch den Erzbiſchof, als Ordens-Prälaten, gehalten wurde, worauf im Ritterſaale in Gegenwart des verſammelten Hofſtaats der Ritterſchlag der Mitglieder des neuen Ordens, die noch nicht Ritter eines der andern Orden waren, und die feyerliche Verleihung der Ordenszeichen an dieſelben auf die gewöhnliche Art erfolgte.

Da die vom 14. Jul. 1808 datirten, aus 26 Paragrafen beſtehenden Statuten in den meiſten Punkten mit denen des St. Stephansordens übereinſtimmen, ſo wird hier nur dasjenige daraus angeführt, wodurch ſich jene von dieſen unterſcheiden.

Die Abſicht des Stifters bey der Errichtung dieſes Ordens iſt, um eine neue, ſeinem Herzen ſo angenehme Gelegenheit zu erhalten, ſeinen getreuen Unterthanen einen wiederhohlten Beweis der Huld und Liebe zu geben, und diejenigen, welche ſich durch beſondere Verdienſte um den Monarchen und das Vaterland auszeichnen, hiervon durch öffentliche Merkmahle zu verſichern.

Zur Verherrlichung des ruhmwürdigen Andenkens an den Kaiſer Leopold II., den Vater des Stifters, führt der Orden den Nahmen: **Oeſterreichiſch-Kaiſerlicher Leopoldsorden.**

Der jedesmahlige Kaiſer von Oeſterreich iſt Großmeiſter des Ordens.

Die Zahl der Mitglieder, die aus Großkreuzen, Kommandeuren und Kleinkreuzen beſtehet, iſt unbeſtimmt.

Da

Da der Hauptentzweck des Ordens, das öffentliche Anerkennen und die Belohnung der um den Staat und das Erzhaus erworbene Verdienſte iſt, ſo können denſelben nur diejenigen erhalten, welche ſich durch entſcheidende Beweiſe von Anhänglichkeit an das Vaterland und an den Landesfürſten, durch angeſtrengte, erfolgreiche Bemühungen, das Wohl des Staats zu befördern, durch ausgezeichnete, zum Beſten des Allgemeinen wirkende, und die Nation verherrlichende Gelehrſamkeit, oder durch andere große und gemeinnützige Unternehmungen ausgezeichnet haben; wobey jedoch ausdrücklich ein vollkommen tadelfreyer Wandel und unbeſcholtener Ruf zu einem unerläßlichen Bedingniſſe gemacht wird.

Die Verleihung des ohne Unterſchied des Standes ſowohl für Zivil- als Militär-Perſonen beſtimmten Ordens geſchiehet aus eigener Bewegung des Großmeiſters, daher ein bittliches Anſuchen um denſelben nicht Statt findet.

Das Ordenszeichen iſt ein goldenes, rothemaillirtes, achteckiges Kreuz mit weißer Einfaſſung. Auf der Vorderſeite des runden, ebenfalls rothen Mittelfeldes ſtehen die Buchſtaben: F. I. A. (Franciscus Imperator Austriae, Franz, Kaiſer von Oeſtreich) und in deſſen weißer Einfaſſung die Umſchrift: INTEGRITATI ET MERITO (der Rechtſchaffenheit und dem Verdienſte;) das weiße Mittelfeld der Kehrſeite iſt mit einem goldenen Eichenkranze umgeben, und führt zur Aufſchrift den Wahlſpruch des Kaiſers Leopold II. OPES REGUM CORDA SUBDITORUM (die Herzen der Unterthanen ſind der Reichthum und die Macht der Könige.) Zwiſchen jedem der vier Theile des Kreuzes erſcheinen Eichenblätter mit

Ei-

Eichenfrüchten, und über dem Kreuze ſchwebt als Schleifring die öſterreichiſche Kaiſerkrone.

Dies Ordenszeichen tragen die Großkreuze an einem rothen Bande mit weißen Randſtreifen, von der rechten Schulter nach der linken Seite herabhangend, und nebſt dem auf der linken Bruſt einen achteckigen, ſilbergeſtickten Stern, in deſſen Mitte die Vorderſeite des Ordenskreuzes enthalten iſt.

Die Kommandeure tragen ein kleineres Kreuz an einem ſchmälern Bande um den Hals, und die Kleinkreuze ein noch kleineres an einem noch ſchmälern Bande auf der linken Bruſt im Knopfloche oder in einer Schlinge.

Die Zeremonienkleidung iſt von den Farben des öſterreichiſchen Wappens, nähmlich roth und weiß. Die Verbrämung und ſonſtigen Verzierungen von Gold. Der Rock, die Beinkleider und Schuhe ſind von rothem Sammet; die Strümpfe von rother Seide, die Leibbinde weiß, das Barret von rothem Sammet mit weißen Schwungfedern, das Schwert gerade und zweyſchneidig. Weiße Handſchuhe mit goldenen Franzen. Alles dieſes iſt für die drey Ordensgrade gleich. Der Mantel, von weißer Farbe, als dem Symbol, welches die Sittenreinheit der Ritter andeutet, iſt ebenfalls von Sammet, und unterſcheidet ſich für die verſchiedenen Klaſſen durch ſeine Länge, und durch die Breite der Stickerey.

Bey Ordensfeyerlichkeiten tragen die Großkreuze ihr Ordenskreuz an einer goldenen Halskette auf der Bruſt. Die Glieder dieſer Ordenskette beſtehen abwechſelnd aus den verſchlungenen Buchſtaben F. L. (Franciscus Leopoldus) mit der öſterreichiſchen Kaiſerkrone darüber, und aus einem Eichenkranze.

Bey

Bey der Aufnahme müſſen die Mitglieder des Ordens folgenden Eid ablegen:

„Ich N. N. ſchwöre zu Gott, daß ich die „ſchuldige Treue und Ehrfurcht für Allerhöchſt „Seine Majeſtät den regierenden Kaiſer als „Großmeiſter des erhabenen Leopoldsorden, ſo „wie für deſſen durchlauchtigſte Nachfolger und „das geſammte durchlauchtigſte Erzhaus, zu je„der Zeit und bey jeder Gelegenheit, auf das „genaueſte bis an das Ende meines Lebens un„verbrüchlich zu beobachten, und alles, was zur „Sicherheit, zum Ruhm und Wachsthum des „öſterreichiſchen Kaiſerthums gereichen kann, nach „meinen Kräften beyzutragen, und zu vertheidi„gen, wie entgegen alles, was immer der Macht „und den Gerechtſamen deſſelben nachtheilig, wie „auch der Würde des erhabenen Ordens ab„träglich ſeyn könnte, zu verhindern, und ſo „viel an mir lieget, abzuwenden, als meine „theuerſte Pflicht anſehen werde. Endlich gelobe „ich die Satzungen und Anordnungen des Or„dens ſtrenge zu beobachten, den höchſten Befeh„len Seiner Majeſtät als Großmeiſter dieſes Or„dens ſtets nachzukommen, und ſolche in All und „jeden immer genau zu befolgen, auch das Zei„chen dieſes erhabenen Ordens beſtändig zu tra„gen; So wahr mir Gott helfe.“

Die der deutſchen Sprache nicht kundigen legen dieſen Eid in lateiniſcher ab.

Nach abgelegtem Eide, bey Ueberreichung des Ordenszeichens, hält der Großmeiſter an den Aufzunehmenden folgende deutſche (oder lateiniſche) Anrede:

„Wir ſind überzeugt, daß du demjenigen, „was du nunmehr eidlich angelobet haſt, jeder„zeit, wie einem wackern und rechtſchaffenen „Rit-

„Ritter zuſtehet, nachkommen werdeſt. Empfange daher das Zeichen des Leopoldsorden als „eine Belohnung deiner Verdienſte, welches du „beſtändig zu tragen haſt, um dir durch dieſes „ehrende Merkmahl immer gegenwärtig zu halten, was du Gott, Uns, Unſerem Hauſe, und „der Würde des Ordens ſchuldig biſt.“

Den Großkreuzen wird die wirkliche Geheime Rathswürde, wenn ſie dieſelbe noch nicht beſitzen, unentgeltlich verliehen. Die Kommandeure werden, wenn ſie darum anſuchen, in den Freyherrenſtand, und die Kleinkreuze in den erbländiſchen Ritterſtand taxfrey erhoben.

Der St. Stephansorden, als Geſammtkörper betrachtet, hat zwar den Rang vor dem Leopoldsorden, ſo daß wenn am nähmlichen Tage Orden von beyden Gattungen verliehen werden, der Stephansordens-Ritter dem Leopoldsordens-Ritter von gleichem Grade vorgehet, im übrigen aber werden beyde Orden gleich gehalten, und zwiſchen den zu ungleichen Zeiten ernannten Großkreuzen, Kommandeuren und Kleinkreuzen gibt nur das Alter der Aufnahme den Ausſchlag. Es erfreuen ſich daher die Leopoldordens-Ritter aller derjenigen Vorrechte, die die Ritter des St. Stephansordens genießen, welche oben in dem Auszuge aus den Statuten des letztgenannten Ordens angeführt worden ſind.

Die Zahl und Verrichtung der Ordens-Beamten iſt die nähmliche wie bey dem St. Stephansorden. Das Ordenskreuz derſelben, welches in einer großen goldenen Medaille eingeſchloſſen iſt, mit dem Wahlſpruch des Ordens als Umſchrift, wird am Ordensbande um den Hals getragen. Bey feyerlichen Gelegenheiten tragen ſie ebenfalls die Zeremonienkleidung.

5. Eliſabeth=Thereſienorden. *)

Eliſabeth Chriſtine, Wittwe des Kaiſers Karls VI., machte im Jahre 1750 eine Stiftung von fl. 16000 jährlicher Einkünfte für zwanzig Militärperſonen, die dem Hauſe Oeſterreich dreyßig Jahre lang treu und brav gedient haben würden. Die Mitglieder dieſer Stiftung, die wenigſtens Oberſten ſeyn mußten, wurden in drey Klaſſen getheilt. Die der erſten Klaſſe erhielten jeder eine jährliche Penſion von fl. 1100; die der zweyten fl. 800, und die der dritten fl. 500.

Die Kaiſerin Maria Thereſia erneuerte dieſe Stiftung am 19. November 1771. Die Zahl der Mitglieder wurde auf ein und zwanzig feſtgeſetzt, von denen die ſechs älteſten jeder eine jährliche Penſion von fl 1000; die auf ſie folgenden acht jeder fl. 800, und die letzten ſieben jeder fl. 500 erhalten.

Die Ernennung der Mitglieder dieſes Ordens, welcher den Nahmen **Eliſabeth=Thereſianiſche Militär=Stiftung** führet, geſchiehet von dem Kaiſer, auf Vorſchlag des Hofkriegsrathes. Auf die Geburt, das Vaterland und die Religion des Kandidaten, oder ob er bereits den Marie=Thereſienorden hat, wird keine Rückſicht genommen.

Das Ordenszeichen iſt ein goldener Stern mit acht halb roth = halb weißemaillirten Spitzen und einem eirunden, weißemaillirten Schilde in der Mitte, auf welchem die Nahmenszüge EC und TM (Eliſabeth Chriſtine und Maria Thereſia) mit der Kaiſerkrone darüber und der Umſchrift: M. THERESIA PARENTIS GRATIAM PERENNEM VOLUIT (Ma=

*) Kuhn a. a. O. S. 118.

(Maria Thereſia hat der Stiftung ihrer Mutter eine immerwährende Dauer geben wollen), befindlich ſind. Dieſes Ordenszeichen, über welchem eine goldene Kaiſerkrone angebracht iſt, tragen die Ritter an einer Schleife von ſchwarzſeidenem Bande, auf der linken Seite des Kleides im Knopfloche. Nach dem Tode eines Mitgliedes wird das Ordenszeichen zurückgegeben.

6. Orden des Sternkreuzes. *)

Von alten Zeiten her war das Haus Oeſterreich im Beſitz eines kleinen Stücks von dem Kreuze Chriſti. Der Kaiſer Maximilian und Ferdinand III. pflegten dieſe in ein goldenes Kreuz gefaßte Reliquie in Kriegs- und Friedenszeiten ſtets bey ſich zu tragen. Nach Ferdinands III. Tode verehrte deßen Nachfolger Leopold I. der verwittweten Kaiſerin Eleonore, Tochter des Herzogs von Mantua, Karls II., dieſes Kreuz, um dadurch die Schmerzen ihres Wittwenſtandes zu lindern. Es wurde in einem kleinen hölzernen, mit Kriſtall und Email verzierten Käſtchen, über welchem ein ſeidener Ueberzug befindlich war, mit großer Sorgfalt von der Kaiſerin aufbewahret.

Am 2. Februar 1668 brach in der kaiſerlichen Burg unter dem Zimmer der Kaiſerin Eleonore, in der Nacht plötzlich Feuer aus, welches mit ſolcher Heftigkeit um ſich griff, und das Zimmer der Kaiſerin ſo ſchnell erreichte, daß ſie, als ſie darüber erwachte, nur mit Mühe ſich ſelbſt retten konnte, und das Zimmer, in welchem auch das Käſtchen mit dem Kreuze war, gleich nachher zuſammenſtürzte.

Durch ſorgfältiges Nachforſchen auf der Brandſtelle wurde am fünften Tage, (6. Febr.) das

*) Kuhn a. a. O. S. 119.

das goldene Kreuz, welches ſich faſt ganz unverletzt erhalten hatte, indem es nur ſehr wenig angeſchmolzen war, wiedergefunden. Der ſeidene Ueberzug des Käſtchens war ganz zu Aſche geworden; der Kriſtall und das Email geſprungen, und das Käſtchen ſelbſt faſt ganz verbrannt. Die Kaiſerin war ſo hoch erfreut über das wiedergefundene Kreuz, daß ſie eine Prozeſſion deshalb veranſtaltete; und der Fürſtbiſchof von Wien ließ ein förmliches Protokoll über dieſe wunderbare Begebenheit aufnehmen. Dies Ereigniß veranlaßte die Kaiſerin, einen **Damenorden** zu ſtiften. Nachdem der Papſt Klemens IX. denſelben, in der Bulle Redemptoris et Domini nostri (28. Jul. 1668) unter Verleihung der gewöhnlichen Privilegien beſtätigt, und dem Fürſtbiſchof von Wien die Aufſicht über deſſen geiſtliche Angelegenheiten anvertraut, auch Kaiſer Leopold den Orden und deſſen Statuten am 9. September nicht nur beſtätigt, ſondern unter ſeinen Schutz und Schirm genommen hatte, ſo erklärte ſich die verwittwete Kaiſerin Eleonore am 18. September 1668 für die Stifterin und oberſte Schutzfrau deſſelben.

Die Abſicht der Stifterin war, nicht nur das Andenken an jene merkwürdige Begebenheit zu erhalten, ſondern die Mitglieder dieſes Ordens ſollten durch die Aufnahme in denſelben beſonders veranlaßt werden, ſich dem Dienſte und der Verehrung des heiligen Kreuzes zu widmen, und ſich eines tugendhaften Lebenswandels und der Ausübung religiöſer Handlungen und Werke der Barmherzigkeit zu befleißigen.

Dieſer Orden, welcher nur an Prinzeſſinnen und adelige Damen verliehen wird, erhielt bey ſeiner Stiftung den Nahmen: Verſamm-

lung der hochadeligen Frauen unter dem Titel des Sternkreuzes, und die Mitglieder deſſelben hieſſen Kreuzträgerinnen, oder Frauen vom Sternkreuz; ſpäterhin iſt die Benennung Sternkreuzorden und Sternkreuzordens-Frau oder Dame üblich geworden. Der Nahmen Sternkreuz, als Symbol, deutet auf ein aus vier hellfunkelnden Sternen beſtehendes Sternbild am Südpol, welches an unſerm Horizont nie ſichtbar iſt, und Kreuzgeſtirn oder Sternkreuz heißt. Dies Geſtirn war vor Alters nicht bekannt. Kolumbus ſoll es zuerſt entdeckt haben; doch ſcheint es, als wenn Dante in folgenden Verſen ſeines Purgatorio darauf anſpielte:

Jo mi volſi a man deſtra, e poſi mente
All' altro Polo, e viddi quattro ſtelle
Non viſte mai fuor che alla prima gente.

Die Kaiſerin, oder eine Prinzeſſin aus dem Erzhauſe Oeſterreich, iſt oberſte Schutzfrau des Ordens und bleibt es Zeitlebens Sie ernennt die Ordensglieder und wählt aus denſelben zwey zu Ordens-Aſſiſtentinnen, welche bey Ordensfeyerlichkeiten und bey Ertheilung der Ordenszeichen der Schutzfrau zur Seite seyn müſſen.

Die Zahl der Ordensdamen iſt nicht feſtgeſetzt, und hängt von der Willkühr der Kaiſerin ab.

Das Ordensfeſt, welchem alle anweſenden Ordensdamen beywohnen müſſen, wird jährlich drey Mahl gefeyert; am Tage der Kreuzerfindung, 3. May, am Tage der Kreuzerhöhung, 14. September, und am Karfreytage, oder an einem andern hierzu von der Schutzfrau beſtimmten Tage. Mit dem dritten Feſttage war ehemahls eine feyerliche Prozeſſion von der kaiſerli-

chen Kapelle zu Schönbrunn nach der Kirche der Mutter Gottes zu Hietzing verbunden.

Das Seelenamt für die Stifterin und alle verſtorbene Mitglieder des Ordens wird gewöhnlich am 6. Februar gehalten, dem ebenfalls alle anweſenden Ordensdamen beywohnen.

Das Ordenszeichen, welches vier Mahl, ſeit der Kaiſerin Marie Thereſia aber nicht wieder verändert worden iſt, beſtehet in einer goldenen Medaille mit einer breiten, blauemaillirten Einfaſſung, welche einen doppelten, ſchwarzemaillirten Adler mit goldenen Köpfen und goldenen Klauen umſchließt; auf demſelben ruhet ein goldenes, grünemaillirtes mit bräunlichem Holze beſetztes Kreuz, und über demſelben ſtehet auf einem geſchlungenen Zettel mit ſchwarzen Buchſtaben im weißen Felde die Ordensdeviſe: SALUS ET GLORIA (Heil und Ruhm.)

Die Mitglieder dieſes Ordens tragen dieſes Zeichen an einer Schleife von ſchwarzſeidenem Bande auf der linken Bruſt.

An den zur Aufnahme neuer Mitglieder feſtgeſetzten Ordens-Feſttagen, 3. May und 14. September, werden die Ordenszeichen auf den Altar geſtellt, nach dem Rituale geweihet, und von der oberſten Schutzfrau ſitzend an die einzeln niederknieenden, neuernannten Ordensdamen vertheilet.

Die Beamten des Ordens ſind: der Schatzmeiſter, der Sekretär und der Kanzeliſt.

7. Deutſcher Orden.

Die Geſchichte und Verfaſſung dieſes Ordens iſt im Art. **Kreuzherr** abgehandelt. Es iſt nur noch zu bemerken, daß der Orden ſich nach dem Verluſte der nordiſchen Beſitzungen

nicht wieder erhohlen konnte. Am nachtheiligſten haben in den neueſten Zeiten die Folgen der franzöſiſchen Revolution auf den deutſchen Orden gewirkt. Im zwölften Artikel des am 26. Dezember 1805 zu Preßburg geſchloſſenen Friedens wurde bedungen, daß die Würde eines Großmeiſters des deutſchen Ordens, und alle mit dem Großmeiſterthum verbundenen Rechte, nach der Ordnung der Erſtgeburt, in der Perſon und der direkten männlichen Deszendenz desjenigen Prinzen des öſterreichiſchen Hauſes erblich werden ſollten, den der Kaiſer von Oeſterreich dazu beſtimmen würde. Und im vierten Artikel des Wiener Friedens vom 14. Oktober 1809 entſagte der Kaiſer für den jetzigen Hoch- und Deutſchmeiſter, Erzherzog Anton, den großmeiſterlichen Rechten deſſelben auf den in den rheiniſchen Bundesſtaaten aufgehobenen deutſchen Orden.

8. **Ueber den Kreuzorden mit dem rothen Stern** ſ. den Art. Kreuzorden.

9. Orden der eiſernen Krone. *)

(Ordine della Corona di Ferro.)

Die eiſerne oder lombardiſche Krone iſt aus der Geſchichte bekannt. Sie beſtehet aus einem goldenen, vier Finger breiten, mit ausgeſtochener Arbeit und Edelſteinen verzierten Ring in Geſtalt eines alten Diadems. Inwendig hat ſie einen kleinen fingerbreiten eiſernen Ring, der aus einem Nagel vom Kreuze Chriſti gemacht ſeyn ſoll, und Veranlaſſung zu der Benennung eiſerne Krone gegeben hat.

Am 26. May 1805 ließ ſich der damahlige Kaiſer Napoleon in Mailand zum König von Italien krönen. Zum Andenken an ſeine Krönung, und

*) Kuhn a. a. O. S. 67.

und zur Belohnung für diejenigen, die ſich um das Königreich Italien im Zivil oder Militär, im Fache der Wiſſenſchaften und Künſte Verdienſte erworben haben, ſtiftete er am 5. Juny deſſelben Jahres den Orden der eiſernen Krone.

Der König von Italien iſt Großmeiſter, und ernennt die Mitglieder des Ordens, welche aus drey Klaſſen, Dignitarien, Kommandeuren und Rittern beſtehen. Der urſprünglichen Verfaſſung gemäß ſollte die Zahl der Mitglieder nicht über 620, nähmlich 20 für die erſte, 100 für die zweyte, und 500 für die dritte Klaſſe gehen; durch ein Dekret vom 19. Dezember 1807 aber iſt ſie wegen Vergrößerung des Königreichs auf 35 Dignitarien, 150 Kommandeure und 800 Ritter feſtgeſetzt worden.

Die Prinzen des königlichen Hauſes und Fremde ſind nicht unter der beſtimmten Zahl begriffen. Franzoſen die ſich Verdienſte um das Königreich Italien erworben haben, werden nicht als Fremde betrachtet.

Die Mitglieder ſchwören bey ihrer Aufnahme, ſich der Vertheidigung des Königs, der Krone, der Integrität des Königreichs Italien, und dem Ruhme ſeines Gründers zu weihen.

Die Einkünfte des Ordens betragen jährlich 600,000 Lire. Davon erhalten an jährlichen Penſionen:

Ein Dignitar	3000 Lire,
Ein Kommandeur	700,
Ein Ritter	300,

und der Ueberſchuß wird zur Vermehrung der feſtgeſetzten Penſionen verwendet.

Sämmtliche Mitglieder des Ordens gehören zur letzten Klaſſe der Adelichen; ſie ſind Ritter des Königreichs Italien.

Das Ordenszeichen ſtellt die eiſerne Krone vor, mit der Umſchrift: Dio me la diede, guai a chi la tocca (Gott hat ſie mir gegeben, wehe dem der ſie antaſtet); über der Krone iſt ein Adler angebracht. Es iſt von Gold für die Dignitarien und Kommandeure, von Silber für die Ritter.

Die Dignitarien tragen das Ordenszeichen an einem breiten, orangefarbenen Bande mit grüner Einfaſſung, von der rechten nach der linken Seite, und haben einen Stern auf der linken Bruſt; die Kommandeure und Ritter an einem ſchmälern Bande im Knopfloche, ohne Stern.

Die Ordensbeamten ſind: der Kanzler und der Schatzmeiſter, welche aus den Dignitarien; der Zeremonienmeiſter, welcher aus den Kommandeuren; und zwey Zeremonien-Gehülfen, welche aus den Rittern gewählt werden.

Dieſen Orden der eiſernen Krone hat der Kaiſer Franz I. bey Wiederbeſitznahme der lombardiſch-venetianiſchen Staaten in ſeiner Verfaſſung gelaſſen und ihn für einen nun öſterreichiſchen Orden erklärt, weshalb er hier ſeinen Platz finden mußte. An Seinem Geburtstage, am 12. Febr. d. J. (1816) theilte der Kaiſer bey Seiner Anweſenheit in Mailand dieſen Orden der eiſernen Krone aus. Die Zahl der Ritter der eiſernen Krone iſt jetzt auf 100 beſchränkt; 20 für die erſte, 30 für die zweyte, und 50 für die dritte Klaſſe. Ueber der Krone ſteht nun der öſterreichiſche Adler, der Buchſtab F. und 1815. General Bellegarde iſt Kanzler des Ordens. Die Großmeiſterwürde bleibt dem Landesherren vorbehalten. Die erſte Vertheilung geſchah mit vieler Feyerlichkeit. Nachdem die Ritter mit gebeugten Knie den vom Kanzler vorge-

leſenen Eid geleiſtet, ertheilte Se. Majeſtät jedem ſelbſt das Zeichen, und den Rittern von der erſten Klaſſe auch die Accolade (Umarmung). Perſonen, die von der vorigen Regierung den Orden erhielten, ſollen ſich um Eintauſchung der neuen Zeichen melden, und zwar die Ausländer vermittelſt ihrer Regierungen.

10. Orden des goldenen und ſilbernen Civil-Ehrenkreuzes.

Dieſen Orden ſtiftete Kaiſer Franz I. für diejenigen Beamten, welche ſich im Civilfache für den Dienſt des Staates in den Jahren 1813 und 1814 auszeichneten, und es ſind im Jahre 1815 mehrere goldene und ſilberne Kreuze feyerlich vertheilt worden.

Oeſterreichiſche Ehrenmedaillen und Denkmünzen.

1. Civil-Ehrenmedaille. *)

Civilbeamte, die ſich durch vorzüglichen Dienſteifer, durch lange und treue Amtsführung auszeichnen, ſo wie überhaupt alle diejenigen, die ſich um den Monarchen, den Staat und ihre Mitbürger beſonders verdient machen, doch aber nicht geeignet ſind, den Leopolds- oder St. Stephansorden zu überkommen, werden durch Ertheilung einer goldenen Medaille belohnt.

Die große Medaille enthält auf der Vorderſeite das Bruſtbild des regierenden Kaiſers mit der Umſchrift: FRANCISCUS AUSTRIAE IMPERATOR. Auf der Kehrſeite iſt ein Tempel mit der Aufſchrift: HONORI; und die Umſchrift: AUSTRIA AD IMPERII DIGNITATUM EVECTA (Oeſterreich zur Kaiſerwürde erhoben.)

*) Kuhn a. a. O. S. 142.

Die mittlere und kleine Medaillen haben auf der Vorderſeite ebenfalls das Bruſtbild des Kaiſers mit der Umſchrift: FRANCISCUS AUST. IMP. HUN. BOH. GAL. REX. A. A. Auf der Kehrſeite iſt eine Gerechtigkeitswage, Szepter und Merkursſtab, und eine Krone darüber abgebildet, mit der Umſchrift: JUSTITIA REGNORUM FUNDAMENTUM (Gerechtigkeit iſt die Grundfeſte der Reiche).

Dieſe Ehrenmedaillen werden an einem rothen Bande auf der linken Seite getragen. Die Verleihung der großen Ehrenmedaille an einer goldenen Kette iſt eine ganz vorzügliche Auszeichnung.

Auch an Perſonen weiblichen Geſchlechts wird dieſe Denkmünze ertheilet.

2. Militär-Ehrenmedaille.

Unteroffiziere und Gemeine, die ſich im Kriege durch tapfere Thaten auszeichnen, erhalten zur Belohnung ein vom Kaiſer Joſeph II. geſtiftetes Ehrenzeichen, welches in einer ſilbernen oder goldenen Denkmünze beſtehet. Auf der einen Seite iſt das Bruſtbild des regierenden Kaiſers mit deſſen Nahmensüberſchrift; auf der andern über Siegeszeichen innerhalb eines Lorbeerkranzes die Inſchrift: DER TAPFERKEIT.

Die ſilberne Denkmünze iſt für minder tapfere Handlungen, die goldene für die allerausgezeichnetſten beſtimmt, mithin kann ein Unteroffizier eine ſilberne, und ein Gemeiner eine goldene überkommen. Auch kann derjenige, welcher bereits eine ſilberne Denkmünze hat, bey einer neuen Gelegenheit für jene eine goldene erhalten.

Mit dem goldenen Ehrenzeichen iſt eine ganze Löhnung, mit dem ſilbernen eine halbe Zulage verbunden.

Die-

Dieſe militäriſche Ehren-Denkmünze, welche auch Verdienſtmedaille und Tapferkeitsmedaille heißt, wird an einem weiß und rothgeſtreiften Bande im Knopfloche getragen.

Wer dies Ehrenzeichen hat, und nach der Hand zum Offizier befördert wird, trägt es ferner, und hat den demſelben anklebenden Genuß.

3. Ehrenkreuz für Feldgeiſtliche.

Auch an Feldgeiſtlichen werden, in Folge eines Entſchluſſes des jeztregierenden Kaiſers vom November 1801, ausgezeichnete Handlungen durch öffentliche Ehrenzeichen belohnt. Dies Zeichen beſtehet in einem goldenen oder ſilbernen, viereckigen Kreuze mit Kleeblattenden und einem runden Schilde in der Mitte mit der Inſchrift: piis meritis.

Dies Ehren- oder Verdienſtkreuz wird durch ganz vorzüglich ſtrenge und mit Gefahr verbundene Pflichterfüllung in der Militärſeelſorge, auf dem Schlachtfelde oder ſonſt in Feindesgefahr erworben. Es wird ſo wie die Militär-Ehrenmedaille an einem roth- und weißgeſtreiften Bande getragen.

4. Armeekreuz.

Es wurde von dem Kaiſer Franz I. zur Erhaltung des ehrenden Andenkens an die merkwürdigen Kriegsjahre 1813 und 1814 geſtiftet, aus dem Metall eroberter Geſchütze geprägt, und allen Kriegern, welche an den letzten Feldzügen tadelloſen Antheil genommen, eingehändigt, um ſie an einem gelb und ſchwarzen Bande im Knopfloche zu tragen. Dieſem Kreuze ähnliche Medaillen ſind von mehreren der gegen Frankreich verbündeten Staaten an die Vertheidiger der Freyheit ausgegeben worden.

C. Verzeichniß der mehrſten bekannten Ritterorden, und Nachweiſung oder Beſchreibung derſelben.

In den vorhergehenden Abſchnitten habe ich die **Preußiſchen** und die **Oeſterreichiſchen Ritterorden** aufgeführt, weil dieſe in den Ländern, wo dieſe Encyklopädie vorzüglich geleſen wird, am bekannteſten ſind, ſie auch, wenigſtens die Preußiſchen, unter ſich zum Theil in einiger Verbindung ſtehen, ſo daß man ſie nicht füglich trennen kann. Bey der Aufzählung der übrigen Orden konnte ich die Ordnung nach den Ländern indeß nicht beybehalten, weil es ſo viele Orden giebt, die den Leſern mehr ihrem eigenen Nahmen, als ihrem Vaterlande nach bekannt ſeyn dürften. Ich führe ſie deshalb in alphabethiſcher *) Folge auf, und werde ihre Geſchichte und Verfaſſung kurz berühren, oder wenn dieſes in einem andern Artikel ſchon geſchehen ſeyn ſollte, nachweiſen, wo man das weitere über ſie findet. Am Schluſſe des Artikels werde ich indeß auch eine nach den Ländern geordnete Nachweiſung liefern, damit man gleich überſehen kann, was in jedem Land für Orden exiſtiren, oder doch geweſen ſind. Die ſchon erloſchenen Orden werde ich mit einem † bezeichnen, wiewohl es in manchen Fällen ſchwierig iſt, zu beſtimmen, ob der Orden noch exiſtirt oder nicht, indem er vielleicht im Geheimen fortdauert, wenn er auch aufgehoben iſt.

A.

1. Orden für den Adel im Würtembergiſchen.

Dieſen Orden hat der jetzige König von Würtemberg im Auguſt 1808. für die wirklichen ade=

*) Die Orden nach den Jahren ihrer Stiftung zu reihen, erſchwert das Auffinden zu ſehr, weil den wenigſten

adeligen Gutsbeſitzer und Familienälteſten des Königreiches geſtiftet. Die Decoration deſſelben beſteht in einem goldenen, weißemaillirten Kreuze, welches an einem gelben Bande auf der Bruſt am Knopfloche getragen wird.

2. Orden des goldenen Adlers in Würtemberg. *)

Der Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg ſtiftete im Jahr 1702 einen Orden, welcher der Würtebergiſchem **Jagdorden** hieß, und ſich bis auf die neueſten Zeiten in Flor erhalten hat. (Man ſehe den Art. **Jagdorden.**)

Die Vergrößerung der Würtembergiſchen Staaten, die erlangte volle Souveränität und die in dieſer Rückſicht angenommene königliche Würde, veranlaßten den jetztverſtorbenen König Friedrich, dem bisherigen Jagdorden am 6. März 1807 eine dieſen neuen Verhältniſſen angemeſſene Beſtimmung und Einrichtung zu geben, und demſelben den Nahmen des **königlichen großen Ordens des goldenen Adlers** beyzulegen.

Die Abſicht des Stifters iſt, durch Ertheilung dieſes Ordens gekrönten Häuptern und ſouveränen Fürſten ſeine ausgezeichnete Hochachtung und Freundſchaft zu bezeugen, ſo wie andern vornehmen Perſonen jeden Standes und jeder Religion, die ſich durch Tugenden und Verdienſte auszeichnen, ſie mögen ſich dieſe Verdienſte um den König und deſſen Staaten, oder unter irgend andern Verhältniſſen erworben haben, ſeine Achtung und ſein Wohlwollen zu erkennen zu geben. Die

Leſern die Stiftungsjahrzahl dieſes oder jenen Ordens, den ſie ſuchen, bekannt iſt.

*) Kuhn S. 214.

Die aufzunehmenden Ritter müſſen fürſtli=cher, gräflicher oder edler Herkunft ſeyn, oder ſolche hohe Aemter bekleiden, die ihnen den Rang eines General=Feldmarſchall=Lieutenants geben; und wenn ſie aus den ehemahligen deut=ſchen Reichslanden ſind, ſo müſſen ſie ihre ſech=zen Ahnen auf die übliche Art beweiſen, wovon jedoch in einzelnen Fällen Ausnahmen gemacht werden.

Der König von Würtemberg iſt Herr und Oberhaupt des Ordens; die Aufnahme der Mit=glieder hängt von ſeiner Willkühr ab, und bleibt demſelben perſöhnlich vorbehalten, daher während der Minderjährigkeit deſſelben keine Aufnahme neuer Mitglieder Statt findet.

Die Aufnahme geſchiehet entweder ordentli=cher Weiſe an dem jährlichen Ordensfeſte und bey feyerlichen Ordensverſammlungen, oder auch außerordentlich zwiſchen dieſer Zeit.

Die Zahl der Ritter iſt, mit Ausnahme der Glieder des Königl. Hauſes und der regie=renden Fürſten auf funfzig beſtimmt.

Die Kinder des Königs erhalten den Orden gleich nach der Taufe, die eines Kronprinzen, wann ſie ein Jahr — die Kinder der übrigen Söhne des Königs, oder die Enkel eines Kron=prinzen, wann ſie ſieben Jahr alt — die übri=gen Prinzen des Königl. Hauſes aber, wann ſie vierzehn Jahr alt ſind. Jedoch ſteht es in der Willkühr des Königs, Ausnahmen von der Regel Statt finden zu laſſen.

Das Ordensfeſt wird jährlich am 16. März gefeyert; alle Ordensmitglieder die nicht durch allzuweite Entfernung oder andere Umſtände ge=hindert werden, müſſen demſelben beywohnen.

Jeder Ritter ſoll, bey Strafe von funfzig Reichsthalern zum Beßten der Armen, nicht oh=

ne

ne das Ordenszeichen öffentlich erſcheinen; wer es Jahr und Tag nicht an ſich trägt, dem iſt es fernerhin anzuhängen nicht erlaubt, ſondern er iſt ſchuldig daſſelbe zurückzugeben.

Das Ordenszeichen, welches nach dem Tode des Ritters an den Orden zurückgeſendet werden muß, iſt ein goldenes, rubinrothemaillirtes Malteſerkreuz mit vier goldenen Adlern in den vier Ecken, und zwiſchen den mitleren und unteren Spitzen jedesmahl mit einem Jagdhorn. Auf der Hauptſeite des in der Mitte deſſelben befindlichen runden, grünemaillirten Schildes ſind die verſchlungenen Buchſtaben FR. (Friedericus Rex) mit der Königskrone darüber und auf der Kehrſeite ein goldener Adler.

Dieſes Kreuz wird an einem ponceaurothen, handbreiten, ſeidenen, gewäſſerten Bande von der linken Schulter zur rechten Seite abhangend getragen. Auf der linken Bruſt tragen die Ritter ein ſilbergeſticktes Kreuz, in deſſen Mitte und Boden das Ordenszeichen gearbeitet iſt, ſammt dem in einem grünen Ring um daſſelbe mit Gold geſtickten Denkſpruch des Ordens: Virtutis amicitiaeque foedus (Tugend- und Freundſchafts-Bund).

Außer den Souveränen tragen auch diejenigen Ritter, welche zugleich einen anderen kaiſerlichen oder königlichen Orden von ihrem Monarchen oder Dienſtherrn haben, das Ordenskreuz des goldenen Adlerordens an einem rothen, ſchmaleren Bande um den Hals.

Für feyerliche Gelegenheiten haben Ritter, mit Ausſchluß der Katholiſchen Geiſtlichen welche in ihrer geiſtlichen Tracht bleiben, eine Zeremonienkleidung und eine goldene, aus drey goldenen Schilden zuſammengeſetzte Halskette,

an

an welcher vor der Bruſt das Ordenszeichen herabhängt.

3. **Orden des rothen Adlers**, und

4. **Orden des ſchwarzen Adlers**; von beyden ſehe man die Beſchreibung oben, unter den königl. Preußiſchen Ritterorden.

5. **Orden des weißen Adlers in Pohlen.** (Fig. 7150.)

Dieſen, der Sage nach von König Wladislaw 1325 geſtifteten Orden hat Auguſt II. König von Pohlen und Kurfürſt von Sachſen am 1ſten Nov. 1705 erneuert. Das Ordenszeichen war eine goldene rothemaillirte Medaille, auf deren Vorderſeite ein weiſſer Adler mit der Umſchrift: Per fide, rege et lege, und auf der Kehrſeite die Buchſtaben A. R. befindlich waren. Sie wurde auf der Bruſt getragen. Dieſe Medaille wurde aber bald in ein förmliches Ordenskreuz von acht Strahlen verändert, welches die Ritter an einem weiſſen Bande mit rother Einfaſſung um den Hals trugen. 1713 aber ſind die Ehrenzeichen auf folgende, mit andern großen Orden gleichmäßige Art feſtgeſetzt werden.

Das Ordenszeichen iſt ein achtſpitziges durchſichtig rothemaillirtes goldenes Kreuz mit weiſſem Rande, aus deſſen vier Hauptwinkeln goldene mit Diamanten beſetzte Feuerflammen, und aus den vier andern Winkeln kleine goldene Ecken mit Diamanten beſetzt hervorgehen. Auf den acht Spitzen des Kreuzes ruhen acht große Diamanten. Auf der Vorderſeite deſſelben iſt der weiße Adler befindlich. In der Mitte der Kehrſeite ſtehen unter einer Königskrone die verſchlungenen Buchſtaben A. R. (Augustus Rex) und auf den vier ausgehenden Enden des Kreu-

zes

zes die Umſchrift: PRO FIDE REGE ET LEGE (Für Treue, König und Geſetz). Auf dem Kreuze des Ordensmeiſters ſtehet anſtatt Rege GREGE. Dieſes Kreuz, an zwey goldenen mit Diamanten beſetzten Ringen hangend, tragen die Ritter an einem himmelblauen, gewäſſerten Bande, welches von der rechten Schulter nach der linken Hüfte gehet, und auf der linken Bruſt einen goldgeſtickten achtſtrahligen Stern, deſſen vier Mittelſpitzen länger als die Eckſpitzen ſind; auf demſelben iſt ein ſilbergeſticktes Kreuz mit ſtumpfen Ecken und rother Einfaſſung, und auf dem Kreuze mit goldener Schrift die obige Deviſe: Pro Fide etc. Aus den vier Winkeln des Kreuzes gehen ſilbergeſtickte Feuerflammen mit rother Einfaſſung und mit Diamanten von Glanzſilber beſetzt, hervor.

Die Statuten dieſes Ordens ſind nicht bekannt geworden.

Der weiße Adlerorden ſtand unter der Regierung der beyden Könige von Polen aus dem Hauſe Sachſen in großem Anſehen, verlor aber nachher von ſeinem Glanze und nach der im Jahre 1795 erfolgten Theilung Polens fing er an zu erlöſchen.

Nachdem durch die neue Konſtitution, welche der vormahlige Kaiſer Napoleon dem Herzogthum Warſchau in Folge des Tilſiter Friedens gab, alle ehemahlige polniſche Ritterorden wieder hergeſtellt worden ſind, ſo hat der König von Sachſen, als damahliger Herzog von Warſchau und Großmeiſter jener Orden, auch wieder Ritter des weißen Adlerordens ernannt. Daſſelbe dürfte auch jetzt, da Pohlen an Rußland gekommen iſt, der Fall ſeyn.

Orden des weiſſen Adlers in Oeſterreich, ſ. Diſciplinorden.

6. **Die Adlergeſellſchaft**, wurde 1433. von dem Kaiſer Albert III. geſtiftet. Das Ordenszeichen war ein ſilberner Adler mit ausgebreiteten Flügeln, der in den Klauen einen Zettel mit der Deviſe: Thue Recht! führte. Die Ritter trugen ihn in Silber geſtickt auf der linken Bruſt. †

7. **Agatorden**, eine Benennung des Stachelſchweinordens.

8. **Aehrenorden** ſ. Hermelinsorden.

9. **Der geiſtliche Ritterorden von Alcantara** wurde etwa 1176 in Spanien wieder die Mauren geſtiftet. Die Ritter deſſelben durften heurathen und folgten der Ciſtercienſer-Regel. Ihr Ordensſitz war die Stadt Alcantara in Eſtremadura. Sie hieſſen ſonſt die Ritter von St. Julian de Pereyra, und führten zum Ordenszeichen einen grünen Birnbaum. Sie hatten ein grünes lilienförmiges Kreuz auf einem weiſſen Mantel. 1809 wurde dieſer Orden von dem König Joſeph aufgehoben.

10. **Alexander-Newskyorden in Rußland**, ſ. im Art. **Kriegsorden**, Th. 51, S. 456.

11. **Amaranthenorden in Schweden.** Wurde 1643. *) von der Königinn Chriſtina dem ſpaniſchen Geſandten Pimentel zu Ehren geſtiftet, nachdem ſie in einem Ballet, worin Pimentel **Antorio** hieß, den Nahmen **Amaranthe** geführt hatte. Das Ordenszeichen beſtand in einem blau emaillirten, am Halſe getragenen Schilde, worauf zwey A. (die Anfangs-

buch-

*) Wippel ſagt 1653.

buchſtaben der eben gedachten beyden Nahmen,) in einander geſchlungen waren, mit der goldenen Inſchrift: Semper idem. Gryphius ſagt: ein goldener Jubel, aus 2 großen A beſtehend, auf beyden Seiten mit Diamanten beſetzt, mit einem Lorberkranz umgeben, auf den 4 Ecken Dolce nella memoria. Es wurde an einem rothen Bande, nach Gryphius an einer goldenen Kette, einem carmoiſinrothen auch einem blauen Bande getragen. †

12. **Orden der heiligen Ampullae in Frankreich**, ſ. **Orden der heiligen Oehlflaſche.**

13. **St. Andreasorden in Rußland**, ſ. im Art. **Kriegsorden**, Th. 51, S. 453—55.

14. **St. Andreas- oder Diſtelorden**, urſprünglich in Schottland, ſ. **Diſtelorden.**

15. **St. Annenorden in Rußland.** Karl Friedrich, Herzog von Holſtein-Gottorp, Vater des Kaiſers Peter III. ſtiftete dieſen Orden im Jahr 1735 zu Ehren der Kaiſerinn Anna (Iwanowna) und ſeiner Gemahlinn Anna (Petrowna). Er beſtand nur aus einer Klaſſe. Der Kaiſer Paul erhob bey ſeiner Thronbeſteigung dieſen Holſteiniſchen Ritterorden zu einem ruſſiſchen, und theilte ihn in drey Klaſſen.

Die Ehrenzeichen der erſten Klaſſe werden ſowohl an Souveräne und Perſonen von hohem Range, als auch an vornehme Staatsbeamte und Generale ertheilt; die beyden andern ſind zunächſt als Belohnung für das Civil und Militär beſtimmt, beſonders ſind die Ritter der dritten Klaſſen faſt ausſchließlich Militärperſonen.

Das Ordensfeſt wird am 3ten Februar gefeyert.

Das Ordenszeichen iſt ein viereckiges, goldenes, rothemaillirtes Kreuz mit dem Bilde der heil. Anna und goldenem Laubwerk in den Winkeln. Die Ritter der erſten Klaſſe tragen dieſes Kreuz an einem breiten, rothen Bande mit gelber Einfaſſung über der Schulter, und haben außerdem einen ſilbergeſtickten Stern; die der zweyten Klaſſe an einem ſchmaleren Bande um den Hals ohne Stern; und die der dritten Klaſſe am Degen, wenn ſie aber Inhaber eines Tapferkeitsdegens ſind, im Knopfloche.

Fig. 7152. ſtellt die von dem erſten Stifter für dieſen Orden beſtimmten Ehrenzeichen vor.

16. Annunciata-**Orden**, ſ. **Orden der Verkündigung**.

17. **St. Antoniusorden**, entſtand etwa 1370. Das Ordenszeichen war ein blaues Kreuz auf ſchwarzem Mantel. Die Ritter waren dem Papſt unterworfen, hatten die Regel des heil. Blaſius, den heil. Antonius in Aethiopien aber zu ihrem Schutzpatronen. †

18. **Argonauten- oder St. Nicolausorden in Neapel**, wurde 1382 von König Karl III. von Neapel geſtiftet. Das Ordenszeichen war ein Schiff mit Wellen umgeben mit der Deviſe: Non cedo tempori. Er erloſch bald nach des Stifters Tode aus Mangel an Einkünften. †

91. **Orden vom güldenen Armbande**, ſ. Orden der guten **Freundſchaft**.

20. **Avisorden in Portugal**, wurde 1147. von Alphonſus I. gegen die Mauren, nach der Eroberung der Stadt Evora, geſtiftet, 1162 und 1201 beſtätigt. Den Nahmen hat er von der Stadt Avis, die ihm Alfons II. zum Hauptſitz

Hauptſitz anwies. *) Das Ordenszeichen ein grünes lilienförmiges Kreuz (Fig. 7152.), auf der linken Seite eines kurzen weiſſen Mantels getragen. **) 1213 ward der Orden mit dem von Calatrava vereinigt, aber im 15ten Jahrh. wieder davon getrennt. 1789 verwandelte der König von Portugal ihn in einen Militär-Verdienſtorden. Er beſteht aus Großkreuzen, Kommandeuren und Rittern.

21. **Damen von der Axt**, de la Hache, ſtiftete Raimund Berengarius zu Tortoſa in Arragonien, 1148. weil die Stadt Tortoſa bey einer Belagerung durch die Mauren von den Frauen befreyet wurde. Sie trugen einen langen Rock, und ein Kapuzinermützchen, an welchem eine carmoiſinrothe Axt, nach andern eine Fackel geſtickt war. †

B.

22. **Badorden in England**, von König Heinrich IV. 1399 geſtiftet, und ſo genannt, weil er, um zwey Wittwen, die gekommen waren, ihn um Gerechtigkeit zu bitten, als er ſich gerade im Bade befand, ſich ſogleich erhob, indem er ſagte, das Vergnügen des Bades müſſe der Ausübung der Gerechtigkeit zum beſten ſeiner Unterthanen nachſtehen. Die Deviſe war ehedem Trois en un, entweder Glaube, Liebe und Hofnung, oder die heil. Dreyeinigkeit anzudeuten.

Während der Unruhen zwiſchen den Häuſern York und Lancaſter gerieth der Orden in Ab-

*) Andere ſagen: von einem Vogel (Avis) welcher als gutes Zeichen bey der Stiftung ſich ſehen ließ.

**) Bonanni bildet das Kreuz mit 2 Vögeln ab, die am Fuße deſſelben ſtehen.

Abnahme. Georg I. hat ihn 1725 erneuert und mit Statuten verſehen. Er wird als Belohnung für Verdienſte an Staatsbeamte, Generale und Flottenbefehlshaber ertheilet. Der König von Großbritannien iſt Oberhaupt und ein Prinz vom Geblüt Großmeiſter des Ordens. Die feſtgeſetzte Zahl der Ritter, welche das Oberhaupt ernennt, iſt ſechs und dreyßig. Dies Statut wird aber nicht beobachtet; diejenigen, welche über die beſtimmte Zahl ernannt werden, heißen überzählige Ritter.

Das Ordenszeichen iſt ein eyrunder goldener Schild, auf deſſen blauem Grunde ein Szepten zwiſchen drey goldener Kronen, einer rothen Roſe und einer Diſtel befindlich iſt, mit der goldenen Umſchrift auf rothemaillirtem Grunde: Tria juncta in uno (Drey in Einem vereint). Dieſes Zeichen hängt an einem rothen Bande, welches die Ritter von der rechten Schulter nach der linken Seite tragen. Auch haben ſie auf der linken Bruſt einen ſilbergeſtickten Stern von acht Strahlen, und in deſſen Mitte einen Schild mit drey goldenen Kronen im blauen Felde und mit der erwähnten Umſchrift auf rothem Sammet. (Fig. 7153.)

Der Orden hat eine Zeremonienkleidung. Die Ordenskette beſteht abwechſelnd aus goldenen Kronen, und goldenen Roſen und Diſteln, welche durch goldene Schleifen mit einander verbunden ſind; an der mittelſten Schleife hängt das Ordenszeichen.

Der Orden hat ſieben Beamte: einen Dekan, welches der jedesmahlige Dekan von Weſtminſter iſt; einen Genealogiſten; einen Regiſtrator; einen Wappenkönig, Bad (Bath) genannt; einen Sekretär; einen Thürſteher, Rothſtab (the

gent-

gentleman- usher of the Scarlet Rod) genannt, und einen Boten. Sie haben beſondere Ehrenzeichen und Zeremonienkleidungen.

Auch gehören zu dieſem Orden eine Anzahl Chorherren (Prebendaries) von Weſtminſter, welche den Ordensfeyerlichkeiten in beſondern Kleidungen und Ehrenzeichen beywohnen.

23. **Orden** *de la Banda* **in Spanien, oder vom rothen Bande, oder Binde,** ſtiftete Alfons XI. 1330. wieder die Mauren. Das Zeichen war eine rothe Binde von der linken Schulter nach der rechten Hüfte. Die Ritter mußten entweder 10 Jahr bey Hofe oder ſo lange wieder die Mauren zu Felde geweſen seyn. †

24. **Orden vom grünen Bande in Schweden,** ſ. **Waſaorden.**

25. **Orden vom rothen Bande in Rußland;** ſ. **Alexander-Newskyorden,** Th. 51, S. 456.

26. **Ritter vom weiſſen Bande in Dänemark,** ſ. **Danebrogsorden.**

27. **Bärsorden in der Schweitz.** Dieſen Orden ſtiftete Kaiſer Friedrich II. 1213. dem Abte von St. Gallen zur Liebe. Das Zeichen war ein Bär an einer Ordenskette. Schutzpatron der Märtyrer Urſus von der thebeiſchen Legion. †

28. **Orden der Beſtändigkeit,** 1745 von der Kronprinzeſſin Louiſe Ulrike in Schweden geſtiftet. Ordenszeichen ein Kreuz mit der Deviſe: Pour la Constance, an einem bläulich grauen Bande. Eine Ordensmüze mit dem Bildniſſe und dem Herze der Stifterinn erwähnt Wippel im zweyten Theil unter 1745. †

29. **Bethlehemiterorden,** ſ. im Art. **Kreuzorden.**

30. **St. Blaſiusorden in Spanien.** Dieſer Orden ſoll ſchon 316 von den Regenten aus dem Hauſe Luſignan dem heil. Blaſius zu Ehren und zur Beſchützung der katholiſchen Kirche geſtiftet ſeyn. Das Zeichen war ein 8ſpitziges geſticktes, goldenes Kreuz auf einem blauen Ordenshabit. Andere ſagen ein rothes Kreuz mit dem Bilde des heil. Blaſius in der Mitte. ✝

31. **Orden der Blumentöpfe,** ſ. **Orden der Lilie** in Spanien.

32. **Orden des heil. Blutes zu Mantua,** auch **Orden des Erlöſers,** ſo wie **Orden des Sacraments.** Vincentius, Herzog von Mantua ſtiftete 1608 dieſen Orden, weil im Dom zu Mantua eine Monſtranz mit 3 Tropfen Blut iſt. Das Ordenszeichen ein ovales Schild, auf welchem zwey gegen einander ſtehende Engel eine Monſtranz halten, in deren Mitte ein Diamant, Nihil isto triste recepto. Die Ordenskette zuſammen geſetzt aus goldenen weiß emaillirten Schildern mit Feuerflammen umgeben; auf dem Schilde eine Monſtranz. Die Schrift mit ſchwarzer Farbe, Domine probasti me. Es wurden auch Frauen aufgenommen. ✝

33. **Orden vom goldenen Braſſelet,** ſ. **Orden der Freundſchaft.**

34. **Brigittenorden in Schweden** 1396 geſtiftet, als Aufmunterung zur Gaſtfreyheit, Bekämpfung der Ungläubigen, und Barmherzigkeit gegen Wittwen und Waiſen. Ordenszeichen ein goldenes 8eckiges blau emaillirtes Kreuz nebſt einer daran hängenden goldenen Zunge. Das Ordensband weiß und ſchmal. ✝

C.

35. **Orden von Calatrava,** einer Stadt in Spanien, 1158 gegen die Mauren geſtiftet.

tet. Ordenszeichen ein rothes Kreuz mit 8 Spitzen, nach Rudolph mit 2 Feſſeln. Hernach trugen die Ritter ein weißes Kleid mit einem lilienförmigen blauen Kreuze. Limnäus gibt ihnen ein ſchwarzes Kleid. Seit 1494, beſonders ſeit 1523 waren die Könige von Spanien Ordensmeiſter. Es wurden auch Frauen aufgenommen. Der Orden hatte 6 Ehrenämter, 53 Commenthuren. Eine Großmeiſterin. Die Ritter legten dieſelbe Gelübde ab, wie die Jacobsritter. 1809 hob König Joſeph dieſen Orden, ſo wie die übrigen alten Ritterorden in Spanien, mit Ausnahme des goldenen Bließes, auf.

36. **Orden** de la Calza **in Venedig**, wurde 1400 von einem Verein von Edelleuten geſtiftet zum Unterrichte der adelichen Jugend in ritterlichen Uebungen. Ordenszeichen war ein mit Gold geſtickter und mit Edelſteinen beſetzter Stiefel, welchen die Ritter an dem linken oder rechten Fuß trugen. †

37. **Carlsorden** ſ. **Karlsorden.**

38. **Orden vom Berge Carmel in Frankreich**, ſ. Orden unſerer lieben **Frau vom Berge Carmel.**

39. **St. Catharinenorden**, ſ. **St. Katharinenorden.**

40. **St. Chriſtophsorden** entſtand 1517 durch eine Verbindung mehrerer Perſonen aus dem Herren- und Ritterſtande in Steiermark, Kärnthen und Krain, um dem damahls ſehr überhand genommenen Hange zum Trinken, Fluchen ꝛc. entgegen zu wirken. Jedes Mitglied trug das Bild des heil. Chriſtophs irgend wo an der Kleidung. Die vollſtändigen Statuten dieſer Geſellſchaft, die ſtrenge genommen nicht unter die

Ritterorden gezählt werden kann, findet man in Megiſer's Chronica des löbl. Erzherzogthums Kharndten, Leipz. 1612. Th. II. B. 11. Kap. 11. S. 1294. †.

41. **Chriſtusorden in Portugall und Rom.** Als der Pabſt Clemens V. 1312 den Tempelherrenorden aufhob, widerſetzte ſich der König Dionyſius von Portugal nicht nur der Einziehung der Tempelherrenordengüter zum Beſten des Ordens des heil. Johannes von Jeruſalem, ſondern er ließ die Tempelherren ferner im ruhigen Beſitze ihrer Güter, und das Reſultat der mit dem Pabſt Johann XXII. gepflogenen Unterhandlungen war, daß der Tempelherrenorden mit einigen Abänderungen unter dem Nahmen **Chriſtusorden** in Portugall blieb. Der Papſt beſtätigte 1319 den neu eingerichteten Orden, behielt aber ſich und ſeinen Nachfolgern das Recht vor, ebenfalls Ritter dieſes Ordens zu ernennen.

Die Päpſte ertheilen dieſen Orden als einen Verdienſtorden und vermittelſt eines Breve. Er wird viel höher geachtet als der Spornorden. Die vom Papſte ernannten Ritter dürfen nicht, wie die Portugieſiſchen, dem Adel beweiſen, doch haben ſie auch keine Anſprüche auf die Kommanderien des Ordens.

Die portugieſiſchen Ritter dieſes Ordens mußten ſonſt eine Kriegsprobe gegen die Mauriſchen Feſtungen ablegen, bevor ſie aufgenommen wurden. Der Ordensſitz iſt zu Tomar zwiſchen Liſſabon und Coimbra. Die Zahl der Kommenthuren belief ſich auf 454 und der Orden hatte ſelbſt viele Hebungen aus beyden Indien. In welcher Art er jetzt noch fortbeſteht, ſeitdem der Regent ſeine Reſidenz aus Portugal nach Braſilien verlegte, iſt nicht bekannt. Das

Das Ordenszeichen iſt ein ſchwarzer Mantel mit Hermelin ausgeſchlagen, mit einem viereckigen rothen, und in demſelben einem weiſſen Kreuze. Ueberdem tragen die Ritter ein dergleichen goldenes emaillirtes Kreuz an einer dreyfachen goldenen Kette auf der Bruſt. (Fig. 7154.)

42. **Cincinnatenorden in Amerika**, ſ. im Art. **Kriegsorden**, Th. 51, S. 494 ſl.

43. **Civilverdienſtorden in Würtemberg**, 1806 von dem jetzt verſtorbenen Könige zur Belohnung ausgezeichneter Verdienſte im Civil für diejenigen geſtiftet, welche durch ihre Geburt oder ihre Stellen von dem großen Orden ausgeſchloſſen ſind. Außer der beſtimmten Anzahl der Mitglieder, die bloß vom Könige ernannt werden, haben diejenigen das Recht, ſich um die Ertheilung dieſes Ordens zu melden, welche 24 Jahr als Räthe zur Zufriedenheit ihrer Vorgeſetzten gedient haben. Sämmtliche Ritter erlangen für ihre Perſon die Rechte und Vorzüge des Adels mit dem Prädicate v o n. Sie dürfen nie ohne die Ordenszeichen öffentlich erſcheinen. Dieſe ſind eben dieſelben, wie bey dem würtembergiſchen Militär-Verdienſtorden, ausgenommen, daß das Band ſchwarz mit gelber Einfaſſung, und über dem Nahmenszuge keine Königskrone befindlich iſt.

44. **Concordienorden**, 1660 von Markgraf C h r i ſ t i a n E r n ſt von Brandenburg-Baireuth geſtiftet. Ordenszeichen ein goldenes viereckiges, mit Diamanten beſetztes Kreuz, in der Mitte ein weiſſer Schild, auf welchem 2 durch eine goldene Krone kreuzweiſe geſteckte Oehlzweige mit Concordant. Auf der andern Seite unter einem Fürſtenhute C E M Z B. (Chriſtian Ernſt Markgraf zu Brandenburg) 15. Jun. 1660.

An einem blauen Bande um den linken Arm, ſeit 1710 aber am Halſe getragen. Deviſe ſeit 1710 Constante et eternelle sincerité. †

45. Einen andern **Concordienorden** ſtiftete der ehemahlige Großherzog von Frankfurt 1812, von welchem ſeitdem nichts weiter bekannt geworden iſt.

46. **Conſtantinsorden.** Der griechiſche Kaiſer Iſaak II. 1190 aus dem komneniſchen Geſchlechte iſt der Stifter dieſes, einſt in großem Anſehen geſtandenen Ordens, deſſen Urſprung man fabelhafter Weiſe auch von Conſtantin dem Großen aus dem Jahre 313 herleitete. Nach Zerſtörung des griechiſchen Kaiſerthums kam der Orden mit den Komnenern nach Italien. Im Jahr 1720 wurde Johann Anton Komnenus vom Kaiſer Karl VI. als Großmeiſter des Ordens anerkannt. Indeß der ſpaniſche Infant Karl (nachmahls Karl III. von Spanien) nahm, als er Parma verließ, das Archiv des Ordens mit, und erneuerte ihn 1734 unter der gegenwärtigen Benennung, nach ſeiner Gelangung auf den Thron von Sizilien. Der Orden beſteht aus Großkreuzen, Kleinkreuzen und Gnadenkreuzen, worunter auch Bürgerliche und Frauenzimmer ſind. Das Ordenszeichen iſt ein rothes Kreuz mit goldener Einfaſſung, deſſen vier Enden Lilien bilden, und auf welchem die vier Buchſtaben I. H. S. V. (In hoc signo vince) ſtehen. In der Mitte des Kreuzes iſt der griechiſche Nahmenszug X. P. (Chriſtus) und auf deſſen einer Seite ein A., auf der andern ein W. Dieſes Kreuz wird von den Mitgliedern der verſchiedenen Klaſſen auf verſchiedene Weiſe getragen. (Wippel a. a. O. Th. I. S. 2. hat viele Notizen über dieſen Orden geſammelt.)

47.

47. Le Cordon bleu, ſ. **heil. Geiſtorden in Frankreich.**

48. **Orden Cosmae und Damiani**, ein 1024 geſtifteter Orden, die Fremdlinge im gelobten Lande in Krankheiten zu pflegen ꝛc. Ordenszeichen ein rothes Kreuz mit dem Bildniſſen der beyden Märtyrer Cosmae und Damiani. †

D.

49. **Orden der gegürteten Damen**, ſtiftete Karls VIII. von Frankreich Gemahlin Anna 1483. Das Ordensband war ein Franziskanerſtrick um den Leib gegürtet. †

50. **Königl. däniſcher Hausorden**, ward von Chriſtian VII. 1774 bey der Vermählung des Erbprinzen Friedrich mit der Mecklenburg-Schweriniſchen Prinzeßin Sophie Friederike geſtiftet. Auf dem Ordenszeichen, das ein großer rother Stein, wie eine Schaumünze iſt, ſteht in der Mitte deſſelben im rothen Felde des Königs Chiffre, C. VII. mit der Deviſe Tessera Concordiae; dahingegen dieſe auf dem Orden, den der König ſelbſt trägt, ſtatt der königl. Chiffre, in der Mitte des rothen Feldes ſteht. Die Umſchrift: Gloria ex Amore Patriae. Dieſer Orden iſt bloß für die Perſonen der königl. Familie beſtimmt.

51. **Danebrogsorden, oder Ritter vom weiſſen Bande in Dänemark**, von Waldemar II. 1219 geſtiftet, weil in einer Schlacht mit den ungläubigen Liefländern das däniſche Feldzeichen verloren ging, und als die Dänen ſchon die Flucht ergreifen wollten, ein rothes Panier mit einem weiſſen Kreuze vom Himmel gefallen ſeyn ſoll, das den Muth der Dänen ſo belebte, daß ſie den Feind ſchlugen. Dieſes neue Feldzeichen, genannt **Danebrog** (das Tuch oder Panier der Dänen) führten die Dänen lange als

ein

ein Heiligthum mit ſich, bis es endlich unter dem König Johannes in der unglücklichen Schlacht mit den Ditmarſen verloren ging.

Nach der Mitte des 15ten Jahrhunderts gerieth der Orden in Abnahme, und nach und nach ganz in Vergeſſenheit. König Chriſtian V. ſtellte denſelben wieder her, wozu ihm die Geburt des Kronprinzen Friedrich am 11. (12.) October 1671 Veranlaſſung gab.

Die Statuten, welche der Wiederherſteller zu gleicher Zeit mit denen des Elepfantenordens bekannt machen ließ, ſind mit wenigen Ausnahmen bis zum Jahre 1808 beobächtet worden. Der jeztregierende König aber hat den Danebrogsorden, welcher bis dahin aus einer Klaſſe beſtand, und nur an Perſonen adelichen Geſchlechts war vertheilt worden, den Zeitbedürfniſſen gemäß erweitert. Durch einen königlichen offenen Brief vom 28. Juny 1808 ſind vorläufig im allgemeinen die Verfaſſung des Ordens und die Grundſätze, nach welchen er vertheilt werden ſoll, bekannt gemacht worden. Die förmlichen Statuten ſtehen noch zu erwarten.

Der Zutritt zum Danebrogsorden, der als ein Militär- und Civil-Verdienſtorden betrachtet werden muß, ſtehet allen däniſchen Unterthanen, ohne Rückſicht auf Stand oder Alter offen, und er wird für ausgezeichnete Verdienſte und Handlungen für König und Vaterland, für Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe ertheilt.

Die Ritter des Danebrogsorden werden in vier Klaſſen eingetheilt: 1) Groß-Kommandeure (Stor-Kommandeurer). Wenn dieſer Grad des Danebrogsorden einem Prinzen vom königlichen Hauſe, oder einem Ritter vom Elepfanten, er ſey Mitglied des Danebrogsorden oder nicht, ertheilt

theilt wird, ſo iſt dies ein beſonderer Beweis der Gnade und Auszeichnung des Königs. Die Groß=Kommandeure ſind Mitglieder des Ordenskapitels, und haben das Prädikat Exzellenz. 2) Großkreuze; dahin gehören alle bisherigen Ritter dieſes Ordens. 3) Kommandeure. 4) Ritter.

Die Zahl der Ordensmitglieder iſt nicht beſtimmt; ihre Ernennung hängt vom König als Oberhaupt und Herrn des Ordens ab.

Niemand kann, wenn der Ordensherr nicht wegen ganz vorzüglicher Verdienſte, eine Ausnahme macht, Mitglied einer höheren Klaſſe werden, der nicht vorher in einer untern geweſen iſt.

Das Ordenszeichen iſt ein längliches, goldenes, weißemaillirtes Kreuz mit rother Einfaſſung.

Die Groß=Kommandeure tragen dieſes Kreuz mit Brillanten beſetzt, an einem weißen, gewäſſerten, ſeidenen Bande mit rother Einfaſſung um den Hals, und haben auf der linken Bruſt einen ſilbergeſtickten Stern von acht Strahlen, auf denen das ſilbergeſtickte Ordenskreuz ruhet. In der Mitte des Kreuzes iſt ein W. (Waldemar mit einer Krone darüber angebracht, und auf den vier Enden deſſelben ſtehen die Worte: Gud og Kongen (Gott und der König). Bisher war in der Mitte des Kreuzes ein C. mit der verſchlungenen Ziffer 5, und auf den Enden das Wort: Restitutor.

Die Großkreuze tragen das Ordenszeichen an dem von der rechten Schulter nach der linken Hüfte gehenden Bande, wenn ſie aber Ritter des Elepfantenordens oder Geiſtliche ſind, um den Hals, und den nähmlichen Stern auf der

linken Bruſt. (Bisher trugen alle Danebrogs-ritter ein mit Brillanten beſetztes Ordenskreuz, und den Stern auf der rechten Bruſt.)

Die Kommandeure tragen dies Ordenszeichen am Bande um den Hals und auf der linken Bruſt ein geſticktes Ordenskreuz ohne Strahlen.

Die Ritter tragen es an einem ſchmalen Bande auf der linken Seite im Knopfloche.

Wer Mitglied einer höheren Klaſſe wird, legt die Ehrenzeichen, die er bis dahin trug, ab.

Wer zum Ritter vom Elepfanten ernannt wird, fährt fort, die Ehrenzeichen derjenigen Klaſſe des Danebrogsordens zu tragen, zu welcher er gehört.

Außer dieſen vier Klaſſen, erhalten alle diejenigen, die der König einer ehrenvollen Auszeichnung würdig hält, die aber nicht dazu geeignet ſind, wirkliche Danebrogsritter zu werden, ein ſilbernes Dannebrogskreuz, welches ſie an einem ſchmalen Bande des Ordens auf der linken Seite im Knopfloche tragen. Die mit dieſen Ehrenzeichen begnadigten heißen **Danebrogsmänner** (Danebrogsmänd) und haben Zutritt zu allen feyerlichen Ordensverſammlungen.

Der Ordensherr trägt abwechſelnd nicht nur die Ehrenzeichen aller vier Klaſſen, ſondern auch das ſilberne der Danebrogsmänner, welches letztere die Mitglieder des Ordenkapitels außer ihren übrigen Dekorationen beſtändig tragen müſſen.

Für feyerliche Gelegenheiten haben die Ritter der beyden erſten Klaſſen eine beſondere Zeremonienkleidung, und tragen das Ordenszeichen an einer goldenen Halskette; auch können ſie bey Hofe in einer beſondern Staatskleidung erſcheinen.

Die Angelegenheiten des Elepfanten- und Danebrogsorden werden vom gemeinſchaftlichen Or-

Ordenskapitel verwaltet, welches aus den vom Ordensherrn dazu beſtimmten Rittern beſtehet. Bey feyerlichen Gelegenheiten führt der König ſelbſt das Präſidium.

Das mit dem Elepfantenorden gemeinſchaftliche Feſt iſt der 28. Januar und 28. Juny. Das beſondere Feſt des Danebrogsordens wird am 15. April, dem Geburtstage des Wiederherſtellers Chriſtians V gefeyert.

Gemeinſchaftliche Beamten für beyde Orden ſind: Der Kanzler, Vizekanzler, Sekretär, Marſchall, Schatzmeiſter, Zeremonienmeiſter, Vizezeremonienmeiſter, Biſchof, Vikarius und Hiſtoriograf. Sie haben bey Ordens-Feyerlichkeiten eine beſondere Kleidung. (Kuhn, S. 38. Geogr. Ephemeriden 1809. März S. 361 — 67. mit Abbild. des neuen Ordenskreuzes.)

52. **Deutſcher Orden**, ſ. den Art. **Kreuzherr**, und die Bemerkungen, welche oben, unter den öſterreichiſchen Orden, darüber nachgetragen ſind.

53. **Dianenorden in Neapel**, hat ein goldenes Waldhorn, das an einem grünen gewäſſerten Bande getra n wird zum Zeichen; die übrige Verfaſſung deſſelben iſt aber nicht bekannt.

54. **Diſciplin- oder weiſſer Adlerorden in Oeſtereich**, ſoll von einem Erzherzog von Oeſterreich geſtiftet worden ſeyn, und die Ritter die Verbindlichkeit gehabt haben, den katholiſchen Glauben und die Gränzen des Reichs zu vertheidigen. Das Ordenszeichen ſoll ein weiſſer Adler geweſen ſeyn. Es fehlen aber zuverläſſige Nachrichten über denſelben. (Man vergl. **Kuhn, S. 140.**) †

55. Diſtelorden in Großbritannien, wird von Achajus, König der Skoten, hergeleitet, dem 819, als er mit Adelſtan, König von England Krieg führte, ein glänzendes Andreaskreuz, und hernach dieſer Heilige ſelbſt erſchienen ſeyn, und Sieg verheiſſen haben ſoll. Gewiſſer iſt, daß König Jakob V. von Schottland 1540 dieſen Orden ſtiftete. Durch innerliche Unruhen, welche die Reformation veranlaßte, gerieth der Orden in Abnahme. König Jakob VII. (II.) ſtellte ihn 1687 wieder her, und ſeit ſeiner Erneuerung durch die Königin Anna, 1703 und Georg I. 1725 hat er ununterbrochen fortgedauert.

Der Diſtelorden iſt eigentlich nur für vornehme Schottländer beſtimmt, deren Zahl nicht über zwölf gehen darf. Gewöhnlich ſind aber darunter ein Prinz vom Geblüte, und zwey vornehme Engländer.

Niemand kann Mitglied dieſes Ordens werden, der nicht Reichsritter der unterſten Klaſſe iſt (Knight Batchelor).

Der König iſt Oberhaupt und ernennt die Ritter.

Das Ordensfeſt ſoll jährlich am 30. Nov. dem heil. Andreastage, gefeyert werden.

Das Ordenszeichen iſt ein eirunder, goldener Schild mit dem Bildniſſe des heil. Andreas im blauen Gewande, welcher ein weißemaillirtes burgundiſches oder Andreaskreuz hält, mit der Umſchrift: Nemo me impune lacescit (Niemand greift mich ungeſtraft an).

Die Ritter tragen dieſes Zeichen an einem grünen Bande von der linken Schulter nach der rechten Seite und auf der linken Bruſt einen ſilbergeſtickten Stern von vier ſpitzigen und vier

ſtum-

ſtump'en Strahlen, welche letztere ein Andreas-kreuz bilden. In der Mitte des Sterns iſt ein runder, goldener Schild mit einer von Blättern umgebenen, grüngeſtickten Diſtel mit blauer Blüthe, und umher die erwähnte Ordensdeviſe in goldenen Buchſtaben auf grünem Sammet.

Bey feyerlichen Gelegenheiten tragen die Ritter eine eigene Zeremonienkleidung und eine goldene Halskette von grünemaillirten Diſteln und Rautenzweigen — den Zeichen der alten Skoten und Pikten — von welcher das ganz von Heiligenſtrahlen umgebene Bildniß des heil. Andreas mit ſeinem Märtererkreuze herabhängt.

Die vier Ordensbeamten ſind: ein Dekan; ein Wappenkönig, welcher Löwe (Lion) heißt; ein Sekretär und ein Thürſteher, Grünſtab (Green Rod) genannt.

56. **Orden der Diſtel in Frankreich**, von Ludwig II. Herzog von Bourbon 1370 geſtiftet, hatte einen goldenen ovalen Schild, auf welchem die h. Maria, mit Sonnenſtrahlen umgeben, auf einem halben Mond ſtehend, abgebildet war. Am Schilde hing unten ein Diſtelkopf. In der Ordenskleidung, im Mantel, Hut, Wehrgehenk, ſoll die größte Uebereinſtimmung mit dem engliſchen Hoſenbandorden geherrſcht haben. Die Ordenskette beſtand aus 8 an einander geſetzten Rauten, worauf das Wort Esperance zweymahl zu leſen war. Ordensdeviſe: Il faut vivre en esperance. †

58. **Orden des heil. Dominicus**, ſ. **Jeſu Chriſtiorden.**

58. **Orden des Drachen**, vom Kaiſer Siegmund vielleicht 1387 bey ſeiner Krönung zum Könige von Ungarn geſtiftet, hätte

hauptſächlich die Ausrottung der Ketzerey zum Zweck, und ſtand, ſo lange der Stifter lebte, in Ungarn, Böhmen, Deutſchland und Italien in großen Anſehen, gerieth nach deſſen Tode aber bald in Verfall. Die Ritter trugen das Bild eines erlegten Drachen an einer goldenen Kette auf der Bruſt. Als eine beſondere Auszeichnung trugen 24 Ritter dieſen Drachen an einem Kreuze hangend. †

Unter dem Jahr 1418 kommen bey Wippel noch zwey, vom Kaiſer Sigismund nach dem Concilio zu Koſtnitz geſtiftete Orden des umgekehrten und des überwundenen Drachen vor, welches vielleicht nur Erneuerungen des eben angeführten ſind.

E.

59. Orden der Ehrenlegion in Frankreich, (Légion d'Honneur.)

Die Ehrenlegion wurde am 19. May 1802 vom vormahligen Kaiſer Napoleon, damahls noch erſter Konſul, in der Abſicht geſtiftet, um Militär= und Civilverdienſte, überhaupt ausgezeichnete Talente und große Tugenden zu belohnen, und wie es ſich ſpäter ergab, die vorzüglichſten Männer Frankreichs an ſeine Perſon und ſeine Dynaſtie zu feſſeln. Dieſes große Inſtitut, das alle früher in Frankreich geſtifteten und durch die Revolution aufgehobenen Orden erſetzen ſollte, und das durch den Ehrgeiz, den es den Franzoſen einflößte, einen wichtigen Antheil an dem Gelingen ſo vieler Entwürfe des eroberungsſüchtigen Deſpoten hatte, ſchien mit dem Sturze der kaiſerlichen Regierung auch fallen zu müſſen; allein der König Ludwig XVIII. hat es beſtätigt und nur nach dem jetzigen Umſtänden etwas abgeändert, um dabey die Erinne=

nerung an den jetzt aus Europa verbannten Stifter zu entfernen. Das ganze Weſen der Ehrenlegion iſt geblieben; ich beſchreibe ſie daher noch, wie ſie unter Napoleon in ihrem höchſten Glanze war. *) Wenn es nun über die gemachten Abänderungen bisher auch noch an genaueren Nachrichten fehlt: ſo wird man ſich von dem Ganzen aus dem folgenden doch eine Vorſtellung machen können.

Zur Aufnahme in dieſen Orden bedarf es keiner Geburtsvorzüge; kein Staatsbürger iſt ſeines Herkommens, ſeines Standes oder ſeines Religionsbekenntniſſes wegen davon ausgeſchloſſen. Das Verdienſt allein begründet die Anſprüche auf denſelben.

Die Ehrenlegion beſteht aus einem großen Verwaltungsrathe und aus ſechzehn Kohorten. Der Kaiſer, und alſo jetzt der König, iſt Oberhaupt der Legion, und Präſident des großen Verwaltungsrathes.

Mitglieder des großen Rathes waren unter Napoleon die Inhaber der großen Reichswürden (les titulaires des grandes dignités de l'empire) **). Anfangs beſtand der Rath aus den drey Conſuln, einem Senator, einem Mitgliede des geſetzgebenden Körpers, einem des Tribunats und einem Staatsrathe. Bey der nachher erfolgten veränderten Einrichtung, nach welcher der Rath aus den Großdignitarien des Reichs beſtand, ward zugleich feſtgeſetzt, daß die bey der Stiftung ernannten Mitglieder des Rathes, die nicht Großdignitarien wären, es Zeitlebens bleiben ſollten.

*) Kuhn S. 44 ff. Wippel II. unter dem Jahr 1805.

**) Die unter der königl. Regierung aber noch nicht wieder eingeführt ſind.

Der große Rath hatte die Oberaufſicht über die Einkünfte der Ehrenlegion, welche theils in Domänen beſtehen, die derſelben als Eigenthum zugetheilt ſind, theils in Staatsrenten und in feſtgeſetzten Taxen, welche bey Errichtung adeliſcher Majorate für die Ausfertigung der Urkunden an die Legion entrichtet werden müſſen. Er ernennt den Großkanzler und Großſchatzmeiſter, die zugleich Großoffiziere der Legion ſind, und den Rang, die Auszeichnungen und Ehrenbezeigungen der Großoffiziere des Reichs genießen.

Die Mitglieder der Ehrenlegion theilen ſich in Großoffiziere (Grands Officiers), Kommandeure (Commandans), Offiziere, (Officiers) und Legionäre (Légionnaires). Die letztern heißen gewöhnlich Vorzugsweiſe Mitglieder, oder **Ritter der Ehrenlegion** (Membre, ou chevalier de la légion d'honneur).

Die Zahl ſämmtlicher Mitglieder war anfänglich auf 6512 feſtgeſetzt. Jede der ſechzehn Kohorten ſollte nähmlich aus 7 Großoffizieren, 20 Kommandeuren, 30 Offizieren und 350 Legionären beſtehen. Im Jahr 1806 hatte die Ehrenlegion indeß ohne Ausländer ſchon 60 Großkreuze, 108 Großoffiziere, 320 Kommthure, 960 Offiziere und 8608 Legionäre, in allem etwa 10000 Ritter. Aber auch dieſe Zahl iſt ſehr bald wieder überſchritten worden. Nach der eigenen Aeußerung des vormahligen Kaiſers, in einem Schreiben vom 28. März 1810, mit welchem er nicht nur das große Ehrenzeichen, ſondern auch das Kreuz der Legion an den Erzherzog Karl überſandte, war die Anzahl der Mitglieder vom Militärſtande damahls 20,000.

Außer dem Legionspallaſt in Paris hat jede Kohorte einen beſondern Pallaſt oder ein

Schloß,

Schloß, welches ihr Hauptort (chef-lieu) iſt, und in welchem ſich ein beſonderer Verwaltungsrath befindet, der aus einem Präſidenten, welcher Großoffizier und Oberhaupt der Kohorte iſt, aus zwey Kommandeuren, drey Offizieren, von denen der eine Kanzler, der andere Schatzmeiſter iſt, und aus drey Legionären beſtehet. Der Rath der Kohorten verwaltet die Güter derſelben und hat die Direktion und Aufſicht über die zur Kohorte gehörenden Hoſpitäler.

Aus den Einkünften ſämmtlicher Kohorten erhalten die Mitglieder der Ehrenlegion an feſtgeſetzten jährlichen Penſionen:

Ein Großoffizier 5000,
Ein Kommandeur 2000,
Ein Offizier 1000,
Ein Legionär 250 Franken,

welche Penſionen unveräußerlich ſind.

Für die Legionäre, denen Alter, Kränklichkeit oder Bleſſuren nicht mehr zu dienen erlauben, ſind an dem Hauptorte jeder Kohorte Hoſpitäler eingerichtet.

Alle Mitglieder der Ehrenlegion gehören zur unterſten Klaſſe der Adelichen; ſie führen den Titel: Reichsritter (chevaliers de l'empire francais).

Der Kaiſer, (König) als Oberhaupt der Legion, deren Einrichtung er bey ſeiner Thronbeſteigung aufrecht zu erhalten ſchwört, ernennt die Mitglieder derſelben entweder aus eigenem Antriebe oder auf Vorſchlag des Großkanzlers.

Jedes Mitglied leiſtete unter Napoleon bey ſeiner Aufnahme folgenden Eid:

„Ich ſchwöre auf meine Ehre, mich dem „Dienſte des Reichs und der Erhaltung der „Ganzheit ſeines Gebiets, der Vertheidigung des Kai-

„Kaiſers, der Geſetze, der Republik und des „durch ſie geheiligten Eigenthums zu widmen; „mit allen Mitteln, welche die Gerechtigkeit, die „Vernunft und die Geſetze gut heißen, gegen „jeden Verſuch zu kämpfen, welcher zur Abſicht „hat, die Feudalregierung wieder herzuſtellen; „kurz aus allen Kräften zur Aufrechthaltung der „Freyheit und Gleichheit, der erſten Grundfeſten „unſerer Staatsverfaſſung, mitzuwirken."

Fremde, welche den Orden der Ehrenlegion erhalten, leiſten weder den vorgeſchriebenen Eid, noch genießen ſie die mit demſelben verbundenen politiſchen Rechte. Doch erhielten die in franzöſiſchen Dienſten ſtehenden polniſchen Militärperſonen, und die Unterthanen des Königreichs Italien, welche Mitglieder der Ehrenlegion waren, die für jede Klaſſe feſtgeſetzten Penſionen.

Das Ordenszeichen war unter Napoleon ein weißemaillirter Stern von fünf Doppelſtrahlen mit runden Knöpfen auf den Spitzen. In der Mitte des von einem Eichen- und Lorbeerkranze umgebenen Sterns war auf der einen Seite der Kopf des Kaiſers abgebildet, mit der Umſchrift: NAPOLEON EMPEREUR DES FRANCAIS (Napoleon, Kaiſer der Franzoſen); auf der andern der franzöſiſche Adler, den Blitzſtrahl haltend, mit der Umſchrift: HONNEUR ET PATRIE (Ehre und Vaterland). Ueber dem Stern eine Kaiſerkrone.

Dieſer Stern war von Gold für die Großoffiziere, Kommandeure und Offiziere, und hieß der goldene Adler; von Silber für die Legionäre, und hieß der ſilberne Adler. Sämmtliche Mitglieder der Ehrenlegion tragen ihr Ordenszeichen an einem rothgewäſſerten Bande auf

der

der linken Seite im Knopfloche. Die Großoffiziere, Kommandeure und Offiziere pflegen auf das Band noch eine roſenförmige Schleife zu ſetzen.

Die Mitglieder der Ehrenlegion tragen ihr Ehrenzeichen beſtändig; der vormahlige Kaiſer trug bald den goldenen, bald den ſilbernen Adler.

Das große Ehrenzeichen beſtehet in einem breiten rothen Bande, welches von der rechten Schulter nach der linken Seite getragen wird, an deſſen untern Ende der Adler der Legion mit einem rothgewäſſerten Bande befeſtigt iſt, und in einem ſilbergeſtickten Stern von zehn Strahlen auf der linken Bruſt, in deſſen Mitte der Adler der Legion befindlich iſt, mit den Worten: Honneur et Patrie.

Dieſes große Ehrenzeichen, welches der große Adler hieß, vergab der vormahlige Kaiſer nur an Großoffiziere der Legion, deren Zahl nicht über ſechzig gehen ſollte, und welche Großadler genannt wurden.

Die Prinzen der vormahligen kaiſerlichen Familie und die Fremden, denen der Kaiſer den großen Adler ertheilte, gehörten nicht zu der Zahl der feſtgeſetzten ſechzig. Sie konnten ihn erhalten, ohne Mitglieder der Ehrenlegion zu ſeyn.

Die Großoffiziere, welche Großadler ſind, tragen das Ordenszeichen nach wie vor im Knopfloche.

Ohne beſondere Erlaubniß des vormahligen Kaiſers durfte kein Mitglied der Ehrenlegion die Ehrenzeichen eines fremden Ordens tragen.

Für Töchter von Mitgliedern der Ehrenlegion ſind acht Erziehungshäuſer geſtiftet, dieſe ſtehen unter der Oberaufſicht des Großkanzlers,

welcher dem Oberhaupte des Ordens die Zöglinge zur Aufnahme vorſchlägt. Die vormahlige Königin von Holland, Hortenſe, jetzige Gräfin St. Leu, war ſonſt Beſchützerin derſelben.

Nach Ludwigs XVIII. Veränderung hat nun das Ordenszeichen auf einer Seite das Bildniß Heinrichs IV. und auf der andern drey Lilien.

60. **Orden von der Eiche in Frankreich.** Dieſen Orden ſoll Garſias Ximenes, König von Navarra, 722 vor einer Schlacht mit den Mauren geſtiftet haben, nachdem er auf einer Eiche das Zeichen des Kreuzes geſehen hatte, das ihm die Vorbedeutung eines herrlichen Sieges war. Ordenszeichen eine goldene, grün emaillirte Eiche, auf deren Gipfel ein rothes Kreuz mit der Unterſchrift: Non timebo millia me circumdantium. — Auf einer weiſſen Kleidung. †

61. **Elephantenorden in Dänemark** *). Die Stiftung dieſes Ordens wird gewöhnlich, aber ohne alle geſchichtliche Beweiſe, Kanut IV. im Jahre 1190 zugeſchrieben, und der König Chriſtian I. als Wiederherſteller, mit größerer Wahrſcheinlichkeit aber als der eigentliche Stifter deſſelben angeſehen. Doch werden noch verſchiedene andere Könige von Dänemark als Stifter oder Erneuerer genannt. **) Ueber die Veranlaſſung und über die Benennung **Elephantenorden** finden ſich keine ſicheren Data. Die Behauptung einiger Geſchichtſchreiber, daß Chriſtian I. dieſen Orden bey Gelegenheit der Vermählung ſeines Sohnes Johann mit Chriſtina, Tochter des Kurfürſten Ernſt von Sachſen im Jahre 1478 errichtet habe, iſt falſch, da ſowohl ein

*) Kuhn S. 35. Wippel I. S. 34.
**) Man ſehe Wipppel I. S. 34.

ein Diplom von 1457 vorhanden iſt, durch welches der König einem ſeiner Staatsbeamten die Erlaubniß, die Ordenskette zu tragen, ertheilt, als auch die Urkunde über die Erbauung der Ordenskapelle vom Jahre 1464.

Dieſer Orden wird nächſt dem vom Hoſenbande und vom goldenen Vließe für den berühmteſten und angeſehenſten der ältern Orden gehalten. Er hat ſeit ſeiner Stiftung bis auf den heutigen Tag ununterbrochen fortgedauert.

Der Elephantenorden wird nur an Souveräne und an Perſonen von hoher Geburt, und an ſolche Unterthanen des Königs ertheilt, welche hohe Poſten im Zivil oder im Militär bekleiden.

Der König von Dänemark iſt Oberhaupt und Herr des Ordens; und die Aufnahme der Ritter geſchiehet nach der freyen Willkühr deſſelben.

Nach den von Chriſtian V. am 1. Dezember 1693 gegebenen Statuten iſt die Zahl der Mitglieder, den Ordensherrn und deſſen Söhne, als geborne Ritter dieſes Ordens, ungerechnet, auf dreyßig feſtgeſetzt; auch ſollen die Ritter von der evangeliſchen Religion ſeyn. Allein dieſe und andere Beſtimmungen jener Statuten werden gegenwärtig nicht mehr beobachtet. Es iſt auch von dem jetztregierenden Könige, bald nach ſeinem Regierungsantritt, eine eigene Ordens-Kommiſſion niedergeſetzt worden, welche den Auftrag erhielt, Vorſchläge zu einer, den Zeitbedürfniſſen gemäßen Abänderung der Statuten des Elephanten- und des Danebrogsordens zu machen.

Das Ordensfeſt wurde ehemahls am dritten Pfingsſtag gefeyert. Nach der neueſten Verordnung vom 28. Jun. 1808 aber ſind der Geburtstag des regierenden Königs (28. Januar),

und der Geburtstag des Königs Waldemar II. (28. Jun.) zu gemeinſchaftlichen Ordens- und Feyertagen für die Ritter des Elephanten- und Danebrogs-Ordens beſtimmt.

Das Ordenszeichen (Fig. 7155.) iſt ein goldener weißemaillirter Elephant, der auf dem Rücken einen Thurm, auf dem Nacken einen ſitzenden Mohren mit einem Spieß in der Hand, und auf der Seite nahe an dem Thurme ein diamantenes Kreuz trägt. Dieſer Elephant wird an einem blauen, gewäſſerten, ſeidenen Bande, welches über die linke Schulter nach der rechten Seite herabgehet, getragen. Auf der linken Bruſt haben die Ritter einen ſilbergeſtickten Stern von acht Strahlen, in deſſen Mitte ein auf ponceaufarbenen Sammet mit Silber geſticktes Kreuz befindlich iſt, welches ein ſilberner Lorberkranz umgiebt.

An Ordensfeſttagen und bey feyerlichen Gelegenheiten tragen die Ritter eine beſondere Zeremonienkleidung, und das Ordenszeichen, den Elephanten, an einer goldenen aus Elephanten und Thürmen beſtehenden Halskette; auch iſt ihnen erlaubt, bey Hofe in einer beſondern Staatskleidung zu erſcheinen.

Die Beamten des Ordens ſind es zugleich für den Danebrogsorden.

62. **Eliſabeth-Thereſienorden**, ſ. oben, unter den **Orden des Hauſes Oeſtereich**.

63. **Orden des Erlöſers**, ſ. **Orden des heil. Blutes in Mantua**.

64. **Orden der Erlöſung Corſicas**, am 16. Sept. 1736 von König Theodor von Neuhof geſtiftet. Ordenszeichen die Gerechtigkeit, welche in der rechten Hand das Schwert und in der linken die Wage hält, mit dem

rechten

rechten Fuße aber auf einer Erdkugel ſteht, auf einem viereckigen Stern. Wurde an einer gewöhnlichen goldenen Kette und nicht an einem Bande getragen. Deviſe: In te Domine speravi. †

F.

65. **Orden des weiſſen Falken in Sachſen-Weimar.** Dieſer 1732 von dem Herzog Ernſt Auguſt geſtiftete Hausorden wurde von dem jetzigen Großherzoge 1815 erneuert und für den einzigen weimariſchen Orden erklärt. Er heißt auch Orden de la *vigilance*, oder Orden von der **Wachſamkeit.** Ordenszeichen ein achtſpitziger goldener grün emaillirter Stern, über demſelben ein weiſſer Falk, den vier Diamanten umgeben. Ein kleiner rother Stern mit weiſſen Spitzen ſteht auf dem grünen. In der Mitte des Kreuzes der Nahme E. A. auf einem blauen Schilde, und über demſelben ein Fürſtenhut, roth mit Hermelin. Unter dem Hute liegen zwey goldene Schwerter. Auf der andern Seite iſt der Stern weiß und der darüber liegende grün. Zwiſchen den Ecken ſteht l'ordre de la vigilance, und auf einem blauen Schilde vigilando ascendimus. Das Ordenszeichen hängt an einem Ringe mit Diamanten beſetzt an einem ponceau rothen gewäſſerten Bande, deſſen Rand mit zwey goldenen Streifen verſehen iſt. Seit 1815 iſt dieſer Orden in drey Klaſſen getheilt. Großkreuze, ohne die Prinzen 12, Kommandeure 25, und Ritter 50. Die Mitglieder ſind verpflichtet mit dahin zu wirken, daß vaterländiſche Geſinnung und deutſche Art und Kunſt ſich immer weiter ausbreiten. (Mehr ſehe man in Wippel's Werk, II. unter dem Jahr 1732.)

66.

66. **Orden** *de la veritable felicité*, 1729 von der Prinzeſſinn Maria Wilhelmine Henriette von Waldeck für unverheurathete Frauenzimmer geſtiftet. Ordenszeichen ein Todtenkopf mit einer goldenen Kette an einem ſchwarzen Bande, worauf die Worte la veritable felicité. Als Ordenskleid ſoll jeder Anzug gelten, ſobald nur etwas ſchwarzes in demſelben befindlich iſt. Die Zahl der Ritterinnen mit Einſchluß der Großmeiſterinn und einer Priorinn zwölf. Sich verheurathende ſcheideu aus. Der Orden iſt wahrſcheinlich ſchon erloſchen.

67. **Orden des heil. Ferdinands und des Verdienſtes in Neapel.**

Die Veranlaſſung zur Stiftung dieſes Ordens waren die Verdienſte, die ſich Lord Nelſon um den König Ferdinand IV. und ſeine Familie erworben hatte. Da ihm als Proteſtant der St. Januariusorden nicht verliehen werden konnte, ſo ſtiftete der König im Jahr 1800 einen neuen Orden, welcher ſowohl für Geburt und hohen Rang, als auch und zwar hauptſächlich für Verdienſte beſtimmt iſt.

Die Ritter, deren Ernennung vom Könige als Großmeiſter abhängt, theilen ſich in Großkreuze, deren Zahl nicht über 24 gehen ſoll, und in Kommandeure, deren Zahl unbeſtimmt iſt, und die Penſionen erhalten. Auch iſt 1810 noch eine dritte Klaſſe dieſes Ordens errichtet, mit deren goldenen und ſilbernen Medaillen auch Penſionen verbunden ſind.

Das Ordenszeichen iſt ein goldener Stern von ſechs Strahlen, mit einem goldenen Zirkel in der Mitte, auf welchem der heil. Ferdinand mit der Unterſchrift Pro Fide et merito (für Treue und Verdienſt) abgebildet iſt. Die Groß-

kreuze

kreuze tragen dieſes Ordenszeichen an einem breiten dunkelblauen Bande mit rother Einfaſſung von der rechten Schulter nach der linken Hüfte, und einen ſilbergeſtickten, das Ordenszeichen vorſtellenden Stern auf der linken Bruſt. Die Kommandeure tragen es an einem ſchmaleren Bande um den Hals ohne Stern. (Kuhn S. 188.)

68. **Orden** de la fidelité **in Baden**, ſ. **Orden der Treue.**

69. **Orden** de la fidelité **in Dänemark**, ſ. **Orden** de l'union parfaite.

70. **Orden wieder das Fluchen**, 1590 von Herzog Friedrich Wilhelm I. von Sachſen-Weimar geſtiftet, hatte als Ordenszeichen eine Münze, die am Halſe getragen wurde. †

71. **Orden des Flügels des Erzengels Michael** in Portugal, 1181 geſtiftet, weil ſich in einer Schlacht ein Arm mit einem Flügel ſtets dahin ſoll begeben haben, wo ſich König Alphonſus ſehen ließ. Der Orden war gegen die Mauren gerichtet. Seine Kleidung beſtand in einem weiſſen Mantel mit einem purpurfarbenen mit goldenen Strahlen umgebenen Engelsflügel. Andere ſagen: mit einem Schwerte und den Worten: Quis ut Deus? †

72 **Orden unſerer lieben Frau vom Berge Carmel** in Frankreich, wurde 1608 von Heinrich IV. geſtiftet, 1673 von Ludwig XIV. mit dem Orden des heil. Lazarus vereinigt, zuletzt noch 1757 von Ludwig XV. beſtätigt. Ordenszeichen ein goldenes, achtſpitziges blaues Kreuz, in deſſen Mitte eine goldene Platte mit dem Bilde der Maria. Das Kreuz wurde auf der Bruſt getragen, an einem violetten Bande. Der König in Frankreich ſetzte dieſem Orden einen Großmeiſter; von den andern Orden

den war er es ſelbſt. In der Revolution wurde der Orden, wie die übrigen, aufgehoben.

73. **Orden der guten Freundſchaft**, oder vom goldenen **Braſſelet**, auch Orden der deutſchen **Redlichkeit**, ſo wie Orden vom güldenen **Armbande**, wurde von Kurfürſt Johann Georg IV. zu Sachſen bey Gelegenheit eines Beſuches, den ihm Kurfürſt Friedrich III. von Brandenburg 1692 zu Torgau abſtattete, geſtiftet. Ordenszeichen zwey geharniſchte und feſt in einander geſchloſſene Hände mit Palmzweigen umgeben, mit kreuzweiſe darin geſchränkten Schwertern und den Worten unis pour jamais. Auf der andern Seite die Nahmen der beyden Kurfürſten in einander verſchlungen, mit der Beyſchrift: Sincere amitié. Das Ordenszeichen ward an einem rothem Bande am rechten Arm getragen. Bey der Stiftung wurden 12 Brandenburgiſche und 12 ſächſiſche Ritter aufgenommen. †

74, **Die fruchtbringende Geſellſchaft** oder der **Palmorden**, ein 1617 in Weimar geſtifteter Verein zur Aufnahme der deutſchen Sprache, ſ. im Art. **Orden**. †

G.

75. **Garbenorden**, ſ. **Waſaorden**.

76. **Orden des heil. Geiſtes in Frankreich**, 1579 von König Heinrich III. geſtiftet, weil er am Pfingſtage geboren und ſowohl zur polniſchen als franzöſiſchen Krone gelangt war. Der Orden hieß auch le cordon bleu.

Heinrich III. gab öffentlich zum Bewegungsgrund die Vertheidigung des katholiſchen Glaubens als Zweck der Stiftung an, die durch die Verbindung der Herrn, die dieſen Orden anneh-

annehmen würden, bewerkſtelliget werden ſollte. Insgeheim aber war es ein Opfer, welches er ſeiner Schweſter Magarethe von Valois brachte, die er mehr als brüderlich liebte. Die Taube, oder der heil. Geiſt, iſt das Sinnbild der Liebe; die Zierrathen des Halsbandes waren die Monogrammen von Margaretha und Heinrich, die durch ein anderes ſymboliſches Monogramm getrennt wurden, welches aus einem Φ, phi, und einem δ, delta, beſtand, die zuſammen verſchlungen waren, und das italieniſche Wort Fidelta, oder Fedelta, Treue, bedeuten. Heinrich IV., welcher um dieſes Geheimniß wußte, veränderte durch einen Schluß des Ordenskapitels vom 7ten Jan. 1597 die Sinnbilder, und erſetzte das Φ und das Monogramm der Margaretha durch zwey Trophäen. *)

Nach dieſer Veränderung beſtand das Ordenszeichen **) aus einem achtſpitzigen goldenen roth emaillirten Kreuze mit einer erhabenen weiß emaillirten Einfaſſung auf welchem eine weiß emaillirte Taube mit rothem herunter hangenden Schnabel in erhabener Arbeit zu ſehen iſt. In den vier Winkeln des Kreuzes ſind 4 goldene Lilien, und auf den Spitzen des Kreuzes Diamanten. Bey Feſttagen wurde es an der Ordenskette getragen. Dieſe beſtand wechſelsweiſe aus dreyerley Gliedern. Das erſte ſtellt in der Mitte einen goldenen Helm vor mit einem weiſſen Federbuſche, welcher mit roth und weiſſen und blau und weiſſen Fahnen und andern Armaturen umgeben iſt. Das 2te Glied iſt eine gol-

*) Drittes Stück der Olla Potrida v. J. 1783. S. 88. Aus den Papieren des Herrn Duclos, Secret. der Acad. françoise zu Paris und Hiſtoriographen von Frankreich.

**) Wippel II. Jahr 1579.

goldene, in acht Spitzen ausgehende Flamme, in deren Mitte ſich eine roth emaillirte Lilie zeigt. Das 3te Glied beſteht aus dem goldenen Buchſtaben H als des Stifters Nahmen mit Feuerflammen umgeben.

Der Ordensſtern iſt ein auf der linken Seite der Bruſt in Silber geſticktes Kreuz mit ſilbernen Knöpfen auf den Spitzen, mit geſtickter Taube und Lilien, in der Geſtalt wie auf dem Kreuze. Das Ordensband himmelblau und gewäſſert, über der rechten Achſel nach der linken Hüfte zu hangend. Bey Feyerlichkeiten trugen die Ritter einen langen ſchwarzen Mantel mit orangefarbenem Atlaß gefuttert, welcher überall mit goldenen Flammen geſtickt und mit einer Einfaſſung von goldenen Lilien und ſilbernen Zweifelsknoten umgeben iſt. Ueber dieſem einen ganz kurzen Mantel von grüner Farbe mit Silber durchwirkt, welcher überall mit Tauben in Silber geſtickt belegt iſt, und ein Futter von orangefarbenem Atlaß hat. Gryphius ſagt: die Hoſen ſind aufgeſchürzt und das Wammes weiß oder orangefarben. Auf dem Haupte ein ſchwarzes Mützchen mit Reiherfedern. Die Zahl der Ritter war etwa 100, von welchem die 20 erſten Beſoldung genoßen. Bey der Revolution wurde dieſer Orden mit allen übrigen altfranzöſiſchen aufgehoben. Wahrſcheinlich wird Ludwig XVIII. ihn aber wieder herſtellen, wie dieſes z. B. mit dem **Michaelsorden** ſchon geſchehen iſt, den der Empfänger des heil. Geiſtordens ſchon haben mußte.

77. **Orden des heil. Geiſtes zu Saxia** in Rom, wegen eines Hoſpitals St. Maria in Saxia daſelbſt, 1198 von Pabſt Innocentius III. zur Verpflegung der Pilgrim-

grimme geſtiftet. Ein weißes zwölfeckiges Patriarchen-Kreuz auf ſchwarzer Kleidung. †

78. **Heil. Geiſtorden in Sicilien, oder Orden vom halben Monde,** 1353 von Ludwig von Tarent, König von Jeruſalem und Sicilien, geſtiftet; von König Renatus von Navarra und Sicilien 1448 erneuert. Ordenszeichen ein goldener halber Mond auf welchem mit blauer Schrift Lor en croissant. An den Spitzen des halben Mondes ſollten ſo viele roth emaillirte goldene Stiftchen ſeyn, als dem Ritter edle Handlungen beygelegt werden konnten. †

79. **Heil. Geiſtorden in Spanien,** ſ. **Orden von der Taube.**

80. **Orden** *de la generosité*, **in Brandenburg,** von Friedrich III (I) 1685 als Kurprinz geſtiftet, von König Friedrich II. 1740. bey Stiftung des Ordens pour le merite aufgehoben. Ordenszeichen war ein achtſpitziges himmelblau emaillirtes Kreuz, in deſſen oberſtem Ende der goldene Buchſtab F mit einem roth emaillirten Kurhut über demſelben. In den andern drey Ecken mit goldenen Buchſtaben gene- rosi- té. In den Winkeln des Kreuzes goldene Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Das Kreuz wurde um den Hals getragen. Wippel I. Jahr 1685. †

81. **Orden der Geneſter-Blume in Frankreich,** 1234 von Ludwig IX. geſtiftet. Ordenszeichen ein goldenes lilienförmiges Kreuz mit der ſchwarzen Inſchrift. Exaltat Humiles. Dieſes Kreuz trugen die Ritter an einer Kette um den Hals, deren Glieder aus rothen Geneſterblumen und aus goldenen Vierecken beſtanden, in deren Mitte eine weißemaillirte Lilie zu ſehen war. †

82. **Orden** *de la Genette*. in Frankreich, 726 von Karl Martell geſtiftet, weil die Saracenen, welche Karl ſchlug, viele Felle der Genette bey ſich führten. Das Ordenszeichen eine goldene, ſchwarz und roth emaillirte Biſamkatze, welche ein blaues Halsband mit goldenen Lilien beſetzt hatte. †

83. **Orden des heil. Georgs in Baiern.**

Der Orden des heiligen Ritters und Märterers **Georgs**, deſſen Ritter auch **Beſchützer der unbefleckten Empfängniß der allerſeligſten Jungfrau Maria** genannt werden, ſoll ſchon vor vielen Jahren in Baiern geblühet, und deſſen Mitglieder ſich bey den Kreuzzügen durch ruhmvolle Thaten ausgezeichnet haben, nach der Zeit aber in Abnahme gerathen ſeyn; doch finden ſich keine geſchichtlichen Beweiſe für dieſe Behauptung.

Karl Albert, Kurfürſt von Baiern — nachmahls Kaiſer Karl VII. — ſtiftete oder erneuerte dieſen Orden am 24. April 1729 mit päpſtlicher Beſtätigung.

Nach dem Erlöſchen der baieriſchen Linie wurde er von Karl Theodor im Jahre 1778 als pfalzbaieriſcher Orden beſtätiget, und iſt gegenwärtig dem Range nach der zweyte königl. baieriſche Ritterorden.

Die Ritter, welche vom gutem, alten Adel ſeyn müſſen, ſchwören bey ihrer Aufnahme, die römiſchkatholiſche Religion und die unbefleckte Empfängniß zu beſchützen, und die Waffen zu ergreifen, ſobald der Großmeiſter es verlangt.

Der König von Baiern iſt Großmeiſter des Ordens.

Auf ihn folgen die Großpriore, der Zahl nach drey, welche Prinzen vom Geblüte ſeyn müſſen.

Die

Die übrigen Mitglieder theilen ſich in drey Klaſſen: Sechs Großkommandeure, von denen einer Orden-Großkanzler iſt; zwölf Kommandeure, von denen einer Ordens-Schatzmeiſter und einer Ordens-Zeremonienmeiſter iſt; und vier und zwanzig Ritter, aus denen der Sekretär, Kaſſier und der Garderobenmeiſter genommen werden. Doch wird die ſtatutengemäße Anzahl der Ritter oft überſchritten.

Das Ordensfeſt wird gewöhnlich zwey Mahl, am Tage des heil. Georgs, 24. April, und am Tage Mariä Empfängniß, 8. Dezember, gefeyert.

Das Ordenszeichen (Fig. 7156.) iſt ein goldenes, achtſpitziges, himmelblauemaillirtes Kreuz mit einer weißen Einfaſſung; auf dem in der Mitte befindlichen runden, goldenen Schilde iſt die Jungfrau Maria auf einem Mond in Wolken ſtehend abgebildet, ihr Haupt umgeben fünf Sterne, und unter dem Monde liegt eine Schlange, deren Kopf ſie mit dem rechten Fuße zertritt; in den Winkeln des Kreuzes ſind himmelblauemaillirte Rauten mit weißer Einfaſſung angebracht, auf welchen die goldenen Buchſtaben: V. I. B. I. (Virgini Immaculatae Bavaria Immaculata; der unbefleckten Jungfrau das unbefleckte Baiern); auf den Spitzen des Kreuzes und der Rauten ſind goldene Kugeln. Die Kehrſeite des Kreuzes — die iſt eigentlich das Zeichen des St. Georgsorden — iſt rothemaillirt mit weiſſer Einfaſſung; auf dem Schilde iſt der Ritter Georg mit Helm und Panzer zu Pferde abgebildet, mit der Lanze den Drachen erlegend; auf den Rauten ſind die goldenen Buchſtaben: J. U. P. F. (Justus ut palma florebit; der Gerechte wird wie die Palme blühen). Dieſes Kreuz hängt vermittelſt eines goldenen Bügels an einem goldenen Löwenhaupte.

Die Großpriore und Großkommandeure tragen das Ordenszeichen an einem himmelblauen, gewäſſerten Bande, an deſſen Rande ſich ein weißer und weiter einwärts ein dunkelblauer Streif befindet, über die rechte Schulter nach der linken Hüfte, und auf der linken Bruſt einen Stern, welcher aus einem himmelblau geſtickten achtſpitzigen Kreuze mit ſilberner Einfaſſung beſtehet, in deſſen Winkeln vier wechſelsweiſe blau und Silber quadrirte Rauten, und in deſſen Mitte ein ſilberner Schild mit einem rothgeſtickten Kreuze beſindlich ſind.

Die Kommandeure tragen ein kleineres Ordenskreuz an einem ſchmälern Bande um den Hals und einen kleinern Stern auf der linken Bruſt.

Die Ritter tragen ein noch kleineres Kreuz an einem noch ſchmäleren Bande um den Hals und haben keinen Stern.

Die Zeremonienkleidung des Ordens iſt altburgundiſch. Die goldene Halskette beſtehet abwechſelnd aus goldenen Vierecken mit goldenen Feuerflammen und rothemaillirten Fürſtenhüten und Buchſtaben, welche auf der ganzen Kette die Worte bilden: (In Fide, Justitia et Fortitudine; in Treue, Gerechtigkeit und Tapferkeit); aus zwey aneinanderſtoßenden blau und weißemaillirten quadrirten Rauten mit goldenen Laubwerk, und aus zwey gegen einander ſtehenden doppelſchwänzigen goldenen Löwen, welche mit der einen Klaue eine goldene Säule mit dem Reichsapfel zwiſchen ſich und in der andern einen bloßen Säbel halten. (Kuhn S. 23.)

84. **Orden des Ritters St. Georg, oder vom Hoſenbande in England** ſ. den Art. **Hoſenbandorden.**

85. **Orden des heil. Georg in Oeſterreich**, von Kaiſer Friedrich III. 1470 geſtiftet, um die Gränzen von Ungarn und Böhmen gegen die Türken zu ſchützen. Das Ordenszeichen war ein ſchlichtes rothes Kreuz auf einem weiſſen Rocke. Die Güter des in der Folge eingegangenen Ordens, deſſen eigentlicher Sitz Milſtadt in Kärnthen war, wurden den Jeſuiten übergeben †

86. **St. Georgsorden in Rom**, zur Beſchützung der päpſtlichen Küſten gegen die Seeräuber. 1538 von Papſt Paul III. oder wie Gryphius ſagt 1498. von Alexander VI. geſtiftet, hatte zum Ordenszeichen einen goldenen, grünen emaillirten Kranz mit emaillirten Blumen und Edelſteinen, in welchen ein goldenes viereckiges Kreuz zu ſehen, nach andern mit dem Bilde des heil. Georg zu Pferde. †

87. **Orden des heil. Georgs in Rußland**, ein Militär-Verdienſtorden, ſ. im Art. **Kriegsorden**, Th. 51, S. 493.

88. **Orden des heil. Gereon im gelobten Lande**, 1152 von Friedrich Barbaroſſa geſtiftet, hatte ein ſchwarzes lotharingiſches oder Patriarchen Kreuz auf einem grünen Hügel zum Zeichen und ein weiſſes Kleid. †

89. **Orden von der Gnade**, ſ. **Muttergottesorden**.

90. **Orden der goldenen Geſellſchaft in Sachſen**, 1590 von Kurfürſt Chriſtian I. geſtiftet. Ordenszeichen ein rothemaillirtes Herz, durch welches kreuzweiſe ein goldenes Schwert und ein goldener Pfeil geſteckt waren. Deviſe: Qui perseveraverit usque ad finem salvus erit. †

91. **Orden des heil. Grabes in Jeruſalem**, 1110 geſtiftet, hatte ein rothes Kreuz, welches von vier kleineren gleicher Farbe umgeben war. Der Ordenshabit war weiß. Ordens-Großmeiſter war 1496 Pabſt Alexander VI. †

92. **Orden** *du guet* **in Frankreich**, ſ. **Orden des Sterns**.

H.

93. **Orden des Halsbandes in Sardinien**, ſ. Orden der **Verkündigung**.

94. **Orden des heil. Heinrichs in Pohlen**, ſ. im Art. **Kriegsorden**, Th. 51, S. 457. Dieſer Orden wurde 1807 von dem jetzigen Könige von Sachſen für einen ſächſiſchen Orden erklärt, und auch **Orden der grünen Krone** genannt.

95. **Orden des Hermelins in Frankreich**, auch **Aehrenorden**, 1450 von Franz I. Herzog von Bretagne geſtiftet. Ordenszeichen ein goldenes, weißemaillirtes Hermelin, mit einem goldenen Zettel über demſelben, auf welchem mit ſchwarzer Schrift A ma vie ſtand. Die Kette war von zuſammengelegten goldenen Kornähren gebildet, welche die Fruchtbarkeit von Bretagne und die gute Haushaltung der Herzoge andeuten ſollten. Die Deviſe hatte den Sinn, eher das Leben als die Tugend zu verlaſſen; und das Hermelin war gewählt, weil es ſich eher fangen laſſen, als durch einen Sumpf, wo es ſich beſudeln würde, entfliehn ſoll. †

96. **Hermelinsorden in Neapel**, 1463 von König Ferdinand I. geſtiftet, der ein goldenes, weiß emaillirtes Hermelin an einer goldenen Kette zum Zeichen hatte, mit der Deviſe: Malo mori quam foedari.

97. **Orden der heil. Hermenegilde in Spanien**, ein 1815 von Ferdinand VII. geſtifteter Militärorden, worüber es zur Zeit noch an Nachrichten fehlt. Die Generale erhalten mit dem Orden zugleich das Prädicat Excellenz.

98. **Orden des goldenen Hirſches in Schleſien**, 1672 von Georg Wilhelm, letztem ſchleſiſchen Herzoge von Liegnitz ꝛc. geſtiftet. Ordenszeichen ein von Gold geſchlagenes grün emaillirtes Eichenblatt auf deſſen einer Seite ein goldener Hirſch, auf der andern ein rothemaillirtes Herz mit einem weiſſen Kreuze. Wurde an einem grünen Bande mit goldener Einfaſſung um den Hals getragen. †

99. **Orden vom Horn**, ſ. Orden des heil. **Huberts** in Baiern.

100. **Hoſenbandorden** in England, ſ. den beſonderen Art. im Buchſtaben H.

101. **Hoſpitaliterorden**, ſ. in den Artikeln **Gaſtfreyheit** und **Johanniterorden**.

102. **St. Hubertsorden in Baiern.** Gerhard, Herzog von Jülich und Berg, erfocht im Jahr 1444 am St. Hubertstage über Arnold von Egmont, welcher Anſprüche auf das Herzogthum Jülich machte, und mit gewaffneter Hand in daſſelbe eingefallen war, einen vollkommenen Sieg bey Ravensberg in Weſtphalen. Zum Andenken an dieſem glücklichen Tag, und zu Ehren des heil. Hubertus, Biſchofs von Lüttich, ſtiftete er noch in demſelben Jahre den **St. Hubertsorden**, welcher damahls auch der **Orden vom Horn** genannt wurde, weil die Ritter eine goldene Kette von Jagdhörnern trugen.

Dieſer Orden blühete bis zum Jahre 1609, wo mit Johann Wilhelms Tode, die männliche Linie der Herzoge von Jülich, Berg und Kleve er=

erloſch. Während der Succeſſionsſtreitigkeiten zwiſchen den Häuſern Pfalz und Brandenburg ging der Orden ein.

Der Kurfürſt Johann Wilhelm von der Pfalz aus dem Hauſe Neuburg erneuerte den Orden 1709 bey Ueberkommung der Oberpfalz, gab demſelben Statuten und ernannte ſich ſelbſt zu deſſen Großmeiſter. Gegenwärtig iſt er der erſte königl baieriſche Ritterorden.

Die Mitglieder des St. Hubertusorden theilen ſich in wirkliche Kapitularen und in Fremde.

Die Zahl der wirklichen Ordenskapitularen iſt auf zwölf feſtgeſetzt. Sie müſſen Inländer und altadlichen Geſchlechts ſeyn. Sie genießen beſtimmte Einkünfte und aus ihnen beſtehet das Ordenskapitel, welches ſich jährlich am 12. Okt. verſammelt Sie allein haben Stimme im Kapitel, ſie unterſuchen die Eigenſchaften derjenigen, welche ſich als Adſpiranten gemeldet haben, und ſchlagen die würdigſten dem Großmeiſter vor.

Die Kapitularen werden aus den Kommandeuren des Ordens der baieriſchen Krone, wenn ſie ſich dazu eignen, und ſie dieſe Stelle ſechs Jahre bekleidet haben, gewählt, und nur in ihrer Ermangelung kann auf Jüngere Rückſicht genommen werden.

Die Zahl der fremden Ritter iſt unbeſtimmt. Sie haben weder auf eine Stimme im Kapitel noch auf die Einkünfte der Ordensritter Anſpruch.

Nur regierende Fürſten, ihre Agnaten und Verwandte von männlicher Seite, wenn ſie in keinen fremden Dienſtverhältniſſen oder fremder Subjektion ſtehen, können dieſen Orden erhalten, desgleichen nur diejenigen Ausländer, welche bey Auswechſelung fremder Orden mit demſelben, ihn von ihren Souveränen erhalten, oder andere, wel=

welche der Großmeiſter für ganz vorzüglich würdig dazu erkennt.

Der König von Baiern iſt Großmeiſter des Ordens; er wählt die Kapitularen aus den vom Kapitel vorgeſchlagenen Adſpiranten, und ernennt die übrigen Ritter nach freyer Willkühr. Außer an dem zur Verſammlung des Kapitels feſtgeſetzten 12. Oktbr. hat keine Promotion Statt.

Das Ordenszeichen Fig. 7157 iſt ein goldenes, achtſpitziges, rothemaillirtes Kreuz mit goldenen Kugeln auf den Spitzen. In der Mitte iſt ein runder, goldener Schild, und auf demſelben grünemaillirtes Buſchwerk, aus welchem ein Hirſch mit einem rothen Kreuz zwiſchen dem Geweihe halb hervorſiehet: dieſem gegen über kniet der heil. Hubertus mit einer Glorie um das Haupt. In der rothemaillirten Einfaſſung des Schildes ſtehet mit goldenen, altgothiſchen Buchſtaben die Umſchrift: in trau vaſt (in der Treue feſt). Aus jedem Winkel des Kreuzes gehen drey goldene Strahlen hervor.

Die Ritter tragen dieſes Kreuz an einem ponceaufarbenen, gewäſſerten Bande mit grüner Einfaſſung über die linke Achſel nach der rechten Hüfte, und auf der linken Bruſt einen achtſpitzigen mit Strahlen matt geſtickten ſilbernen Stern; auf dem Stern liegt ein ſilbergeſticktes mit Glanzgold durchwirktes Kreuz mit goldener Einfaſſung und goldenen Kugeln auf den Ecken; in der Mitte des Sterns iſt eine runde Fläche von ponceaufarbigen Sammet mit dem oben erwähnten Ordensmotto in goldenen Buchſtaben. Umher iſt ein goldener gewundener Zirkel.

Für feyerliche Gelegenheiten haben die Ritter eine beſondere Ceremonienkleidung im altſpaniſchen Geſchmack, und eine goldene Halskette,

an welcher das Ordenskreuz auf der Bruſt herab hängt.

Die Beamten des Ordens ſind ein Kanzler, ein Vicekanzler, ein Sekretär, ein Schatzmeiſter, ein Herold und ein Garderobenmeiſter. (Kuhn, S. 20.)

103. St. Hubertsorden in Cöln, 1746 von dem Kurfürſten Klemens Auguſt geſtiftet. Ordenszeichen ein Ring an einer Kette. Ein mit Diamanten beſetzter Granat mit der Deviſe: Auſsi clement qu' auguste. Iſt wahrſcheinlich ſchon erloſchen.

J.

104. St. Jacobsorden in Spanien, iſt der älteſte geiſtliche Ritterorden in Spanien, und ſoll ſchon 844 entſtanden ſeyn. Andere leiten ihn mit mehrerer Wahrſcheinlichkeit von König Ferdinand II. her, der ihn 1175 ſtiftete und den Rittern die Pflicht auferlegte, wider die Mauren zu kämpfen, und die nach dem Grabe des heil. Jacobs nach Compoſtell wallfahrtenden Pilgrimme zu beſchützen. Die Ritter mußten übrigens von gutem Adel ſeyn, und das Gelübde der Armuth, des Gehorſams und der ehelichen Keuſchheit ablegen, und ſchworen die unbefleckte Empfängniß zu vertheidigen. Dieſer Orden war einer der reichſten in der Welt, indem er 87 Kommenthureyen hatte, die jährlich 271,710 Ducaten eintrugen, wovon der Unter-Großmeiſter allein 15,000 Piſtolen jährliches Einkommen bezog. Die Ritter hatten die Freyheit bey dem Kapitel ſich mit bedecktem Haupte vor dem Könige zu ſetzen. Es wurden auch Damen in den Orden aufgenommen, welche ſich aber nicht verheirathen durften. Die Zahl der Ritter belief ſich etwa auf 600, und die Könige von Spani-

nien waren jedesmahl Großmeiſter des Ordens. Das Ordenszeichen ein goldenes, wie ein Schwert gearbeitetes, roth emaillirtes Kreuz (Fig. 7158), welches die Ritter an einem rothen Bande auf der Bruſt hangend trugen. Auch auf ihrem weiſſen Mantel war dieſes Kreuz befindlich. Der vormahlige König Joſeph (Bonaparte) hob 1809 den Orden mit den übrigen alten Ritterorden in Spanien auf.

105. **Der St. Jacobsorden in Portugall** (A Ordem de Santiago da espada) iſt gleichen Urſprungs mit dem eben beſchriebenen ſpaniſchen Orden dieſes Nahmens; er wurde im Jahr 1789 in einen Civil-Verdienſtorden verändert, und beſtand aus Großkreuzen, Kommandeuren und Rittern. Da dieſe Form deſſelben den jetzigen Zeitverhältniſſen mehr angemeſſen iſt, als die Geſtalt, welche der Orden in Spanien hatte, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß er auch in Zukunft unter den portugieſiſchen Regenten noch fortdauern werde, welches man dem ſpaniſchen wohl nicht vorher ſagen darf.

106. **Jagdorden**, ſ. im Buchſtaben J, und Orden des goldenen **Adlers** in Würtemberg, oben in dieſem Artikel.

107. **St. Januariusorden in Neapel**, ſ. den eigenen Artikel im Buchſtaben J.

108. **Orden** de la Jarretière, ſ. den Artikel **Hoſenbandorden**, im Buchſtaben H.

109. **Orden Jeſu Chriſti**, oder **Orden des heil. Dominicus**, 1206 gegen die Waldenſer und Albingenſer geſtiftet. Ordenszeichen ein halb weiſſes halb ſchwarzes Kreuz. Nach andern Maria mit dem Kinde. †

110. **Jeſusorden**, ſo hieß ſonſt der **Seraphinenorden** in Schweden.

111. Jeſus-Mariaorden in Rom, von Papſt Paul V. 1615 geſtiftet. Ein weiſſer Mantel mit einem blauen lilienförmigen Kreuze, in der Mitte die goldenen Buchſtaben I. H. S. †

112 **Der weltliche Stifts-Ritterorden des heil. Joachims.**

Dieſer in der Mitte des vorigen Jahrhunderts geſtiftete geſellſchaftliche Ritterorden hat zwar einen großen Theil ſeiner Zwecke, durch Schuld einiger Beamten deſſelben, die das ihnen geſchenkte Zutrauen eigennützig mißbrauchten, nicht erreicht, und iſt dadurch in ſeinem Fortgehen gehindert worden; da ſeine Statuten (wenn man anders die ſtrenge Beybehaltung der angebornen Standesrechte billigen kann) an ſich ſehr löblich ſind, und in ihnen ein ächter, edler Geiſt der alten Ritterſchaft, nach den Verhältniſſen der Zeit abgeändert, herrſcht: ſo verdient er vor allen eine ausführlichere Berückſichtigung, um zu zeigen, zu welchen Zwecken ſich die Edlen der Nation, die durch gemeinſames Wirken die Noth der leidenden Menſchheit zu lindern und Gutes zu ſtiften wünſchen, vereinigen, und wie ſie dieſes ausführen können. Ich rücke hier deshalb einen Auszug aus der, im 72ſten und den folgenden Stücken des neuen hannöveriſchen Magazins 1804 befindlichen hiſtoriſchen Nachricht vom weltlichen Stifts-Ritterorden des heil. Joachims und deſſen Statuten, von Herrn von Wehrs ein, und hoffe damit den Wünſchen der Leſer zu begegnen, beſonders da in den letzteren Jahren in verſchiedenen Zeitſchriften von dieſem Orden ſo oft die Rede geweſen iſt, und er ein allgemeineres Intereſſe erregt zu haben ſcheint. *)

Die

*) Schade nur, daß die edlen Gründer dieſer Verbindung es nöthig gefunden haben, alles mit ſo vielen

Die Quellen, aus denen nachfolgende Nachricht geſchöpft worden (ſagt Herr von Wehrs a. a. O.) ſind folgende:

1) Geſetze und Verfaſſungen des weltlichen Stifts-Ritterordens des heiligen Joachimi. Mit Kupfern und einem Nachtrage. 8. Grünſtadt 1787.

2) Abrégé des ſtatuts et Reglemens de l'Ordre Equeſtre Séculier et Chapitral de St. Joachim. Grunſtadt 1793. avec Fig.

3) Etat préſent de l'Ordre Equeſtre Séculier et Chapitral de St. Joachim. Pour 1791. et 1793.

4) Inſtruction, comment on peut abreger les demarches neceſſaires pour être reçu dans le très-illuſtre Ordre Equeſtre Séculier et Chapitral de St. Joachim. 1800.

5) An accurate hiſtorical Account of all the Ordres of Knighthood at preſent exiſting in Europe. To wich are preſixed a critical Diſſertation upon the ancient and preſent ſtate of thoſe equeſtrian inſtitutions, and a prefatory Diſcourſe on the origin of Knighthood in general, the whole interſperſed whith illuſtrations and explanatory notes by an Officer of the Chancery of the Equeſtrian Secular and Chapteral Ordre of Saint Joachim. Vol. I. II. 8. London 1802.

Der weltliche Stifts-Ritterorden St. Joachims wurde feyerlich am 20. Junius 1755 geſtiftet. Der Stifter waren vierzehn: Unter dieſen beſonders

1) Der Herzog Chriſtian Franz zu Sachſen-Coburg-Saalfeld, der auch das Jahr darauf, am 20. Junius 1756, zum Ordens-Großmeiſter erwählt und inſtallirt wurde.

2) Der Herzog zu Würtemberg-Oels.

3) Fürſt von Piccolomini.

4) Graf von Clary und Aldringen.

5) Freyherr von Eyb ꝛc.

Die Ritter nannten ſich anfänglich **Ritter des Ordens von Jonathan, Vertheidiger der Ehre der göttlichen Vorſehung.**

Der Herzog zu Sachſen-Coburg-Salfeld reſignirte zu Gunſten des Grafen Franz Xavier, regierenden

Förmlichkeiten zu umkleiden, welches indeß der Mehrheit zu gefallen geſchehen iſt, die ſolcher Hülfsmittel bedarf, ſich in den guten Vorſätzen zu ſtärken.

den Grafen zu Montfort, der Würde als Ordens-Großmeiſter, und letzterer wurde in einem am 3ten Auguſt 1773 gehaltenen hochadelichen General-Ordenscapitel einſtimmig wieder zum Ordens-Großmeiſter erwählt.

Nach dem plötzlichen Ableben des zweyten Ordens-Großmeiſters fiel am 4. Nov. 1784 durch einſtimmige Wahl des Generalcapitels dieſe Würde auf den Grafen Georg Carl Ludewig, regierenden Grafen zu Leiningen-Weſterburg.

Am 19ten März 1787 ſtarb auch dieſer, und ſein Sohn Carl Guſtav Reinhard Woldemar, der ſchon am 4ten Nov. 1784 zum Ordens-Coadjutor gewählt worden war, ſuccedirte ihm den 16ten May 1787 im Großmeiſterthum.

Im Jahre 1767 ſchafften der erſte Ordens-Großmeiſter und die Ordens-Repräſentanten den Nahmen: Orden von Jonathan ab, und nannten ſich **Ritter von der göttlichen Vorſehung.**

In der Folge fand eine Reviſion der Conſtitution des Ordens Statt, und im Jahre 1785 nannte ſich der Orden, nach einem Beſchluß des Generalcapitels, wodurch die erſte Stiftungsakte erneuert und rectificirt wurde, nach dem Nahmen des Vaters der Jungfrau Maria, **weltlicher Stifts-Ritterorden des heil. Joachims.**

Dieſer Ritterorden ſetzt ſeinen Ruhm in die Erfüllung der Pflicht, die Lehre von dem Daſeyn des ewigen dreyeinigen Gottes und ſeiner höchſten Vorſehung zu verbreiten, alle Religionsſpöttereyen aber zu verabſcheuen, und niemand, der ſich einer Gotteslästerung ſchuldig gemacht, wird darin aufgenommen, und bey bereits exiſtirendem Falle darin geduldet.

Und da dieſer weltliche Stifts-Ritterorden niemand vom Stande der Ehe zurückhält, ſo übernimmt jeder verheirathete Ordensritter das Gelübde, nach dem Beyſpiele des Heiligen, deſſen Nahmen der Orden trägt, ſich durch Treue und Tugend, als die Grundfeſte der ehelichen Glückſeligkeit hervorzuthun, und Gott und der Welt fromme, tugendhafte und nützliche Söhne u. Töchter zu erziehen.

Jedem Edelmanne und jedem adelichen Frauenzimmer, die ſich zur chriſtlichen Kirche bekennen, iſt die

die Aufnahme in dieſem Orden offen, ohne auf den Unterſchied der Glaubensbekenntniſſe, oder der Nationen zu ſehen; ſo ſollen alle Glieder deſſelben die Religionsduldung und Vertragſamkeit unter ſich, und mit andern, ſich zur vorzüglichſten Pflicht gereichen laſſen.

Jedes Glied dieſes Ordens muß ſich durch den höchſten Grad der Treue gegen ſeinen Souverain hervorthun, und bey jeder Gelegenheit Leben, Blut und Vermögen zur Beſchützung ſeiner geheiligten Perſon mit Freuden aufopfern. Der geringſte Schatten einer Untreue gegen ſeinen Souverän macht jedermann unfähig, in dieſem Ritterorden aufgenommen zu werden, und bey bereits erfolgter Aufnahme, wird ein ſolcher Ungetreuer gegen ſeinen Landesherrn, ſogleich wieder aus dieſem Orden geſtoßen.

Der Stifts-Ritterorden übernimmt die Pflicht, mit Ehren verabſchiedete Officiere, die durch Verwundungen, oder andere Unglücksfälle Dienſt und Brod verloren haben, nach äußerſten Kräften zu unterſtützen.

Die Glieder dieſes Ordens verflichten ſich, Friede, Freundſchaft und Einigkeit ſowohl im Orden, als überhaupt allenthalben, nach ihrem äußerſten Vermögen befördern zu helfen.

Da dieſer weltliche Stifts-Ritterorden auch die Pflicht übernimmt, die Verbeſſerung der Erziehung der Jugend nach allen Kräften befördern zu helfen, ſo wird auf ſeine Koſten ein Erziehungs-Inſtitut für junge Edelleute in der Reſidenz des Großmeiſters errichtet, in welchem die zur Ordensexpectanz eingeſchriebenen Söhne unentgeltlich erzogen werden ſollen, im Fall ihre Aeltern dermaßen verarmt ſind, daß es ihnen an den Mitteln zur ſtandesmäßigen Erziehung derſelben gebricht; doch müſſen ſie hierzu die Erlaubniß ihres Landesherrn beybringen.

Außerdem iſt jedes Ordensglied gleich nach Erreichung des 30ſten Jahrs verpflichtet, einen Bericht einzuſenden, wie die Erziehung der Jugend überhaupt in ſeiner Provinz unter landesfürſtlicher Genehmigung zu verbeſſern ſey. Doch ſind von dieſen Berichten diejenigen Ritter befreyet, die noch in Kriegsdienſten ſtehen.

Die Glieder dieſes Ordens übernehmen das feyerliche Gelübde, jedem Armen, der ſie um ein Almoſen anſpricht, nach ihren Vermögensumſtänden eine milde Gabe mit tröſtender Sanftmuth zu reichen. Der ganze Orden aber wird nach äußerſten Kräften bemüht ſeyn, alle Armen, Wittwen und Waiſen, ohne Rückſicht auf Stand, Vaterland und Religion, zu unterſtützen, und ihr Elend nach Möglichkeit erleichtern zu helfen.

Die den Ordensgliedern beſtimmten Ordenshebungen beſtehen darin:

a) Der Ordens-Großmeiſter empfängt ein jährliches Obedienz Don Gratuit, welches jedesmahl das Doppelte der erſten Großkreuzherrn-Kommändereyen, und alſo im Jahre 1787 jährlich Eintauſend rheiniſche Gulden betrug.

b) Hiernächſt ſind zwar anfänglich nur folgende ſechszehn Kommändereyen, 12 für die männlichen, und 4 für die weiblichen Ordensglieder fundirt, nähmlich:

4 Großkreuzherrn-Kommändereyen, jede jährlich von 500 rheiniſchen Gulden;

4 Großkreuzherrn-Kommändereyen, jede jährlich von 400 rheiniſchen Gulden;

4 Großkreuzherrn-Kommändereyen, jede jährlich von 300 rheiniſchen Gulden;

2 Großkreuzfrauen-Kommändereyen, jede jährlich von 300 rheiniſchen Gulden;

2 Großkreuzfrauen-Kommändereyen, jede jährlich von 200 rheiniſchen Gulden.

Außerdem bekömmt jeder der drey älteſten zur Ordensexpectanz eingeſchriebenen jungen Edelleute ein jährliches Stipendium von 200 rheiniſchen Gulden auf drey hinter einander folgende Jahre zur Beförderung ſeines Studiums, und jedes Jahr das älteſte Expectanz-Fräulein ein für allemahl ein Geſchenk von 500 Gulden als eine Ausſteuer-Beyhülfe, wenn ſelbiges ſich vermählt, oder als wirkliche Conventualin in ein Kloſter tritt. Jedoch iſt hierbey zu einem Grundgeſetz dieſes Ordens feſtgeſetzt, daß alle dieſe Hebungen in Zukunft nach dem Verhältniß der Ordens-Einkünfte am Ertrage verbeſſert und an der Zahl vermehrt werden ſollen.

Die-

Dieſer weltliche Stifts-Ritterorden beſteht außer dem erwählten Großmeiſter

1) aus Großkreuzherren,
2) aus Kommandeure,
3) Rittern und Ehrenrittern,
4) Expectanten,
5) aus Großkreuzfrauen,
6) aus Kleinkreuzträgerinnen,
7) Expectanzfräuleins oder Expectantinnen.

Der Orden iſt auf keine gewiſſe Anzahl von Gliedern eingeſchränkt, ſondern adeliche Geburt und Tugend bahnen jedem Edelmanne den Weg dazu.

Adeliche Söhne können gleich nach der Geburt und ſo weiter bis ins 19te Jahr ihres Alters zur Ordens-Expectanz eingeſchrieben werden.

Sobald ein Expectant aber das 20ſte Jahr erreicht hat, und die übrigen ordensfähigen Eigenſchaften beſitzt, wird er zum Ritter geſchlagen, und erhält das Ordenskreuz.

Prinzen und Söhne von regierenden Herren können gleich nach der Taufe mit den Ordenszeichen eines Ritters, Kommandeurs oder Großkreuzherrn bekleidet werden, doch ohne die Ancienneteät älterer Expectanten und anderer Ordensglieder und die ſich darauf gründende Anwartſchaft zu den Kommändereyen zu unterbrechen.

Blos diejenigen, welche den erblichen Adel beſitzen, können zu Großkreuzherrn, Kommandeurs, Rittern und Expectanten dieſes Ordens aufgenommen werden; und iſt hierbey blos in Anſehung des Ordens-Juſtizraths eine Ausnahme gemacht und nachgegeben worden, daß ein ſolcher, wenn er ein reichsgeſetzmäßig graduirter Rechtsgelehrter iſt, und einen Rathscharakter im Dienſte eines regierenden Herrn bekleidet, zum Ritter aufgenommen werden kann, wenn er auch nicht den erblichen Adel beſitzt, doch ohne je zum Kommandeur oder Großkreuzherrn befördert werden zu können.

Im Militärſtande können nur die zu Rittern geſchlagen und zu Kommandeurs erhoben werden, die den Grad eines wirklichen Oberofficiers bekleiden, und nur Staabsofficiers können das große Kreuz dieſes Ordens erhalten. Im Civilſtande wird kein Adelicher vor Hinterlegung der Schul- und akademiſchen

Jahre zum Ritter inveſtirt; und zu Großkreuzherrn und Kommandeurs können nur diejenigen erhoben werden, welche eigenthümliche Landgüter beſitzen, oder eine Hofcharge, oder einen Rathscharakter erlangt haben.

Unfähig, in dieſen weltlichen Stifts-Ritterorden aufgenommen zu werden, ſind diejenigen, welche ſich

1) der Gottesläſterung, und

2) des Verbrechens der beleidigten Majeſtät und der Felonie gegen ihre Souverains ſchuldig gemacht haben,

3) die in einer Kriegsbegebenheit ſchändlich ausgeriſſen ſind, oder

4) ſonſt gegen Pflicht, Gewiſſen und adeliche Treue gehandelt haben.

Die dem Großmeiſter und den Ordensgliedern zugeeigneten Ordenszeichen beſtehen in einem achtſpitzigen goldenen, in ſeinen Feldern weiß geſchmolzenen Kreuze, in deſſen Mitte auf beyden Seiten eine gleichfalls weiß geſchmolzene, mit einem grün emaillirten Lorbeer umkränzte Zirkelfläche zu ſehen iſt, in welcher auf der Vorderſeite der heil. Joachim in grüner Kleidung mit einer weißen Binde um den Leib, einer umgehängten weißen Hirtentaſche, einem grünen Bund auf dem Kopfe, und einem Hirtenſtab in der linken Hand, ſtehend erſcheint, auf der Hinterſeite aber ein grünes achtſpitziges ausgerundetes Kreuz befindlich iſt. Dieſes Ordenskreuz hängt in einem goldenen Bügel an einem offenen goldenen Helm, und wird an einem dunkelgrün gewäſſerten Bande getragen.

Der Großmeiſter trägt ein handbreites Band von der rechten Schulter nach der linken Hüfte über den Rock, woran ein drittehalb Zoll langes Ordenskreuz auf der Schleife befeſtigt iſt. Ueberdem führt er auf der linken Bruſt einen achtſpitzigen geſtickten goldenen Stern, deſſen vier Mittelſpitzen länger als die Eckſpitzen ſind, worauf ein 3 Zoll langes achteckiges ſilbernes Kreuz ruhet, in deſſen Mitte das grüne achtſpitzige ausgerundete Kreuz befindlich iſt. *)

Die

*) Laut eines Generalkapitels-Beſchluſſes vom 20ſten Junius 1802 iſt verordnet und feſtgeſetzt, daß der Großmeiſter und die Ordenskommenthuren an der lin-

Die weltlichen Großkreuzherrn tragen eben daſſelbige Ordenskreuz an eben dem breiten Bande über dem Rocke, und führen auf der linken Bruſt das vorhin beſchriebene ſilberne geſtickte Kreuz, doch ohne dem goldenen Stern.

Die Großkreuzherrn aber, welche Geiſtliche ſind, tragen zwar auch die oben bemerkten Ordenszeichen, allein das Ordenskreuz an dem breiten Bande um den Hals.

Das Ordenskreuz und das geſtickte ſilberne Bruſtkreuz der Kommandeurs ſind nur 2 Zoll lang, und erſteres wird an einem 3 Finger breiten Bande um den Hals getragen.

Die Ritter und Ehrenritter tragen das Ordenskreuz, das, ſo wie das Band denen der Kommandeurs ganz gleich ſind, an dem Halſe, nur führen ſie kein ſilbernes geſticktes Kreuz auf dem Rocke, wie jene. Auſſer Ordensſeſſionen iſt es allen Großkreuzherrn, Kommandeurs und Rittern nachgegeben, das Ritterkreuz an einem 2 Finger breiten Ordensbande im Knopfloche des Rocks zu tragen.

Die Expectanten tragen ein durch das Knopfloch des Rocks gezogenes 2 Finger breites Ordensband, ſo in einer Schleife, worauf die Worte: Creſcam ut proſim! in Silber geſtickt ſind, geknüpft iſt.

Alle Ordensglieder ſind verpflichtet, die Ordenszeichen entweder auf die förmliche oder diſpenſirte Art beſtändig zu tragen, widrigenfalls ſie das erſtemahl in Einen, und das zweytemahl in Zwey Dukaten Strafe ad pios uſus des Ordens verfallen. Bey öfterer Erſcheinung ohne die Ordenszeichen wird

ken Seite des Oberkleides auf der Bruſt hinfüro einen achtſpitzigen geſtickten ſilbernen Stern, in deſſen Mittelſchilde das grüne achtſpitzige ausgerundete Kreuz, mit einem Lorbeerkranze umgeben, befindlich iſt, tragen ſollen. Umher ſteht auf einer grün ſammetnen erhabenen Einfaſſung mit goldenen Buchſtaben der Ordens-Wahlſpruch: Deo, Principi, Legi. Unter demſelben iſt das Jahr der Ordensſtiftung 1755 in Gold geſtickt zu leſen.

Die Kommenthuren führen auf der linken Bruſt ein 3 Zoll langes achteckiges Kreuz, deſſen Mitte mit dem grünen achtſpitzigen Kreuze geziert iſt.

es der Behörde angezeigt, und ein ſolches Glied des Ordens entſetzt. *)

Ein jedes Mitglied dieſes Ordens iſt verbunden, die Ordenszeichen ſeinem Wappenſiegel beyfügen zu laſſen. **)

Um auch edle Handlungen, Tugend und Verdienſte jeden Standes zu ehren, ſo hat dieſer Stifts-Ritterorden eine beſondere Klaſſe unter der Benennung von Ehrenmitgliedern errichtet, worinn verdiente und gelehrte Perſonen bürgerlichen Standes aufgenommen werden können, jedoch ohne daß ſelbige auf den Rang eines Ritters, Ehrenritters, Kommandeurs oder Großkreuzherrn, noch auf Kommändereyen je einen Anſpruch zu machen haben.

Dieſe Ehrenmitglieder tragen an einem 2 Finger breiten Ordensbande im Knopfloche der Weſte ein anderthalb Zoll langes, dem ritterlichen Ordenskreuz, doch ohne den Helm und ohne einen Lorbeerkranz

*) In allen Staaten, wo Ritter des St. Joachimsordens ſind, iſt immer das Tragen der Decorationen dieſes weltlichen Stifts-Ritterordens von jeher geſtattet, und den Unterthanen der Eintritt in ſelbigen ſtets erlaubt worden. In Anſehung der Kaiſerl. Königl. Erbſtaaten erhellet ſolches klar aus einer hofkriegsräthlichen Reſolution vom 23ſten Junius 1790; in Anſehung der Königl. preuß. Staaten, aus einer Cabinets-Reſolution vom 24ſten April 1791, imgl. aus einem Cabinets-Schreiben vom 18ten Jun. 1801, und in Anſehung Englands aus einer Königl. Conceſſion und Declaration unter königl. Siegel und Unterſchrift vom 15ten Jul. 1802 u. ſ. w. Man ſehe hierüber unter andern: Beylage zum Hamburgiſchen unpartheiiſchen Correſpondenten Nr. 133. vom 20ſten Auguſt 1790. Berliniſche Nachrichten Nro. 60. vom 19ten May 1791. Beylage zum Hamburgiſchen unpartheiiſchen Coreſpondenten Nro. 86. vom 31ſten Mai 1791. Königl. preuß. weſtphäliſche Provinzialzeitung Nro. 130. vom 15ten Auguſt 1801. Journal de Francfort Nro. 221. du 9. Aout 1801. Den Hamb. unpartheiiſchen Correſpondenten Nr. 103. vom 15ten Auguſt 1801. London Gazette Nro. 15479. July 13 — 17. 1802. Nürnbergiſche K. K. Oberpoſtamtszeitung Nro. 98. vom 16ten Auguſt 1802. unter der Rubrik: London. Hamb. unp. Correſpondent Nro. 119. vom 27ſten Jul. 1802, unter der Rubrik: Schreiben aus London vom 20. Julius.

**) Die Beſchreibung der Ordensuniform für die verſchiedenen Klaſſen des Ordens übergehe ich hier.

kranz um die Zirkelfläche, indem die beyden Mittelſchilde anſtatt des Kranzes mit einer grünen Einfaſſung umgeben ſind, auf deren einen Seite die Aufſchrift Nobili, und auf der andern Seite Cordi ſteht. *)

Der erwählte Ordens-Großmeiſter bekleidet dieſe Würde auf Zeitlebens.

Ohne deſſen Genehmigung kann niemand in dieſem Ritterorden aufgenommen werden.

Er hat das Recht, alle geiſtliche Ober- und Unterbeamten des Ordens zu ernennen.

Ihm ſteht das Präſidium im Hauptkapitel und im ordinairen Kapitel zu; er hat in jedem zwey Stimmen, und bey einer Gleichheit der übrigen Stimmen ein Votum deciſivum.

Alle Ordensdiplome und Beſtallungen, alle Geſetze und Verordnungen des Ordens werden im Nahmen des Ordens-Großmeiſters ausgefertigt, und durch ſeine eigenhändige Unterſchrift gültig gemacht. Er hat das Recht, einen Ritter oder Kommandeur zum Großkreuzherrn zu erheben, wenn ſelbiger ein geiſtliches Ordens-Oberamt erhält, jedoch unter gewiſſen beſtimmten Einſchränkungen, und er beſitzt ferner das Recht, würdige Perſonen zu Ehrenmitgliedern des Ordens zu ernennen.

Die innere Verfaſſung des Ordens theilt ſich in

a) geiſtliche Ober- und Unterbeamten,
b) weltliche Ober- und Unterbeamten,
c) Ordens-Inſtanzen,
d) Ordens-Departements.

*) In einem der neuern Stücke der Zeitung für die elegante Welt ſind mehrere Gelehrte, wie ſchon oben bemerkt worden, nahmentlich angeführt, die zu Ehrenmitgliedern des St. Joachimsordens aufgenommen ſind, und das den Ehrenmitgliedern beſtimmte Ehrenzeichen erhalten haben. Die zuletzt ernannten Ehrenmitglieder waren: der verdienſtvolle Doctor der Rechte und Kaiſerl. Königl. Hofagent Hr. Franz Joſeph Jekel in Wien, der als Schriftſteller und Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt rühmlich bekannte Hr. Hofrath Spacier in Leipzig, und der Hr. Doctor der Philoſophie und Aſſeſſor Karl Reinhard in Göttingen.

Die geiſtlichen Oberbeamten ſind:

1) Drey Ordensprälaten, von denen einer ein Biſchof von der katholiſchen Kirche, die beyden andern aber Biſchöfe von dem proteſtantiſchen Glaubensbekenntniß, oder ſolche Geiſtliche, welche in dieſer Kirche einen Rang der biſchöflichen Würde gleich bekleiden, ſeyn müſſen. Dieſe 3 Prälaten müſſen, im Fall ſie es nicht bereits ſind, zuvor zu Großkreuzherrn dieſes Ordens inveſtirt werden, und Geiſtliche von vorzüglichen Verdienſten und von toleranten Geſinnungen ſeyn.

2) Drey Pröbſte, welche gleichfalls Großkreuzherrn dieſes Ordens ſeyn müſſen.

3) Drey Oberalmoſinaren, welche wenigſtens Kommandeurs des Ordens ſeyn müſſen.

4) Drey Dechanten, die wenigſtens Ritter dieſes Ordens, und von denen immer zwey proteſtantiſche Geiſtliche, einer aber ein katholiſcher Geiſtlicher ſeyn müſſen.

Die geiſtlichen Unterbeamten ſind:

a) Drey Unteralmoſinaren und

b) Drey Kapläne, von denen allemahl einer ein katholiſcher, und die beyden andern proteſtantiſche Geiſtliche, auch ſämmtlich wenigſtens Ehrenmitglieder dieſes Ordens ſeyn müſſen.

Die geiſtlichen Oberbeamten haben Sitz und Stimme im Hauptkapitel des Ordens.

Die weltlichen Oberbeamte ſind:

1) Ein Kanzler, der allemahl Großkreuzherr ſeyn, und ſich am Hoflager des Großmeiſters, oder wenigſtens nicht weit davon entfernt, befinden muß. Er führt das Directorium im Hauptkapitel und im ordinairen Kapitel, hat in jedem eine Stimme, contraſignirt alle vom Großmeiſter unterſchriebene Ordensakten, hat die Ordenſiegel und das Ordensarchiv in Verwahrung, unterſucht genau die Legitimation der Ordenskandidaten u. ſ. w.

2) Der Vicekanzler, muß gleichfalls Großkreuzherr ſeyn, und hat auch Sitz und Stimme im Haupt- und ordinairen Kapitel.

3) Der Schatzmeiſter, der ebenmäßig Großkreuzherr ſeyn muß, und Sitz und Stimme in beyden Kapiteln hat.

4) Der Ceremonienmeiſter muß wenigſtens Kommandeur dieſes Ordens ſeyn, und hat Sitz und Stimme im Hauptkapitel und im ordinairen Kapitel.

5) Ein jeder der vier Präfekten der vier beſondern Correſpondenz-Departements des Ordens muß wenigſtens Kommandeur des Ordens ſeyn, und genießt Sitz und Stimme im Hauptkapitel.

6) Der Directorialrath muß wenigſtens Ritter dieſes Ordens ſeyn, und hat im Hauptkapitel und im ordinairen Kapitel Sitz und Stimme. Er iſt dem Kanzler zur Erleichterung ſeiner Geſchäfte zugegeben, und hat daher alle ihm von demſelben zu ertheilende Aufträge zu befolgen.

7) Der Schatzrath muß wenigſtens Ritter dieſes Ordens ſeyn, und hat Sitz und Stimme im Hauptkapitel und im ordinairen Kapitel.

8) Der Juſtizrath iſt ein Ritter dieſes Ordens, und hat im Hauptkapitel und im ordinairen Kapitel Sitz und Sttmme. Er ſorgt für die Erhaltung der Ordnung im ganzen Orden, und richtet auf die Handlungen der Ordensglieder und auf die Erfüllung ihrer Ordenspflichten ein aufmerkſames Auge. Uebrigens iſt er im ordinairen Kapitel Referendarius in civilibus.

Unter den weltlichen Unterbeamten iſt

1) der Zahlmeiſter ein Ritter dieſes Ordens,

2) der Secretär iſt gleichfalls ein Ritter dieſes Ordens, verſieht zugleich die Stelle eines Archivarius, und führt im Hauptkapitel und im ordinairen Kapitel das Protokoll.

3) Der Herold muß wenigſtens ein Ehrenmitglied des Ordens ſeyn, ſorgt unter dem Ceremonienmeiſter für das Ceremoniel, hat dahin zu ſehen, daß die Wappen der Ordensmitglieder am gehörigen Orte aufgehängt werden, hat auch über die Probeführung der Candidaten ſein Bedenken zu eröffnen, und hält ſich während der Sitzung des Hauptkapitels im Vorzimmer auf.

Von den Ordensbedienten iſt

1) der Actuarius, der ein kaiſerlicher geſchworner, im Orden inmatriculirter, und von einer Landesregierung oder von einer Univerſität examinirter Notarius ſeyn muß, dem Ordens-Juſtizrath untergeben, und muß deſſelbeu Befehle in Ordensgeſchäf-

ten gehörig befolgen, auch dem Secretär bey überhäuften Geſchäften hülfreiche Hand bieteen. In Ordensangelegenheiten darf er ohne Vorwiſſen und ausdrückliche ſchriftliche Erlaubniß des Ordenskanzlers keine Notariatgeſchäfte ausüben.

2) Die Kanzeliſten erfüllen die ihnen gemachten Aufträge mit größter Verſchwiegenheit, und

3) der Garderobber ſorgt für die Ordnung und Richtigkeit der Garderobbe u. ſ. w.

Die Commiſſionsräthe u. Commiſſionsſecretairs des Ordens ſollen wenigſtens Ehrenmitglieder ſeyn, und müſſen die ihnen aufgetragenen Ordensgeſchäfte getreu beſorgen.

Die Pflichten und Geſchäfte ſowohl der geiſtlichen als weltlichen Ordens-Ober- und Unterbeamten die immerwährenden Ordensinſtanzen, die Geſchäfte des Haupt- und ordinären Kapitels, der Schatzcommiſſion, der vier Correſpondenzdepartements oder Präfekturen, die Wahl des Großmeiſters, eines Coadjutors und Großpriors hier noch umſtändlich zu berühren, auch von der interimiſtiſchen Verwaltung des Großmeiſterthums, während deſſelben Erledigung, noch etwas anzuführen, würde zu weitläuftig für dieſe Blätter werden. Aus eben dieſem Grunde wird hier auch nichts weiter von dem Ordensfond, von den Einkünften des Ordens, von den Präbenden, Beſoldungen, den ökonomiſchen Grundſätzen des Ordens, den Formalitäten bey den Ordensausfertigungen, und von den eingeführten Sprachen, von den Ordensſtrafen, dem Verfahren gegen Ordensglieder in Ordensangelegenheiten, von einigen allgemeinen Verordnungen, von dem Ordensgelübde des Großmeiſters, dem Ordenseide eines geiſtlichen und weltlichen Oberbeamten, eines Deputirten einer ritterlichen Rangordnung, dem beſondern Eide des Schatzmeiſters, des Schatzraths und des Zahlmeiſters beygebracht, als wovon die im Anfange dieſes Aufſatzes angeführten „Geſetze und Verfaſſungen des weltlichen Stifts- Ritterordens des heiligen Joachimi“ von Seite 43 bis 146 in beſondern Abſchnitten umſtändlich handeln.

Ueber die Aufnahme und Inveſtirung der Ordensglieder indeſſen mache ich hier noch folgendes bemerklich.

Wer

Wer in dieſen Ritterorden aufgenommen, oder als Expectant eingeſchrieben zu werden verlangt, muß aus den Großkreuzherrn, Kommandeurs oder Rittern ſich einen Präſentanten wählen, der ihn dem Großmeiſter vorſtelle.

Dieſer Präſentant unterſchreibt das Geſuch mit, worin der Candidat dem Großmeiſter um die Erlaubniß bittet, Probe zu machen, und worin er zugleich ſeinen Geburtsort und Aufenthalt anzeigt.

Der Großmeiſter ertheilt hierauf im ordinären Kapitel dem Candidaten die erbettene Erlaubniß, mit dem Auftrage, die Beweiſe ſeines Adels der ihm näheſten Ordenspräfektur vorzutragen.

Letzterer ſendet alsdann dieſe Beweiſe nebſt einem gewiſſenhaften Berichte und Gutachten dem ordinairen Kapitel zu. Hierauf wird hierüber durch den Kanzler die Relation des Ceremonienmeiſters und des Herolds eingeholt, und nach ſeinem eigenen Gutachten dem ordinären Kapitel übergeben. Im ordinairen Kapitel wird alsdann nach genauer Unterſuchung aller Berichte die Aufnahme nach Mehrheit der Stimmen entweder bewilligt oder verworfen.

Ein jeder Candidat hat ſeinen Stammbaum bis in den zweyten Grad mit Vor- und Geſchlechtsnahmen aufgeführt, und mit allen Geſchlechtswappen, nach der Heraldik gemalt, einzugeben; doch darf der Adel nur von väterlicher Seite bewieſen werden, indem in Anſehung von der mütterlichen Seite nichts von der Aufnahme ausſchließt, als wenn Mutter und Kind levis notae macula laboriren. Dieſer Stammbaum und die darin vorkommende Filiation, ſo von einer Generation zur andern durch eine kurze Ausführung darzuthun iſt, imgleichen der eigene Charakter des Candidaten, werden von drey angeſeſſenen, oder in öffentlichen Aemtern ſtehenden Edelleuten sub fide nobili beſcheinigt, und mit ihren Pettſchaften bekräftigt. Dieſe drey Atteſtirende aber müſſen von ihrer Obrigkeit, oder von dem Repräſentanten des ritterſchaftlichen Corps, zu dem ſie gehören, mit Ausſchluß eines Notarii, dahin legaliſirt werden, daß ihrem Zeugniſſe ſowohl gerichtlich, als außergerichtlich Glauben beyzumeſſen ſey.

Im Fall ein Candidat oder ſeine Aeltern den erblichen Adel erſt neuerlich erworben haben, ſo iſt das Adelsdiplom entweder in origine oder in einer Abſchrift beyzubringen, die von einem Dicaſterio, einem Domſtifte, oder einem ritterſchaftlichen Corps vidimirt iſt, auch muß auf die vorhin beſtimmte Art die richtige Filiation und eheliche Abſtammung bewieſen werden. *)

Aeltern oder Vormünder, die ihre Kinder oder Pupillen zur Expectanz einſchreiben laſſen wollen, unterzeichnen das Geſuch an den Großmeiſter, und legen den Taufſchein des Expectanten bey, welcher aber ab ordinario loci dahin legaliſirt ſeyn muß, daß ſolchem ſowohl gerichtlich als außergerichtlich aller Glauben beyzumeſſen ſey.

Diejenigen, welche zu Ehrenmitgliedern aufgenommen werden ſollen, müſſen ihren Taufſchein in eben der vorgedachten forma probant- beybringen, und überdem durch ein von drey Rittern dieſes Ordens unterzeichnetes und beſiegeltes Atteſtat beweiſen, daß ihre eheliche und unbefleckte Geburt keinem Zweifel unterworfen, auch wieder ihre untadelhaften Sitten und guten Ruf nichts einzuwenden ſey.

Alle dieſe Beweiſe geben indeſſen keinesweges jedermann ein unſtreitiges Recht zur Aufnahme in den Orden, vielmehr behält ſich ſelbiger die Auswahl unter den Candidaten ſchlechterdings vor, ſo daß die Aufnahme daher lediglich von dem freyen Willen des Großmeiſters und des ordinären Kapitels abhängt.

Bey

*) Unterm 4ten November 1803 iſt von Ordens wegen beſchloſſen und feſtgeſetzt, daß ein jeder Aſpirant, welcher in eine der ritterlichen Klaſſen des St. Joachimsordens treten will, ſeine eheliche Abſtammung von acht ritterbürtigen Ahnen, nähmlich von vier väterlichen und vier mütterlichen Urgroßältern adelichen Standes beweiſen muß, und die Aufnahme eines Edelmannes zum Ehrenritter nur blos per unanimia capituli erkannt werden könne. Vid. Inſtruction comment on peut abréger les démarches néceſſaires pour être reçû dans le très illuſtre Ordre Equeſtre Seculier et Chapitral de St. Joachim. Weſterburg 1803. Nr. 6. et 13.

Bey der Aufnahme wird dem Kandidaten die Frage vorgelegt: „Ob es ſein freyer und ernſter „Wille ſey, in dieſen weltlichen Stifts-Ritteror„den St. Joachimi zu treten, und Theil an der Er„füllung der zur Ehre Gottes, und zum Beſten des „menſchlichen Geſchlechts gereichenden Endzwecken „zu nehmen?“ — Wenn er dieſe mit ja beantwortet hat: ſo bringen die beyden vornehmſten Hauptkapitularen, der Geiſtliche die heilige Schrift, und legt ſie dem Großmeiſter auf den Schooß, der Weltliche aber das Ordensgeſetzbuch, und übergiebt es dem Kanzler. Der Candidat aber läßt ſich am Fuße des großmeiſterlichen Stuhls auf beyde Kniee nieder, legt 3 Finger auf das aufgeſchlagene Evangelium St. Johannis: Im Anfang war das Wort ꝛc und ſpricht folgenden, ihm vom Kanzler vorgeſagten Ordenseid deutlich nach, wobey alle weltliche Ordensglieder die Hüte aufſetzen, den Degen ziehen, und bis nach vollbrachtem Ritterſchlage in dieſer Stellung bleiben.

„Ich N. N. ſchwöre hiermit zu Gott und ſeinem „heiligen Wort, einen leiblichen Eid, daß ich „gelobe, mich durchgehends den Statuten des „weltlichen Stifts-Ritterordens des heiligen Joa„chimi, in dem ich eben als Ritter aufgenommen „worden bin, zu unterwerfen, und ſolche genau „zu erfüllen. Inſonderheit verbinde ich mich ganz „frey und ungezwungen, auch mit gutem Vorbe„dachte zu den Neun Hauptpflichten und Gelüb„den dieſes Ordens: nähmlich:“

„1) Die Ehre Gottes und deſſen allgütiger Vorſe„hung allenthalben zu befördern, Unglauben und „Religionsſpöttereyen aber zu verabſcheuen;“

„2) und vornähmlich dem Souverain, deſſen Die„ner, Vaſall oder Unterthan ich bin, unverbrüch„lichſt treu, gehorſam und ergeben zu ſeyn, die „beſtehende Staatsverfaſſung meines Vaterlandes „oder des Staats, worin ich wohne, nach mei„nem äuſſerſten Vermögen aufrecht zu erhalten, „und mich niemahls in einen Bund oder Ver„ſchwörung gegen meinen Landesherrn oder Re„genten, weder mittelbarer noch unmittelbarer „Weiſe einzulaſſen, ſondern vielmehr bey jeder „Gelegenheit allen Verſuchen, die öffentliche Ru„he zu untergraben, und die beſtehende Staats-

ver-

„verfaſſung umzuwälzen, nach allen meinen Kräf-
„ten entgegen zu arbeiten, und mein Leben, Blut
„und Vermögen zur Beſchützung der durch die
„Geſetze geheiligten Perſon des Regenten, und
„zur Aufrechthaltung der beſtehenden Staatsver-
„faſſung mit Freuden aufzuopfern.“

„3) Religionsduldung und Vertragſamkeit nicht nur
„gegen meine Ordensgenoſſen, die einer andern
„chriſtlichen Glaubenslehre zugethan ſind, ſon-
„dern auch gegen jedermann mir empfohlen ſeyn
„zu laſſen, und dieſe Toleranz und Schonung,
„imgleichen

„4) Frieden, Freundſchaft und Einigkeit, ſo wie
„auch Tugend, Rechtſchaffenheit und Sittlichkeit
„in und außer dem Orden, und überhaupt allge-
„meine Glückſeligkeit nach Möglichkeit zu be-
„fördern.“

„5) Alle durch Verwundungen zu fernern Kriegs-
„dienſten untüchtig gewordene Mitglieder dieſes
„Ordens vom Militärſtande, ſo wie auch andere
„Officiere, welche durch unverdiente Unglücksfälle
„Dienſt und Unterhalt verloren haben, vorzüg-
„lich aber

„6) alle meine Mitbrüder und Schweſtern dieſes
„Ordens bey Widerwärtigkeiten des menſchlichen
„Lebens ſo viel möglich, auch unaufgefordert, zu
„unterſtützen;“

„7) mich, wenn ich verheirathet bin, durch uner-
„ſchütterliche Treue und Tugend, als die Grund-
„veſte der häuslichen Glückſeligkeit hervorzuthun,
„und, wofern meine Ehe mit Kindern geſegnet
„iſt, in ſolchen zur Ehre Gottes und zur Beför-
„derung des Staatswohls fromme und nützliche
„Glieder der bürgerlichen Geſellſchaft zu bilden,
„auch überhaupt,“

„8) ich mag verehelicht ſeyn und Kinder haben oder
„nicht, die Erziehung der Jugend, hauptſächlich
„des jungen Adels, nach Möglichkeit zweckmäßig
„verbeſſern zu helfen; endlich“

„9) Mildthätigkeit gegen Hausarme und Nothlei-
„dende, ohne Unterſchied des Standes und der
„Religion, insbeſondere gegen Wittwen und Wai-
„ſen thätig und mit tröſtender Sanftmuth aus zu-
„üben, und auch überhaupt die allgemeinen
Men-

„Menſchen- u. Chriſtenpflichten auf alle Art auf-
„richtig, redlich und wahrhaftig zu erfüllen.

„Uebrigens verſpreche ich, die Aufnahme des
„Ordens und das Beſte der Ordenszwecke nach
„allen meinen Kräften zu befördern und zu be-
„wahren, und die nach meinem Ordensrange mir
„zukommende Ordenszeichen niemahls abzulegen."

„Alles getreulich und ohne Gefährde; So wahr
„mir Gott helfe und ſein heiliges Wort."

Nach geleiſtetem Eide erhebt ſich der Großmeiſter von ſeinem Stuhl, nnd der Candidat empfängt kniend von ihm den gewöhnlichen Ritterſchlag mit dem Ordensſchwerdte, worauf ihn der Großmeiſter mit den Worten aufſtehen läßt: „Ein Ritter iſt ein freyer
„Mann und kein Knecht, deswegen er ſich blos vor
„den Geſetzen beugen, ſonſt aber ein Herr über ſich
„ſelbſt und ſeine Leidenſchaften ſeyn muß."

Bey Umgürtung des Degens ſagt der Großmeiſter zu ihm: „Wehr und Waffen werden dem Ritter
„gegeben, für Gott und die Religion zu kämpfen,
„die Perſon ſeines Souverains mit Aufopferung von
„Leib, Leben, Gut und Blut zu vertheidigen, die
„Ehre dieſes Ordens zu beſchirmen, und in Noth-
„fällen ſeine Ordensbrüder und Schweſtern und ſich
„ſelbſt zu beſchützen, darum iſt dieſes die edelſte und
„würdigſte Zierde, mit der ein Ritter ſich ſchmü-
„cken ſoll."

Bey Anlegung der Sporen, *) ſo die beyden jüngſten Ritter verrichten, ſagt der Großmeiſter:
„Ein Ritter ſoll in ſich ſelbſt Beruf fühlen, und kei-
„ner Ermunterung bedürfen, daß er der Armen,
„Wittwen und Waiſen ſich annehme, und im Ver-
„borgenen im Wohlthun ſich übe."

Bey Ueberreichung der Handſchuhe ſpricht der Großmeiſter: „So rein und weiß, wie ſie, muß
„das Gewiſſen eines unbeſcholtenen Ritters, und
„jede ſeiner Handlungen ſeyn."

In-

*) Die Sporen nebſt der Ordensuniform werden nur dem Kandidaten angelegt, der Kraft ſeines Standes in der Welt ſie tragen kann. So ſind z. B. alle diejenigen Ordensglieder hievon ausgenommen, die einen geiſtlichen Stand bekleiden, und denen, die noch in Kriegsdienſten ſtehen, iſt ſelbſt bei Hauptkapitelstagen nicht erlaubt, in einer andern, als ihrer gewöhnlichen Regimentsuniform, zu erſcheinen.

Indem der Großmeiſter dem neuen Ritter das ihm vom Schatzmeiſter überreichte Ordenskreuz umhängt, ſagt er zu ihm: „Dies Kreuz empfangt ein „Joachimsritter, zum Zeichen des Bundes und der „Freundſchaft, welche ſeine Ordensbrüder mit ihm „errichten; empfangen Sie es verdienſtvoll, und tragen es bis an den Tod würdiglich, zu Gottes, des „Ordens, und ihrer eigenen Ehre.“

Bey Aufſetzung des Huts bedient der Großmeiſter ſich folgender Worte: „Eintracht und Verſtändniß ſind die ſicherſten Beförderer der allgemeinen „Glückſeligkeit, die Grundveſte der Duldung und das „einzige Mittel zur Erreichung unſers Ordensend„zwecks.“ Endlich ertheilt der Großmeiſter dem neuen Ritter den Friedenskuß.

Nach Anſtimmung des Te Deum laudamus etc. unter Trompeten- und Pauckenſchall, umarmt der neue Ritter den Ceremonienmeiſter, die Oberbeamten und alle anweſende Ordensglieder nach ihrem Ordensrange.

Beym Rückzuge nach dem Speiſeſaal geht der Ceremonienmeiſter mit dem Schwerdte vor dem Großmeiſter her, der neue Ritter folgt demſelben, und nach den ſämmtlichen anweſenden Ordensgliedern beſchließen der Kanzler und der Schatzmeiſter den ganzen Zug. Der neue Ritter genießt übrigens am Inveſtirungstage den Rang gleich nach dem Großmeiſter.

Es hängt von der Willkühr des Großmeiſters ab, nach den Umſtänden des Orts und der Religion, die Inveſtirung in der Ordenskapelle vorzunehmen, in welchem Falle dann der Ceremonienmeiſter das Gehörige zu beobachten hat, damit die Grundſätze des Ordens in Betrachtung der Religionsduldung genau erfüllt werden.

Bey zu weiter Entfernung des aufzunehmenden Ritters, überträgt der Großmeiſter die Inveſtirung einem Hauptkapitularen, oder dem vornehmſten Gliede des Ordens in der Gegend, da ſie dann mit möglichſter Feyerlichkeit verrichtet wird.

Die Aufnahme eines Ehrenmitglieds geſchieht im Cabinet des Großmeiſters in Gegenwart des Kanzlers, Schatzmeiſters, Ceremonienmeiſters und einiger Ritter. Nachdem der Candidat kniend den Eid abgelegt hat, empfängt er vom Großmeiſter das Ehrenzeichen, doch ohne Ritterſchlag.

Je-

Jedes Ordensglied muß den Ordenseid, wenn es ſelbigen auch mündlich geleiſtet hat, doch überdem noch ſchriftlich unter ſeiner eigenen Hand und Siegel ausſtellen, und ihn dem Kanzler zur Aufbewahrung im Archiv einhändigen.

In dem Etat préſent de l'ordre équeſtre ſeculier et chapitral de St. Joachim, pour 1791. S. 55 bis 61. ſieht ein Verzeichniß der in dieſem Orden aufgeſchwornen fürſtlichen, gräflichen, freyherrlichen und adelichen Geſchlechter, vom 20ſten Junius 1755 bis 20ſten Junius 1801., und beläuft ſich nach ſelbigem die Anzahl der in dieſem Zeitraume aufgenommenen St. Joachimsritter auf 168, worunter 2 Herzöge, 4 Fürſten und mehrere regierende Grafen befindlich ſind. Jetzt iſt die Anzahl der Ritter bey weitem größer.

Große und erhabene Eigenſchaften überhaupt, und vorzüglich Tapferkeit im Militärſtande, ehrt der Orden durch eine unentgeldliche Aufnahme. Eine dergleichen freye Aufnahme aber kann blos per vota unanimia des Hauptkapitels beſchloſſen werden, und alsdann erſt wird das Diplom und die Ordenszeichen dem aufzunehmenden Mitgliede unentgeldlich überſandt, und ihm die Anwartſchaft auf die Kommändereyen ertheilt.

Die jährlichen Ordens-Hauptfeſte fallen auf den 20ſten Junius, als den Gedächtnißtag der Stiftung dieſes Ordens, und auf den 4ten November. An dieſen Tagen wird jedesmahl Hauptkapitel gehalten. Die feyerlichen Titularfeſte dieſes Ordens ſind der 20ſte März, als das Nahmensfeſt des heiligen Joachimi, und 26ſte Julius, als das Nahmensfeſt der heiligen Anna. Es wird zwar an dieſen Tagen nie Hauptkapitel gehalten, doch können an ſelbigen admittirte Ordenskandidaten inveſtirt werden.

Am 24ſten April und am 8ten September ſollen das ordinaire Kapitel, und eine jede Präfektur jedesmahl ihre jährliche Hauptſitzung halten, ſo wie es die Geſetze mit ſich bringen.

Beym Abſterben eines Großmeiſters wird von allen Ordensgliedern drey Monate die Ordenstrauer getragen.

Alle Ritter dieſes Ordens werden reſp. in der Ordensuniform begraben, die Ordenszeichen aber

nebſt

nebſt reſp. Degen und Hut auf den Sarg gelegt. Alle Ordensglieder, die nicht über 3 Meilen vom Wohnſitze des Verſtorbenen entfernt ſind, müſſen dem Leichenzuge beywohnen.

Es ſoll, nach dem auf den 20ſten Junius fallenden Ordensſtiftungstag, während drey auf einander folgenden Tagen, wenn ſelbige Werkeltage ſind, zum Andenken aller verſtorbenen Glieder dieſes Ordens, die Ordenstrauer angelegt, und an jedem Tage, zufolge des Gebrauchs der proteſtantiſchen und katholiſchen Kirchen, reſp. eine Gedächtnißrede und ein feyerlicher Seelengottesdienſt gehalten, auch Allmoſen unter die Armen vertheilt werden.

Bey der Aufnahme in den Orden wird über das empfangene Ordenskreuz ein Revers gegeben, vermöge deſſen die Erben verpflichtet werden, das Kreuz, oder deſſen Werth, im Fall es verloren iſt, nebſt einer ſchriftlichen Anzeige vom erfolgten Tode, höchſtens nach 6 Monaten zurück zu ſenden. Hat aber der Verſtorbene ſein Leben im Kriege geendigt, und das Kreuz iſt dabey abhanden gekommen, ſo ſind die Erben zu keinem Erſatz verpflichtet.

Es hängt von dem Gutfinden des jedesmahligen Großmeiſters ab, in ſeiner Reſidenz die Anlegung beſonderer Ordenskapellen, nach dem Unterſchiede des chriſtlichen Glaubensbekenntniſſes der Ordensglieder zu verordnen, in denen der Gottesdienſt nach den Gebräuchen jeder Kirche gefeyert werden muß.

In dieſen Kapellen wird das nach heraldiſchen Regeln gemahlte Wappenſchild jedes verſtorbenen Ordensgliedes aufgehängt.

Bey der Beſetzung der geiſtlichen und weltlichen Aemter dieſes Ordens iſt es eine weſentliche Abſicht des Ordens, auch von dieſer Seite einem verarmten Edelmanne eine Ausſicht zur Verſorgung zu eröffnen, und iſt daher zu einem immerwährenden unveränderlichen Ordensgeſetz verordnet: daß bey Beſetzung aller Ordensämter auf unbemittelte und ganz arme Edelleute, wenn ſie die dazu erforderlichen Kenntniſſe beſitzen, vorzüglich geſehen werden ſoll.

Es wird jedes Jahr ein Verzeichniß aller männlichen und weiblichen Ordensglieder durch den Druck bekannt gemacht, ihm die Anwartſchaft auf Kommändereyen, Stipendien und Fräulein-Ausſteuerbey-

hül-

hülfe, auch alle allgemeine neue Verordnungen des Ordens, andere wichtige Vorfälle in ihm und ſelbigen betreffende Nachrichten beyfügt. Dieſes Verzeichniß wird durch die vom Ordenskanzler ausgefertigte Cenſur beglaubigt, auch dieſe Cenſur überhaupt allen gedruckten Ordensſchriften beygeſetzt, widrigenfalls ſie für untergeſchoben, falſch und unauthentiſch zu halten ſind.

Jedes Ordensglied, das ſich der Gotteslåſterung, des Verbrechens der beleidigten Majeſtät und einer Felonie ſchuldig macht, wird ſogleich aus dieſem Orden ausgeſtoßen. Ferner ſoll ein Ordensglied, das in Kriegsdienſten ſteht, und in einer Kriegsbegebenheit ſeinen Poſten verläßt, und heimlich und ſchändlich zurückweicht, oder ſonſt wider Pflicht und Schuldigkeit handelt, ohne Verzug aus dem Orden ausgeſchloſſen werden.

Endlich übernehmen alle Officiere, die Mitglieder dieſes Ordens ſind, das feyerliche Gelübde, im feindlichen Lande die Laſten des Unterthans nach Möglichkeit zu erleichtern, und ſelbigem mit einer Sanftmuth zu begegnen, die dem Stande und der Würde dieſes Ordens gemäß iſt. Diejenigen Glieder des Ordens, welche des Gegentheils überführt ſind, und die ohne Befehl geplündert oder gebrandſchatzt haben, werden des Ordens entſetzt.

Ein aus dem Orden ausgeſchloſſenes Mitglied wird aus ſeiner Rangordnung ausgeſtrichen, und am Fuße des Ritterverzeichniſſes während dreyer Jahre mit Bemerkung ſeines ganzen Nahmens unter den Ausgeſchloſſenen aufgeführt, nachher aber gänzlich weggelaſſen. Ueberdem wird ſeine Ausſchließung nebſt den Urſachen derſelben öffentlich bekannt gemacht.

Das Wappen eines Ausgeſtoßenen im Ritterſaal wird umgewendet, und auf dem Rücken der Tafel das Datum nebſt der Urſache der Ausſchliesſung bemerkt.

Der Orden hat ſein größeres und kleineres Ordensſiegel. Das größere Ordensſiegel beſteht aus dem Stammwappen des Großmeiſters, welches auf der Mitte des grünen, auf einem ſilbernen Felde liegenden achteckigen ausgerundeten Kreuze ruht. Das ganze Schild iſt von dem Ordensbande mit dem daran hängenden Ordenskreuze umgeben, auch mit dem Oberwappen, und allen Nebenſtücken des großmeiſterlichen

Stammwappens geziert, der Fuß deſſelben aber mit einem Zettel umſchlungen, worauf ſich die Worte: Iunxit, Amicus, Amor, befinden. Unterm 20ſten Junius 1802 aber iſt von Ordens=Generalkapitels wegen ſtatt dieſes Wahlſpruchs zu des Ordens künftigem Wahlſpruch Deo, Principi, Legi, erwählt. Um den Rand des Siegels ſteht: Sigillum Secularis Capitularisque Ordinis Equeſtris St. Ioachimi.

Alle Diplome und Beſtallungspatente, alle Verordnungen des Hauptkapitels, und alle Geldſachen betreffende Ausfertigungen des ordinairen Kapitels, werden im Nahmen und unter der eigenhändigen Unterſchrift des Großmeiſters publicirt, vom Kanzler eigenhändig contraſignirt, und mit dem größern Ordensſiegel bekräftigt.

Außer dem Ordensſiegel iſt auch das Papier mit einem Stempel bezeichnet, welcher aus einem weißen Schilde, darin das grüne Ordenskreuz zu ſehen, beſteht, und um deſſen Rand die Worte: Ordo St. Ioachimi befindlich ſind.

Als feſtgeſetzte Sprachen ſind bey allem in und mit dem Orden vorkommenden Schriftwechſel die deutſche, die lateiniſche und franzöſiſche feſtgeſetzt. Die Ordens=Ritterdiplome werden in lateiniſcher Sprache ausgefertigt.

Auch jede adeliche Frau oder Wittwe kann in dieſen Orden gleich anfänglich als Großkreuzfrau eintreten, oder bis zur Erlangung einer Kommänderey ſich mit dem Range einer Kleinkreuzträgerin begnügen. Sobald ſie aber zum Genuß einer Kommänderey gelangt, muß ſie das große Kreuz annehmen.

Ein Fräulein wird nur mit Erreichung des 16. Jahrs zur Kleinkreuzträgerin aufgenommen, und nur zur Großkreuzfrau alsdann erſt ernannt, wenn ſie zum Genuß einer Kommänderey gelangt. Bey ihrer Verlobung mit einem Edelmanne hängt es von der Kleinkreuzträgerin ab, um den Rang einer Großkreuzfrau anzuhalten, und nach erhaltenem Diplom hat ſie das Recht, am Vermählungstage zum erſtenmahl die Ordenszeichen einer Großkreuzfrau anzulegen.

Prinzeſſinnen und Töchter aus regierenden Häuſern können zwar gleich nach der Taufe mit den Ordens=

denszeichen einer Großkreuzfrau bekleidet werden, doch ohne die Anwartſchaft älterer Ordensglieder zu den Kommändereyen zu unterbrechen.

Ein Edelmann kann ſeine Tochter gleich nach der Geburt und bis ins 16te Jahr zur Ordensexpectanz einſchreiben laſſen, da ſie dann in ununterbrochener Ordnung hinaufrückt.

Mit Endigung des 16ten Jahrs muß ein Expectanz-Fräulein in den Rang der Kleinkreuzträgerinnen bey Verluſt der Anwartſchaft auf die Kommändereyen eintreten.

Gottesläſterung und Verſcherzung der weiblichen Ehre ſchließen das weibliche Geſchlecht gänzlich von dem Eintritt in dieſen Orden aus. Uebrigens übernehmen die Ordensglieder des weiblichen Geſchlechts alle Pflichten, wozu ſich die Ritter dieſes Ordens verbindlich machen, in ſo fern ſie ihrem Geſchlechte gemäß ſind.

Die Großkreuzfrauen tragen ein 2 Zoll langes Ordenskreuz an einem drey Finger breiten Ordensbande oben um den Einſchnitt des Kleides geſteckt, ſo daß das Kreuz auf der Bruſt über der Kleidung herab hängt, und führen auf der linken Bruſt des Kleides das 2 Zoll lange geſtickte ſilberne Bruſtkreuz.

Die Kleinkreuzträgerinnen haben ein 1½ Zoll langes Ordenskreuz an einem 2 Finger breiten Ordensbande, das in eine Schleife geknüpft iſt, und auf der rechten Seite oben am Einſchnitte des Kleides getragen wird.

Die Expectantinnen tragen auf der Bruſt eine aus dem 2 Finger breiten Ordensbande geknüpfte Schleife, worauf die Aufſchrift: Virtuti, in Silber geſtickt iſt.

Die Großkreuzfrauen und Kleinkreuzträgerinnen dürfen ihre Ordenszeichen nie ablegen. Den Expectantinnen iſt verſtattet, ſich ihrer nur blos in völliger Kleidung zu bedienen.

Am 20ſten Junius und am 4ten Novbr., imgleichen an allen Ordensfeſten, denen eine Ordensdame am Hoflager des Großmeiſters beywohnt, iſt jede in dieſen Orden aufgenommene Frau oder Wittwe verpflichtet, in ſchwarzſeidener, jedes Fräulein aber in weißſeidener Kleidung, nach der jedesmahligen Mode verfertigt, zu erſcheinen.

Jedes adeliche Frauenzimmer, das in dieſem Orden aufgenommen zu werden wünſcht, wählt ſich einen Ritter, Kommandeur oder Großkreuzherrn dieſes Ordens zu ihrem Präſentanten und Ordenscurator, der verpflichtet iſt, ihr Geſuch dem Großmeiſter vorzutragen, und den Beweis ihres Adels und tugendhaften Lebens, der von dreyen angeſeſſenen Edelleuten beſcheinigt ſeyn muß, dem ordinairen Kapitel einzureichen, und alles das zu beſorgen, was ihm von dieſer Ordensbehörde deswegen aufgetragen wird.

Um auch bey dem weiblichen Geſchlechte Verdienſte und Tugend zu ehren, wenn ſie auch nicht mit dem erblichen Adel, ſondern blos mit dem wahren Adel des Herzens verknüpft ſind, hat dieſer Orden eine beſondere Claſſe unter der Benennung von Ehrenmitgliedern oder Ordensverwandtinnen geſtiftet, und in Anſehung derſelben verordnet:

1) daß in dieſe Claſſe kein unverheiratheted Frauenzimmer, ſondern blos diejenigen Wittwen oder Frauen aufgenommen werden können, deren Ehegatten den Amtadel beſitzen, und die ſich ſelbſt durch den wahren Adel des Herzens, durch ſtrenge Tugend, Mildthätigkeit gegen die Armen, Kenntniſſe in der Haushaltungskunſt, und Eifer für die Verbeſſerung der Erziehung, eine allgemeine Achtung erworben haben.

2) Haben ſich dieſe Ehrenmitglieder mit dieſem Prädikat zu begnügen, und können nie zum Range von Kleinkreuzträgerinnen oder Großkreuzfrauen erhoben werden, es wäre denn, daß ſie ſich in der Folge mit einem Edelmanne verheiratheten, oder ihre Väter oder Männer den erblichen Adel erwürben, da es ihnen dann frey ſteht, um die Aufnahme unter jene zu bitten. Die Ordenszeichen der weiblichen Ehrenmitglieder beſtehen in dem Ordenskreuze, das den Ehrenmitgliedern des männlichen Geſchlechts beſtimmt iſt, und es wird an einem 2 Finger breiten Ordensbande getragen, das in eine Schleife geknüpft, und an die linke Bruſt oben am Einſchnitte des Kleides geſteckt iſt.

Bey der Aufnahme derſelben wird eben das beobachtet, was in Anſehung der männlichen Ehrenmitgliedern beſtimmt iſt, oder was ſonſt dieſerhalb jedesmahl von dem ordinairen Kapitel verordnet werden möchte.

Zu den Einkünften des hochadelichen weltlichen Stifts-Ritterordens des heiligen Joachims und deſſen Fond, wovon im 11ten Abſchnitt der Geſetze und Verfaſſungen deſſelben von S. 18 bis 79 weitläuftig gehandelt wird, gehören auch die von jedem aufzunehmenden Ordensgliede beyder Geſchlechter an den Ordensſchatz zu zahlenden Eintritts- oder Aufnahmegelder, und hierüber führe ich ſchließlich noch folgendes an.

a) Bis zum 31. Decbr. 1800 wurden alle Ordensglieder noch für die einfachen Receptionsgelder aufgenommen, und bezahlte folglich bis dahin

1) Der Großmeiſter an Don Gratuit — — —	300	Species-Duk.,
Kanzley-Jura —	80	= =
Statt der jährlichen Beyträge ein für allemahl, oder an Beytrags-Quantum — — —	72	= =
	452	= =
2) Der Coadjutor an Don Gratuit	300	= =
Kanzley-Jura —	80	= =
Beytrags-Quantum —	72	= =
	452	= =
3) Ein Großkreuzherr an Paſſage-Gebühren —	150	= =
Kanzley-Jura —	40	= =
Beytrags-Quantum —	36	= =
	226	= =
4) Ein Kommandeur an Paſſagegebühren — — —	100	= =
Kanzley-Jura —	40	= =
Beytrags-Quantum —	24	= =
	164	= =
5) Ein Ritter an Paſſagegebühren	50	= =
Kanzley-Jura —	20	= =
Beytrags-Quantum —	12	= =
	82	Species-Duk.

6) Ein Ehrenritter, wenn er nicht per unanimia capituli ganz frey aufgenommen wird, bezahlt eben ſo viel, als ein Ritter.

7) Ein Expectant bezahlt an Paſſagegebühren — —	40	Species-	Duk.
Kanzley-Jura —	10	=	=
	50	=	=
8) Eine Großkreuzfrau an Eintrittsgelde — — —	100	=	=
Kanzley-Jura —	40	=	=
	140	=	=
9) Eine Kleinkreuzträgerin an Eintrittsgelde — — —	60	=	=
Kanzley-Jura —	20	=	=
	80	=	=
10) Eine Expectantin an Eintrittsgelde — — —	40	=	=
Kanzley-Jura —	10	=	=
	50	=	=
11) Ein Ehrenmitglied männlichen Geſchlechts an Beytrage ad pios usus — — —	30	=	=
Kanzley-Jura —	20	=	=
	50	=	=
12) Ein Ehrenmitglied weiblichen Geſchlechts an Beytrage ad pios uſus — — —	30	=	=
Kanzley-Jura —	20	=	=
	50	Species-	Duk.

Seit dem 1ſten Januar 1801 dagegen wird niemand mehr für dieſe einfachen Receptionsgelder aufgenommen, der nicht beweiſen kann, daß einer ſeiner Vorfahren, oder wenigſtens ein Bruder oder eine Schweſter ſeiner väterlichen Anherrn vor dem J. 1801 ein Mitglied dieſes Ordens geweſen ſey, indem dieſer Vorzug ihnen zum ewigen Andenken der edlen Menſchenfreunde eingeräumt wird, welche zuerſt zur Gründung und Befeſtigung dieſes Ordens beygetragen haben. Alle übrige, welche nach erwähntem Zeitpunkte in dem Orden aufgenommen zu werden wünſchen, müſſen ſich gefallen laſſen, wenigſtens ein Viertheil mehr, als die oben für jeden beſtimmte Summe beträgt, oder überhaupt dasjenige zu bezahlen, was das Hauptkapitel dieſerhalb feſt zu ſetzen für gut findet.

Um

Um nun zu ſehen, wie es dem Orden des heil. Joachims in der Ausführung ſeiner Zwecke ergangen iſt, folgt hier ein Auszug aus den noch ungedruckten Annalen deſſelben, mitgetheilt von einem Großkreuzherrn und Oberbeamten dieſes Ordens. *)

Anfänglich beſtrebte dieſer Orden ſich vorzüglich, blos verunglückte Militärperſonen und deren Witwen und Waiſen zu unterſtützen, und der bald nach ſeiner Entſtehung ausgebrochene ſogenannte ſiebenjährige Krieg gab dem neu errichteten Inſtitute Gelegenheit in Menge, ſtille Wohlthätigkeit um ſich her zu verbreiten, ſo, daß man mit Wahrheit ſagen kann, der Entzweck dieſer Stiftung habe damahls eigentlich nur auf die Unterſtützung ſolcher Perſonen beſchränkt werden müſſen.

Nach und nach erhielt indeß unſer Orden größere Mittel und mehrere Ausbreitung, und nach geendigtem ſiebenjährigen Kriege bot der damahlige Geiſt der Zeit ſeinem Wirkungskreiſe ein noch anderes offenes und weites Feld dar. Mit der Pflicht, verunglückte Militärperſonen und deren Angehörige zu unterſtützen, verbanden unſere Vorfahren 1763 noch dieſe, die Erziehung des mittelloſen jungen Adels zu befördern, und zu dieſem Behuf eigene Erziehungsinſtitute auf Koſten des Ordens zu errichten.

Zwar hatte das Ordenskapitel ſchon vorher nach allen ſeinen Kräften geſtrebt, der Beſtimmung nachzukommen, die es ſich ſelbſt gegeben hatte, — bey den hinterlaſſenen Waiſen der Ordensglieder Vaterſtelle zu vertreten. Allein überzeugt, daß bey Waiſen an die Stelle des Vaters nur derjenige wahrhaft tritt, der für ihre Erziehung und Bildung ſorgt, und ſie auf eine Lebensbahn leitet, worauf ſie ihr künftiges Glück finden können — von dieſem Gefühle unverkennbarer Wahrheit lebhaft durchdrungen, glaubten unſere Vorfahren, daß die beſte Art und das ſicherſte Mittel, jene große und heilige Ver-

*) Neues hannöveriſches Magaz. 1804. 103tes St. S. 1633 ff.

Verbindlichkeit des ganzen Ordens und aller ſeiner Glieder zu erfüllen, die Einrichtung eigener Erziehungsanſtalten, oder Ritterakademien des Ordens, ſey, um darin adeliche Jünglinge, und dieſe waren ihren Herzen allerdings, kraft der Ordensſtatuten, am nächſten, nach beſſern Grundſätzen zu erziehen. Hier ſollte ſchon in dem jungen heranwachſenden Edelmanne der werdende edle Mann ausgebildet — er mit der Eigenſchaft begabt werden, die der Adeliche beſitzen muß, wenn er als ſolcher auf einen Vorzug vor einem Nichtadelichen, und auf die Achtung des biedern Theils ſeiner Mitbürger gerechte Anſprüche zu machen gedenkt.

Schön und groß und verdienſtvoll war nun freylich der ganze Plan, aber in der Ausführung für den Orden ſelbſt höchſt unglücklich. Denn dieſer Plan diente zum Vorwande, die Ordenskaſſe zu brandſchatzen, und füllte die Seckel derjenigen, denen man die Adminiſtration dieſer Inſtitute übertragen hatte.

Schon im Jahre 1768. machte man im Kleinen einige Verſuche, dieſen Plan auszuführen, indem man Männern, die ſich ohnedies mit kleinen Penſionsanſtalten beſchäftigten, Zöglinge und Summen Geldes anvertrauet, wobey aber der Erfolg den Erwartungen des Kapitels ſehr wenig entſprach.

Die Herren Philantropen ließen ſich füttern und vernachläßigten die Zöglinge. Man gab daher dieſen Verſuch nach ein Paar Jahren wieder auf.

Ein zweyter Verſuch wurde im J. 1770 gemacht. Man unternahm, eine ſogenannte Ritterakademie anzulegen, und dieſes Inſtitut wäre vielleicht wirklich wohlthätig geworden. Es erboten ſich nähmlich einige bemittelte Offiziere, die nach geendigtem ſiebenjährigen Kriege ihren Abſchied genommen hatten, bey der Akademie die Mathematik, Taktik, Natur- und Völkerrecht, Staatsrecht, Soldatenrecht, Reit- und Fechtkunſt unentgeltlich zu lehren. Man bedurfte folglich der beſoldeten Lehrer blos einige und wenige.

Das Inſtitut keimte auf, währte aber nur wenige Monate, und erloſch aus Eigennutz des vorgeſetzten Adminiſtrators, der ganz allein niedrig genug dachte, ſich eine ſehr anſehnliche Beſoldung zuzueignen.

End-

Endlich im J. 1773 wurde jene an und in ſich ſelbſt gewiß ſchöne Lieblingsidee unſerer Vorfahren völlig realiſirt, und zu Saarbrücken unter landesherrlicher Genehmigung eine förmliche Ritterakademie ganz auf Koſten des Ordens angelegt, auch darauf mehrere tauſend Gulden verwandt. Allein dieſes löbliche Inſtitut, da es ohnehin die Finanzkräfte des Ordens überſtieg, konnte von keiner Dauer ſeyn, und ging daher auch ſehr bald wieder zu Grunde.

Während dieſes Vorganges vergröſſerte ſich die Anzahl der Ordens-Mitglieder immer mehr und mehr, beſonders in Polen, zumahl da der letzt verſtorbene König Stanislaus Auguſt, dem das Erziehungswesen ſehr am Herzen lag, von den Vorzügen unſers Ordens überzeugt, ſich bey allen Gelegenheiten als ein großer Gönner und Beſchützer deſſelben geäuſſert hatte, und ſolchem einige Fundationen ſehr gern verſchafft haben würde, wenn Polens traurige Staatsverfaſſung keine unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg geſtreuet hätte.

Indeſſen wurden unſere Vorfahren dadurch immer verleitet, den Rathſchlägen eines der erſten polniſchen Magnaten, des Fürſten Auguſt von Sulkowsky, Gehör zu geben, der ſie überreden ließ, eine dergl. Ritterakademie zu Reiſſen in Großpolen zu errichten. Wirklich wurde im Jahre 1776 auch dieſer theure Verſuch gemacht, und nachdem er der Ordenskaſſe einige hundert Dukaten gekoſtet hatte, wieder aufgegeben.

Dieſe abſchreckenden Beyſpiele, ſo viele wiederholte und ſtets fehlgeſchlagene Verſuche, alle dieſe traurigen Erfahrungen bewirkten endlich doch das Gute, daß man anfing einzuſehen, es ſey einmahl Zeit, ſich von der akademiſchen Adminiſtration, die bloß um ihres Unterhalts willen dergleichen Plane ſchmiedete, nicht länger täuſchen und berücken zu laſſen. *) Und jetzt erſt gelang es dem

 damah-

*) Daß die Mehrheit der ehemahligen Ordens-Repräſentanten durch die Vorſpiegelungen des berüchtigten Adminiſtrators der Ordensakademie, des caſſirten Ordenskanzlers von Gritſch und ſeiner Conſorten ſich überliſten,

damahligen Ordens- Großmeiſter und regierenden Grafen zu Montfort von dem Ordenskapitel zu erhalten, daß man nunmehr (1779) allen dieſen Projectenmachern Thür und Thor verſchloß, und überhaupt dem Plane einer Ordens-Ritterakademie außerhalb der großmeiſterlichen Reſidenz, völlig entſagte.

Die nächſte Folge davon war, daß beſonders zur Zeit der gänzlichen Ordensreform (1785 — 87) die Vorſteher des St. Joachimsordens es nun vollends

ſten, und dadurch bewegen ließ, eben dieſen Männern, ungeachtet aller traurigen Erfahrungen, dennoch ihr Vertrauen von Zeit zu Zeit wieder zu ſchenken, und damit den Orden ſelbſt immer und immer in ein neues Project zu verwickeln, das verdient (wie auch die nachherigen Vorſteher des Ordens ſelbſt laut ſagten) allerdings Tadel, aber einen billigen und ſchonenden Tadel.

Die akademiſche Adminiſtration verſtand ſich nähmlich treflich darauf, zu ihrer Rechtfertigung die Gründe und Urſachen, weswegen die Verſuche fehl ſchlugen und fehlſchlagen mußten, allemahl ſo geſchickt zu koloriren, daß man ſie der falſch berechneten Kalkuls und eines vielleicht ſogar geſpielten Betrugs zwar verdächtig hielt, aber des gleich Anfangs nicht ſo recht eigentlich überführen konnte.

Es ergieng hier dem Orden im Kleinen, wie es im Großen den Staaten zu ergehen pflegt, wo Projecten- und Plusmacher zu den willkommenen Gäſten gehören, und ungeſcheuet ihre mannigfaltige Sprünge produzieren dürfen.

Wer wird aber eben deswegen alle die Finanziers, die Verbeſſerungen und Vervollkommnungen der verſchiedenen Staats-Haushaltszweige inſinuiren, ſogleich für Schlauköpfe, liſtige Betrüger, ſchwarze Seelen erklären? Meiſtentheils entſcheidet hier die Erfahrung ganz allein den innern Werth der Unternehmungen und der damit verbundenen Privatabſichten, und muß ihn entſcheiden, wenn die Wahrheit durch Widerſprüche erzeugt werden ſoll, als der einzige Weg, worauf die reine Wahrheit ſich auch nur wirklich auffinden läßt.

Auch Hr. von Gritſch hat es anfänglich, allem Anſchein nach, ſo böſe nicht gemeint, was er nachher that, geſchah wohl überhaupt nicht geradezu aus betrügeriſcher Abſicht, nur aus Nothwendigkeit, um vielleicht durch einen Glückszug ein beſſeres Loos für ſich und ſeine Conſorten zu treffen, und zugleich der ſtrengen Unterſuchung auszuweichen, womit ihn das Ordenskapitel ſchon lange bedrohete, und zuletzt auch wirklich belegte.

lends zweckmäßiger fanden, in Zukunft einen Fond zu ſammeln, und aus deſſen Zinſen Stipendien für junge ſtudirende Adeliche zu beſtreiten, ſo wie auch überhaupt damit verarmten Mitgliedern des Adels unter die Arme zu greifen, und ihnen die Ausſicht, nicht zu fürſtlichen Einkünften, die ſie im Müſſigange verpraſſen können, ſondern zu einer mäſſigen und anſtändigen Beyhülfe im Dienſte ihrer Fürſten oder auf ihren ländlichen Sitzen vorzüglich im Alter zu öffnen.

Wer verkennt die Vortheile, die den adelichen Häuſern aus Stiftungen beyder Geſchlechter herfließen, wenn auch ſchon die Mitglieder derſelben durch ein Gelübde zum eheloſen Stande verbunden ſind? Aber wer ſieht auch wohl nicht ein, daß der Nutzen dieſer Stiftungen bey weitem nicht daß iſt, was er ſeyn könnte, was er nach Beſchaffenheit unſerer aufgeklärten Zeiten ſeyn ſollte?

Die mehrſten adelichen Stifter ſind bloß einigen eigebornen alten Geſchlechtern vorbehalten. So billig dies iſt, und ſo ungerecht es ſeyn würde, den Nachkommen der wohlthätigen Menſchenfreunde, die dieſe Stiftungen gründeten, den Genuß davon durch eine Theilung mit Fremden zu ſchmählern; ſo traurig war es hingegen für andere adeliche Geſchlechter, daß ſich bis jetzt ihren Söhnen und Töchtern nirgends die Ausſicht zu einer ähnlichen Verſorgung öffnete, wenn durch Unglücksfälle oder durch eine zahlreiche Nachkommenſchaft das väterliche Erbe zerſchmolz.

Doch dieß iſt nicht die einzige Unbequemlichkeit der bisherigen adelichen Stifter; es ſind noch andere da, die ſelbſt denjenigen Familien, welche dazu berechtigt ſind, faſt beynahe allen Vortheil derſelben entziehen.

Die Pflicht, im Stiftshauſe zu wohnen, ſich von den Verwandten zu trennen, und der Verluſt der Hebung, ſobald ein Stiftsfräulein in den Eheſtand tritt, hebt beynahe allen Nutzen dieſer Stiftungen auf. Was hilft es dem Greiſe und der kranken Mutter, daß ihre Tochter zu der Zeit, da ſie ihrer Pflege bedürfen, zur Stiftshebung gelangt und gerufen wird, ihr Leben weit von ihnen in träger Gemächlichkeit zuzubringen. Die Hälfte von

dem,

dem, was ein Fräulein in dieſen Geſprächshäuſern ſchmachtend verzehrt, würde oft hinlänglich ſeyn, ihrer Eltern Hauſe die fehlende Bequemlichkeit und den Greiſen die nöthige Pflege zu ſchaffen, und den Müttern die drükende Laſt der häuslichen Sorgen zu erleichtern, — würde hinreichen wenn die Stiftsdame verheurathet wäre, die Koſten einer anſtändigen Erziehung der Kinder zu beſtreiten, — und beydes ſind Pflichten, die allen andern Betrachtungen in Anſehung der weltlichen Stifter unendlich weit vorgehen. Und obgleich ein Stiftsfräulein in proteſtantiſchen Ländern, und ſelbſt in einigen katholiſchen Staaten nicht zur immerwährenden Eheloſigkeit verdammt iſt, alſo, um ſich vermählen zu können, nur den Genuß der Stiftshebung aufzuopfern bedarf, ſo zeigt die Erfahrung es doch, daß durch den eingeſogenen Geſchmack an Sorgloſigkeit, Unabhängigkeit und Bequemlichkeit geleitet, unter hundert Stiftsdamen ſich kaum zehn zum Eheſtande entſchlieſſen, und von dieſen kaum eine im eigentlichſten Sinne das wird, was eine fleißige, ſorgſame Hausmutter ſeyn muß.

Bey den mehrſten männlichen Stiftern zeigt ſich eine noch viel traurigere Scene. Mit Verſchweigung alles übrigen, fällt indeß das dennoch zu merklich ins Auge, daß die reichen Hebungen faſt durchgängig in Geſchäftsloſigkeit verzehrt werden.

Der St. Joachimsorden bemühet ſich dagegen durch ſeine Verfaſſung allen dieſen Unbequemlichkeiten abzuhelfen.

Um die aus demſelben durch ſeine Kommenderien und ſeine übrigen Stiftungen herfließenden Vortheile immer gemeinnütziger zu machen, ward daher ſpäterhin (1779 — 85) der gleich anfangs gemachte Vorſchlag, die Aufnahme-Fähigkeit in ſelbigen auch auf das adeliche und ritterbürtige Frauenzimmer auszudehnen, wirklich ſanctionirt, damit den Töchtern adelicher Geſchlechter eine neue Quelle eröffnet würde, durch die Kommenderien dieſes Ordens eine mäßige Beyhülfe zu ihrem Unterhalte zu] erlangen. — Ein Vortheil, der ihnen auch ſelbſt dann nicht entzogen wird, wenn ſie ſich verheurathen, oder ins Kloſter begeben, indem ſie in keinem dergleichen Falle die Anwartſchaft auf unſe-

re

re Stiftshebungen oder den Genuß derſelben verlieren, wofern ſie bereits in deren Beſitz ſind.

Alſo, darin beſtehen denn die mit dem Beſitze des Joachimsordens verbundenen ökonomiſchen Vortheile für die männlichen und weiblichen ritterbürtigen Mitglieder deſſelben.

Hier ſey es uns erlaubt, von dieſer Stiftung zu rühmen, daß ſie dieſe ihre wohlthätigen Abſichten bisher nach allen ihren Kräften zu erfüllen, unermüdet geſtrebt hat.

Wahrlich! ſie hat ſchon ſo manche Thräne der Wittwen und Waiſen im Stillen getrocknet, — ſchon ſo manchen Jüngling auf öffentlichen Schulen unterſtützt, und zu einem treuen, brauchbaren und nützlichen Diener des Staats ausbilden geholfen, — ſchon ſo manche unglückliche Familie dem höchſten Grade des Elends entriſſen.

Mit einem Worte, ſie hat in allen dieſen Rückſichten von ihrer erſten Entſtehung an (1755) bis hieher ſogar über ihre Kräfte gethan, und war beſtändig allzuwohlthätig und allzuuneigennützig, um gleich andern ihrer Schweſtern (welche mit ihrem erſten Daſeyn zugleich auch beträchtliche Fundationen erhielten, ſo aber bey dieſem Orden weder vor noch nach ſeiner Reform nie und in keinem Verſtande der Fall geweſen iſt) große Reichthümer ſammeln, und daraus ihre arbeitenden Beamten, welche die Ordensgeſchäfte bekanntlich ohne alles Entgeld beſorgen, mit ſtarken Beſoldungen verſehen zu können.

Wenn daher der St. Joachimsorden jene ökonomiſche Vortheile mit dem Schluſſe des abgewichenen Jahrhunderts zum Theil nicht ſo ganz gewähren und realiſiren konnte, ſo wie er es wünſchte, und auch mit zureichendem Grunde zu hoffen Urſache hatte, in Wahrheit! die Schuld liegt nicht an ihm, — nicht an ſeinem Kapitel, — nicht an den Vorſtehern ſeiner Adminiſtration.

Anfänglich und bis zur Zeit der gänzlichen Reform des Ordens — und das beweiſen die alten Anordnungen — betrugen die Receptionsgelder wenig mehr, als die baaren Auslagen, und einen verhältnißmäßigen Zuſchuß zu den laufenden Ausgaben. Alle Koſten, welche die Ausführung der

wohlthätigen Endzwecke erforderten, wurden übrigens gemeinſchaftlich aus den Mitteln der Mitglieder beſtritten. Und wenn auch ſchon dieſe Quelle oft wenig ergiebig war, beynahe ganz verſiegte, vermochten wir doch die große und beträchtliche Summe von mehr als zehntauſend Gulden blos auf die Erziehungsanſtalten zu verwenden, die damahls den eigentlichen Haupt- und Lieblings-Gegenſtand des ganzen Ordens ausmachten, — das hohe Ideal von dem geglaubten einzig wahrſten und gemeinnützlichſten Wohlthätigkeits-Inſtitut, das die Ordensglieder durch ihr gemeinſchaftliches raſtloſes Beſtreben zu erreichen ſich beeiferten.

Erſt mit der gänzlichen Reform des Ordens, wodurch zugleich auch die Beſtimmung für jenen Lieblings-Gegenſtand, wie wir ſchon oben bemerkten, die gehörige Richtung empfing, ward die Zuſammenbringung eines Ordensfonds unabänderlich feſtgeſetzt, und die Quelle und die Möglichkeit dazu aufgefunden.

Schon fing der Erfolg in den Jahren 1787 — 89 die Erwartungen des Ordenskapitels zu rechtfertigen an, als beynahe gleichzeitig der Revolutionsgeiſt, der bereits lange ſein Unweſen in der Stille trieb, ſein freches Haupt empor hob und Himmel und Erde zu erſchüttern drohete. Dieſer Zeitgeiſt, welcher wie ein Würgengel über die Menſchheit herfiel, und das Glück und den Wohlſtand ganzer Reiche und Länder, ganzer Nationen und Familien mordete, hat auch dem Joachimsorden tiefe, zum Theil unheilbare Wunden geſchlagen. Seine beſten, eifrigſten und thätigſten Mitglieder wurden dadurch ganz zu Grunde gerichtet. Seine ſicherſten Schuldleute ſahen ſich an den Bettelſtab gebracht, und fielen zum Theil als blutige Opfer ihrer Religioſität und ihrer Anhänglichkeit an Regenten, Vaterland und Staatsverfaſſung unter den mörderiſchen Fäuſten wüthender Kanibalen, welche den raſenden Demagogen zu Werkzeugen der ärgſten Gräuel dienten, die je noch die Weltgeſchichte nachweiſen kann. Das fürchterliche Erdbeben und die darauf gefolgten ſchrecklich finſtern Nächte ſind nun verſchwunden. Europa ſonnet ſich wieder an der zurückgekehrten Ordnung der Dinge, und der beſſere Theil der

Menſch-

Menſchheit wird ganz vollenden, was die Weiſeſten unter den Völkern mit behutſamen und langſamen Schritten wieder herbey zu führen wetteifern. Aber unwiederbringlich ſind und bleiben die beträchtlichen Capitalien verloren, die der Orden ehrenwerthen Männern anvertrauet hatte. Viele von unſern Schuldnern können ſich nicht mehr erholen, und befinden ſich alſo für immer auſſer allem Stande, zu bezahlen. — Viele ſind längſt von der Erde vertilgt. Friede daher mit der Aſche dieſer Edeln! Ehrenvolles Denkmahl auf jenen einſamen und verborgenen Grabhügeln, die ihre ehrwürdige Hülle decken!

Indeß unter allen dieſen gräßlich wild brauſenden Wogen, unter den ſchrecklich tobenden Stürmen, die eine halbe Welt zu zerſchmettern und in den tiefſten Abgrund zu ſchleudern droheten — ward dennoch das Daſeyn des St. Joachimsordens erhalten und fortgepflanzt, beſchützt von der mächtigen Hand der allgütigen Vorſehung Gottes, deſſen eifrigſte und innigſte Verehrer ſeine Mitglieder waren und ſind. Europäiſche Edle eilen ſeitdem von allen Seiten herbey, unter unſerm Ordenspanier, geſchmückt mit dem Wahlſpruche der Joachimsritter: Deo, Principi, Legi, (für Gott, Regenten und Staatsverfaſſung Leben Blut und Vermögen aufzuopfern) ſich zu verſammeln. Große Ausſichten lächeln den Orden an, und laſſen ihn hoffen, und mit einer Art von Zuverſicht ſogar erwarten, daß eine glücklichere Zukunft die tiefen Wunden, welche der Zeitgeiſt ſeinem Wohlſtande beybrachte, allmählig heilen wird. Dann kann und wird er auch ganz erfüllen, was er — beraubt und geplündert — bisher zum Theil unerfüllt laſſen mußte. Dann werden auch die ökonomiſchen Vortheile, die er ſeinen Mitgliedern verſchafft — ob die gleich vor dem Tribunale der Moralität ſeinen innern Werth weder erhöhen noch vermindern — ihn noch aus dem Geſichtspunkte als eine Stiftung darſtellen, die es verdient, von großmüthigen und wohlthätigen Menſchenfreunden bereichert zu werden, damit ſie an Mitteln und Kräften gewinnt, das ſchreckliche und unverdiente Schickſal der weiblichen und männlichen Mitglieder verarmter adelicher Geſchlechter, deren Loos fürchterlicher iſt, als jenes des gemeinſten

Bett=

Bettlers, nach Möglichkeit immer mehr und mehr lindern zu können.

113. **Johanniterorden**, ſ. **Maltheſerorden.**

114. **Jonathansorden**, ſ. **Joachimsorden.**

115. **Orden des heil. Joſephs.** Unter dieſer Benennung ſtiftete Joſeph II. als römiſcher Kaiſer 1768 einen Ritterorden für die ehemahlige kaiſerliche und des heil. röm. Reichs Burg zu Friedberg. Der Kaiſer war Großmeiſter, der Burggraf Großprior, die Regimentsburgmanne Kommandeure, und die meiſten gemeinen Burgmanne Ritter dieſes Ordens. Ordenszeichen ein goldenes achtſpitziges Kreuz mit weißemaillirtem Rande, auf welchem der kaiſerliche doppelte Reichsadler. In der blauen Zirkelfläche auf der Bruſt deſſelben der verzogene Nahme St. Joseph, mit der Umſchrift: Virtutis Avitae Aemuli. †

116. **Orden des heil. Joſephs**, in Würzburg. Ein ſowohl für Civil- als Militär-Perſonen von dem Großherzog Ferdinand, Erzherzog von Oeſterreich 1807 geſtifteter Verdienſtorden, der ohne Rückſicht auf Geburt, auch an Geiſtliche verliehen wurde. Ordenszeichen ein weiß emaillirter Stern von ſechs Doppelſtrahlen mit runden Knöpfen auf den Spitzen, deſſen Hauptwinkel mit 3 kurzen rothen Strahlen durchſchoſſen ſind. In der Mitte das Bildniß des heil. Joſephs mit der Umſchrift: Ubique similis.

117. **Orden der heil. Jungfrau vom Pfeiler in Madrid**, ein von dem jetzigen Könige von Spanien, Ferdinand VII. 1814 geſtifteter Ritterorden, deſſen Statuten noch nicht zur öffentlichen Kunde gekommen ſind.

B.

K.

117. b) **Orden von Kalatrava**, ſ. **Calatrava**.

118. **Orden Karls XIII in Schweden**, 1811 von dem jetzt regierenden Könige zur Aufmunterung des Patriotismus geſtiftet. Ordenszeichen ein rubinrothes Kreuz. Auf der einen Seite in einem runden weiſſen Schilde C. XIII. Auf der andern der Buchſtab G. im Dreyeck von Gold auf weiſſem Schilde. Ueber dem Schilde eine goldene Königskrone. Das Kreuz iſt von 4 gleichen Stangen. Die Stangen ſind an den Seiten eingebogen, an den Enden abgerundet. Wird an einem rothen Bande getragen. — Es iſt eigentlich ein beſonderer Grad des Freimäurerordens, dem der König Karl XIII. ſchon lange vorgeſtanden, und der nun zum Reichsorden erhoben worden iſt. Alle bisher gewählte Mitglieder ſind daher auch aus der Zahl der Freimäurer genommen. Die Statuten des Ordens ſind in den geograph. Ephemeriden März 1812 abgedruckt. (Wippel II. unter dem Jahr 1811.)

119. **Orden Karls III. in Spanien**, 1771 geſtiftet, 1804 von Karl IV. erneuert, 1809 aber aufgehoben von Joſeph. Er beſtand aus 60 Großkreuzen, 200 Rittern mit Penſion, und einer unbeſtimmten Anzahl überzähliger Ritter.

120. **St. Karlsorden in Würtemberg**, ſ. **Militär-Verdienſtorden**.

121. **Militäriſcher Karl-Friedrichs-Verdienſtorden** in Baden, 1807 von dem Großherzog Karl Friedrich zur Aufmunterung und Belohnung der Tapferkeit und Treue

geſtiftet. Das Ordenszeichen iſt ein vierſtrahliges weißemaillirtes Kreuz, auf der einen Seite C. F. auf der andern ein ſilberner Greif mit der Umſchrift: Für Badens Ehre. Die Großkreuze tragen dieſes Ordenszeichen an einem gelben, an beyden Seiten rothen und mit weiſſen Rändern verſehenen Bande über der linken Schulter, die Kommandeure um den Hals, und die Ritter im Knopfloche auf der linken Bruſt. Die Großkreuze, wie auch die Kommandeure, wenn ſie Generale ſind, haben auf der linken Bruſt einen ſilbernen Stern mit vier Hauptſtrahlen und vier kleinen Zwiſchenſtrahlen, deſſen Mitte der Kehrſeite des Ordenskreuzes ähnlich iſt. Die älteſten Mitglieder jeder Klaſſe genießen eine jährliche Gehaltszulage von 1 — 400 Gulden. (Kuhn S. 18. Wippel II. 1807.)

122. **St. Katharinenorden in Rußland**, ſ. den eigenen Art. im Buchſtaben K.

123. **Orden der heil. Katharina vom Berge Sinai**, 1063 geſtiftet, das Grab und die Reliquien der heil. Katharina zu bewahren und die Pilgrimme zu ſchützen. Ein weiſſer Mantel, auf welchem ein rothes Rad mit 6 Speichen, als Denkmahl des Märtyrer-Todes der Heiligen. Hinter dem Rade ein goldenes Kreuz. Nach Gryphius ein halbes Rad mit einem blutigen Schwerte. †

124. **Knotenorden**, ſ. im Buchſtaben K.

125. **Konſtantinsorden**, ſ. **Conſtantinsorden**, oben in dieſem Artikel.

126. **Kornährenorden**, ſ. im Buchſtaben K.

127. **Kosmas- und Damiansorden**, ſ. den Orden **Cosmae und Damiani**, oben in dieſem Artikel.

128. **Krankendiener- oder Krankenwärterorden**, ſ. im Buchſtaben K.

129. **Orden des burgundiſchen Kreuzes**, ſ. den Art. **Kreuzorden**, Th. 49. S. 253. und im Art. **Kriegsorden**, Th. 51, S. 451.

130. **Orden des eiſernen Kreuzes in Preußen**, ſ. oben unter den preußiſchen Ritterorden.

131. **Orden des goldenen und ſilbernen Civil-Ehrenkreuzes in Oeſterreich**, ſ. oben unter den Ritterorden des Hauſes Oeſterreich.

132. **Orden des ſilbernen Kreuzes in Preußen**, ſ. oben unter den preußiſchen Ritterorden No. 10.

133. **Orden vom Kreuz der Treue in Toskana**, 1814 vom jetzigen Großherzoge geſtiftet. Ein weiſſes Kreuz, dem des Lilienordens ähnlich, das an einem blauen Bande getragen wird.

134. **Orden des goldenen und ſilbern:n Kreuzes in Würtemberg.** Ein würtembergiſches Ehrenzeichen für das Jahr 1815 mit der Aufſchrift: Für Tapferkeit und Treue. Der Orden beſteht aus drey Klaſſen.

135. **Kreuzherrenorden**, ſ. im Buchſtaben K. und das, was oben bey den öſterreichiſchen Orden bey dem **deutſchen Orden** bemerkt worden.

136. **Kreuzorden mit dem rothen Stern**, ſ. den Art. **Kreuzorden**, im Buchſtaben K.

137. **Orden d:r Kreuzträger in Ungarn**, ein ungewiſſer alter Orden, den der heil. Stephan, erſter König von Ungarn, geſtiftet haben ſoll. †

138. **Orden der Kreuzträgerinnen**, ſ. Orden des Sternkreuzes, oben unter den öſterreichiſchen Orden No. 6.

139. **Kriegsorden**, überhaupt ein Orden zur Belohnung und Aufmunterung der Tapferkeit, wofür man gewöhnlich **Militär**= oder **Militär=Verdienſtorden** ſagt, deren im Art. **Kriegsorden** Th. 51. mehrere beſchrieben worden, oder hier in dieſem Artikel vorkommen.

140. **Orden von der Krone in Friesland**, 800 von Kaiſer Karl dem Großen geſtiftet. Ordenszeichen eine geſtickte kaiſerliche Krone, welche die Ritter auf der Bruſt trugen. †

141. **Orden der baieriſchen Krone.** Dieß iſt ein Civil=Verdienſtorden, welchen der König am 27. May 1808 geſtiftet hat, um den vorzüglichen Zivilſtaatsdienſten und den hervorſtechenden Tugenden und Verdienſten der Staatsbürger aller Klaſſen eine ehrenvolle Auszeichnung zu gewähren.

Jeder Eingeborne, welcher dem Staate vorzügliche Dienſte geleiſtet, ſich durch höhere bürgerliche Tugenden ausgezeichnet, oder um den Nutzen und den Ruhm des Vaterlandes ſich beſonders verdient gemacht hat, kann in dieſen Orden aufgenommen und zu allen Klaſſen deſſelben befördert werden. Auch an Auswärtige, deren Würdigkeit anerkannt iſt, wird derſelbe verliehen.

Der Orden beſtehet aus vier Klaſſen, deren die erſte zwölf *) Großkreuze, die zweyte vier und zwanzig Kommandeure, die dritte hundert Ritter, und die vierte diejenigen begreift, welchen die Zivil=Verdienſtmedaille zugetheilt iſt, oder noch verliehen wird. Für

*) Die feſtgeſetzte Zahl der Großkreuze iſt gleich bey der erſten Nomination überſchritten worden.

Für eine beſtimmte Zahl von Mitgliedern aller Klaſſen ſind angemeſſene jährliche Penſionen angewieſen.

Das Ordens=Konſeil beſtehet aus den beyden Ordens=Großoffizieren, dem Großkanzler und Großſchatzmeiſter, welche beſtändige Mitglieder deſſelben ſind, und aus den Großkreuzen gewählt werden. Außer dieſen werden noch vier Großkreuze und vier Kommandeure zum Konſeil gezogen.

Das Ordenskonſeil verſammelt ſich alle Jahre am Stiftungstage, 27. May. Es ſchlägt die der Verleihung des Ordens aller Klaſſen Würdigen dem Monarchen vor, welcher einige oder mehrere unter den vorgeſchlagenen wählt. Für diejenigen die nicht aufgenommen werden, iſt es ſchon eine ehrenvolle Auszeichnung, in dem Vorſchlage begriffen zu ſeyn.

Die Ehrenzeichen des Ordens werden nach dem Tode eines Mitgliedes an den Großkanzler übermacht.

Das Ordenszeichen beſtehet aus einem achteckigen, weißemaillirten und mit einem Eichenkranze umgebenen Kreuze, welches mit der Königskrone bedeckt iſt, und in der Mitte die blauen und weiſſen Rauten nebſt der goldenen Krone und der Umſchrift. Virtus et honos, (Tugend und Ehre) auf der gleich geſtalteten Kehrſeite aber das Bruſtbild des Stifters in Gold mit der Umſchrift: Max. Jos. Rex Bojoariae (Maximilian Joſeph König von Baiern) zeiget.

Die Großkreuze tragen dieſes Zeichen an einem vier Finger breiten, gewäſſerten blauſeidenen Bande, deſſen Rand ein Viertel Zoll breit weiß eingefaßt iſt, von der linken Schul-

ter zur rechten Seite hinab, und auf der linken Bruſt einen Stern, welcher ein achteckiges ſilbernes Kreuz mit Strahlen in Glanz bildet, in deſſen Mitte die Königskrone auf den blau und weiſſen Rauten ſich befindet und die Ordensdeviſe auf ponceaurothem Grunde zu leſen, und mit einem Eichenkranze umgeben iſt. Sind die Großkreuze aber zugleich Kapitularen des Hubertusordens, in welchem Falle ſie den übrigen Großkreuzen im Range vorgehen, ſo bezeichnen ſie den Orden der baieriſchen Krone durch das kleine Kreuz oder Band der dritten Klaſſe. Die Kommandeure tragen ein kleineres Ordenskreuz an einem etwas ſchmäleren Bande um den Hals, und die Ritter ein noch kleineres an einem noch ſchmäleren Bande im Knopfloche; beyde ohne den Stern. Das Ehrenzeichen für die vierte Klaſſe iſt die ſchon vorher geſtiftete, theils goldene theils ſilberne Verdienſtmedaille. (Kuhn, S. 29.)

142. **Orden der eiſernen Krone**, ſ. unter den öſterreichiſchen Ritterorden, No. 9.

143. **Orden der grünen Krone** in Sachſen, ſ. **Orden des heil. Heinrichs**.

144. **Orden der weſtphäliſchen Krone**, 1809 von Hieronymus Napoleon, vormahligen König von Weſtphalen, zur Belohnung militäriſcher und bürgerlicher Verdienſte geſtiftet. Ordenszeichen iſt eine aus acht goldenen, kreisförmig geordneten Blumenbouquetts gebildete Krone im blau emaillirten Grunde mit der Umſchrift: Charakter und Aufrichtigkeit. Unter der Krone ein Adler und ein Löwe, rechts neben dem Löwen das weſtphäliſche Pferd und links neben dem Adler der heſſiſche Löwe. Ueber dem ganzen ſchwebt der kaiſerlich franzöſiſche gekrönte

krönte Adler mit dem Donnerkeil, auf welchem die Worte ſtehen: Ich vereinige ſie. Auf der Kehrſeite iſt noch ein Schild mit H N.

Dieſes Ordenszeichen wurde an einem blauen Bande über der rechten Schulter getragen. Auf der linken Bruſt ein ſilberner Stern von ſechs Hauptſtrahlen, welche durch kleinere Strahlen geſchieden werden. In der Mitte des Sterns die obigen Sinnbilder. Die Kommandeure hatten ein kleineres Ordenszeichen an einem Bande um den Hals, und die Ritter ein noch kleineres im Knopfloche.

Die Anzahl der Mitglieder ſollte aus 10 Großkommandeuren, 30 Kommandeure und 300 Rittern beſtehen. Ein Großkommandeur oder Kommandeur bezog 2000 Franken jährlichen Gehalts; ein Ritter 250 Fr. Drey Großkommandeure hatten 6 — 12,000 Fr. Für Töchter der Mitglieder des Ordens war ein Erziehungshaus beſtimmt.

Bey der Auflöſung des Königreichs Weſtphalen 1813 iſt dieſer Orden aufgehoben worden, um ſo mehr, da er, außer den Gütern des im ganzen Königreiche Weſtphalen aufgehobenen Maltheſerordens, aus Provinzen dotirt war, die an die preußiſche Landeshoheit zurückfielen. Unterm 27ſten Febr. 1815 wurde es im Preußiſchen noch ausdrücklich verboten, einen weſtphäliſchen Orden zu tragen.

L.

145. **Lammorden**, ſ. den eigenen Artikel im Buchſtaben L.

146. **Orden des heil. Lazarus**, vom heiligen Baſilius zur Verſorgung der Ausſätzigen im gelobten Lande 360 geſtiftet; in Frank-

reich 1137 und 1265 beſtätigt. In Savoyen hatte der Orden ſeit 490 ein grünes, achtſpitziges Kreuz, in Frankreich ein goldenes, auf einer Seite Maria, auf der andern Lazarus. †

147. **Orden als Auszeichnung für die, für das Vaterland erduldeten Leiden**, in Spanien. Dieſen Orden hat der jetzige König von Spanien, Ferdinand VII., 1814 für diejenigen Militärperſonen geſtiftet, welche in Kriegsgefangenſchaft Anhänglichkeit fürs Vaterland bewieſen. Das Ordenszeichen beſteht in einer Medaille mit der Inſchrift: Leiden für das Vaterland. Sie wird an einem gelben Band mit grünem Rande getragen.

148. **Leopoldsorden**, ſ. oben unter den Orden des Hauſes Oeſterreich, No. 4.

149. **Orden der chriſtlichen Liebe** in Frankreich, von Heinrich III. 1574 zum Unterhalte abgedankter und verarmter Offiziere geſtiftet. Ein blaues geſticktes ankerförmiges Kreuz mit der Inſchrift: Pour avoir bien servi. In den Winkeln des Kreuzes 4 goldene Lilien. †

150. **Orden der brüderlichen Liebe** in Sachſen, 1592 von Chriſtian II., Johann Georg und Auguſt, drey Brüdern, geſtiftet. Ordenszeichen ein paar Tauben, die ſich ſchnäbeln; auf der andern Seite die Inſchrift: Ecce, quam bonum, habitare fratres in unum. †

151. **Orden der Liebe des Nächſten**, 1708 von Eliſabeth Chriſtine, Gemahlin des nachmahligen Kaiſers Karl VI. geſtiftet. Ein goldenes weißemaillirtes achtſpitziges Kreuz mit runden Knöpfen und Strahlen in den Winkeln. Inſchrift: Amor proximi. Die-

 ſes

ſes Kreuz wurde auf der Bruſt an einem rothen Bande getragen. †

152. **Orden der Lilie in Navarra, oder der heil. Maria von der Lilie,** 1048 von Garſias VI. Ordenzeichen eine goldene weißemaillirte Lilie, an einer doppelten goldenen Kette. Auf der Spitze der Lilie das Zeichen U D. †

153. **Orden der Lilie in Spanien, oder der Blumentöpfe,** 1412 von Ferdinand I. König von Arragonien geſtiftet. Das Bild der heil. Maria. Aus einem Gefäße ragte eine Lilie hervor und ein Greif befand ſich oben über derſelben, mit dem Zettel: Halt Maß. †

154. **Der päpſtliche Lilienorden,** von Paul III. 1541 geſtiftet. Ein goldenes viereckiges, roth emaillirtes Kreuz, in der Mitte eine Lilie. In den beyden Seitenſpitzen die Buchſtaben P. III. P M. †

155. **Orden der Lilie in Frankreich,** von Ludwig XVIII. 1815 geſtiftet, iſt nur erſt den Nahmen nach bekannt.

156. **Orden der Löffelgeſellſchaft,** 1527 von 60 ſavoyiſchen Edelleuten geſtiftet, die den Genfern droheten, ſie wie ein Gemüſe aufzuſpeiſen, weßhalb ſie als Zeichen einen Löffel auf der Bruſt trugen. †

157. **Louiſenorden in Preußen,** ſ. oben unter den preußiſchen Ritterorden No. 9.

158. **Louiſenorden in Spanien,** 1792 von der Königin Louiſe für Damen geſtiftet, 1809 von Joſeph aufgehoben.

159. **Der Orden vom zähringer Löwen in Baden,** 1812 vom Großherzoge am Nahmensfeſt der Frau Großherzogin (29. Dez.)

geſtiftet. Das Ordenskreuz mit dem Löwen wird an einem grünen Bande mit orangefarbener Einfaſſung getragen.

160. **Löwenorden in Perſien**, ſ. **Sonnen= und Löwenorden.**

161 **Orden des pfälziſchen Löwen** in Baiern, der bisherige Verdienſtorden, wurde bey Errichtung des Ordens der baieriſchen Krone für erloſchen erklärt; jedoch tragen die damit betheilten In= und Ausländer denſelben unter ſeinem Titel fort.

162. **Der grimme Löwenbund**, 1379 von Graf Wilh. von Wied zu Wisbaden geſtiftet, ſ. oben im Art. **Rittergeſellſchaft.**

163. **Orden des heil. Ludwigs** in **Frankreich**, ſ. im Art. **Kriegsorden**, Th. 51, S. 451. Nach der Revolution kamen die Ludwigskreuze wieder zum Vorſchein. 1815, im Auguſt, trug man in Paris ſtatt derſelben kleine ſilberne Medaillen, auf einer Seite Ludwigs XVIII. ähnliches Bild, auf der andern einen Lilienkranz und darin das Wort Fidelité.

M.

164. **Orden der heil. Magdalena**, 1614 von einem Edelmanne aus Bretagne, Jean Chesne, zur Ausrottung der Duelle geſtiftet. †

165. **Matheſerorden**, ſ. den Artikel **Johanniterorden** im Buchſtaben J. So wie die Verfaſſung des Ordens daſelbſt beſchrieben iſt, erhielt er ſich bis 1798. als die Franzoſen Beſitz von Maltha nahmen. Damahls beſtand der Orden aus acht Zungen oder Nationen, und hatte einen Großmeiſter, den Freyherrn von Hompeſch, der erſte Deutſche, wel=

welcher zu dieſer Würde gelangte, und acht Großoffiziere an ſeiner Spitze. Sämmtliche Ritter mußten die Inſel verlaſſen. Dieſes Ereigniß veranlaßte dem Kaiſer Paul von Rußland, der ſich ſchon vorher zum Protector des Ordens erklärt hatte, die Würde eines Großmeiſters anzunehmen, 1798. Der jetzt regierende Kaiſer Alexander führte aber nur den Titel eines Protectors des Ordens. Im Frieden von Amiens 1802 wurde zwar die Zurückgabe der Inſel an den Orden bedungen; allein die Engländer blieben im Beſitz derſelben und ſind es noch. Da die Beſitzungen des Ordens in allen Ländern, die mehr oder weniger unter franzöſiſche Bothmäßigkeit geriethen, eingezogen wurden, ſo blieben ihm nachdem auch das proteſtantiſche Heermeiſterthum Sonnenburg im Brandenburgiſchen 1810 die Beſtimmung erhalten hat, nach und nach für den Staat eingezogen zu werden, nur das Großpriorat in Böhmen, und zwey Großpriorate in Rußland, nähmlich ein ruſſiſch-griechiſches und ein ruſſiſch-katholiſches, außer einigen andern wenigen Beſitzungen übrig. Der Orden iſt ſeit dem Tode des letzten Großmeiſters Tomaſi 1805 ohne Großmeiſter. Die Angelegenheiten deſſelben werden durch einen Stellvertreter welcher zu Catania in Sicilien reſidirt, verwaltet. Ueber wichtige Fälle aber hat er nicht das Recht zu entſcheiden, ſondern muß die päpſtliche Beſtätigung nachſuchen.

Ob der Orden in ſeinen jetzigen Bemühungen, von den hohen verbündeten Mächten eine günſtige Entſchließung zur Herſtellung ſeiner Güter zu erwirken, glücklich ſein werde, muß die Zeit lehren.

Von

Von dem jetzigen **Johanniterorden** in Preußen, iſt oben bey den preuß. Orden gehandelt worden.

166. **Orden der heil. Maria von der Lilie**, ſ. **Orden der Lilie in Navarra**.

167. **Orden Mariä von Bethlehem**, 1459 von Pabſt Pius II. wieder die Türken geſtiftet. Ein rothes 4eckiges Kreuz in einem weiſſen Felde. Die Ritter hatten die Inſel Lemnos zum Sitz erhalten. †

168. **Orden der heil Maria von Loretto**, 1587 von Pabſt Sixtus V. geſtiftet, als er die Kirche zu Loretto zu einem Bisthum erhob. Das Ordenszeichen iſt das Bildniß der Maria von Loretto, welches ſowohl an Militär- als Civil-Beamte ertheilt wurde, welche dadurch den Charakter der Pfalzgrafen erhielten, daß ſie Notarien creiren, und uneheliche Kinder legitimiren konnte. †

168. **Der Jeſus-Mariaorden**, kommt oben ſchon vor, unter J.

170. **Marianerorden**, ſ. im Art. **Kreuzherr**.

171. **Marien-Thereſienorden**, ſ. im Art. **Kriegsorden**, Th. 51, S. 465 ff.

172. **Mäßigkeitsorden**, Ordo temperantiae in Oeſterreich, 1473 geſtiftet. Ein Marienbild mit Edelſteinen beſetzt, an der Kette. †

173. **Orden** matris de mercede, ſ. **Muttergottesorden**.

174. **Orden des heiligen Mauritius und Lazarus**, in Sardinien. Ein aus zweyen vereinigter Ritterorden. Der Orden des heil. Lazarus wurde 1119. in Paläſtina zur Pflege der Kranken geſtiftet, und ſtand in Frankreich und Italien, wo er viele Güter beſaß, in gro-

ßem Anſehen. 1490 wollte Pabſt Innocenz VIII. ihn mit dem Maltheſerorden vereinigen, welches mißlang. Gregor vereinigte ihn indeß 1572 mit dem Mauritiusorden, und ernannte den Herzog von Savoyen zum Großmeiſter. Nur in Frankreich erhielten ſich noch die Lazarus-Ritter, wo ſie erſt 1607 von Heinrich IV. dem Orden vom Berge Karmel einverleibt wurden.

Den Orden des heil. Mauritius ſoll nach einigen Amadeus VIII 1434 errichtet haben. Sicherer iſt aber Philibert Emanuel 1572 der Stifter. Zwey Monate darauf erfolgte die Vereinigung des Lazarusordens mit dieſem neugeſtifteten.

Der Orden, urſprünglich ein geiſtlich-militäriſcher, iſt gegenwärtig ein Verdienſtorden für Civil- und Militär-Perſonen. Er hat große Kreuze und Ritter, die der König ernennt und an die er die dem Orden gehörigen Kommanderien vergibt. Sie legen das Gelübde der ehelichen Keuſchheit ab. Das Ordenszeichen iſt ein Doppelkreuz. Das Hauptkreuz, oder das Kreuz des Mauritiusordens iſt golden, weißemaillirt, viereckig und mit Kleeblattenden; zwiſchen den vier Winkeln deſſelben iſt ein goldenes, achtſpitziges, grünemaillirtes, oder das Kreuz des Lazarusordens angebracht. Dieſes Ordenskreuz hängt an einer goldenen Krone und wird an einem dunkelgrünen Bande von den Großkreuzen um den Hals, ein dergleichen kleineres an einem ſchmäleren Bande von den Rittern im Knopfloche getragen. (Mehr ſehe man in Kuhn's Handbuch S. 174 ff.)

175. **Max-Joſephsorden** in Baiern, ein von dem jetzt regierenden König von Baiern

1806 geſtifteter militäriſcher Verdienſtorden, der aus dem ſonſt ſchon eingeführten Militär-Ehrenzeichen entſtand, und drey Klaſſen, Groß-kreuze, Kommandeure und Ritter, hat. Die äl-teſten Glieder aus allen Klaſſen bekommen Pen-ſionen. Das Ordenszeichen iſt ein goldenes acht-ſpitziges weißemaillirtes Kreuz mit einer golde-nen Krone darüber, in der Mitte die Inſchrift: Virtuti pro patria (Der Tapferkeit fürs Vater-land); auf der Kehrſeite ſind die goldenen Buch-ſtaben M. F. K. (Maximilian Joſeph König). Die Großkreuze tragen dies Zeichen an einem ſchwarzen Bande mit weißer Einfaſſung, von der rechten Schulter nach der linken Hüfte, und überdieß auf der linken Bruſt die geſtickte Vor-derſeite des Ordenskreuzes. Die Kommandeure tragen ein kleineres um den Hals und die Ritter im Knopfloche, beyde ohne den Stern.

176. **Orden** pour le merite im Preußi-ſchen, ſ. im Art. **Kriegsorden**, Th. 51, S. 459. ſo wie oben unter den Preußiſchen Orden.

177. **Orden** du merite militaire, Mi-litär-Verdienſtorden, 1759 von **Ludwig XV.** König von Frankreich für die proteſtantiſchen Offiziere des Heeres geſtiftet. Ordenszeichen ein goldenes achtſpitziges Kreuz, auf einer Seite mit einem Degen, welcher aufrecht ſteht, mit der Umſchrift: Pro virtute bellica. Auf der andern ein Lorberkranz mit den Worten: Ludovicus instituit 1759. das Ordensband iſt dunkelblau, aber nicht gewäſſert.

Der König iſt Großmeiſter, und **Ludwig XVI.** ſetzte 1785 32000 Livr. jährliche Ren-ten für den Orden aus. Jeder der 2 Groß-kreuze erhielt 4000, und jeder der 4 Komman-deurs 3000 Livr. Die Ritter erhielten nicht unter 200 und nicht über 800 Livr.

Dieſen

Dieſen in der Revolution mit allen übrigen aufgehobenen Orden ſtellte Ludwig XVIII. 1814. wieder her. (Wippel II. Th. 1759.)

178. **Orden** pour le merite in Dänemark, 1774 von Chriſtian VII. geſtiftet. Ordenszeichen ein Demantring. Sonſt iſt über dieſen Orden nichts bekannt.

179. **Orden des Erzengels Michael in Frankreich**, 1469 von Ludwig XI. geſtiftet, um die widerſpenſtigen Gemüther der Großen an ſich zu ziehen, 1665 von Ludwig XIV. erneuert. Schutzpatron des Ordens der Erzengel Michael, weil er einige Mahl in den Kriege zum Vortheil der Franzoſen mit geſtritten haben ſoll. Ordenszeichen, ein goldenes Kreuz mit weiſſem Rande, in der Mitte der Erzengel Michael mit dem Drachen. Umſchrift Immensi tremor oceani. Das rothe Ordensband wurde über der rechten Schulter getragen. Der Ordensſtern auf der linken Seite der Bruſt war ein viereckiges goldgeſticktes Kreuz mit verſchiedenen Sinnbildern. Die Ordenskette beſtand aus zuſammengeſchloſſenen Muſcheln, und wog 200 Goldkronen.

Die Ritter konnten auch proteſtantiſcher Religion ſeyn. Es wurden auch Gelehrte und Künſtler aufgenommen. Die Kandidaten des heil. Geiſtorden empfingen Abends, vor der Ertheilung deſſelben den Orden St. Michaels, und nannten ſich alsdann Ritter der königlichen Orden.

Dieſen Orden hat Ludwig XVIII. auch wieder anerkannt, und ihn ſchon vertheilt. (Mehr ſehe man bey Wippel, I. Th. 1469.)

180. **Michaels-Flügelorden**, ſ. Orden des Flügels ꝛc. oben unter F.

181. **Orden des heil. Michaels**, in Mähren geſtiftet, ſ. Orden der chriſtlichen Miliz, weiter unten.

182. **Militärorden**, zum Unterſchiede von **Civilorden**, ein zur Belohnung und Auszeichnung für Kriegsthaten geſtifteter Orden. S. den Art. **Kriegsorden** Th. 51. und viele andere Militär-Verdienſtorden findet man hier in dieſem Artikel beſchrieben. Es gibt aber auch verſchiedene, die nur ſo genannt werden, von denen ich hier nachfolgender erwähnen muß.

183. **Militärorden in Spanien** 1808, hieß ſeit 1806 königl. Orden von Spanien, und wird weiter unten in S. aufgeführt werden.

184. **Militärorden in Pohlen**, 1792 von dem Könige Stanislaus Auguſt geſtiftet, durch die Conſtitution des Herzogthums Warſchau erneuert. Der Orden hat 3 Klaſſen. Das Kreuz der erſten Klaſſe iſt von Gold, ſchwarz emaillirt; das der zweyten bloß von Gold, das der dritten von Silber. Auf der Vorderſeite die Inſchrift: Virtuti militari, und in der Mitte des Königs Nahmenszug. Auf der Kehrſeite der polniſche Adler. Das Band iſt ſchwarz und blau geſtreift. Die Großkreuze haben ein großes Band und einen Stern auf der linken Bruſt.

185. **Militär-Verdienſtorden in Würtemberg**. Dieſer Orden iſt Th. 51, S. 492 unter ſeinem früheren Nahmen **Karlsorden** beſchrieben. 1799 wurde er erneuert und am 6. Novbr. 1806 erhielt er ſeine jetzige, den Zeitumſtänden angemeſſene Verfaſſung, und heißt nun **königl. würtembergiſcher Militär-Verdienſtorden**. Er hat vier Klaſſen, de-

deren älteſte Mitglieder Penſionen erhalten. Ordenszeichen ein goldenes in den äußern Feldern weiß, und im mittlern blau emaillirtes Kreuz; in jenem iſt die Umſchrift: Bene merentibus (den Wohlverdienten) und in dieſem der Nahmenszug Fridericus Rex, mit der Königskrone, über dem Kreuz aber die Königskrone angebracht. Die Großkreuze tragen dieſes Zeichen an einem gelben, ſchwarz eingefaßten Bande von der linken Schulter zu der rechten Seite und außerdem auf der linken Bruſt einen mit Gold und Silber geſtickten Stern.

Man ſehe übrigens auch die unten folgenden **Verdienſtorden**, die auch zum Theil bloß **militäriſche** Orden ſind.

186. **Die Militär = Ehrenmedaillen**, deren es in den neueren Zeiten vielleicht in allen größeren und kleineren Staaten gibt, führe ich hier nicht auf, da ihnen das eigentliche Kennzeichen eines Ritterordens, nähmlich das Kreuz, fehlt. Bloß die Preußiſchen und Oeſterreichiſchen ſind oben, des Zuſammenhangs wegen genannt worden. Kuhn und Wippel haben ſie möglichſt vollſtändig verzeichnet.

187. **Orden der chriſtlichen Miliz**, 1618 in Olmütz von Karl Gonzaga, Herzog von Nevers zur Befreyung der von den Ungläubigen Bedrückten ꝛc. geſtiftet, unter dem Titel der glorreichen, unbefleckten Empfängniß der ſeligen Jungfrau Maria, unter der Regel des heil. Franziskus, und unter dem Schutze des heil. Erzengels Michaels und des heil. Baſilius Das Ordenszeichen war ein goldenes, achtſpitziges, blau emaillirtes Kreuz, auf der einen Seite das Bild der Maria, auf der andern das des Erzengels Michael. Nach dem Tode des Her-

Herzogs von Nevers, der 1623 von Papſt Urban VIII. das Ordenskreuz empfangen hatte, gerieth der Orden in Verfall. †

188. **Orden der goldenen Miliz in Rom**, ſ. Orden des goldenen Sporns.

189. **Orden des halben Mondes**, ſ. heil. Geiſtorden in Sicilien.

190. **Orden des halben Mondes in der Türkey.**

Der Kaiſer Selim III. überſchickte dem Lord Nelſon im Auguſt 1799 auf Veranlaſſung des durch denſelben bey Abukir erfochtenen Sieges über die franzöſiſche Flotte, als einen Beweis ſeiner Hochachtung, einen mit Diamanten von hohem Werthe beſetzten halben Mond. Lord Nelſon nannte ſich ſpäterhin aus eigner Willkühr Ritter des halben Mondes (Knight of the Crescent); nahmentlich unterſchrieb er ſich ſo in dem Waffenſtillſtands-Tractat mit dem däniſchen Hofe. Dies verurſachte dem Sultan ſo viel Vergnügen, daß er nun im Jahr 1801 einen, den Ritterorden chriſtlicher Souveräne ähnlichen Orden, unter dem Nahmen des **halben Mondes** in drey Klaſſen ſtiftete, und die Ehrenzeichen deſſelben an eine Menge engliſcher Offiziere, die bey der Armee in Aegypten gedient hatten, austheilen ließ.

Dieſer Orden wird nur an Unterthanen fremder Mächte, und zwar an ſolche ertheilt, die ſich Verdienſte um das Wohl der Pforte erworben haben, oder denen der Sultan einen Beweis von Wohlwollen geben will. Hauptſächlich erhalten ihn Militär- und geſandtſchaftliche Perſonen, wie er denn bald, nachdem die engliſchen Offiziere ihn erhalten hatten, mehreren ruſſiſchen diplomatiſchen Perſonen ertheilt wurde. Spä-

terhin erhielt ihn der franzöſiſche General Sebaſtiani und ſeine Adjudanten, ſo wie mehrere andere franzöſiſche Militärs, und zwar die erſtern vorzüglich wegen der klugen, kühnen und ſchnellen Vertheidigungs-Anſtalten von Conſtantinopel, wodurch ſie dieſe Hauptſtadt im Februar 1807 gegen die Angriffe der engliſchen Flotte ſicherten.

Die Haupt-Inſignien dieſes Ordens beſtehen in einem runden Schilde oder Medaillon, auf dem man einen Stern und einen halben Mond erblickt; der Stern ſteht in der Mitte von Strahlen umgeben, und der halbe Mond begrenzt nach unten zu den Rand des Medaillons. Das Ordenszeichen wird an einem gelbrothen Bande (als Farbe der türkiſchen Flagge) getragen.

Der Orden beſteht aus drey Claſſen (nicht bloß aus zweyen, wie Hr. Rath Kuhn ſagt) welche ſich durch das Ordenszeichen unterſcheiden.

Die Ritter der dritten oder letzten Claſſe erhalten einen kleineren Medaillon ganz von Golde. Auf der einen Seite befindet ſich das oben angegebene Ordenszeichen (Fig. 7159. b); auf der Rückſeite (Fig. 7159. c) ſieht man den Nahmenszug Selims III., von mehreren Verzierungen umgeben.

Die Ritter der zweyten Claſſe erhalten das etwas größere Medaillon gleichfalls von Golde, aber roth emaillirt, und der Stern, ſo wie der halbe Mond und Rand ſind mit Brillanten beſetzt.

Die Ritter der erſten Claſſe tragen das Medaillon, welches dem vorgenannten gleich, nur noch viel größer iſt, an einem breiten rothen Ordensbande, welches von der rechten Schulter nach der linken Hüfte hängt. Dazu auf der lin-

ken Bruſt einen ſilbergeſtickten Stern (Fig. 7159. a) eine ſtrahlende Sonne bildend. In der Mitte erblickt man die Ordensinſignien. *)

In dem V. Stücke deſſelben Bandes des eben erwähnten Werkes S. 423 ff. werden noch verſchiedene Bemerkungen über dieſen Orden gemacht und die Feyerlichkeiten bey Ertheilung deſſelben beſchrieben, wovon ich hier folgendes aushebe.

Es iſt ein Ereigniß, das in den Jahrbüchern des 18ten Jahrhunderts Epoche macht. Die Oßmanen, gegen welche der erſte Orden einer Ritterſchaft errichtet wurde (nähmlich der Maltheſerorden) ſtifteten einen Militärorden, die Tapferkeit eines chriſtlichen Helden zu belohnen, und ſeine erfochtenen Siege bey der Nachwelt unvergeßlich zu machen, die an ihren eigenen Küſten **), für ſie, erfochten wurden. Dies war der Orden des halben Mondes, ſein Stifter, Sultan Selim III. Mehrere und von Anderen, der Pforte geleiſtete Dienſte, bewogen denſelben, dieſem Orden zwey (richtiger drey) Klaſſen zu geben. ***)

Den 8. Okt. 1801 ritt der engliſche Admiral, von dem türkiſchen Admiral und deſſen Gefolge, und von dazu erwählten Offizieren der Flotte begleitet, aus dem Zelte des Generals Hutchinſon zu dem, des Kapitain Paſcha, und wurde mit klingendem Spiele, von den unter den Waffen ſtehenden türkiſchen Soldaten empfangen. In dem Zelte ſaß der Paſcha auf koſtbaren Polſtern, umgeben von dem Obergenerale der Armee des Grosherrn, und dem Reis Effendi. Sie erhoben ſich, die Britten bey ihrer Ankunft begrüßend, und dieſe nahmen die für ſie bereitſtehenden Stühle ein. Es wurde Kaffee und Konfekt präſentirt, und darauf erfolgte die Ordensertheilung. Der

*) Aus den Curioſitäten der phyſiſch-literariſch-artiſtiſch-hiſtoriſchen Vor- und Mitwelt rc. II. B. IV. St. Weimar 1812. S. 316 ff. mit Abbild.

**) Die Seeſchlachten bey Abukir und auf dem Nile, im Jahr 1798.

***) Dieſen erhielten, nach den Schlachten in Aegypten, achthundert brittiſche Offiziere.

Der Admiral wurde mit einem Pelze bekleidet, auf welchem ſich der Ordensſtern, und das rothe Band mit den Ordens-Inſignien befanden. Als er niederknieete; wurde der Firman des Grosherrn abgeleſen, und ihm die Ritterwürde förmlich ertheilt. Er ſtand hierauf auf, und das Militär gab eine Salve. Hierauf erhielten auch die anderen Offiziere den Orden theils der erſten, theils der zweyten Klaſſe. Während der Ceremonie, ertönte Janitſcharen-Muſik. Darauf wurde ein Aufſatz über die Macht und Pracht des Grosherrn, und über den Werth der ertheilten Ehrenzeichen abgeleſen. Dann wurde Sorbet gereicht. Hierauf geſchah der Rückzug unter einer zweyten Salve des Militärs.

191. **Orden von Monteſa in Spanien**, ein alter geiſtlicher Ritterorden (La Orden de nuestra Senora de montesa) in Spanien, der 1316 ſtatt der aufgehobenen Tempelherren aufkam, und vom Orden von Calatrava abhing, doch ſeine eigenen Großmeiſter hatte, bis die Großmeiſterſchaft der Krone Arragonien übergeben wurde. Sie hatten ein rothes Kreuz auf einem weiſſen Mantel. Der vormahlige König Joſeph hob den Orden 1809 auf. Er hatte 13 Kommenthureyen.

N.

192. **St. Nicolausorden in Neapel**, ſ. Argonautenorden.

193. **Nordſternorden**, ſ. den eigenen Artikel im Buchſtaben N.

O.

194. **Orden der Oehlflaſche in Frankreich**, oder Orden des heil. Remigius, 496 von Clodovàus I. von Frankreich zum Gedächtniß der Begebenheit, da bey der Taufe des Königs eine Taube eine mit Oehl gefüllte Flaſche vom Himmel gebracht. †

P.

195. **Palmorden**, ſ. **fruchtbringende Geſellſchaft** im Art. **Orden**.

196. **Orden der** *piorum participantium* **in Rom**, ſ. Orden des goldenen **Sporns**.

197. **Orden der Paſſion in Frankreich**, 1378 von Karl V. in Frankreich geſtiftet. Ein goldenes roth emaillirtes viereckiges Kreuz, in deſſen Mitte ein goldenes Agnus Dei. †

198. **Orden** *de la noble Passion* **in Weiſſenfels**, 1704 von Herzog Johann Georg zu Sachſen-Weiſſenfels geſtiftet. Auf dem achtſpitzigen Ordenskreuz war des Stifters Nahmenszug J. G. †

199. **Orden des heil. Patricius**, 1783 von Georg III. König von England für vornehme Irländer geſtiftet. Großmeiſter des Ordens iſt der jedesmahlige königl. Statthalter oder Vicekönig in Dublin. Das Ordenszeichen iſt ein eirunder Schild, in deſſen Mitte ein rothes Andreaskreuz mit einem grünen Kleeblatte, und auf jedem Blatte eine goldene Krone befindlich iſt, mit der Umſchrift: Quis separabit? 1783. (Wer wird ſie trennen?) als Symbol der vereinigten drey Königreiche. Dieſes Zeichen wird an einem grünen Bande über der Schulter getragen.

200. **Orden des heil. Paul**, 1540 von Papſt Paul III. geſtiftet. Ein entblößter Arm mit einem gezückten Schwerte. †

201. **Orden** *du Pavillon*, von Ludwig XV. König von Frankreich 1723 geſtiftet. Eine Medaille, auf der einen Seite ein Kreuz, auf der andern ein Pavillon. †

202. **Orden** *St. Julian de Pereyra* **in Spanien**, ſ. **Orden von Alcantara**.

203. **Orden des heil. Petrus**, 1520 von Papſt Leo X. zur Beſchützung der Seeküſte geſtiftet. Auf einer Seite eine päpſtliche Bulle mit dem Bilde des heil. Petrus und Leo des X. Wappen; auf der andern Seite die päpſtliche Krone und die kreuzweiß gelegten Schlüſſel. †

204. **Orden vom** *Porcespic*, ſ. **Orden vom Stachelſchwein.**

R.

205. **Orden der Rautenkrone** oder des **Rautenkranzes** (Ordre de la Couronne verte) **in Sachſen**, 1807 von König Friedrich August, bey Napoleons Anweſenheit geſtiftet. Es iſt ein Hausorden und er beſteht nur aus einer Klaſſe. Das Ordenszeichen iſt ein achteckiges grünes Kreuz mit weiß emaillirter Einfaſſung, deſſen ſilberner Mittelſchild auf beyden Seiten mit einem grünen 16blätterigen Rautenkranze umgeben iſt. Auf der Vorderſeite F. A., auf der Kehrſeite die Deviſe: Providentiae memor (der Vorſehung eingedenk.) Dieſes Kreuz tragen die Ritter an einem dunkelgrünen Bande über der rechten Schulter, und auf der linken Bruſt einen ſilbernen achtſtrahligen Stern mit dem Rautenkranz und der Deviſe.

206. **Orden der deutſchen Redlichkeit** in Sachſen, ſ. Orden der guten **Freundſchaft.**

207. **Orden der unmittelbaren Reichsritterſchaft**, 1793 von Kaiſer Franz, als römiſchen Kaiſer, ſämmtlichen Kantonen der unmittelbaren Reichsritterſchaft in Schwaben verliehen. Jeder unmittelbare Reichsritter war Mitglied deſſelben. Das Ordenszeichen ein goldenes weißemaillirtes Kreuz, auf deſſen Vorderſeite der doppelte kaiſerliche Adler mit dem allgemei-

meinen Wappen der ſchwäbiſchen Ritterſchaft in ſeinem Mittelſchilde. Auf der Kehrſeite das eigentliche Wappen eines jeden Kantons. An einem ſchwarzen Bande mit doppelter goldener Einfaſſung um den Hals oder im Knopfloche getragen. Außer dieſem Ehrenzeichen hatten die Ritter auch eine eigene Ordens-Uniform.

Dem Kanton Ottenwald in Franken hatte der Kaiſer einen ähnlichen Orden verliehen.

208. **Orden des heil. Remigius**, ſ. **Orden der Oehlflaſche** in Frankreich.

209. **Orden der Reunion**, in Frankreich, Italien, und Sardinien 1812 von Napoleon geſtiftet. Dieſer, aus dem holländiſchen Orden der Union entſtandene Orden ging mit Napoleons Fall wieder ein, und dürfte auch nicht wieder erweckt werden. Seine Statuten ſind in den geograph. Ephemeriden Nov. 1813. abgedruckt.

210. **Orden der Rhodiſer-Ritter**, ſ. den Art. **Johanniterorden**, auch das, was oben unter dem Worte **Maltheſerorden** bemerkt iſt.

211. **Orden vom Roſt in Spanien**, 1815 geſtiftet, iſt nur erſt dem Nahmen nach bekannt, und man muß das Weitere erwarten.

212. **Orden des heil. Rupertus** in Salzburg, ſ. im Art. **Kriegsorden**, Th. 51, S. 455.

S.

213. **Orden des heil. Sacramentes** ſ. Orden des heil. **Blutes**.

214. **Orden St. Salvator in Arragonien**, 1118. geſtiftet, hatte ein rothes Ankerkreuz zum Zeichen und war gegen die Mauren gerichtet. †

215.

215. **Orden des goldenen Schäppers**, ein Nahme des Ordens vom goldenen Vließe.

216. **Orden vom grünen Schilde**, 1399 vom Marſchall Boucicault in Frankreich geſtiftet, um die an Ehre und Vermögen gekränkten Matronen zu vertheidigen, hatte als Zeichen ein grünes Schild mit einer darauf abgebildeten weiß gekleideten Dame welches um den Arm gebunden getragen wurde. †

217. **Schwertorden von Cypern**, 1195 von Guido von Luſignan, König von Cypern geſtiftet. Ordenszeichen ein weiß emaillirtes Oval, darin ein ſilberner Degen mit goldenen Gefäße. †

218. **Orden des Schwertes in Schweden**, ſ. im Art. **Kriegsorden**, Th. 51, S. 459 ff.

219. **Orden des goldenen Schwertes in Oſtindien**, von dem Sultan Ula Udine von Atſchien (Atcheen) auf der Inſel Sumatra geſtiftet. Ueber dieſen Orden kommt in des engliſchen Kapitains T. Forreſt Voyage from Calcutta to the mergui Archipelago etc. London 1792. folgende Nachricht vor, die für die allgemeine Geſchichte der Ritterorden von Interreſſe iſt. *) Der Kapitain hatte des Königs Vater wohl gekannt, ſprach mit ihm davon, und überreichte ihm ein Exemplar ſeiner Reiſe nach Neuguinea, nachdem er vorher des Königs Miniſtern Erklärungen darüber gegeben hatte**).

Ff 5 Das

*) S. Curioſitäten ꝛc. II. B. V. St. Weimar 1813. S. 404. mit Abbild.

**) Aeltere Nachrichten von Atſchien, (Achem, Achin, Acheen,) finden ſich in der Geſchichte aller Reiſen, im 1ſten, 10ten und 18ten Bande. Vergl. Marsden Beſchreibung der Inſel Sumatra. A. d. Engl. Leipz. 1785.

Das nahm der König ſehr wohl auf, zeigte ſich ſehr lernbegierig, und unterhielt ſich nachher ſehr oft mit ihm über mancherley Dinge.

„Drey oder vier Tage vor meiner Abreiſe, — erzählt Forreſt ſelbſt, *) — meldete mir der Schabander Poſally, der König wolle mich unter die Zahl der **Ritter des goldenen Schwertes**, (Oran Cayo derry piddang mas) aufnehmen, unter denen etwa zehn bis zwölf Eingeborene waren. Auch waren zwey Schottländer, die Kapitäne Richardſon und Smant, dieſer Ehre ſchon theilhaftig geworden. Das Ordenszeichen iſt ein erhabenes, etwa einen Zoll langes Schwert auf einem Goldſtücke, welches auf der Bruſt getragen wird. (Fig. 7160) Ich antwortete dem Schabander: „Ich ſey dem Könige für die mir zugedachte Auszeichnung ungemein verbunden, und würde ſeine Befehle erwarten.“ Ich mußte meinen Nahmen mit großen Zügen auf ein Stück Papier ſchreiben, den Poſally noch einmal mit arabiſchen Karakteren ſchrieb, um dies dem Goldſchmiede zu geben, der das Ordenszeichen verfertigte.„

„Zwey oder drey Tage darauf wurde ich zu einer Audienz in den Pallaſt begleitet, wo ich den König fand, umgeben von ſeinen Hofleuten, gegen welche er einige Worte ſagte, und dann, gegen Poſally. Dieſer näherte ſich darauf mir, und hieng mir über den Kopf, um den Hals, eine kleine goldene Kette, an der die goldene Ordens-Medaille, mit einigen durchbrochenen Arabiſchen Karakteren geziert, und der Figur eines geflammten kleinen Schwertes hing. So wurde ich ein Mitglied des **goldenen Schwertordens** (Piddang mas.)

„Ich

*) Forrest p. 52.

„Ich machte eine tiefe Verbeugung gegen den König, der gnädig lächelte, und eine zweyte gegen die Hofleute, welche dieſelbe erwiederten, indem ſie die Hände nach dem Kopfe erhoben, und den Leib beugten. Ba d darauf nahm ich Abſchied von dem Könige, indem ich ſagte: Lange lebe der König! Nie als nur mit meinem Tode werde ich die mir erzeigte Gnade und Ehre vergeſſen.“

220. **Schwertorden in Portugall** 1810 geſtiftet, iſt noch ganz unbekannt.

221. **Orden der Schwertträger** oder **Schwertbrüder**, 1200 von Biſchof Albrecht von Liefland gegen die Ungläubigen geſtiftet, hatte zum Zeichen zwey kreuzweis liegende rothe Schwerter nebſt einem Stern. †

222. **Seraphinenorden in Schweden**, ſ. im Art. **Kriegsorden**, Th. 51, S. 459 fl.

223. **Orden beyder Sicilien in Neapel.** Zur Belohnung für die dem Staate geleiſteten Dienſte ſtiftete der König Joſeph im Febr. 1808. den Orden beyder Sicilien, Joachim erweiterte denſelben. Das Ordenszeichen war ein goldener rothemaillirter Stern von 5 Strahlen mit einem goldenen Adler darüber. Auf der einen Seite des Sterns das neapelſche Wappen mit der Inſchrift: Renovata Patria (das erneuerte Vaterland); auf der andern das ſiciliſche mit der Inſchrift: Joseph Napol. Siciliarum Rex instituit (geſtiftet von Joſeph Napoleon, König beyder Sicilien).

Die Dignitarien trugen dieſes Ordenszeichen an einem hellblauen Bande von der rechten Schulter nach der linken Seite, nebſt dem großen Stern auf der linken Bruſt; die Kommandeure um den Hals, die Ritter im Knopf-

loche

loſche. Der Orden war mit Gütern aus den im Königreiche aufgehobenen Malthéſer- und Konſtantinianorden dotirt, und alle Ritter erhielten nach Verhältniß ihres Grades Penſionen. Daß dieſer Orden jetzt bey Ferdinands Wiederkehr nach Neapel nicht fortbeſtehen werde, leidet wohl keinen Zweifel.

224. **Orden** de la sincerité, ſ. Orden vom **rothen Adler**, oben unter den Preußiſchen Ritterorden.

225. **Orden der Sklavinnen der Tugend**, 1662 von der Kaiſerinn Eleonore, Wittwe des Kaiſers Ferdinands III. für Damen geſtiftet, ſich durch einen tugendhaften Lebenswandel auszuzeichnen. Ordenszeichen eine ſtrahlende Sonne, umgeben von einem Lorberkranz, mit der Umſchrift: sola ubique triumphat (die Tugend allein behält den Sieg). Die Medaille wurde, wenn die Damen bey Hofe erſchienen, an einer goldenen Kette am linken Oberarm getragen. †

226. **Sonnen- und Löwenorden**, ein in Perſien beſtehender Orden, der drey Klaſſen hat, von denen die erſte das große Band bekommt, die 2te Kommenthure, die dritte Ritter ſind. (Geogr. Ephemeriden 1815. Jan. S. 46.)

227. **Orden von Spanien**. Der von dem König Joſeph am 20ſten Oct. 1808. geſtiftete Militärorden erhielt am 18ten Sept. 1809, als, mit Ausnahme des goldenen Bließes, alle vormahligen ſpaniſchen Ritterorden aufgehoben wurden, eine neue Verfaſſung und den Nahmen **Königl. Orden von Spanien**. Dieſer neuen Einrichtung zu Folge hatte ſo wohl das Civil als Militair gleiche Anſprüche auf denſelben.

Die

Die Zahl der Mitglieder war auf 50 Groß-kreuze 200 Kommandeure und 1000 Ritter feſtgeſetzt, die Penſionen erhielten, welche aus den Gütern der aufgehobenen Ritterorden genommen wurden.

Die Großkreuze trugen den Ordensſtern an einem breiten Bande über der rechten Schulter, und auf der linken einen ſilbergeſtickten Stern mit Strahlen, in deſſen Mitte der Ordensſtern mit Rubinen und der Umſchrift: Virtute et Fide (durch Tugend und Treue) befindlich war. — Mit Joſephs Flucht aus Spanien wird der Orden höchſt wahrſcheinlich auch aufgehoben ſeyn.

228. **Orden des goldenen Sporns in Rom**, hat ſeinen Urſprung wahrſcheinlich von Papſt Paul, III, obgleich andere ihn von Pius IV. herleiten. Es iſt ein Verdienſtorden, welcher an päbſtliche Beamte, an Gelehrte und Künſtler rc. ertheilt wird. In den Ernennungsbreven werden die Ritter nicht **vom goldenen Sporn** ſondern **Ritter der goldenen Miliz** (Auratae Militiae Eques) genannt, indem die erſte Benennung nur im gemeinen Leben üblich iſt. Ehedem führten die Ritter auch den Titel **lateraniſche Hofpfalzgrafen**. Die Päpſtlichen Nuntien, die Prälaten, welche Mitglieder des höchſten päpſtlichen Gerichtshofes ſind, haben auch das Recht, dieſen Orden zu verleihen, eben ſo wie das fürſtliche Haus Sforza Ceſarini, dem Papſt Paul III. es im Jahr 1539 ertheilte.

Das Ordenszeichen iſt (nach Kuhn) ſo wie es von Benedict XIV. vorgeſchrieben worden, ein goldenes achtſpitziges Kreuz, aus deſſen Hauptwinkeln goldene Spitzen hervorgehen,

hen, die einen viereckigen Stern bilden, und an deſſen untern Winkeln ein goldener Sporn befeſtigt iſt. Wippel ſagt, ein weißemaillirtes achtſpitziges Kreuz an welchem ein goldener Sporn hängt. (Fig. 7161). Die Ritter tragen dieſes Zeichen an einem ſchmalen rothſeidenen Bande auf der linken Bruſt im Knopfloche.

229. **Orden** *de la Squama* **in Spanien,** 1420 von Johann II von Kaſtilien gegen die Ungläubigen geſtiftet. Ein goldenes ſchuppenweiſe gearbeitetes Kreuz. †

230. **Orden des heil. Stanislaus in Pohlen,** 1765 von Stanislaus Auguſt geſtiftet. Ein achtſpitziges goldenes rothemaillirtes Kreuz mit runden Knöpfen auf den Spitzen, einem weißen Adler in jedem der vier Hauptwinkel, und einer goldenen Roſe in den übrigen Winkeln. In der Mitte das Bildniß des heil. Stanislaus mit einem Lorberkranz umgeben; auf der Kehrſeite der Nahmenszug des Königs. Das Ordensband roth mit weißem Rande. In dem Stern auf der linken Bruſt in einer Einfaſſung von goldenen Palmen der Nahmenszug des Stifters mit der Umſchrift: Praemiando incitat (durch Belohnung muntert er auf). Der geſunkene Orden wurde bey Errichtung des Herzogthums Warſchau wieder hergeſtellt.

231. **Militäriſcher St. Stephansorden in Florenz,** ſ. im Art. **Kriegsorden,** Th. 51, S. 493.

232. **Civilverdienſtorden des heil. Stephans in Oeſterreich,** ſ. oben unter den öſterreichiſchen Orden, Nro. 3.

233. **Orden des Sterns in Frankreich,** erſt **Orden der Jungfrau Maria,** auch du Guet genannt, 1022 von König Robert geſtiftet,

tet, 1351 erneuert, 1733 mit des letzten Ritters Abſterbens erloſchen. Ein fünfſpitziger goldener Stern an einer Kette. †

234. **Kreuzorden mit dem rothen Stern in Paläſtina**, ſ. den Art. **Kreuzorden**, im Buchſtaben **K**.

235. **Orden des Sternkreuzes**, ſ. oben unter den öſterreichiſchen Ritterorden Nro. 6.

236. **Orden des Stiefels in Venedig**, ſ. **Orden** *de la Calza*.

T.

237. **Orden von der Taube in Spanien**, oder **heil. Geiſtorden**, 1390 von Johann I. von Kaſtilien geſtiftet. Eine goldene weiß emaillirte Taube an einer aus goldenen Sonnen beſtehenden Kette. †

238. **Orden der Tempelherren**, entſtand nach der Einnahme des gelobten Landes 1118 und hatte mancherley wunderbare Schickſale, die ihn ſehr bekannt machten. Seinen Nahmen hatte er daher, weil Balduin, der zweyte König von Jeruſalem, einen Theil ſeines eignen Pallaſtes, der an den Tempel Salomons ſtieß, ihnen einräumte. Der Ordensanzug war ein weiſſer Mantel mit einem achteckigen rothen Kreuze. Ihre Gelübde beſtanden in der Keuſchheit und Beſchützung des gelobten Landes gegen die Saracenen, Bewirthung der Pilgrimme, die nach Jeruſalem kamen, und Begleitung der Wallfahrtenden nach den heiligen Orten. In der Folge errichteten ſie ganze Heere, die ſie gegen die Feinde der Chriſten führten, weshalb die Könige und Fürſten ihnen viele Güter und Einkünfte ſchenkten, ſo daß ſie endlich an 40,000 Kommenthureyen gehabt haben ſollen, aus denen

ſie jährlich mehr als 2 Millionen Ducaten zogen. *) Dieſes ihres großen Reichthums wegen wurden ſie ſehr beneidet, beſonders von dem Papſt Clemens V. und dem Könige Philipp IV. in Frankreich. Unter dem Vorwande, daß bey ihnen grobe Laſter herrſchten, wurden ſie endlich 1310 auf einer Verſammlung zu Wien aufgehoben, und die Ritter hier und da auf das grauſamſte hingerichtet, worüber die Geſchichte längſt das gerechte Urtheil geſprochen hat. Ihre Güter wurden theils von den Landesherrn, in deren Gebiet ſie lagen, eingezogen, theils den Johanniter-Rittern und andern Orden zugewendet, wie denn in Spanien der Orden von Montepa, und in Portugal der Orden Chriſti einen großen Theil derſelben bekamen. Schon im Jahr 1289 wollte Papſt Nicolaus IV. dieſen Orden mit den Hoſpitalitern verbinden; allein dieſer Entſchluß kam nicht zur Ausführung. †

239. *Ordo Temperantiae*, ſ. **Mäßigkeitsorden.**

240. **Orden der** *Tessera Concordiae*, ſ. **däniſcher Haysorden**, oben unter D.

241. **Thereſienorden**, oder Marien-Thereſienorden, ſ. im Art. **Kriegsorden**, Th. 51, S. 465 ff.

242. **Orden vom Todtenkopf in Waldeck**, ſ. Orden de la veritable felicité, oben unter F.

*) Wenn die Angaben richtig ſind, ſo war das für die damahlige Zeit, wo das Geld einen ſo hohen Werth hatte, ausnehmend viel. Sie waren indeß durch ganz Europa verbreitet, und hatten allenthalben Beſitzungen erlangt. Anfänglich ging es ihnen ſehr ſchlecht, ſo daß zwey der vornehmſten Ritter nur ein Pferd hatten, weshalb ſie auch in ihrem Siegel ein Pferd führten, auf dem zwey Ritter ſitzen.

243. **Orden vom Todtenkopf in Würtenberg und Oels**, 1652 von Herzog Sylvius Nimrod von Würtemberg und Oels für Herrn und Damen geſtiftet, 1709 erneuert. Ein ſilberner Todtenkopf an einer goldenen, ſchwarz emaillirten Schleife mit weißen Buchſtaben: Memento mori. †

244. *La Toison d'or* ſ. **Orden des goldenen Vließes.**

245. **Orden der Treue in Baden**, oder de la fidelité, 1715 von dem Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach bey Legung des Grundſteins der Reſidenz Karlsruhe geſtiftet, 1803 bey Erlangung der Kurwürde erneuert.

Das Ordenszeichen iſt ein goldenes, roth emaillirtes achtſpitziges Kreuz mit runden Knöpfen und einem goldenen in einander verſchlungenen doppelten C in jedem der vier Hauptwinkel. Auf der Vorderſeite des in der Mitte befindlichen runden Schildes iſt ein, auf einigen Felſen ſtehendes doppeltes C. mit der Ueberſchrift: Fidelitas (Treue); auf der Kehrſeite das badiſche Wappen. Die Großkreuze tragen dieſes Ordenszeichen an einem orangefarbenen Bande mit ſilberner Einfaſſung, welches von der rechten Schulter nach der linken Hüfte geht; die Kommandeure an einem ſchmahleren Bande um den Hals. Beyde haben auf der linken Bruſt einen ſilbernen achteckigen Stern, in deſſen Mitte ſich innerhalb eines goldenen Ringes die Ordenszeichen auf orangefarbenem Grunde befinden, mit der Umſchrift: Fideliter et sincere. (Fig. 7162.)

246. **Orden der Treue in Sachſen**, 1724 von der Königinn Chriſtine Eber-

harbine von Polen für Herrn und Damen geſtiftet. Ordenszeichen ein goldenes grün emaillirtes Kleeblatt an einer goldenen Kette im Knopfloche. †

247. **Orden der Treue in Dänemark,** ſ. **Orden** *de l'union parfaite.*

248. **Tuſin-Orden,** ſoll ein ehemahls in Oeſterreich und Böhmen blühender Orden geweſen ſeyn, deſſen Ritter ſich gegen die Türken ausgezeichnet, und ein grünes Kreuz auf einem rothen Mantel gehabt haben. Es fehlt indeß an allen ſicheren Nachrichten darüber. †

U.

249. **Orden** *de l'union parfaite,* in felicissimae unionis memoriam, de la fidelité, **von der Treue, in Dänemark,** 1732 von der Königinn Sophie Magdalene zur Erinnerung an den Tag ihrer Vermählung mit dem Könige Chriſtian VI. (7 Aug. 1721.) geſtiftet, ſeit 1770 aber nicht mehr ausgetheilt. Es erhielten ihn Herrn und Damen. Ordenszeichen ein weiß emaillirtes Kreuz ohne Spitzen. Auf jeder Stange des Kreuzes eine königl. Krone. In der Mitte eine blau emaillirte Platte mit dem goldenen Nahmen des Königs Chriſtian VI. und der Stifterinn M. S. In den Winkeln des Kranzes ſtehen wechſelsweiſe der preußiſche Adler und der nordiſche Löwe. Auf der andern Seite des Kranzes die Inſchrift: In felicissimae unionis memoriam. Dieſes Kreuz wird an einem himmelblauen Bande mit ſilberner Einfaſſung um den Hals auf der Bruſt hangend getragen *).

250.

*) Es iſt möglich, daß noch einige Mitglieder des Ordens leben, weshalb man ihn noch nicht als erloſchen anſehen kann.

250. **Holländiſcher Orden der Union**, von König Ludwig geſtiftet, das Andenken der Vereinigung der Holländer und die Unterdrückung der Factionen zu verewigen. Das Ordenszeichen war ein goldener, weißemaillirter Stern von 4 großen und 4 kleinen Strahlen mit goldenen Knöpfen auf den Spitzen; in jedem Winkel deſſelben eine Biene mit ausgebreiteten Flügeln. Auf der Vorderſeite des runden Mittelſchildes das Bildniß des Königs Ludwig, auf der Kehrſeite ein Löwe, auf Wellen einherſchreitend, mit der Umſchrift: Doe well en zie niet om (thue recht und ſieh dich nicht um). Ueber dem Stern eine goldene Königskrone. Dieſes Ordenszeichen trugen die Großkreuze an einem himmelblauen Bande von der rechten Schulter nach der linken Hüfte, die Kommandeure um den Hals, überdieß beyde einen Stern auf der linken Bruſt; die Ritter im Knopfloche ohne Stern.

Bey der Verbindung Hollands mit Frankreich durch das Decret Napoleons vom 9ten Jul. 1810. blieb dieſer Orden unerwähnt; ſpäterhin bildete Napoleon ihn um in den Orden der Reunion, der nach ſeinem Falle aufgehoben wurde.

251. **Verdienſtorden**, eine allgemeine Benennung aller Orden, die den Mitgliedern nicht wegen ihrer hohen Geburt, nicht wegen beſonderer Gelübde ꝛc., ſondern wegen ihrer Thaten und guten Verhaltens, ſey es im Civil- oder Militärſache, verliehen werden. Es giebt indeß auch verſchiedene Orden dieſer letztern Art, die bisweilen ohne einen andern Zuſatz, nur **Verdienſtorden** heißen und für Militär- oder Civil-Perſonen, oder für beyde zugleich

beſtimmt ſind; und von dieſen muß ich hier folgende aufführen, und nachweiſen, wo ſie beſchrieben ſind.

252. **Der militäriſche Verdienſtorden in Preußen**, ſ. Orden pour le *merite*, oben unter den preußiſchen Ritterorden und die dort gegebene Nachweiſung auf Th. 51, S. 459.

253. **Der Verdienſtorden in Rußland, oder St. Georgsorden**, ſ. daſelbſt S. 493.

254. **Militäriſcher Verdienſtorden in Baden**, ſ. **Karl-Friedrichs-Orden** oben unter **K.**

255. **Militär-Verdienſtorden in Würtenberg**, ſ. oben unter **M.**

256. **Militäriſcher Verdienſtorden in Oeſterreich**, ſ. **Marien-Thereſien-Orden**, oben unter den öſterreichiſchen Orden No. 2.

257. **Orden des Civil-Verdienſtes in Würtemberg**, 1806 von dem verſtorbenen König errichtet, ſ. **Civilverdienſtorden**, oben unter **C.**

258. **Verdienſtorden**, 1807 von dem Großherzog Ludwig von Heſſen geſtiftet, iſt bisher erſt dem Nahmen nach bekannt.

259. **Verdienſtorden in Neapel**, ſ. Orden des heil. **Ferdinands.**

260. **Militär-Verdienſtorden in Frankreich**, ſ. **Orden** *du merite militaire*, oben unter **M.**

Ueber **Verdienſtmedaillen** wird im Buchſtaben **V.** ein eigener Artikel folgen. Vorläufig ſehe man die oben über **Militär-Ehren-Medaillen** gemachte Bemerkung.

261. **Orden der Verkündigung in Sardinien.** Ordine dell' Annunciata.

Die Geſchichte und Entſtehung dieſes Ordens hat Aehnlichkeit mit der, welche gewöhnlich

lich vom goldenen Vließe und dem Hoſenbande erzählt wird. Amadeus VI., Graf von Savoyen, der grüne Graf genannt, weil er auf einem Turniere eine grüne Rüſtung trug, erhielt von einer Dame, in die er verliebt war, ein aus ihren Haaren geflochtenes Armband mit Liebesſchleifen zum Geſchenk. Ihr zu Ehren habe er einen Ritterorden geſtiftet, und jenes Armband mit den Liebesſchleifen zum Ehrenzeichen deſſelben genommen *) die Bedeutung der darauf befindlichen Buchſtaben F. E. R. T. ſey: Frappez, Entrez, Rompez Tout. Wahrſcheinlicher iſt es, daß er den Orden theils aus Frömmigkeit, theils zum Andenken an die tapfern Thaten Amadeus V. oder des Großen bey der Belagerung von Rhodus durch die Türken (1310), und zwar im Jahre 1355 oder 1362 geſtiftet hat.

Karl III. Herzog von Savoyen, gab dem Orden im Jahre 1518 neue Statuten und veränderte die bis dahin übliche Benennung **Orden des Halsbandes**, in die heutige.

Der König von Sardinien iſt Großmeiſter des Ordens, und ernennt die Ritter.

Nur Souveräne, fürſtliche und andere Perſonen von altem Adel erhalten dieſen Orden.

Das Ordenszeichen (Fig. 7163) iſt ein goldener, eyrunder, weißemaillirter, mit Liebesſchleifen umſchlungener Schild, auf welchem die Verkündigung Mariä abgebildet iſt. Die Ritter tragen daſſelbe um den Hals an einer goldenen aus Liebesſchleifen und Roſen beſte-

*) Wenn man die geheime Geſchichte der Entſtehung manches Ordens wüßte, (wie z. B. die von dem Orden des heil. Geiſtes in Frankreich) möchte man wohl nicht einen ſo hohen Werth darauf legen, wie es gemeinhin geſchieht.

henden Kette. Auf den Roſen ſtehen die vier Buchſtaben F. E. R. T. (Fortitudo ejus Rhodum tenuit; ſeine — Amadeus V. — Tapferkeit rettete Rhodus). Auf der linken Bruſt haben ſie einen Stern, in Geſtalt einer ſtrahlenden Sonne, in deſſen Mitte die Verkündigung, umgeben von einem ſilbergeſtickten Zirkel von Moſaik mit grünen Laubwerk abgebildet iſt.

Bey feyerlichen Gelegenheiten tragen die Ritter eine Zeremonienkleidung und eine größere Ordenskette.

Der 25. März, als Feſt der Verkündigung Mariä, iſt zugleich das Ordensfeſt.

Der Orden hat fünf Beamten: Einen Kanzler, welches ein Biſchof oder Erzbiſchof iſt; einen Sekretär, der jedesmahlige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten; einen Almoſenier, der jedesmahlige erſte Almoſenier des Königs; einen Schatzmeiſter; und einen Wappenherold, der jedesmahlige erſte Brigadier der königl. Leibwache. Sämmtliche Beamte haben beſondere Zeremonienkleidungen. (Kuhn)

262. **Orden der Verkündigung Mariä**, oder Virginis annunciatae, 1619 von Karl Gonzaga, Herzog von Nevers (der ſich in Olmütz in Mähren aufhielt) gegen die Türken geſtiftet. Ein in vier lilienförmige Ecken auslaufendes Kreuz mit der Inſchrift: In hoc ſigno vincam. †

263. **Orden** *pour la vertu*, 1763 von der Herzogin Louiſe Friederike von Mecklenburg geſtiftet. Das Ordenszeichen an einem blauen, am Rande weiſſen Bande getragen. Auf der linken Seite der Bruſt ein ſilberner Stern.

264. **Orden** *de la vigilance* **in Sachſen-Weimar**, ſ. **Orden des weißen Falken**, oben unter **F.**

265. **Orden** *beatae virginis* **in Oeſterreich**, ſ. **Orden der chriſtlihen Miliz**, oben unter **M.**

266. **Orden des goldenen Vließes**, ſ. oben, unter den Orden des Hauſes Oeſterreich, No. 1. Auch in Spanien blühete dieſer alte Ritterorden, und ſtand in Anſehn, und war der einzige, den Joſeph im Sept. 1809 nicht aufhob ſondern beſtätigte. Die Geſchichte und die Verfaſſung deſſelben iſt oben, am angef. Orte, vorgetragen worden. Hier iſt nur zu bemerken, daß die ſpaniſchen Ritter dieſes Ordens keinen Ordensmantel haben.

267. **Orden der drey goldenen Vließe in Frankreich**, 1809 von Napoleon geſtiftet, um der Armee einen beſondern Beweis der Zufriedenheit zu geben, und zwar zunächſt für die, welche drey Wunden aufzuweiſen hatten. 1813 von demſelben wieder aufgehoben. Das Stiftungsdecret (ſ. Kuhn S. 49 ff.) beſtimmt die Bedingungen, unter welchen die verſchiedenen Grade dieſes Ordens ertheilt werden, und welche Penſionen damit verbunden ſeyn ſollen ꝛc. Eine nähere Angabe der Ordenszeichen enthält es nicht. Die Großritter allein trugen das Ordenszeichen um den Hals, die Kommandeure und Ritter aber am Knopfloche. Die Zahl der erſten war 100, der andern 400, und der Ritter 1000 — (Wippel, II. Th. 1809. verzeichnet, wie gewöhnlich, die darüber im Druck erſchienenen Notizen).

W.

268. **Orden der Wachſamkeit**, ſ. Orden des weißen **Falken** in Sachſen-Weimar.

269. **Waſa-Orden in Schweden.** Guſtav III. hat dieſen Orden an ſeinem Krönungstage, 26. Mai 1772, geſtiftet, als Belohnung für diejenigen, welche ſich um die Beförderung des Ackerbaus, der Landwirthſchaft, der Manufakturen, des Handels u. ſ. w. verdient gemacht haben. Das ſchwediſche Wort **Wasa** bedeutet eine **Garbe**, und iſt zugleich der Familiennahmen und das Wapen des adelichen Geſchlechts, aus welchem Guſtav I. (Guſtav Waſa) im Jahre 1523 den ſchwediſchen Thron beſtieg. Daher die Benennung.

Der König von Schweden iſt Herr und Meiſter des Ordens und kann ihn nicht aufheben. Er ernennt die Mitglieder deſſelben, die aus Kommandeur-Großkreuzen (Commendörer med stora Korset), Kommandeuren und Rittern beſtehen.

Das Ordenszeichen iſt ein eyrundes, goldenes, rothemaillirtes Schild, in deſſen Mitte eine goldene mit einem dergleichen Bande umbundene Garbe befindlich iſt, mit der goldenen Umſchrift: Gustaf den tredje instiktare MDCCLXXII (Guſtav III., Stifter, 1772).

Die Kommandeur-Großkreuze tragen das Ordenszeichen an einem blaßgrünen, gewäſſerten Bande *), von der rechten Achſel nach der linken Seite, und die Kommandeure um den Hals; ſie haben auf der linken Bruſt einen ſilbernen Stern von acht Strahlen mit einer goldgeſtickten Garbe in der Mitte.

Die Ritter tragen es an einem ſchmahlen Bande im Knopfloche ohne Stern. (Kuhn S. 183.)

270.

*) Daher der Orden auch das grüne Band heißt.

270. **Orden des heil. Wenzels.** Es hat, nach des Herrn Rath Kuhn's Bemerkung nie einen Orden dieſes Nahmens gegeben, ſondern es pflegten nur diejenigen Ritter, welche die Könige von Böhmen bey ihrer Krönung mit dem Schwerte des heil. Wenzels zu Rittern ſchlugen, **Wenzelsritter** genannt zu werden; eben ſo wie diejenigen, welche die römiſchen Kaiſer bey ihrer Krönung mit Karl des großen Schwert zu Rittern ſchlugen, ſich gemeinhin **Karlsritter** nannten.

271. *Militaire Willems Orde* in den Niederlanden, 1815 von dem jetzigen Könige für Land und Seeoffiziere geſtiftet. Ein weiß emaillirtes Kreuz mit acht goldenen Punkten und der Inſchrift: Vor Moed Beleid Trouw. (Für Muth, Auszeichnung, Treue), an einem orangefarbenen Bande mit dunkelblauen Streifen. Es gibt 4 Klaſſen, und die Mitglieder erhalten Penſionen.

272. **Orden für barmherzige Wittwen in Rußland,** 1815 von der verwittweten Kaiſerinn Maria Fedorowna für 16 Wittwen geſtiftet, die ſich der Krankenpflege in den Hoſpitälern widmen. Ein goldenes Kreuz mit dem Bilde der heil. Jungfrau und der Inſchrift: die Freude aller betrübten; auf der andern Seite: Barmherzigkeit.

273. **Orden des heil. Wladimirs in Rußland,** 1782 von Kaiſerinn Katharina II. geſtiftet. Es iſt ein Verdienſtorden im weiteſten Sinne, und beſteht aus 4 Klaſſen, deren Mitglieder Penſionen genießen. Das Ordenszeichen ein goldenes roth emaillirtes Kreuz. Das Band ponceauroth mit ſchwarzer Einfaſſung.

Verzeichniß der im obigen unter Lit. C. beſchriebenen oder angeführten Ritterorden und Ordensnahmen, nach den Ländern nummerweiſe angegeben.

Amerika: 42.
Baden: 121. 159. 245.
Brandenburg: 44.
Baiern: 83. 102. 141. 161. 175.
Cöln: 103.
Corſica: 64.
Cypern: 217.
Dänemark: 50. 51. 61. 178. 249.
Frankfurt: 45.
Frankreich: 49. 56. 59. 60. 72. 76. 81. 82. 95. 149. 152. 155. 163. 164. 177. 179. 194. 197. 201. 209. 233. 267.
Großbritanien: 22. 55. 84. 100. 199.
Heſſen: 258.
Holland: 250. 271.
Maltha: 165.
Mantua: 32.
Mecklenburg: 263.
Neapel: 18. 53. 67. 96. 107. 223.
Oeſterreich: 54. 58. 62. 85. 115. 129. 131. 136. 137. 142. 151. 171. 172. 225. 232. 235. 248. 266. 270.
Oſtindien: 219.
Päbſtliche: 41. 77. 86. 111. 154. 167. 168. 200. 203. 228.
Perſien: 226.
Pohlen: 5. 94. 184. 230.
Portugal: 20. 41. 71. 105. 220.
Preußen: 3. 4. 80. 130. 132. 157. 176.
Privat=Ritterorden, die auf kein beſtimmtes Land abgeſehen waren: 6. 40. 48. 52. 74. 112. 135. 162. 170. 187. 216. 221. 234. 238. 262.

Reichs=

Reichsritterſchaft: 207.
Rußland: 10. 13. 15. 87. 122. 272. 273.
Sachſen: 73. 90. 94. 150. 198. 205. 246.
Sachſen-Weimar: 65. 70. 74.
Salzburg: 212.
Sardinien: 156. 174. 261.
Schleſien: 98.
Schweden: 11. 28. 34. 118. 193. 218. 222. 269.
Schweitz: 27.
Sicilien: 78.
Spanien: 9. 21. 23. 30. 35. 97. 104. 117. 119. 147. 153. 158. 191. 211. 214. 227. 229. 237.
Toskana: 133. 231.
Türkei: 190.
Ungewiſſe Orden, über deren Entſtehung ꝛc. es an Nachrichten fehlt, oder die verſchiedenen Ländern angehören: 17. 46. 88. 91. 101. 109. 123. 128. 140. 146.
Venedig: 36.
Waldeck: 66.
Weſtphalen 144.
Würtemberg: 1. 2. 43. 134. 185. 243.
Würzburg: 116.

Ritterordnung, die eigenthümliche, von den Kaiſern beſtätigte Kreisverfaſſung der ehemahligen Reichsritterſchaft im deutſchen Reiche. S. Krün. Enc. Th. 121. S. 757. im Art. **Reichsritterſchaft**.

Ritterort, ſo wurden die Viertel oder Cantone in den Kreiſen der ehemahligen Reichsritterſchaft genannt. Man ſehe die eben angeführte Stelle in Krün. Enc.

Ritterpferd, **Ritterroß**, eigentlich ein zum Kriege gerüſtetes Pferd, mit welchem ein Ritter,

ter, oder vielmehr der Beſitzer eines Ritterlehens, ſeinem Lehensherrn in den Krieg zu folgen, oder es mit einem Manne zu ſtellen und zu unterhalten verbunden war. Seit der Umgeſtaltung des Kriegsweſens durch Einführung der ſtehenden Heere haben die Lehensherren von ihren Lehensmännern ſtatt dieſer ſonſt üblichen Natural-Dienſtleiſtung Geldbeyträge verlangt, und es wird daher jetzt unter Ritterpferd gewöhnlich nur dieſe Abgabe verſtanden, wofür man indeß, um beſtimmter zu ſprechen doch **Ritterpferdsgeld**, **Ritterpferdegeld**, oder **Lehenritterpferdegeld** ſagt. Wenigſtens kommt unter dieſem letzten Nahmen die gedachte Abgabe noch jetzt in verſchiedenen königl. Preußiſchen Provinzen vor.

Die Verbindlichkeit des Vaſallen oder Lehensmannes war nach der Größe des Gutes verſchieden, ſo daß manches Rittergut nur ein halbes, oder ein ganzes, oder wohl mehr Pferde und Reiter zu ſtellen hatte, wo man denn nach Klauen oder Hufen rechnete, indem eine Klaue oder ein Huf $\frac{1}{4}$ Pferd bedeutete.

Nach Borowski's Cameral- und Finanzpraxis wurde es in der Mark Brandenburg ſchon zu Folge des Edictes vom 22ſten Sept. 1663 freygeſtellt, zu dem damahligen Türkenkriege ſtatt eines ganzen Dienſtpferdes 40 Rthl. zu bezahlen. Nach dem Patente vom 19ten Jan. 1685 mußten die Lehensleute eine Specification, wie viel ſie an Lehnpferden zu halten verbunden, einreichen, worauf 1700 die Feſtſetzung der Zahl der Lehnpferde erfolgte. Durch die von 1704 bis 1717 zu Stande gekommenen Vereinbarungen wurde der Natural-Roßdienſt endlich ganz aufgehoben, und ein **Lehenritterpferdegeld** eingeführt.

Königl.

Königl. Edict, daß alle adeliche Lehne für allodial erklä=ret, und der nexus feudalis aufgehoben werden ſoll, wenn dafür ein jährlicher Canon gewilliget wird. Berlin, den 5ten Jan. 1717.

Königl. Aſſecuration für die Churmärkiſche Ritterſchaft vom 30ſten Jun. 1717.

Königl. Reſcript (für die Neumark) vom 30ſten Apr. 1718.

Königl. Aſſecuration für Magdeburg und Hohenſtein, vom 4ten Aug. 1719.

Neue Lehns=Conſtitution für die Mark Brandenburg, vom 25ſten Aug. 1718, nach welcher alle Lehngüter al=lodificiret, und der Lehn=Nexus aufgehoben wurde, ſo daß der König allen bisherigen Lehensrechten entſagt, die Lehens=Onera erläßt, und ſich aller Erhöhung der einmahl beſtimmten Lehenpferdegelder begibt.

Im Jahr 1716 wurden die Lehengüter des Adels in Preußen für allodial erklärt.

Auf eine ähnliche Art hat man ſich auch in andern Staaten, wo daſſelbe Verhältniß Statt fand, verglichen, ſo daß jetzt wohl nirgends die Na=tural=Geſtallung der Ritterpferde Statt findet.

Die Größe der für ein Lehnritterpferd jährlich zu zahlenden Abgabe iſt in den Marken Brandenburg, Magdeburg ꝛc. auf 40 Rthlr., in Pommern, wo die Lehengüter dem Wunſche der Ritterſchaft zu Folge aber noch nicht allodi=ficirt wurden, auf 20 Rthlr. nach andern An=gaben auf 17 Rthlr. 9 gr. 8 Pfen. geſetzt. In Oſt=preußen geben die größeren Güter 10 Rthlr., klei=nere aber auch nur 6 Rthlr. 60 gr. Preuß.; doch wird aber auch von ehemahligen Lehngü=tern ein ſogenannter Vererbungs=oder Allodifi=cationszins gezahlt. In Schleſien, Weſtpreu=ßen, und dem jetzigen Großherzogthume Poſen, wo die meiſten Güter urſprünglich allodial ſind, findet dieſe Abgabe nicht Statt.

In den königl. preuß. Staaten werden die=ſe Gelder übrigens in vierteljährigen Terminen am 1ſten März, Junius, September und De=

zem=

zember, und zwar zum vierten Theil im Golde an die Kreiskaſſen abgetragen, welche darüber beſondere Rechnungen führen, und ſie der General-Kriegskaſſe, zur Verpflegung der Armeen zuſtellen. Die Einforderung geſchieht nach der **Lehnpferderolle**, worauf die Zahl der Lehnpferde jedes Kreiſes mit der Benennung jedes einzelnen Dorfes, worauf ein Lehnpferd haftet, verzeichnet iſt.

In den Großherzogthümern Mecklenburg iſt dieſe Angelegenheit erſt ſpät zur Ausgleichung gekommen. Früher beſaß die Ritterſchaft die eine Hälfte ihrer Hufen ſteuerfrey, mit der Verbindlichkeit, bey Entſtehung eines Krieges dem Lehensherrn bewaffnet ins Feld zu folgen. Da ein ſolcher Fall lange nicht vorgekommen war, ſo ſchien die Sache faſt in Vergeſſenheit zu gerathen. Bey dem erſten Einrücken der Preußen in Frankreich 1792, forderten die Herzöge von Mecklenburg indeß die Ritterſchaft auf, an der damahls angeordneten Bewaffnung Theil zu nehmen, wofür die Ritterſchaft ihrer Obliegenheit durch Zahlung einer Summe von 200,000 Rthlr. Genüge leiſtete. Im Jahr 1809 wurde die Sache endlich dahin entſchieden, daß die Ritterſchaft die bis dahin frey beſeſſene Hälfte ihrer Güter eben ſo, wie die andere bisher ſchon ſteuerbare, verſteuern, und dagegen von der Verpflichtung, bey vorkommenden Fällen dem Lehensherren ins Feld zu folgen, auf immer entbunden ſeyn ſolle. — Eine mecklenburgiſche halbe ritterſchaftliche Hufe gibt, außer verſchiedenen andern Bewilligungen, die nach den Umſtänden mehr oder weniger betragen können, als eigentliche Steuer 9 Rthlr. Die ganze Hufe iſt zu 600 Scheffeln Ausſaat Wintergetreide kataſtrirt,

aber

aber von ſehr verſchiedener Größe und von wandelbarem Werthe. Von dem ſchlechteſten Boden werden 300 □ Ruthen auf einem Scheffel Ausſaat gerechnet, von dem beſten nur 75. Dieſer Maßſtab iſt aber noch zu eng, und man könnte von dem beſten Acker 60, von dem ſchlechteſten 6 und mehr 100 □ Ruthen auf den Scheffel Ausſaat rechnen, und würde dennoch die rechte Ausgleichung nicht gefunden haben, welches auch aus den verſchiedenen Preiſen erhellet, wozu die Hufen verkauft werden. In den Jahren 1811—13, als die Güter in Mecklenburg am niedrigſten ſtanden, wurde ein Gut mit 1200 Rthlr. pr. Hufe bezahlt, ein anderes nur mit 3500 Rthlr. Die öffentliche Meinung erkannte in dem Werthe zweyer Hufen, die doch einen gleichen Steuerfuß haben, das Verhältniß von 12 zu 3½ oder von 3½ zu 1 an. Ja es gibt große Sandflächen, die, wenn ſie zum Getreidebau zu ſchlecht, und nicht mit Tannen bewachſen ſind, faſt gar keinen wirthſchaftlichen Werth haben, auf die kein Maßſtab zu paſſen ſcheint. Der eigentliche Betrag der, für die ehemahlige Naturalgeſtaltung der Ritterpferde zu zahlenden Abgabe iſt demnach wenn man auf den eigentlichen Werth der Güter ſieht, ſehr verſchieden, und es wird ſich wohl allenthalben beynahe ſo verhalten, da das richtige Schätzen der Beſitzungen mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. —

Bey den Römern war das **Ritterpferd** ein Kriegsdienſtpferd, welches den jungen Leuten, die von edler Abkunft und ſonſt dazu geeignet waren, unter die Zahl der Ritter aufgenommen zu werden, nach überſtandener Prüfung, von den Cenſoren übergeben und auf öffentliche Koſten unterhalten wurde.

Figürlich wird auch das Heupferd, Libellula grandis L. **Ritterpferd** genannt. S. Krün. Enc. Th. 23 S. 286.

Ritterpflicht, die Pflicht eines Ritters, als eines ſolchen, wohin das ritterliche Betragen, die Beſchützung der Unſchuld ꝛc. gehöreten. S. im Art. **Ritter**.

Ritter-Promotion, die Erhebung eines Mannes in den Ritterſtand. Unter welchen Feyerlichkeiten dieſes bey den Rittern des Mittelalters geſchah, iſt im Art. **Ritter** nachzuſehen. Jetzt kennt man nur noch Ritter-Promotionen als Ordensertheilungen, worüber man im Art. **Ritterorden** das weitere findet. Man ſehe auch den Art. **Ritterſchlag**.

Ritterrath, ein aus Adeligen beſtehendes Raths-Collegium, beſonders ſo fern es ſich mit den Angelegenheiten der Ritter eines Landes oder einer Landſchaft, Gegend beſchäftigt; auch ein einzelnes Mitglied deſſelben. Insbeſondere gab es aber bey der ehemahligen Reichsritterſchaft eigene **Ritterräthe**, welches die, dem **Ritterhauptmann** oder Vorſteher eines Ritterkantons zugeordneten Beyſitzer waren. Man ſehe Krün. Enc. Th. 121, S. 758 im Art. **Reichsritterſchaft**. Die rechtskundigen Beyſtände, welche bey einem ſolchen Collegium gebraucht wurden, hießen **Ritterſchafts-Conſulenten**.

Ritterrecht, die Rechte, welche die Ritter haben oder hatten; ferner das Recht, welchem die Ritterſchaft einer Provinz, oder eines Landes unterworfen iſt, wie z. B. das Recht nach welchem das **Ritter- und Ehrengericht** in Schleſien und in der Lauſitz entſchied, wo denn die wirkliche Verſammlung des Marſchalls mit ſeinen Beyſi-

tzern

tzern die **Ehrentafel** oder **Rittertafel**, Judicium equestre, hieß. Vor 200 Jahren war es in Schleſien, ſpäterhin in der Oberlauſitz noch in Anſehen, und es wurden Ehren- und Injurienſachen, und ſtreitige Fragen, welche die Ahnen und Schilder, und den untadelhaften Adel betrafen, darnach entſchieden. Die Erlaubniß zu einer ſolchen Sitzung mußte aber ausdrücklich von der hohen Landesobrigkeit erbeten werden, wo der regierende Fürſt denn an ſeinem Hofe, in Gegenwart ſeiner geheimen Räthe, von einem dazu angeordneten Marſchall nebſt zwey Edelleuten von altadeligen angeſehenen Familien eine ſolche Ehrentafel halten ließ. Die ſtreitenden Partheyen wurden davon durch den Landvogt benachrichtigt und zum Erſcheinen aufgefordert. — Wie bey der Erhaltung eines ſolchen Gerichtes verfahren wurde, und die altherkömmlichen Formeln, welche dabey geſprochen werden mußten, haben für unſere Zeiten ein zu beſchränktes Intereſſe, und können hier übergangen werden.

Ritterrolle, 1, eine Rolle oder ein Verzeichniß der ſämmtlichen Ritter einer Provinz, vorzüglich in der Eigenſchaft als Rittergutsbeſitzer. 2, die Rolle eines Ritters auf der Bühne in den ſogenannten Ritterſtücken.

Ritterroman, ſ. im Art. **Roman**.

Ritterroß, ſ. **Ritterpferd**.

Ritterruhm, der Ruhm eines Ritters; Ruhm, durch ritterliche Thaten erworben.

Ritterſaal, ein Saal, worin ſich die Ritter verſammelten, und in weiterer Bedeutung noch, in welchem ſich der Adel bey gewiſſen Gelegenheiten verſammelt.

Auf dem königl. Schloſſe in Berlin führt ein reichverzierter großer Saal von korinthiſcher Bauart dieſen Nahmen. Es ſteht daſelbſt ein großer königl. Thron, und er wird bey feyerlichen Gelegenheiten gebraucht.

Ritterſchaft, 1, die Würde, der Stand eines Ritters, vorzüglich im Sinne des Mittelalters. Einem die **Ritterſchaft** ertheilen, ihn zum Ritter ſchlagen. 2, Als ein Sammelwort, die ſämmtlichen Ritter eines Landes oder einer Gegend, in welcher Bedeutung es noch gebraucht wird; a, die ſämmmtlichen Perſonen des Ritterſtandes oder vom alten Adel in einem Lande, in einer Gegend zu bezeichnen. Dergleichen war die Ritterſchaft des heiligen Römiſchen Reiches; daher die **Schwäbiſche, Fränkiſche Ritterſchaft. Die Ritterſchaft-Verſammlung.** S. den Art. **Reichsritterſchaft**, Krün. Enc. Th. 121, S. 757 ſl. b, Gegenwärtig wird unter **Ritterſchaft** öfters auch die Geſammtheit der Rittergutsbeſitzer einer Provinz verſtanden, wenn außer dem Adeligen, auch Bürgerliche mit darunter begriffen ſind; doch nur in ſo fern hiebey von ſtändiſchen Rechten und Obliegenheiten die Rede iſt. (Krün. Enc. Th. 62, S. 306. Art. **Landſtände**, ſo wie Th. 63, S. 526. Art. **Landtag**.) In manchen Ländern iſt dieſes aber nicht der Fall und die adeligen Gutsbeſitzer bewahren die ihnen durch das alterthümliche Herkommen verliehenen Vorzüge mit vieler Eiferſucht, und werden zum Theil auch von den Regierungen darin geſchützt. So iſt z. B. neuerlichſt den bürgerlichen Rittergutsbeſitzern im Königreiche Sachſen die Theilnahme an den ſtändiſchen Berathungen, auf die ſie Anſpruch machen zu dürfen glaubten, da ſie

die auf ihren Gütern ruhenden Staatslaſten eben ſo gut, als die Adeligen, zu tragen haben, förmlich verweigert worden. Im Fürſtenthum Lippe, wo es eben ſo viel bürgerliche Rittergutsbeſitzer gibt, ſind die erſteren gleichfalls von den ſtändiſchen Verſammlungen ausgeſchloſſen. Wenn dieſes Geſetz auch hinfort beſteht, ſo kann nach einer Reihe von Jahren der Fall eintreten, daß die landſtändiſchen Vorrechte nur auf ein paar adeligen Individuen beruhen, welche dann das ganze Land repräſentiren; denn die Umſtände, welche bisher die adeligen Güter in bürgerliche Hände brachten, dürften auch künftig wohl ſtatt finden, weil im Ganzen genommen die adeligen Familien den Gewerben nicht eine ſo große Aufmerkſamkeit widmen, als die Bürgerlichen, gleichwohl aber mehr Aufwand machen, als ſie, alſo, dem natürlichen Laufe der Dinge nach zurückkommen müſſen. Doch iſt zu hoffen, daß bey der jetzigen Kriſis, wo in Folge des 13ten Artikels der Wiener Congreßacte die ſtändiſchen Verhältniße aller deutſchen Bundesſtaaten regulirt werden ſollen, das Ungemeſſene einer ſo fehlerhaften Repräſentation nicht überſehen werden wird, beſonders unter dem Vorſitze der hochherzigen Fürſtinn Pauline, der man eben ſo viele Erleuchtung als gutem Willen zutrauen darf, das Billige zu befördern. — In den Großherzogthümern Mecklenburg haben die bürgerlichen Gutsbeſitzer, deren Zahl ſchon ſehr bedeutend iſt, zwar Zutritt zu den landſtändiſchen Verſammlungen; doch nehmen ſie nicht an allen Vorzügen Theil, deren ſich die von altem mecklenburgiſchen Adel erfreuen. Nahmentlich werden ihre Töchter nicht in die ritterſchaftlichen klöſterlichen Verſorgungsanſtal-

ten aufgenommen, wo hingegen jedes Fräulein von einer in Mecklenburg recipirten adeligen Familie Zutritt findet, wenn die Familie auch lange nicht mehr mit Gütern im Lande angeſeſſen war, oder ſich ſelbſt im Auslande aufhält.

Unter **Ritterſchaft**, den **Adel** überhaupt zu verſtehen, iſt nicht gewöhnlich, 1, weil urſprünglich zwar jeder Ritter ein Edelmann, nicht aber jeder Edelmann ein Ritter war; 2, weil der Beſitz eines Rittergutes und die Ausübung der damit verbundenen Rechte nicht mehr ausſchließend eine adelige Geburt vorausſetzen ꝛc.

Ritterſchaftliches Creditweſen, eine Veranſtaltung, wo die Ritterſchaft, oder die Rittergutsbeſitzer einer Provinz, eines Landes, ihre Güter als Geſammt-Hypothek für die zu machenden Anleihen verpfänden, und die daraus entſpringenden Geſchäfte durch eine eigene Behörde beſorgen laſſen. Von der Entſtehung, Einrichtung und dem großen Nutzen ſolcher Vereine in verſchiedenen Provinzen des königl. Preußiſchen Staates hat Krünitz in der Encyklopädie zur Genüge gehandelt. (Man ſehe die Artikel **Credit-Syſtem**, Th. 8, S. 439 ſſ. **Hypothek**, Th. 27, S. 815 ſſ. und **Landſchaft**, Th. 64, S. 293 ſſ. 362 ſſ. auch den Art. **Pfandbrief**, Th. 109, S. 384 ſſ.) Wie wohlthätig ſolche Creditvereine für ein Land ſind, ergiebt ſich unter andern auch aus dem Pommeriſchen. Dieſer hat die große Probe, auf die er durch die Invaſion der Franzoſen geſtellt wurde, glänzend beſtanden, und das Publikum belohnt dieſen ſo hart geprüften und ſo feſt bewährt gefundenen Verein jetzt mit einem faſt gränzenloſen Vertrauen. Es iſt vielleicht eine einzige Erſcheinung, daß ein Pfandbrief von

100 Thalern, der nur 4 pCt. Zinſen trägt, mit 104 Thalern baar bezahlt wird, während der Privatmann bey völliger Sicherheit gegen 5 pCt. Zinſen nur mit der größten Mühe Geld erhalten kann.

Dieſe Thatſache beweiſet mehr, als alle Worte es können, das Bedürfniß und die hohe Nützlichkeit eines ſolchen Vereins. Der vollendete Erfolg des Pommerſchen kann leicht zu der Meinung führen, daß man anderwärts, wo man eine ähnliche Anſtalt wünſcht, die Einrichtung nur in allen Stücken nachahmen dürfe. Man täuſche ſich hierin aber nicht; dieſelben Einrichtungen können dieſelben Wirkungen nur dann hervor bringen, wenn auch die Umſtände ſich gleich ſind. In Pommern gab der König zur erſten Gründung des Vereins eine ſehr bedeutende Summe her, wodurch ohne Theilnahme der Kapitaliſten die erſten Pfandbriefe ausgeſtellt werden konnten. Die Landſchaft oder das Directorium trat hiedurch als reiche Mittelsperſon zwiſchen Gläubiger und Schuldner ein. Die Bürgſchaft, die der Gutsbeſitzer zu leiſten hatte, war gefahrlos für ihn, weil die Landſchaft reich genug war, jeden Verluſt, der durch unrichtige Taxation oder durch andere Zufälle entſtand, ſelbſt zu tragen. Ferner war die Schätzung der Güter in Pommern nie ſo willkührlich geſchehen, der Anſchlag nie ſo gemißbraucht worden, wie es anderwärts wohl der Fall geweſen iſt. Deshalb fand der Creditverein Vertrauen beym Publikum. Und wenn auch einzelne Mißgriffe vorkamen, ſo war das Ganze vermögend genug, dieſelben zu übertragen.

Da im Mecklenburgiſchen der Credit ſo geſunken war, daß man, um die Landbeſitzer nicht

großentheils fallen zu laſſen, ein Indultgeſetz zu geben für nöthig fand; man gegenwärtig dieſe Feſſel des Verkehrs gern wieder entfernen möchte: ſo iſt als wirkſames Mittel dazu ein **ritterſchaftlicher Creditverein** in Vorſchlag gebracht, und es wird darüber auf dem, im April 1818 zu haltenden Landtage verhandelt werden. Die Sache hat mit Schwierigkeiten zu kämpfen, da, wie es verlautet, die vermöglichen Gutsbeſitzer, die ſich ſicher fühlen, Bedenken tragen, an einer Anſtalt Theil zu nehmen die ihnen keinen Vortheil verſpricht, möglichen Falls aber der Gefahr ausſetzt, mit ihrem Eigenthume für andere, die ſchlechter geſtellt ſind, haften zu müſſen, obgleich es jetzt heißt, daß ſie nicht für das Kapital, ſondern nur für die Zinſen haften ſollen. Und treten bloß die mit Schulden zum Uebermaß beladenen Gutsbeſitzer dazu, ſo möchte das Vertrauen des Publikums wohl etwas beſchränkt ſeyn.

Als unerläßliche Bedingung eines zweckmäßig eingerichteten Creditvereins der ſich zu ſeiner Gründung keines großen Zuſchuſſes, wie der Pommeriſche, zu erfreuen hat, gehört eine richtige Schätzung des Bodenwerthes, der als Pfand dienen ſoll, welches aber ſo vielerley und ſo ſchwierige Berückſichtigung erheiſcht, daß es ſchwer hält, die richtige Grenze zu ziehen.

Nach Ausmittelung dieſes Werthes läßt ſich natürlich erſt beſtimmen, wie hoch ein Gut ohne Gefahr der Creditoren, oder des Geſammtvereins verſchuldet werden darf. Auf der andern Seite wird dem Beſitzer durch Feſtſtellung des Werthes ſeines Gutes aber wieder eine Feſſel angelegt, die ihm ſehr läſtig werden kann, wenn er durch beſſere Wirthſchaftseinrichtungen ſein

ſein Gut viel höher zu benutzen fähig wäre, dazu aber Kapitalien gebraucht, die man ihm, wenn ſie den öffentlich feſtgeſetzten hypothekariſchen Werth überſteigen, anzuvertrauen Bedenken tragen dürfte.

Die ganze Sache iſt wie man ſieht, der größten Aufmerkſamkeit werth; da ihre nähere Betrachtung indeß in den Art. **Credit-Syſtem** gehört: ſo darf ich mich hier nicht weiter darauf einlaſſen, ſondern muß mich vorzüglich auf die oben gegebenen Nachweiſungen beſchränken. Doch kann ich nicht umhin, eine treffliche Abhandlung zu nennen, wo die hierher gehörigen Fragen mit eben ſo vieler Gründlichkeit als Klarheit unterſucht und beantwortet ſind. Sie befindet ſich in den neuen Annalen der Mecklenburgiſchen Landwirthſchaftsgeſellſchaft, im 3ten Quartſtücke des vierten Jahrgangs, Roſtock 1817 8. S. 401—544. und hat die Ueberſchrift: Ueber die Einführung eines Credit-Syſtems in Mecklenburg und über die Beſtimmung des Pfandwerthes der mecklenburgiſchen Landgüter.

Ritterſchafts-Collegium, eine aus Abgeordneten der Ritterſchaft einer Provinz beſtehende Behörde zur Beſorgung gemeinſamer, die Ritterſchaft angehender Geſchäfte, z. B. des Creditweſens ꝛc. S. im Art. **Landſchaft**, Krün. Enc. Th. 64, S. 293 ff. 374 ff.

Ritterſchafts-Conſulent, ſ. im Art. **Ritterrath**.

Ritterſchafts-Direction, zur Leitung und Führung der Creditangelegenheiten der Ritter- oder Landſchaftlichen Vereine; ſ. im Art. **Landſchaft**, Krün. Enc. Th. 64, S. 364.

Ritterſchafts-Regiſtratur, ſ. in dem eben genannten Artikel, S. 358. S. 359 daſelbſt

wird auch des **Ritterſchafts-Regiſtrators** gedacht.

Ritterſchild, ein zur Bewaffnung der alten Ritter gehöriger Schild, auf dem zugleich das zum Wapen derſelben gewählte Zeichen mit den Farben des Ritters abgebildet war.

Ritterſchlag, ein Kreuzweis geführter Schlag mit dem flachen Schwerte auf den Rücken, vermittelſt deſſen jemand nach altem Gebrauche zum Ritter erhoben wurde. Der, welcher ſolches verrichtete, mußte mit der ritterlichen Würde bekleidet ſeyn, ſo wie der, an dem dieſe feyerliche Handlung vollzogen wurde, das Alter von 21 Jahren haben, von edler Abkunft ſeyn, und durch Kriegsthaten ſich ausgezeichnet haben mußte.

Die deutſchen Kaiſer pflegten bey feyerlichen Gelegenheiten eine Anzahl junger Ritter zu ſchlagen, beſonders bey ihrer Thronbeſteigung. Die Familie Dalberg, die ſich um das Reich ſehr verdient gemacht hatte, genoß das Recht und die Ehre, daß, wenn bey einer Thronbeſteigung der Kaiſer zum Ritterſchlag ſchreiten wollte, der Reichsherold vorher mit lauter Stimme ausrief: „Iſt kein Dallberg da?" damit dieſer zuerſt vortreten, und die Ehre des Ritterſchlags empfangen könnte. Die von den Kaiſern zu Rittern erhobenen jungen Leute hießen **Reichsritter**, ohne deshalb zu der unmittelbaren, und mit Gütern belehnten Reichsritterſchaft zu gehören. Sie mußten wenigſtens vier Ahnen haben.

Jetzt iſt es noch bey einigen Ritterorden Gebrauch, daß die darin aufzunehmenden von dem Ordensgroßmeiſter vermittelſt eines Schlages mit dem Degen zu Rittern gemacht, oder, wie

wie man ſich auszudrücken pflegt, geſchlagen werden. In den Artikeln **Ritter** und **Ritterorden** findet man von dem einen wie von dem andern ein mehreres. Man ſehe beſonders auch den Art. **Johanniter**= oder **Malteſer=Ritter**, Krün. Enc. Th. 30, S. 662.

Ritterſchloß, das Schloß eines Ritters, beſonders ſo fern es einzeln auf einem Berge, auf einer Anhöhe lag; die **Ritterburg**. S. das letztere.

Ritterſchule, eine für junge Adelige angelegte Schule, auf welcher ſie beſonders in den zum Kriege nöthigen Wiſſenſchaften und Dingen unterrichtet werden. S. **Ritter=Academie** und den Art. **Schul= und Erziehungsweſen**.

Ritterſchwamm, ein Nahme des zu den **Blätterſchwämmen** gehörigen **Sternſchwammes**, Agaricus equestris L.

Ritterſchwert, ſ. im Art. **Degen**, Krün. Enc. Th. 9, S. 47.

Rittershäuſer Bier, ſ. im. Art. **Bier**, Krün. Enc. Th, 5, S. 31.

Ritterſitz, der Wohnort eines Ritters. Beſonders das Wohnhaus deſſelben nebſt den dazu gehörigen Gebäuden auf einem Rittergute. Zuweilen auch das Rittergut ſelbſt.

Ritterſpiel, 1, ein ritterliches Spiel, ein Spiel für Ritter, welches in Reiten, Fechten ꝛc. beſtand, beſonders das **Turnier**, welches auch **Lanzenſpiel** genannt wird, das **Ringelrennen**. ꝛc. 2, Der Nahme eines Krautes, das gewöhnlicher **Ritterſporn** heißt.

Die Ritterſpiele *) verdanken ihre Entſtehung und Einrichtung dem Mittelalter und dem

*) Converſations=Lexicon, 8ter Band Leipz. 1817. 8. S. 320 ff.

dieſes Zeitalter belebenden Geiſte der Chevalerie, deſſen romantiſch-heroiſcher Charackter ſich gefiel, auch durch Thaten der Tapferkeit ſich in Friedenszeiten vor den Augen ſeiner Zeitgenoſſen auszuzeichnen. In Frankreich wo zuerſt ſich der Geiſt des Ritterthums entwickelte, und von da über die andern Länder verbreitete, wo zuerſt nach dem Umſturze der römiſchen Welt unter den neuen Völkern eine National-Poeſie ſich bildete, und die jugendlich kräftigen Gemüther des Volkes begeiſterte, entſtanden auch die Ritterſpiele, die bald allgemein und von den andern Völkern gleichfalls angenommen wurden. Es war natürlich, daß der jugendlich lebendige Sinn des Zeitalters, der an wiſſenſchaftlicher und geſelliger Bildung damahls noch keinen ſonderlichen Geſchmack finden konnte, ſich ſehr hingezogen fühlen mußte zu einer Ergötzung, die ſo ganz ihm gemäß war, und nichts konnte der Krieger anmuthiger und ergötzender finden, als Proben ſeiner Tapferkeit und kriegeriſchen Gewandheit, die er ſo oft im ernſten Kampfe gegen den Feind bewieſen hatte, auch vor den Augen ſeiner Freunde, vor allem vor den Augen der Dame darzulegen, der es gelungen war, ſeinen ſtolzen und rauhen Sinn unter ihr ſanftes Joch zu beugen.

Der Charakter jener Jahrhunderte, die mit Recht als das Heroenalter der chriſtlichen Völker betrachtet werden, war ein intereſſantes Gemiſch von Religioſität, Kampfluſt und Liebe, und in allen Unternehmungen und Einrichtungen jener Zeit ſchimmern dieſe ſchönen Grundzüge durch die freylich oft auch vorherrſchende Wildheit hervor, und mit Vergnügen ſieht der Forſcher in dem oft blutigen und finſtern Chaos der

Ge-

Geſchichte eine Biederkeit und ein hohes Ehrgefühl hervorleuchten, die ihn mit Ereigniſſen wieder verſöhnen, denen er ſeinen Beyfall nicht gewähren kann.

Im zwölften Jahrhunderte erhielten die Turniere in Frankreich ſowohl als in Deutſchland eine mehr feſte und geſetzliche Verfaſſung, und es wurde nun die Art dieſer Spiele, ſo wie das Recht, daran Theil zu nehmen beſtimmt. Könige und Fürſten ſo wohl als jeder freye Mann, das heißt, jeder Adelige, (— denn in jener Zeit der Einführung der Ritterſpiele gab es noch keinen dritten Stand, und als dieſer ſich in Italien und Deutſchland endlich zu bilden anfieng, war er noch nicht bedeutend und angeſehen genug, mit unter die Vergünſtigungen der erſten beyden Stände aufgenommen zu werden —) konnten an dieſem Spiele vor den Augen einer großen Volksmenge, und einer glänzenden Verſammlung von Herrn und Frauen ſich in ritterlicher Geſchicklichkeit mit dem ernſten Ritter zu meſſen, und dieſem den Dank oder Lohn ſtreitig zu machen, den der Anordner des Turniers in dieſem Kampfſpiele ausgeſetzt hatte, und der gewöhnlich von Fürſtentöchtern oder andern, durch Schönheit und ſonſt ausgezeichneten Frauen ausgetheilt wurde. Ein ſolcher Dank oder Lohn beſtand mehrentheils in koſtbaren und ſeltenen Waffenſtücken, mit unter auch von der Hand der Dankaustheilerinn verfertigtem kriegeriſchem Schmuck, als Feldbinde und dergleichen.

Veranlaſſung zu dieſen Ritterſpielen, die nicht allein von Königen und Fürſten, ſondern auch von Grafen, Ritter und Städten gegeben wurden, und die ſehr koſtbar und prachtvoll waren

ren, gab irgend eine für das Land oder für den, der es veranſtaltet hatte freudige Begebenheit. Es wurde dann gewöhnlich einige Zeit vorher bekannt gemacht, damit entferntere ſich gleichfalls einfinden konnten; und der Zuſammenfluß von Menſchen aller Art, Alters und Geſchlechts war oft ſehr groß. Gewöhnlich dauerte ein ſolches Turnier mehrere Tage, und Tanz und Schmauſereyen wechſelten mit dieſen kriegeriſchen Ergötzungen ab.

Nach den Geſetzen der Ritterſchaft mußte ein Theilnehmer am Turnier vorher ſeine edle und freye Geburt (das hieß die Ahnenprobe) darthun, auch von unbeſcholtenen reinen Sitten ſeyn *). Der Kampf ſelbſt wurde zu Roß mit Lanze und Schwert in voller Rüſtung geführt, und endete oft ſehr blutig. Dieſes ſo wohl als der Mißbrauch der in der Folgezeit mit den Ritterſpielen getrieben wurde, bewog mehrere Päbſte, ſich dagegen zu erklären und ſie endlich zu verbieten. Dennoch dauerte ihr Gebrauch noch eine Zeitlang fort, bis endlich wiederhohlte Befehle des päbſtlichen Hofes, die ſogar die Uebertretung mit Kirchenſtrafen belegten, das häufige Entſtehen des Briefadels, vor allen aber die ſeit Maximilian I. und ſeit Anwendung des Pulvers im Kriege veränderte Kriegsverfaſſung und der dadurch ſich ſo ſehr ändernde Zeitgeiſt dem Ritterthum und dieſen Spielen ein Ende machten.

In Frankreich, Deutſchland, England und Spanien waren die Ritterſpiele am meiſten im Gange. In dem erſten Lande, dem ſie, wie oben

*) In mehreren alten Statutenbüchern beſonders in Rüxner's Turnierbuch finden ſich die Geſeze der Ritterſpiele aufgezeichnet.

oben bemerkt, ihre Entſtehung danken, endeten ſie auch zuletzt, und noch Heinrich II. fand ſeinen Tod 1559 durch die Hand des Grafen Montgommery in einem Turniere. Minder ſtrenge in Anſehung der Geburt war man übrigens bey Gelegenheit der Zulaſſung zu den Turnieren in Frankreich, als in Deutſchland.

Wie man bey den Turnieren und dem, davon in der Kampfart verſchiedenen **Geſellenſtechen** gegen einander focht, iſt im Art. **Reitkunſt**, Krün. Enc. Th. 122, S. 420 fl. ſchon kurz berührt worden, weil dieſe Uebung großentheils zu Pferde geſchahen, und alſo eine beſondere Geſchicklichkeit im Reiten erforderten. Was ihre übrige Einrichtung betrifft ſo wird davon im Art. **Turnier** noch beſonders die Rede ſeyn. — Etwas ausführlicher wird in dem Art. **Reitkunſt**, und zwar a. a. O. S. 423 fl. von den **Karuſſellen**, und nahmentlich von dem **Quintanrennen**, dem **Ringrennen**, dem **Kopfrennen**, ꝛc. gehandelt, die in Frankreich aufkamen, als man an den Turnieren keinen Geſchmack mehr fand, und die eine minder gefährliche Nachahmung derſelben und auch unter dem Nahmen der **Ritterſpiele** bekannt ſind.

Je öfter die eigentlichen Turniere indeß einen tragiſchen Ausgang nahmen, indem mancher ſein Leben dabey einbüßte, deſto weniger ſcheint die Benennung eines **Spiels** darauf zu paſſen. Als ſie nach und nach aufhörten, traten an ihre Stelle, auſſer den Karuſſellen, noch andere Beluſtigungen, denen die Turniere zwar die Form leihen mußten, die aber, bloß auf das Vergnügen berechnet, einen ganz friedlichen Charakter hatten, und worin ſich der

Geſchmack der Zeit in jeder möglichen Freiheit zu entwickeln ſuchte: — und dieſe Unterhaltungen verdienten denn im eigentlichen Sinne die Benennung der Ritterſpiele. Die Chroniken haben uns eine Menge Beſchreibungen von ſolchen Ritterſpielen, wie ſie hie und da an Kaiſerlichen, Königlichen und fürſtlichen Höfen bey feyerlichen erfreulichen Gelegenheiten gehalten wurden, überliefert. Da ſolche Beluſtigungen keiner feſtſtehenden Regel folgten, wird man leicht vermuthen, daß ſie an verſchiedenen Orten und zu verſchiedenen Zeiten auch ſehr abweichend von einander waren, wie der Geſchmack und die Phantaſie der ſie angebenden und leitenden Perſonen es erheiſchte. Es würde in ſo fern vergeblich ſeyn, eine umfaſſende Schilderung derſelben zu verſuchen. Um ſich indeß eine Vorſtellung zu machen, in welcher Art die Großen bey ſolchen Ritterſpielen ſo ſinnreich und unterhaltend die Romantik in die wirkliche Welt übertrugen und ſie gleichſam mit derſelben vereinigten, wird es nöthig ſeyn, hier wenigſtens als Beyſpiel die Schilderung Eines ſolchen Feſtes einzurücken. Ich wähle dazu das große Ritterſpiel, welches in Florenz im Jahr 1579 bey der Vermählung Don Francesco Medicis, Großherzogs von Toskana, mit der ſchönen Bianka Capello, aufgeführt wurde, weil der florentiniſche Hof für den feingebildetſten und geſchmackvolleſten in der damahligen Zeit gehalten wurde, und dies Spiel, wenn man ſo manches auch pedantiſch und überladen finden möchte, in allem was ſinnlos und unnatürlich daran iſt, von vielen unſerer heutigen Opern doch noch wohl übertroffen wird.

Als

Als einleitende Geſchichte verdienen folgende Züge betrachtet zu werden. Bonaventuri hatte die edle Bianka Capello aus Venedig entführt, und ſich mit ihr in Florenz trauen laſſen. Er hatte ſeine Geliebte aber hintergangen und ſich für einen Neffen des reichen Salviati ausgegeben; jetzt mußte er ſich ſeiner Geliebten entdecken. Der Vater der Entführten und ihre Familie brachte die Sache aber vor den Senat, und baten um Gerechtigkeit und Rache. Daher ſetzte der Rath der Zehne zu Venedig 2000 Dukaten auf Bonaventuri's Kopf. Das war nun damahls kein Spaß. Die Republik hatte lange Arme, und die Nobili Banditen; der Entführer ſchwebte alſo in Lebensgefahr. Seine Frau wußte ihn derſelben zu entreiſſen.

Der damahlige Erbprinz von Toskona, Don Franceſko, war ein Liebhaber ſchöner Frauen *), und ſchön war Bianka, reizend und verführeriſch. Sie wußte es dahin zu bringen, daß ſie der zärtliche Fürſt ſah. Sie ſehen, ſprechen, und von ihren Reizen gefeſſelt zu werden, war das Werk eines Augenblicks **). Erſt reichte er ihr im geheim, dann aber, als ſeine Gemahlinn todt, und Bonaventuri ermordet war, als Großherzog, öffentlich ſeine Hand. Die Republick ernannte ſie zu ihrer Tochter ***); ihre Verwandten ſöhnten ſich, durch

*) Riguccio Galuzzi Istoria del Granducato di Toscana, sotto il governo della Casa Medici. T. II. p. 428. in Jagemann's Auszuge. 1. Th. S. 194.

**) Varillas Anecdotes de Florence, ou l'Histoire secrète de la Maison de Medicis. Haye. 1687.

***) Histoire anecdote de Duchez de Florence, Modène, Mantoue et Parme. (Utrecht. 1723.) p. 22.

durch ihr großes Glück entzückt und bewegt, mit ihr aus, und die Heurath wurde mit ungemeiner Pracht, mit der ihrer Tochter zu gleicher Zeit, zu Florenz im J. 1579 gefeyert. Die Feſtlichkeiten dieſer glänzenden Hochzeitfeyer ſind in einem eigenen, jetzt, beſonders in Deutſchland, ſelten gewordenen Werke beſchrieben, woraus folgendes ein Auszug iſt *).

Feste nelle Nozze del serenissimo Don Franscesco Medici Gran Duca di Toscana: et della serenissima sua Consorte la Signora Bianca Capello. Composte da M. Raffaello Gualterotti. Nuovamente ristampate. Firenze. 1579. in 4.

Gekommen war die ſchöne Zeit des Feſtes des heiligen Johannes, als Don Franceſco Medicis, Großherzog von Toskana, ſeinen getreuen Räthen und ſeinem erfreuten Volke erklärte, daß er auf göttliches Einrathen **) entſchloſſen ſey, ſich mit der Edlen Venetianerin Bianka Capello zu vermählen, und daß zugleich mit der ſeinigen, die Vermählung der erlauchten Pellegrina Capello, der Tochter der Großherzogin ***), mit dem Grafen Ulyſſes Bentivoglio gefeyert werden ſollte. Dieſes erfreuliche Ereigniß zog die Blüthen des Adels Italiens nach Florenz, und es kamen auch dahin, Signor Bartolomeo, der Vater, und Signor Vittorio Capello, nebſt ſeiner Gemahlinn Helena, der Bruder der Großherzoginn, ihr Onkel, der

*) Entlehnt aus den Curioſitäten der phyſiſch-literariſch-artiſtiſch hiſtoriſchen Vor- und Mitwelt ꝛc. IIten Bandes 5ten Stücke, Weimar 1813. S. 427.

**) „da spirito divino consigliato;“ wie das Original ſich bedeutend ausdrückt.

***) In ihrer erſten Ehe gezeigt mit ihrrm geliebten Entführrr und Gatten Bonaventuri. Einige haben dieſe Pellegrina, (die ihren Nahmen davon erhielt, daß ſie in der Fremde und auf der Reiſe geboren wurde) fälſchlich eine natürliche Tochter des Großherzogs genannt. Bey ihrer Vermählung, erhielt ſie von dem Großherzoge 30,000 Skudi zur Morgengabe. Le Bret hiſtor. Magazin. 4. Th. S. 163.

der Edle Carlo Moroſini, die Edle Klara Quirini, und Giovanni Grimani, der verehrte Patriarch von Aquileja, nebſt vielen andern Bekannten, Freunden und Anverwandten der edlen und erhabenen Neuvermählten.

Mit großer Feyerlichkeit wurden die Ankommenden eingehohlt und bewillkommnet, und unter dem Donner der Kanonen, zogen ſie in Florenz ein durch das Thor von S. Gallo, von den wohlbeſetzten Fenſtern und Balkons, auf denen, Sternen gleich, die ſchönſten Damen glänzten, mit lautem Jubel empfangen.

Bald darauf trafen die Abgeſandten der erlauchten Republik Venedig ein, Sign. Giovanni Micheli, und Sign. Antonio Tiepolo, mit einem großen Gefolge, und begleitet von vielen Edlen aus Bologna, Padua, Vicenza, und Verona. Sie erklärten in einer eben ſo zierlich abgefaßten, als ſchön geſprochenen Rede, wie Großmuth, Liebe und Hochachtung die erlauchte Republik bewogen, die Neuvermählte anzunehmen zur wahren, einzigen Tochter der Republik und von S. Marko *), und öffentlich dafür dieſelbe zu erklären. — Darauf begonnen die Feyerlichkeiten, zur Verherrlichung dieſes zweyfach glänzenden Feſtes.

Alſo wurde den 4. Okt. 1579 auf dem Platze S. Croce von ſchön armirten Rittern, ein treffliches Ringelrennen gehalten, welches ſich mit einem Stiergefechte ſchloß. Alle Fenſter und Balkons waren mit ſchönen, zierlich und prächtig geſchmückten Damen beſetzt, unter denen, dem Morgenſterne gleich, am geſtirnten Himmel, glänzend hervor, die ſchönen Blicke **), die Großherzogin hob; und entzückt, huldigten Ritter und Zuſchauer der freundlichen Schönen. Darauf

*) Eben dies that der ſpekulierende Senat auch, als der letzte König von Cypern die Venetianerin Katharina Cornara heurathete, wodurch derſelbe endlich dieſe ſchöne Inſel erhielt. J. P. Reinhard's Geſchichte des Königreichs Cypern 2. Th. S. 75. Luſignan Deſcript. de l'Isle des Chypres et des Rois. Paris 1580. Loredano Hiſtorie de Re Luſignani; tr. Fr. Paris 1732.

**) Vieles von ihrer Schönheit und ihrem zauberiſchen Gebieten und Walten, aus guten Quellen geſchöpft, fin-

Darauf wurde, nach 8 Tagen, im Saale des Conſiglio mit großer Pracht und Herrlichkeit, der Großherzogin die königliche Krone *) öffentlich aufgeſetzt, worauf man im Dome die heil. Meſſe hörte. Hierauf begab man ſich nach dem herrlichen Luſtſchloſſe Pratolino **), wo eine große Jagd die Freuden dieſes ſchönen Tags verherrlichte.

Den 14ten wurden Schranken errichtet, an welche ein Kartell angeſchlagen, und auch vertheilt wurde, des Inhalts: „Die Nachricht von der erlauchten Vermählung vernehmend, wären gekommen drey Ritter aus Perſien, die Feſtlichkeiten dieſer Tage mit den Waffen zu verherrlichen. Sie machten ſich anheiſchig, jeder auf drey Stöße mit der Lanze, und auf fünfe mit dem Degen, zu behaupten, darzuthun, und zu beweißen, daß den perſiſchen Damen der Preis der Schönheit vor allen Damen der Welt gehöre.“ Dabey waren geſetzt viele herrliche und ſchöne Preiſe auf Stoß und Schlag. Da zeigte ſich viel Reichthum und große Pracht.

Dem edlen Spiele eine würdige Bühne zu geben, wurden im Hofe (Cortile,) des prächtigen Pallaſtes Pitti ***) die Schranken errichtet. Ueberzogene Decken von Leinwand ſchützten die Zuſchauer und Ritter, durch dieſen künſtlichen Himmel, gegen die Nachtheile jeder Witterung. Ein herrliches Gemählde von Baſtiano Marſigli prangte im Hintergrunde, und unzählige Lampen von Glas und Silber, in allerley Formen, machten die Nacht zum Tage. Dem Balkon gegenüber ſchwebten 70 geflügelte Genien, jeder 5 Ellen lang, herab, tragend brennende, goldene Lampen von verſchiedener Form. Unter dem großen Bogen

det man in dem Romane Lucindora Leipzig. 1810., wo man es vielleicht nicht ſucht.

*) Die edlen Venetianerinnen nannten ſich damahls geborne Königinnen, wegen drey Königreichen, welche der Republik gehörten, und trugen den Kronenſchmuck. Vergl. Curioſitäten. 1. B. S. 272.

**) Von den ehemahligen bewunderungswürdigen Herrlichkeiten dieſes Luſtſchloſſes: Les Delices de l'Italie. T. 1. p. 197. Jagemann's Briefe über Italien. 2. Th. S. 203.

***) Schon der Großherzog Cosmus hatte von Lukas Pitti dieſen prächtigen Pallaſt gekauft. B. Davanzati Operette. p. 142. Ammirato Opuscoli. Fiorenza. 1583.

Bogen des Hofes ſtand eine Lichtpyramide, an jeder Seite mit einer königlichen, goldenen, mit Edelgeſteinen beſetzten Krone geziert, deren Glanz durch brennende Wachsfakeln erhöht wurde. Dort ſaßen die Geſandten und vornehmen Edlen auf amphitheatraliſch mit Tuch überzogenen Bänken. Auf einem Balkon daneben, ſaßen 40 der ſchönſten Florentinerinnen, und einige fremde Damen. Der reiche Blumenflor der hier dem Auge ſich zeigte, bewieß deutlich, wie die Kunſt durch die Natur übertroffen werde: denn die ſtrahlenden Augen dieſer Schönen verdunkelten den Glanz der Juwelen, welche dieſelben ſchmückten.

Hoch darüber auf dem Balkon, geziert mit dem Wapen des Hauſes Capello *), über welchen die Königskrone ſchwebte, ſaß die Großherzogin, ihre Tochter, Verwandten, und der Patriarch von Aquileja, gegenüber die Kampfrichter. Ringsherum auf den Schranken ſtanden Blumenäſche mit den herrlichſten Blumen. Die allgewaltige, mannichfache Beleuchtung goß ein Licht-Meer über den Hof.

Aus einem Zelte kamen heraus zwey perſiſche Ritter, gekleidet in Purpurſammet und Goldſtoff, reitend auf künſtlichen ſich wie natürlich bewegenden Elephanten, die von kleinen Mohrenknaben regiert wurden. Alſobald ertönten Trommeln und Pfeifen, und viele Schüſſe, und trieben die Elephanten nach einer Grotte, welche ſich öffnete; und ſiehe da, man erblickte ein ſo künſtlich gemaltes Meer, daß man daſſelbe durchaus nicht für ein Kunſtwerk halten konnte. Den Proſpeckt ſchloß die Stadt Venedig. Schnell, wie ein Blitz, erſchien ein Wagen, geſtaltet wie ein Thron von perſiſcher Pracht, mit toskaniſchem Geiſte gefertiget, gezogen von zwey Elephanten. Hoch auf demſelben ſaßen die drey perſiſchen Kämpen, getrennt von einander durch Säulen, auf welchen Spinxe ruheten mit beweglichen Köpfen. Der Wagen war reichlich mit Lampen behängt, und die Achſen der Räder glichen dem geſtirnten Himmel. Der Wagen umzog die Bahn, die prächtig bekleideten Ritter grüßten mit ihren Lanzen die

**) Zabarellae Tab. Progonolog. nobilitatis Venetae; edit. Speneri, Frcf. 1678.

Damen, und ließen ſich dann am Eingange der Grotte nieder, ihre Gegner erwartend.

Die Muſik ſchwieg. Aus dem Hauptthore des Pallaſtes traten mehrere Pilger hervor, in gewöhnlicher Tracht, jedoch koſtbar gekleidet, und wohl aufgeputzt. Unter denſelben befand ſich als Pilgerin *), eine Jungfrau von ausnehmender Schönheit, in einer prächtigen, mit Perlen und Edelgeſteinen beſetzten Pilgertracht. Voll Anſtand, ſittſam, und beſcheidener Geberde trat ſie einher und wer ſie ſah, war entzückt. Als dieſe fromme Schaar die Schranken umwallet hatte, blieb ſie an einem Berge ſtehen, zwiſchen einer meerumfloſſenem Stadt und einem Tempel. Der Berg hies Helikon, Delos die Stadt, und der Tempel war der des pythiſchen Apollo. Eine ſanfte Muſik ertönte, die ſchöne Jungfrau neigte ſich gegen die Großherzogin und ſprach:

„Allgemein wird geſagt, in einem zärtlichen Herzen wohne weit mehr Mitleid, als in einem, welches Amors Pfeil noch nicht berührt hat. Daher wende ich mich zu Euch, edle Frau und Fürſtin, meine Leiden Euch zu ſchildern **). Ich, eine Edle Dalmatiens, wurde nach vielen Leiden, endlich die Braut des edlen, vielgeliebten Uliterio, und würde jetzt ſo glücklich ſeyn, ſeine Gattin mich nennen zu können, hätte nicht eine böſe Zauberin mich um mein Glück gebracht. Ihrer Tochter wollte ſie meinen Geliebten vermählen, und entführte ihn, unweit Damaſkus, als er ausgezogen war, mit dem Schwerdte die Schönheit ſeiner Braut gegen jeden zu verfechten, der ſich ihm ſtellen würde. An eine Inſel durch Sturm verſchlagen, erſchien ihm dort die Zauberin durch ihre Kunſt, in jugendlicher Geſtalt, und bat ihn, ſie von der Gewalt eines Drachen zu befreyen, der ſie bewache. Er zweifelte nicht an der Wahrheit ihres Vorgebens, und folgte ihr. Sie aber ſagte

*) Peregrina, (Pilgerin,) in Anſpielung auf den Nahmen Pellegrina, der Braut.

**) Solche Scenen wurden aus den Ritterbüchern entlehnt, wo dieſelben ſehr gewöhnlich waren. Für dergleichen unglückliche Jungfrauen und Bräute zogen die Ritter Schwerter gegen alle, die denſelben entgegen waren, ſelbſt Zauberer nicht ausgenommen.

ſagte ihm, er müſſe, um den Drachen zu erlegen, den Löwenkopf ihm abhauen, der auf ſeinem Rücken liege. Der Kampf begann. Es wollte Uliterio nicht gelingen, den Löwenkopf dem feuerſpeyenden Unthiere abzuhauen, und die Argliſtige nahm lachend ihre wahre Geſtalt an, und ſprach: Hier, bleibe verzaubert, bis eine über alle andere erhabene, ſittige, ſchöne Dame, dem Löwenkopf die Krone nehmen wird, die beſtimmt iſt, von der würdigſten Fürſtin der Erde getragen zu werden. Die Boshafte ſagte das mir ſelbſt, und fügte ſpöttiſch hinzu: Wohlan! ſo wage es denn, deinen Herzgeliebten zu entzaubern. Ich pilgerte nach Delos, wo mir Apollos Orakel Beyſtand verſprach. Er ſelbſt will mir den Weg zeigen zu der bezauberten Höhle, dort will er den Unglücklichen befreyen, und ſchnell ihn hierher bringen an dieſen glückſeligen Hof, der Zierde Italiens, mit drey Rittern zu kämpfen. Voll Furcht und Hoffnung nahe ich mich der Höhle. O! ſendet euere guten Wünſche mir nach.

Alſobald ertönte eine herrliche Symphonie, und es öffnete ſich die Thür des phytiſchen Tempels, aus welchem ein Wagen von zwey mächtigen Löwen gezogen, in Form eines Dreyfußes, herausrollte. In demſelben ſaß ein ſchöner Jüngling, mit Bogen und Lyra, als Apollo. Unter dem Balkon hielt der Wagen, und die ſchöne Jungfrau ſtürzte vor demſelben klagend nieder. Apollo tröſtete ſie, und rief mit lauter Stimme: „Blitze des Himmels, zerſchmettert jene hölliſche Grotte! und du, ſchändliche Zauberin, erſcheine ſammt deinem Ungeheuer vor mir.“ Sogleich flog eine Rakete dahin, zündete, und verbrannte die Höhle, aus welcher die Zauberin hervorſtürzte, phantaſtiſch gekleidet, in Silberſtoff, mit Pfauenſchweifen geziert, ſitzend auf einem feuerſpeyenden Ungeheuer. Blitze ſtrömten auf die Unholdin hernieder, und zwangen ſie, ſelbſt den Drachen aus der Höhle zu jagen und vor den Gott zu bringen. Dieſer befahl der zitternden Jungfrau, die Krone des Löwenkopfs dem Unthiere vom Rücken zu nehmen. Sie that es, der Drache ſank entſeelt zu Boden, und unter demſelben ſprang Uliterio hervor, umarmte ſeine Geliebte, und dankte ihr. Die Zauberin ſtürzte voll Verzweiflung

ſich in die Höhle, die ſich hinter ihr ſchloß, und Apollo recitirte fünf Stanzen *), glückwünſchend, zum Lobe der Neuvermählten. Uliterio, (der Bräutigam, Graf Ulyſſes Bentivoglio,) weiß armit; den ſilbernen Helm umfloß ein Meer von weißen, mit Gold umſäumten Federn, gleich, an hohem Anſtand, an Gewandtheit, Geſtalt und Geſicht, dem jungen Achilles, wie ihn uns Homer ſchildert. Er grüßte die hohe Braut, ihre Tochter, ſchwur den Kampfrichtern, keine unerlaubten **) Waffen ſich zu bedienen, und nahm, kampfluſtig, Platz auf dem Ritterſitze.

Aber ſiehe da, ein neues Schauſpiel! Es nahte ſich der Wagen der Nacht, gezogen von ſchwarzen, mit ſilbernem Zeuge belegten Roſſen. Einer Klippe glich der ſchimmernde Wagen, umgeben von Schilf und Rohr, und flatternden Eulen und Fledermäuſen. Zwey Statuen des Schlafs und der Stille, prangten an den Seiten. Vorn ſaß der Sohn der Nacht, Leteres. Auf ſeinem Haupte ſchwebte eine leuchtende Flamme, in der Hand trug er eine blaue Kugel, ſeinen Achſeln entſtrebten zwey Falkenflügel, beſetzt mit Mond und Sonne. Unter ihm ſaßen mehrere Schatten, oben auf dem Wagen, lag ein Weib, gekleidet in Silbergewand, mit ſchwarzem Schleyer, in der Hand einen Strauß von Mohn, und ſo, das Haupt umkränzt, über der Stirn den ſilbernen Mond. Ueber ihr ſaß, auf einer Wolke, ein Jüngling, in einem himmelblauen mit Sternen geſticktem Gewande, haltend den Thierkreis, und eine Kugel.

Allmählig erhob ſich die zwiſchen den Schatten und dem Himmel ruhende Nacht, ergriff eine Laute und ſang, in Begleitung ſanft ertönender Inſtrumente:

Nächtlich muß die Nacht dir danken,
ſchöne Braut! auf ihrer Bahn,

zieht

*) Sie enthalten, verſchwenderiſch, das Lob der Königin des Feſtes, würden in jeder Ueberſetzung verlieren, und trotz aller Genauigkeit und Klarheit, unverſtändlich in vielen Stellen, die Bezug auf Zeitereigniſſe haben, bleiben.

**) Geſeyet, bezaubert.

zieht ſie in die offnen Schranken,
nimmt ſich dieſes Feſtes an.
Lang vergönnet in dem Hellen
hier zu weilen iſt mir nicht,
doch zwey Ritter werd' ich ſtellen,
die erfüllen meine Pflicht.

Die Nacht fuhr davon. Trompeten und Pauken erklangen, und alſobald kamen die beyden Ritter der Nacht herbey, herrlich gekleidet, in Violet und Gold. Der eine, Giuliano Ricaſoli, genannt Erodulo, führte als Morgen, in ſeinem Schilde den Morgenſtern, erhellend mit Auroren, den Horizont, mit der Deviſe: Noster albescit polus; der andere, Aldello Placidi, genannt Sarpedon, führte als Schildzeichen, (impresa,) den Mond, beſchienen von der Sonne mit der Umſchrift: Aspice, et aspicior; ſie verbeugten, und ſetzten ſich neben Bentivoglio, auf den Ritterſitz.

Alſobald fuhr herbey in den Kreis, die reizende Göttin der Liebe, auf einem Triumphwagen, umſchwebt von Amoretten, gezogen von großen, weißen Schwänen. Unter dem Balkon der Großherzogin hielt der Wagen, und Amor ſang:

Meine liebe Mutter ſprach:
liebes Söhnchen ſuche nach,
und bekenn' es mir ganz frey,
wo die ſchönſte Dame ſey.
Alle Müh iſt ſchon verſchwunden:
Dieſe Schöne iſt gefunden!

Amoretten überreichten darauf der Großherzogin den goldenen Apfel, der ſich, als ſie ihn berührte, ſogleich in eine königliche Krone verwandelte. Amor aber ſang:

Goldne Zeiten werden kommen,
und ich komme mit der Zeit.
Ihren Ruf hab' ich vernommen:
Bleibe hier in Ewigkeit.

Darauf flatterte er, ſie liebkoſend, zwiſchen die ſchönen Florentinerinnen, und die Ritter der Liebesgöttin erſchienen, in ſilbernen Waffen, mit ſilbernen Schilden, in welchen ein goldener Apfel zu ſehen war mit der Ueberſchrift: Detur pulcheriori; Graf Germaniko Erkolano als Ritter der Beſtändigkeit, und Cavaliere

valiere **Biſſoli**, als Ritter der Treue, grüßten, ſchwuren, und ſetzten ſich.

Sogleich kam auf die Bahn der junge, ſchöne, tapfre Ritter **Franceſko Lunati**, in blau und ſilberner Rüſtung. Sein Helmſchmuck, ein Nebel, ſtieg auf zum Himmel, und darüber prangte die Deviſe: Ove il piacer mi spinge. Kämpfend wollte er die Schönheit ſeiner Dame behaupten, gab den Schwur, und ſetzte ſich zu den andern Rittern.

Nun erſchienen, in einer Perlenmutter-Muſchel zwey fremdartig, aber reizend gekleidete Damen, Europa und Afrika vorſtellend, mit ihren Rittern, neidiſch auf ihrer Schweſter Aſia Glück, für welche die perſiſchen Ritter kämpften, auch für ſich kämpfende Ritter zu ſtellen. Sie ſpielten und ſangen; die Ritter kamen herbey: **Don Giovanno Montalvi**, in ſilbernen Waffen und ſpaniſcher Tracht, genannt; **der unglückliche, romantiſche Ritter**, trug auf ſeinem, vom Golde und Edelgeſteinen funkelndem Helme eine Cypreſſe, mit der Deviſe: Pulchrior, quam fructuosa; und dies war der Ritter der Dame Europa. Der Ritter aber der Dame Afrika, **Silvio Piccolomini**, trug braune Waffen, und Mohriſche Kleidung; ſein Helmſchmuck war der Mond, und die Deviſe: Virtute, et lumine crescit.

Auf Wellen ſchien das Muſchelfahrzeug zu wogen, gezogen von Seeungeheuren, umgaukelt von Tritonen und Nereiden, bis zum Balkon der Großherzogin, wo ſie Lieder ſangen zu ihrem Lobe. Die Ritter aber gaben den Schwur, und ſetzten ſich zu den andern Kämpen.

Ein großer künſtlich verfertigter Berg konnte ſeiner Schwere wegen nicht fortgebracht werden, und mußte am Eingange der Bahn halten. In ſeiner mittleren Höhe ſah man eine Wieſe mit Gebüſch, in welchem Jagd auf wilde Thiere gemacht wurde. Während nun der Berg ſo da ſtand, beritten die drey Ritter, **Bentivoglio**, **Placidi** und **Ricaſoli**, die Bahn, und brachen Lanzen mit ungemein viel Kraft und Zierlichkeit, räumten aber bald den Platz den Jägern der wilden Thiere.

Nun aber erſchien ein ſeltſam gekleideter Knabe, nannte ſich einen Lehrling des weiſen Zauberers

Filaneo,

Filaneo, und las einen Brief der Ritter Polidacrio, Pieromine und Adraſto an ſeinen Meiſter ab, des Inhalts, daß ſie auch nach Florenz gehen, und dort für die Schönheit ihrer Damen kämpfen wollten. Alſobald ertönten Trompeten und Pauken, in dem Zauberwalde auf dem großen Berge wurde es lebhaft, und die angekündigten drey Ritter brachen hervor, gekleidet in Karmeſin mit Golde. Lukretio Piè d' Oca führte im Schilde einen Blaſebalg, anfachend eine Flamme, mit der Ueberſchrift: Del mio mal ministro fui. Eine Rebe mit Trauben, von denen einige am Boden lagen, unaufgeleſen, führte als Schildzeichen Ottavio Conti mit der Ueberſchrift: Colpa d' Amor non giá. Der Ritter Pappagalli aber hatte im Schilde einen Papagey, der in einen Käfig fliegen wollte, und die Umſchrift: Tunc gratior. Sie legten den gewöhnlichen Schwur ab, und ſetzten ſich zu den andern Rittern.

Alſobald ſchwamm heran auf blauen Fluthen, ein ungemein großer Delphin, mit blaſenden Tritonen umgeben und beſetzt. Es wurde muſicirt, und Lieder wurden abgeſungen, zum Lobe der Damen. Und darauf kamen herbey zwey Ritter wohlgewappnet, in meergrünen Rüſtungen, ſich erklärend zu kämpfen für die Schönheit ihrer Damen, gegen die perſiſchen Ritter. Nero di Neri führte als Schildzeichen eine Perlenmuſchel, mit der Schrift: Del mio foco altri allampo; Bettino Ricaſoli aber, einen Polypen, und die Deviſe: Dum cupio capior.

Ohne beſondere Nebenerfindung kam auf die Ritter der Ritter Annibale Monaco, aber ſeine edle hohe Geſtalt und ſeine und ſeiner Knappen prächtige Kleidung, ſein Gefolge von Pagen und Dienern, machten ihn dennoch zu einer der auffallendſten Erſcheinungen. Helm und Schild waren golden, mit dem Sinnbilde eines Siebes, und der Ueberſchrift: Et his maiora; Schärpen, Binden und Decken, ſo wie ſeine Kleidung, waren Purpurſammet, mit Gold und Edelſteinen reichlich beſetzt.

Ihm folgten zwey Tritonen, blaſend auf Schneckenhörnern, nach welchen ſechs andere kamen, tragend düſter brennende Fakeln. Den Meergöttern nach, gingen die drey Grazien. Die liebenswürdi-

gen, ſchönen Mädchen bedurften keines andern Schmucks, als ihre Reize. Drey eben ſo anmuthige Nymphen, aber anders gekleidet, folgten ihnen. Auf einem ſilbernen Meere ſchwam ein Muſchelwagen, gezogen von zwey Tauben. In demſelben ſtand, koſtbar und reich gekleidet, Aphrodite zwiſchen ſechs Amoretten, mit einem goldenen Zepter in der rechten, indem ſie mit der Linken an eine Roſenkette gefeſſelt, einen Amor leitete. Hinter dem Wagen her, gingen an denſelben geſchmiedet, feuerſpeyend, ſchüttelnd ihr Schlangenhaar, die ergrimmten Furien. Die Liebesgötter ſangen:

Die Kühnheit der perſiſchen Ritter,
erzürnet die Göttin der Liebe.
Iſt ſie nicht den Wellen entſtiegen,
wie künſtlich, das edle Venedig?
Wie? prangen denn nicht dort die Schönen
in lieblich erhabener Schönheit?

Was rühmen die perſiſchen Ritter
die Schönheit der perſiſchen Frauen?
Sie ſollen die Kühnheit wohl büßen!
Bewaffnet vom Gatten Vulkanus
erſcheinen die kämpfenden Ritter,
der Herrin des liebenden Reichs.

Da eröffnete ſich plötzlich der Felſen, und in demſelben erblickte das überaſchte Auge Vulkan's Werkſtätte, in welcher die Cyklopen die Waffen der Ritter ſchmiedeten. Ein Feuerwerk wurde abgebrannt, Muſik ertönte, und die Paladine der ſchönen Venetianerinnen traten auf: Averardo di Medici, in ſeinem Schilde eine Sonnenblume, und die Ueberſchrift: Animo propensiori; Bartolomeo Cagali, im Schilde einen gen Himmel ſchauenden Hahn, und die Schrift: Vigilantior. Die Schönheit dieſes Aufzugs ward von Jederman bewundert und hochgeprieſen.

Nicht genug, daß alle dieſe Paladine den kühnen Perſern kampfluſtig entgegentraten, Mars ſelbſt wollte zur Erde herabſteigen, die Schönheit der Frauen ſeines, ihm noch immer theuern Florenz zu verfechten, und erſchien alſo in den Schranken. Zuerſt erblickte man das adriatiſche und tyrrheniſche Meer, in Schurzen von Seepflanzen, die furchtbaren Haare mit Lotus, Binſen, Perlen und Korallen bekränzt; auf

auf den Schultern trugen ſie Delphine, in den Händen, Anker. Ihnen folgten zwey gewaltige Löwen, von denen der eine, geflügelt, ein goldenes Diadem, der andere eine goldene Krone auf dem Haupte trug. Auf dieſen Thieren ſaßen zwey Jungfrauen von königlichem Anſtand und Weſen; die eine mit der Dogenmütze geziert, das offene Buch in der Hand, mit dem bekannten Pax M. ce etc. *) und das Zepter mit dem geflügelten Löwen, repräſentirte die Adria, die andere, auf den mit Blumen durchflochtenen goldenen Locken, eine Krone, eine blaue, mit drey goldenen Lilien gezierte Kugel **), in der einen, ein gekröntes Zepter in der andern Hand, Toſkana. Dieſen Königs-Jungfrauen folgte ein Skorpion, 14 Ellen lang, in allen Bewegungen dem Leben nachgebildet. Auf ſeinem Kopfe ſtand die Fama, weiß gekleidet, mit ſilbernen Flügeln, durchaus mit Augen und Ohren geſtickt, in der Hand die goldene Trompete. Mitten auf dem Skorpion ſtand als Mars, (der Ritter Ginori,) in weiß und goldener Rüſtung, einen mit Edelſteinen beſetzten feuerfarbenen Mantel um die Schultern, eine goldene Sonne auf der Bruſt, den antiken Schurz reich verbrämt. Auf ſeinem mit weißen Federn geſchmückten Helme ſaß ein Grünſpecht, mit der Deviſe, Quid non, omine tanto? In der Hand die ſtählerne Lanze, ſtand er auf glänzenden Waffen. Fama redete die Grosherzogin in Verſen an, Adria und Toſkana brachten ihr Sonette, und reichten ihr Buch und Kronen; Mars aber, aus deſſen Schulter, als er unter den Balkon kam, ein glänzender Stern hervortrat, erklärte ſeinen Endzweck zu kämpfen

Zu Ehr' und Ruhm der Huldinnen,
Der ſchönen Florentinerinnen.

Nun folgte ein Zug edler Sieniſcher Ritter, die prächtig und ſehr wohl gerüſtet mit Muſik und wackerer Begleitung auf die Bahn kamen; Ihnen folgten 20 Tritonen. Dann kam, auf einem künſtlich gear-

*) Das Wapen der Republik Venedig

**) Das Wapen des Hauſes Medicis, und der Grosherzoge von Toſkana dieſes Geſchlechts. Amirato Tr. delle famiglie Fiorentine. Florenz. 1615. Gammurini Istoria delle famiglie nobili Toscane. Fiorenz. 1668. Speneri Hist. Insign. L. 1. c. 62. p. 251.

gearbeiteten, ſilbernen Delphine, Adria als Braut. Blau war ihr Unterkleid, von Sammet, mit ſilbernen Faden durchwürkt, ihr Oberkleid von feuerfarbenem Goldſtoff, ihr goldener Gürtel mit vielen Edelſteinen beſetzt, ein Meiſterſtück an Erfindung und Ausführung der Arbeit des beſten Goldſchmieds in Siena. Ein Silbermantel umſchwebte ſie, und ſchien ſie zu heben. Ihre vier Paladine ritten, gleich Meergöttern, auf Delphinen, und ſpornten ihre Thiere mit dem mächtigen Dreyzack; ihre Harniſche waren unter dem blauen, mit Gold- und Silberſchuppen belegten Gewande verborgen; die Arme waren große Floßfedern, Beine und Füße waren zu einem Fiſchſchwanze vereinigt, der Helm glich dem Kopfe eines ungeheuren Seefiſches, ſtatt Federn, mit Schilf, Meergras, Korallen ꝛc. beſteckt. Als ſein Schild trug der Ritter Infiamato den Fiſch Akarnans, mit der Deviſe Absurmitur estu; der Ritter Fiducuore, den Fiſch Cantaro, mit der Deviſe: Una pro conjuge; Ritter Altaguide, dem Fiſch Pompilo, mit der Deviſe: Ducit intutum; Ritter Benſicuro aber, eine ſehr große Koralle, mit der Schrift: Detegit venena. Adria begrüßte die Herzogin, und lobte die Gewandheit ihrer Ritter.

Ohne großen Aufzug kam Graf Girolamo Scotto auf die Bahn, feuerfarben mit Silber gekleidet und gewappnet. Auf ſeinem Helme trug er eine ausgezinnte Mauer, von deren jeder Zinne ein Schleier auf den Rücken des Ritters hinabhing.

Jetzt erblickte man vier ſchöne junge, weiß und roſenroth bekleidete Nymphen, die Haare in vielen Zöpfen um die lieblichen Köpfchen geſchlungen, mit Perlen durchflochten, an den niedlichen Füschen zierliche ſilberne Sandalen, und Wachsfakeln in den Händen. Dieſen nach zogen vier gemalte Roſſe mit Fiſchſchwänzen eine herrliche Galeere, deren Hintertheil mit Basreliefs geziert war, vorſtellend die Siege der Venetianer über die Türken. Vorn, Neptun ſtehend, den Dreyzack in der Hand, faßte die Zügel der Seepferde. Auf dem Hintertheile, unter einem Purpurhimmel, ſtand der Venetianer, Graf Germaniko Savorniano, und neben ihm, ſein Waffengeſell Alberto Conteſſi. Die Galeere

war

war mit mehr als 30 Mann, ſo wie mit Muſik und Geſchütz beſetzt, und manche Salve wurde gegeben. In der Flagge ſah man den geflügelten Löwen, der in einer Tatze ein Schwerdt, in der andern das Wapen des Hauſes Capello hielt. Daneben wehte eine zweyte rothe Flagge: Audenti nil inscium ducibus diis. Graf Savorniano erzählte, wie er auf ſeiner Meerfahrt von der Behauptung der perſiſchen Ritter habe ſprechen hören. Sogleich habe der Wunſch ſich ſeiner bemächtiget, zur Ehre der ſchönen Venetianerinnen eine Lanze brechen zu dürfen. Neptun habe ſeinen Wunſch vernommen, habe ſogleich die Galeere auf ſeinen Wagen geſetzt, und ſey in einem Nu mit ihm hieher gefahreu. Hier gedenke er nun, mit Erlaubniß der holden Damen, ſeinen Vorſatz auszuführen. Ein ſanftes Kopfnicken der freundlichen Bianka erlaubte ihm das. Der Paladin, mit ſeinem Gefolge, ſtieg aus. Seine ſchöne, edle, jugendliche Geſtalt, ſein reizendes Geſicht, gewannen ihm die Herzen der Damen, beſonders als er mit wunderlieblicher Stimme ihnen ſeinen Entſchluß vorſang. Sein feuerfarben und goldener Anputz, der Helm, welchen viele Federn von eben dieſer Farbe umſchwankten, ſtand ihm ſehr gut.

Ganz zuletzt endlich, erſchien Ferrante Borbone de' Marcheſi del Monte a Santa Maria, jetzt genannt auf der Bahn, der Pilgerritter. Die weiße, grüne, ſchwarze und goldene Farbe ſeines Schildes ſollte ausdrücken: er hoffe, ſtets mit reinem Herzen zu wirken. Die Dewiſe ſagte: In memoria del mio bene. Sein Waffengeſell und ſein Gefolge trugen Pilgerkleider.

Jetzt, da nun alle verſammelt waren, nahmen alle Kämpen einander bey der Hand, und zogen paarweiſe um die Schranken innerhalb derſelben, herum, grüßend die Damen. Darauf begann der Fußkampf. Der Anblick ſo kräftiger, gewandter Jugend der Kämpfenden entzückte alle Zuſchauer, die des adelichen Spiels ſich erfreuen mochten. Und als das Gefecht hitzig wurde, drang plötzlich eine Schaar von Löwen, Tiger, Bären ꝛc. herein, Raketen aus Mund und Naſen werfend, nnd trennten die Streitenden. Darauf, entſchieden die Kampfrichter: Die Siener hätten den beſten Aufzug erſonnen, Ben-

tivog-

tivoglio am beſten mit der Lanze, Piccolomini mit dem Schwerdte, und Buffoli im Geſellengefechte gekämpft. Nach und nach vertrieb der anbrechende Tag die große Verſammlung, und der Platz wurde leer.

Den folgenden Abend wurde den Florentinerinnen und Venetianerinnen an beſonderen Tafeln, ein Banket gegeben. Nach der Tafel wurde turniert und getanzt, bis es tagte. So fort gieng es einige Tage hinter einander, bis die Geſandten, wohl beſchenkt, entlaſſen wurden, und die Fremden nach und nach ſich entfernten.

Unter den erwähnten Feſtlichkeiten verdient noch ein Turnier und der Kampf der Liebesſklaven, beſonderer Erwähnung. Im Turniere kämpften Spanier und Mauren gegen einander und zeigten ihre Reiterkünſte; jedoch ſo, daß ſie ſtatt der Wurfſpieße irdene Kugeln mit weißem und ſcharzem Pulver gefüllt, gebrauchten, ſo, daß ſtatt der Wunden, Flecken die Beſiegten kenntlich machten.

Den 11ten beſtimmten drey äthiopiſche Ritter, die ſich Sklaven der Liebe nannten, zum Kampftage. In einem gedruckten Kartell erklärten ſie, daß Amor ſich an ihnen als Verhöhnern der Liebe gerächt, und ihre Schönen gegen ſie kaltſinnig gemacht habe. Zugleich habe er ihnen auferlegt, ſo lange ihm gefeſſelt zu folgen, bis ſie die Gunſt ihrer Geliebten wieder erlangt hätten. Die Schönheit derſelben zu behaupten, kamen ſie auf dem Platze Santa Croce auf die Bahn. Die Damen wurden erſucht, Liebesgaben in die Hände der Kampfrichter zu legen, welche die Sieger belohnen ſollten. Es wurden jedoch nur zwey Lanzen gebrochen, die Ritter entfeſſelt, beſchenkt und belohnt, und damit dieſes Nebenfeſt, zum Beſten der Kämpfenden beſchloſſen. —

Das **Kopenfahren**, ein ehemahliges Ritterſpiel bey dem Salzwerke zu Lüneburg, iſt in Krün. Encykl. Th. 43, S. 765. ff. beſchrieben.

Ritterſporn, ein Sporn, wie ihn die Ritter ehemahls trugen. Uneigentlich der Nahme einer Pflanzengattung, Delphinium Linn., deren

Blumen

Blumen mit ſpornförmigen Verlängerungen verſehen ſind. Dieſe Gattung enthält faſt lauter blühende Gewächſe, von denen mehrere als Zierpflanzen in den Gärten gezogen werden; gehört in die dritte Ordnung der 13ten Klaſſe, Polyandria trigynia des Linnéſchen Syſtems, und hat folgende Karaktere: Der Kelch fehlt. Die Blumenkrone beſteht aus fünf, einander unähnlichen, in einen Kreis geſtellten Blättern, von denen das oberſte vorn ſtumpfer iſt, als die übrigen, und ſich hinten in ein röhrenförmiges, gerades, langes und ſtumpfes Horn endigt. Die vier andern Blumenblätter ſind eyrund-lanzettförmig, abſtehend, und einander mehr gleich. Der Honigbehälter iſt zweytheilig und ſteht vor, innerhalb des Kreiſes der Blumenblätter, hinten aber verlängert er ſich, und wird von der Röhre des oberſten Blummenblattes aufgenommen. Die vielen Staubfäden (15—30) ſind pfriemförmig, am Grunde breiter und neigen ſich gegen das oberſte Blumenblatt. Ihre Staubbeutel ſind ebenfalls klein und ſtehen gerade. Die drey, oder auch nur ein einziger Fruchtknoten, ſind eyrund, und endigen ſich in Griffel, welche ſo lang als die Staubfäden ſind, und einfache zurück gebogene Narben tragen. Die Frucht beſteht aus eben ſo vielen eyrunden, pfriemenförmigen, geradeſtehenden Samenkapſeln, als Fruchtknoten zugegen waren. Sie haben nur ein Schalenſtück, ſpringen nach innen auf, und enthalten mehrere eckige Samen.

Von den in Willdenow's Spec. plant. beſchriebenen Arten verdienen nachfolgende einer näheren Erwähnung.

*) Mit einer Samenkapſel.

1. **Feldritterſporn.** Delphinium *Consolida*, nectariis monophyllis, caule subdiviso. Linn.

Linn. Willd. Sp. pl. Tom, II. P. II. p. 1226. Consolida regalis arvensis Bauh. pin. 142. Blackw. Herb. tab. 26.

Dieſe Pflanze wächſt in ganz Europa auf den Aeckern unter dem Korn, und blühet im Junius und Julius. Sie wird insgemein Ritterſporn; von den Franzoſen aber Pied d'alouette, und auch von den Engländern Larksspur oder Larksheel, Lerchenfuß, Lerchenklaue genannt. Sie iſt ein Sommergewächs, und hat einen aufrechten, ungefähr einen Schuh hohen oder höheren, in armförmig ausgebreitete Zweige zertheilten Stengel, welcher mit Blättern beſetzt iſt, die ſowohl als die Zweige, wechſelsweiſe ſtehen. Die Blätter ſind ungefähr anderthalb Zoll lang und zwey Zoll breit, und bandförmig in zwey oder drey Lappen zertheilt, welche wieder in viele lange, ſchmale, ungezähnte Abſchnitte tief zerſpalten ſind. Die obern ſind faſt ungeſtielt, die untern aber ſtehen auf faſt einen halben Zoll langen Stielen. Der Stengel und die Zweige endigen ſich mit einzelen einblumigen Blumenſtielen. Die Blumen haben etwas über einen Zoll im Durchmeſſer, und ſind meiſtens ſchön himmelblau, bisweilen aber blaßviolet oder weiß- und rothbunt. Die ganze Pflanze hat keinen ſonderlichen Geruch und Geſchmack; auch ſind mit Ausnahme des unten zu erwähnenden, durch keine zuverläſſige Erfahrungen weder ſchädliche, noch heilſame Kräfte von ihr bekannt, obgleich ihre Blumen ehemahls unter dem Nahmen, Flores Calcatrippae, in den Apotheken gebräuchlich waren, und wieder Entzündungen der Augen gerühmet wurden. Die Bienen beſuchen dieſe Blumen ſehr gerne, und ſammlen eine Menge

Honig

Honig daraus. Ihr Saft gibt für ſich eine grüne, mit Alaun gekocht aber eine blaue Farbe, weshalb ſie von den Zuckerbäckern benutzt wird, um gewiſſe Confitüren damit grün, zu färben. Bey der nahen Verwandtſchaft, worin dieſe Pflanze mit dem Eiſenhut, Aconitum, ſteht, ſollte man mit ihrer Anwendung indeß vorſichtig ſeyn.

Es iſt daher nicht zu billigen, wenn man die Blumen dieſes Ritterſporns ſogar candirt, und als Speiſe aufträgt. Bey dieſer Zubereitung ſieht man übrigens darauf, daß der Zucker gleich vertheilt wird, und die Blumen nicht zuſammen kleben. Man windet die Blüthen während dieſes Geſchäftes zierlich um den Stängel herum, damit ſie unter dem Candiren nicht abbrechen. Man überſtreuet ſie mit feingeſtoßenem Zucker, läßt ſie auf dem Ofen trocknen, und verwahrt ſie in einer Schachtel.

Nach Hufeland's Journal ꝛc. 1815. V. St. hat der Doct. Blanhard von Pembroke in New-Hampſhire in Nordamerika beobachtet, das der Same des Ritterſporns ein kräftiges und wirkſames Heilmittel gegen krampfhafte Engbrüſtigkeit iſt. Nur bleibt dabey die Frage, ob er wirklich unſern gemeinen Feldritterſporn dazu angewendet hat? In Thüringen ſammeln die Aermeren die Blumen dieſer, auf den Aeckern ſo gemeinen Pflanze, und miſchen ſie unter den ſchlechten Taback, um ſeinen Geruch zu verbeſſern. Viel mag es wohl nicht helfen.

Dieſe Pflanze ſoll übrigens den Boden ſehr ausſaugen, und ein Zeichen ſeyn, daß im Grunde ſchwarze Erde befindlich iſt.

2. **Gartenritterſporn.** Delphinium *Ajacis*, nectariis monophylis caule ſimplici. Linn. Willd. a. a. O. Consolida regalis horten-

sis, flore majore et ſimplici et minore Bauh. pin. 142.

Man nennt dieſe Art gewöhnlich **italieniſchen** bisweilen auch **türkiſchen Ritterſporn**, obgleich er urſprünglich aus der Schweitz kommt. Wenn man ihn hie und da auch in Deutſchland wild gefunden hat, ſo ſind das wohl nur verwilderte Exemplare geweſen. Es iſt ein Sommergewächs, deſſen aufrechter, einfacher Stengel oft 3 Fuß hoch wird, und mit vieltheiligen, ſtrichförmigen Blättern beſetzt iſt. An ſeinem oberen Ende ſtehen die Blumen zahlreich in einfachen aufrechten Trauben beyſammen, und zieren, während der Monate Junius und Julius die Gärten vortrefflich, weshalb man ſie auch gern zieht. Durch die Pflege in Gärten hat man verſchiedene Spielarten gewonnen, die durch ihre mancherley Farben ein ſehr gutes Anſehen gewähren. Die gewöhnlichen Farben, welche man davon hat, ſind außer der blauen, weiß, violet, fleiſchroth, purpurroth, aſchgrau und bunt, alle bald heller, bald dunkler. Die Blumen ſind dabey einfach oder gefüllt.

Eine beſondere Abänderung iſt der niedrige oder **Zwergritterſporn**, welcher ſich wegen ſeines kleineren Wuchſes gut zu Einfaſſungen der Blumenbeete ſchickt.

Der Anbau dieſer Art iſt ſehr leicht. Man darf den Samen im Frühjahr nur an die Stelle ſäen, wo die Pflanzen blühen ſollen, und die etwa zu dick aufgegangenen Pflänzchen gehörig verdünnen. Sie gedeihen faſt in jedem, nur nicht zu naſſem Boden. Sie ſäen ſich übrigens oft von ſelbſt aus und bedürfen keiner weiteren Wartung. Das Kraut mit den Blumen gibt eine ſchwache gelbe Farbe.

** Mit

** Mit drey Samenkapſeln.

3. **Mittlerer Ritterſporn.** Delphinium *intermedium*, nectariis diphyllis, labellis ovati- bifidis, laciniis ovatis, foliis tripartitis, laciniis, trifidis incisis. Willd.

Dieſe Art iſt mit dem hohen Ritterſporn verwechſelt worden. Man findet ſie auf den ſchleſiſchen Gebirgen, wo ſie im Junius und Julius blühet. Aus der perennirenden Wurzel entſpringen mehrere, vier Fuß und darüber hohe, einfache Stängel, welche ſich mit einer ziemlich anſehnlichen Aehre von blauen Blumen endigen. Die zweyblätterigen Honigbehälter derſelben haben eyrunde Lippen, die in zwey, ebenfalls eyrunde Läppchen getheilt ſind. An der Wurzel ſitzen große, manchen Arten des Eiſenhutes ähnliche, fünflappige Blätter, deren Lappen in längliche, zahnförmige Theile geſpalten ſind. An dem Stängel ſind ſie nur dreytheilig und ihre Einſchnitte wieder dreyſpaltig. Sie gedeihet faſt in jedem Boden gut, doch ſcheint ihr ein etwas trockner am liebſten zu ſeyn. Durch Theilung der Wurzel läßt ſie ſich leicht vermehren.

Gewöhnlich hat ſie glatte Blätter. Es gibt aber auch eine Abart, deren Blätter auf der untern Seite mit feinen Haaren beſetzt ſind.

4. **Hoher Ritterſporn.** Delphinium *elatum*, nectariis diphyllis, labellis ovatis emarginatis, laciniis brevissimis inaequalibus, foliis suppeltatis tripartitis, laciniis multifidis. Willd. Aconitum caeruleum glabrum flore consolidae regalis. Bauh. pin. 183. Lycoctonum flore Delphinii Dod. pempt. 441.

Dieſe Art iſt in Sibirien zu Hauſe, ſo wie auf den Gebirgen der Schweitz. Sie hat eine

perennirende Wurzel; und einen aufrechten, ungefähr vier Schuh hohen Stengel, welcher bald blaulicht und faſt glatt, bald mit einem gelben Mehl oder Staube überzogen und ſehr haarig iſt. Die Blätter ſind ebenfalls bald mehr, bald weniger haarig, und handförmig in bald längere, bald kürzere, bald breitere, bald ſchmalere, bald mehr, bald weniger eingeſchnittene Lappen zerſpalten. Die Blumen ſtehen bald auf längeren, bald auf kürzeren Stielen, und ſind meiſtens blau, ſeltener weiß, bald größer, bald kleiner, und bilden am Ende des Stengels und der Zweige lange, ziemlich dichte, ährenförmige Trauben. Gmelin hat von dieſer Pflanze ſechſerley Varietäten abgebildet, die in Rußland und Kamtſchatka nicht nur in den Gärten, ſondern auch wild vorkommen, und aus einerley Samen entſpringen; und meldet, daß ſie von den Ruſſen Prikrit genannt werde, welchen Nahmen ſie auch dem Trollius, dem Aconitum lycoctonum, und andern ähnlichen Pflanzen beylegen, deren ſie ſich, als heroiſcher oder heftig wirkender Mittel, und folglich bald mit glücklichem, bald mit unglücklichem Erfolge, zu Heilung der fallenden Sucht, der veneriſchen Seuche, und überhaupt aller hartnäckigen und unbekannten Krankheiten zu bedienen pflegen. Auch hat Miller in England beobachtet, daß von ihrem Genuße Ochſen getödtet worden. Die Bienen aber ſammeln aus den Blumen Honig.

5. **Scharfer Ritterſporn, Stephanskraut.** Delphinium *Staphisagria*, nectariis tetra phyllis petalo brevioribus foliis palmatis, lobis obtusis Linn. Willd. sp. pl l. c. p. 1231. St phiſagria. C. Bauh. p. 324. Blakw. Herb. t. 265.

Dieſe

Dieſe Art wächſt auf der Inſel Candien, wie auch in Apulien, Iſtrien, Dalmatien, Calabrien, Languedok und Provence an ſteinigten Orten wild; und iſt ein Sommergewächs, oder eine zweyjährige Pflanze. Sie wird insgemein **Läuſeſamen-** oder **Läuſekraut**, von den Franzoſen Herbe aux Poux, von den Engländern Stafiſaker oder Louſewort, und von den Holländern Luiskruid genannt. Ihre Stengel werden ungefähr zwey Schuh hoch. Ihre Blätter ſind handförmig in fünf bis ſieben Lappen zertheilt, welche mehrentheils wieder in drey, bald ſtumpfe, bald ſcharf zugeſpitzte Abſchnitte geſpalten ſind, und haben bisweilen ſchöne weiße Adern. Die Blumen ſind ſchön blau und groß, und haben einen Sporn, der bald ſehr kurz, bald aber ſo lang als der Blumenſtiel iſt. Ihre Samen, welche ungefähr eine Erbſe groß, ſchwarzbraun, ungleich dreyeckig, rauh und runzlicht ſind, werden in den Apotheken unter dem Nahmen **Lauskörner** oder **Stephanskörner** gebraucht. Sie enthalten einen öhligen, anfangs weißen, hernach ſchmutzig gelben Kern, und haben einen ſehr ſcharfen und brennenden Geſchmack. Man braucht ſie nur äuſſerlich in Salben zu Tödtung der Läuſe, denn innerlich ſind ſie gefährlich und giftig, wie man aus einem Beyſpiel, das in Gmelin's Geſchichte der Pflanzengifte p. 380. erzählt iſt, ſehen kann. Venedig und Trieſt bringen ſie in den Handel.

In deutſchen Blumengärten iſt dieſe Art nur ſelten anzutreffen.

6. **Großblüthiger Ritterſporn.** Delphinium *grandiflorum*, nectariis diphyllis, labellis integris, floribus ſubſolitariis, foliis compoſitis lineari-multipartitis. Linn. Willd. l. c. p. 1228.

 Die

Die dauernde Wurzel dieſer, aus Sibirien gebrachten Art treibt jährlich zwey Fuß hohe, in wenig Zweige ſich theilende Stängel, mit zuſammengeſetzten, in feine, gleichbreite Lappen zertheilten Blättern. Die Blumen kommen an den Spitzen der Zweige mehrentheils nur einzeln zum Vorſchein. Sie haben zweyblättrige Honigbehältniſſe mit zwey ungetheilten Blättchen oder Lippen zur Seite, ſind ſehr groß, ſchön himmelblau, und bringen dreyfache weißgraue Sammenkapſeln. Dieſe Art, welche an Schönheit alle übertrifft, iſt in deutſchen Gärten noch nicht ſo gemein, als ſie es verdient. Sie verlangt einen lockern ſonnigen Stand, und will, da ſie etwas empfindlich gegen die Kälte unſerer Winter *) iſt, etwas geſchützt ſeyn. Da ſie ſelten reifen Samen bringt, ſo muß man die ältern Stöcke durch Wurzeltheilung zu vermehren ſuchen.

Man kennt mehr als doppelt ſo viele, als hier beſchriebene Arten; ich übergehe die andern indeß, da ſie für den Zweck dieſes Werkes von zu geringem Interreſſe ſind.

Tropaeolum majus Linn. Die ſogenannte **indianiſche Kreſſe**, heißt in einigen Gegenden auch **Ritterſporn**; Willdenow nennt ſie große **Kapuzinerkreſſe**. Krünitz hat ſie Th. 48, S. 636. ſl. beſchrieben.

Ritterſporneule, ein ſehr ſchöner Nachtfalter mittler Größe, der ziemlich ſelten iſt, Phalaena Noctua delphinii.

Ritter=

*) Sibirien hat bekanntlich viel ſtrengere Winter, als das mittlere Europa. Das Gewächsreich iſt dort aber durch hohen Schnee, der vor der eintretenden Sommerwärme nicht aufthauet, vor der Kälte geſchützt. Die Veränderlichkeit unſerer Winter iſt den von daher kommenden Pflanzen ſehr nachtheilig.

Ritterſprung, oder **Vorritt**, ein beſonderes Recht, welches der Oberlauſitz von Kaiſer Ferdinand I. im Jahr 1544 ertheilt wurde. Es beſtand darin, daß ein Vaſall dieſes Landes ſein, auf dem Falle ſtehendes Lehen- und Rittergut ohne weitere Anfrage bey dem Lehensherren und ohne deſſen Genehmigung veräußern oder auf die Töchter vererben durfte. Nach dem Geſetze mußte dieſes aber nur zu einer Zeit geſchehen, wo der Vaſall noch ſo bey Leibeskräften war, daß er in voller ritterlicher Rüſtung einen Streithengſten beſteigen, und vor den, von dem Lehensherren abgeſchickten Commiſſarien herum reiten konnte. Wenn ein ſolcher Fall eintrat, ſo wurden zu dieſem Ritterſprung oder Vorritte mancherley Veranſtaltungen getroffen. Eine völlig neue Rüſtung wurde angefertigt, dieſe ſowohl als das zu beſteigende Pferd vorher von den Commiſſarien gehörig geprüft und unterſucht, und darauf am folgenden Tage unter Vorausreitung von vier Trompetern das Probeſtück von dem Vaſallen abgelegt. Noch in den Jahren 1777 und 1778 wurde im Schloßhofe zu Bautzen dieſe Ceremonie vollzogen, wo zuletzt ein Graf Hoym die Freyheit benutzte, um ſeine weitläufigen Güter einer einzigen Tochter zu hinterlaſſen, und auf die beſchriebene Art zweymal im Kreiſe vor den dazu ernanuten Commiſſarien herum ritt.

Im Schachſpiel verſteht man unter **Ritterſprung** die kleine Kunſt, mit dem Springer alle Felder zu berühren, ohne eins zu verfehlen, oder zweymahl darauf zu kommen. Man ſpringt von einer Ecke aus und hält ſich anfänglich immer am Rande, kehrt dann, wenn man ſich

zu weit davon entfernen müßte um, und berührt die am Rande übrig gebliebenen Lücken, wo man denn durch einiges Verſuchen ſeinen Zweck wohl erreicht. Nur in den mittlern Feldern des Schachbretes hält es etwas ſchwerer, den rechten Gang zu finden, weil man da Kreuz- und Querſprünge machen muß.

Ritterſtand, der Stand, die Würde eines Ritters, ſowohl der ehemahligen Ritter in engerer Bedeutung, als auch in weiterer, der Stand des alten Adels, oder die ſämmtlichen männlichen Perſonen von altem Adel in einer Provinz, ſo fern ſie auf den Reichs- oder Landtagen Sitz und Stimme haben. **In den Ritterſtand erhoben werden. Die Ritterſchaft.**

Ritterſtatur, eine Bildſäule zu Pferde, als Gegenſatz eines **Standbildes**, welches eine ſtehende Bildſäule iſt.

Ritterſtern, ein Stern, womit ein Ritter, in dem Sinne als Mitglied eines Ritterordens, ausgezeichnet wird, deren verſchiedene Formen man im Art. **Ritterorden** beſchrieben und zum Theil abgebildet findet.

In der Naturbeſchreibung iſt der **Ritterſtern** eine Art Meer- oder Seeſterne im mittelländiſchen Meere, der **Pferdeſtern**, Asterias equestris L. auch der **Stachelſtern** genannt.

Ritterſteuer, in einigen Ländern eine Steuer, welche die Beſitzer der Rittergüter entrichten müſſen, beſonders die Steuer, welche der niedere Adel in einigen Provinzen und Ländern ſtatt der ehemahligen Natural-Geſtallung der Ritterpferde zu bezahlen hat. Auch war vordem der Beytrag der Hinterſaſſen zu den Koſten der Ritter-Promotionen der älteſten Söhne des Gutsherrn,

der

der Verheirathung der Tochter ꝛc. unter dieſem Nahmen bekannt.

Ritterſtück, ein Schauſpiel oder Bühnenſtück, in welchem Ritter als handelnde Perſonen auftreten, davon die neuere Zeit uns eine ſolche Menge geliefert hat, daß ſie jetzt wenig Eindruck mehr machen, beſonders wenn der eigentliche Rittergeiſt darin vergebens geſucht wird.

Ritterſtutz, eine Helmzierde, womit die Ritter vordem ihre Helme ſchmückten, beſonders bey feyerlichen Gelegenheiten. Es waren mehrentheils hohe Federbüſche, die auch hernach als Kopfzierde bey den Kriegsheeren üblich blieben, ſo wie man ſie auch ſchon in ältern Zeiten dazu gebraucht hatte. S. **Stutz**.

Rittertaback, ſ. im Art. **Taback**.

Rittertafel, eine Tafel, an welcher Ritter oder auch Perſonen von altem Adel ſitzen. So heißt an einigen Höfen die Marſchallstafel auch die **Rittertafel**. In einem von adeligen Perſonen gebildeten Gerichte iſt die Rittertafel gleichbedeutend mit **Ritterbank**, und bezeichnet die ſämmtlichen Beyſitzer aus dem Ritterſtande. Das oben erwähnte **Ritterrecht**, ſo fern darunter das Ehrengericht verſtanden wird, hieß daher auch die **Rittertafel**.

Rittertag, in der Mehrzahl **die Rittertage**, 1, Die Verſammlung der Ritterſchaft bey gewiſſen Angelegenheiten; eigentlich der Tag einer ſolchen Verſammlung. Verſammelt ſich nur die Ritterſchaft eines Ritterkreiſes, wie das bey der ehemahligen Reichsritterſchaft oft vorkam, ſo nennt man dieſe Verſammlung einen **Viertelstag**. Das übrige ſehe man im Art. **Reichsritterſchaft**, Krün. Enc. Th. 121, S. 757. 2, Ein gewiſſer Tag im Jahre, der 10000 Ritter-Tag.

Rittertaube, eine Abart der gemeinen Haustaube. S. im Art. **Taube**.

Ritterthum, ſ. **Ritterweſen**.

Rittertracht, die eigenthümliche Art der Kleidung der alten Ritter, ihre Harniſche ꝛc. mit eingerechnet.

Rittertute, eine Art der Kegelſchnecken. Conus eques Linn.

Ritterwaffe, ritterliche Waffen, die Waffen eines Ritters, als Schild, Lanze und Schwert.

Ritterwanze, ſ. im Art. **Wanze**.

Ritterweſen, **Ritterthum**, der Stand, die Eigenſchaft der Ritter, wie auch die Geſetze und Einrichtungen dieſes Standes und alles, was die Ritter betrifft. **Der Geiſt des Ritterweſens, Ritterthums.** Wie ſich das Ritterthum entwickelte, in verſchiedenen Ländern verſchieden ausbildete, wie es auf die Verhältniſſe der menſchlichen Geſellſchaft einwirkte, ſie faſt ganz von ſich abhängig machte, ſo daß noch jetzt eine Menge Erinnerungen an daſſelbe übrig geblieben ſind: iſt in dem oben befindlichen Artikel **Ritter**, und mehreren darauf folgenden abgehandelt, und bedarf hier keiner Wiederhohlung. Eine anziehende, nur etwas zu poetiſche Ueberſicht des Ritterweſens findet man übrigens in dem beliebten Converſations-Lexicon, die man nicht ohne Vergnügen leſen wird.

Ritterwort, das Verſprechen eines Ritters, das, gleich einem Eide heilig gehalten wurde; die **Cavallier-Parole**, nach jetzigem Sprachgebrauche der franzöſirten Welt.

Ritterwürde, die ritterliche Würde, die mit dem Ritterſtande verbundenen ehrenvollen Vorzüge, und das Anſehen, welches daraus floß.

Ritterzehrung, dasjenige, was man einem armen oder einem irrenden Ritter auf ſeinem Zuge zu ſeinem Unterhalte reichte, und welches ein ſolcher nicht ſelten erpreßte, obgleich ſolche Gewaltſamkeiten den Geſetzen zu Folge wie ein Straßenraub geahndet wurden. Uneigentlich zuweilen ein Almoſen, welches man einem Bettler vornehmer Art gibt.

Ritterzeit, nennt man denjenigen Zeitraum des Mittelalters, wo das Ritterthum im Gange war, und der Geiſt der auf den Umſturz der Römerherrſchaft nun ſich gründenden Staaten und Völkerſchaften jenen romantiſch-heroiſchen Schwung annahm, der beſonders in den Kreuzzügen ſich offenbarte; daher denn die Periode dieſer, für das Menſchengeſchlecht ſo bedeutend gewordenen europäiſchen Kriegszüge nach dem Oriente als die eigentliche Blüthe der Ritterzeit betrachtet werden kann, die, ſo wie ſie durch die Kreuzzüge zu ihrem höchſten Ziele, gleichſam zu ihrem Wendepunkte gelangt war, von da an auch wieder abnahm, und in ihrem eigenen Feuer ſich verzehrte. Vom 10ten oder 11ten Jahrhunderte an bildete ſich der eigentliche Rittergeiſt aus, obgleich es ſchon vorher den Nahmen nach Ritter gab, und trieb ſein Walten in verſchiedenen Abſtufungen bis gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts fort. Zuletzt, bey ſeinem völligen Scheiden, bey dem völligen Uebergange des Mittelalters in die neuere Zeit, flammte der Geiſt der Ritterzeit und des Ritterthums noch einmahl in einem ächt deutſchen, ächt ritterlichen Manne auf, in *Götz von Berlichingen*. Er war der letzte Ritter aus der Ritterzeit; um ihn her eilte ſchon alles mit gewaltigem Schwunge zu neuer Umſtaltung.

Götz

Götz aber ſtand feſt, wie ein altes Steinbild, mit männlicher Kraft, und ſuchte die Vergangenheit zu halten, ſo lange, bis der Andrang der Zeiten auch ihn zertrümmerte, und nun ſein Grab gleichſam die Gränzmark der romantiſch-poetiſchen Heroenwelt unſerer Vorfahren bezeichnet. — Wie ſich die Helden dieſer Ritterzeit in ihrer Denkweiſe, in ihrem Thun und Treiben offenbarten, iſt im Art. **Ritter** und mehreren darauf folgenden angedeutet.

Ritterzug, ein aus Rittern beſtehender Kriegszug, von welcher Art auch die ehemahligen Kreuzzüge waren. Auch die Reiſe eines irrenden oder fahrenden Ritters, ſo fern ſie ritterliche Abenteuer zum Zwecke hatte, wurde ein Ritterzug genannt.

Rittgeld, war ehedem bey dem Poſtweſen in Sachſen das feſtgeſetzte Geld, welches für Couriere und Staffetten bezahlt werden mußte.

Rittmaus, ein Nahme der kleinen Feldmaus, Mus arvalis Linn. S. im Art. **Maus**, Krün. Enc. Th. 86, S. 51.

Rittmeiſter, der Vorgeſetzte eines Geſchwaders Reiter, bey der Reiterey daſſelbe, was der Hauptmann bey dem Fußvolke iſt. Vordem wurden auch die Mitglieder des Rathes einiger Reichsſtädte ſo genannt, welche als Geſandten zu den Reichstagen und andern Gelegenheiten geſchickt wurden, weil man noch keine bequeme Wagen hatte, und alles Reiſen der Vornehmeren zu Pferde geſchah. *)

Zu

*) Noch zu Anſange des 16ten Jahrhunderts ritten die Rathsherren zu Rathe, ſo daß noch 1502 bey der Thür des Römers in Frankfurt am Mayn ein Auſtritt, zur Erleichterung des Aufſitzens gemauert wurde. Die Miniſter ritten in den Reſidenzen gleichfalls zu Hoſe, und öfters gingen die Pferde allein nach dem Stalle zurück.

Zu den Dienſtpflichten eines Rittmeiſters bey der Reiterey gehört nun überhaupt ſein Beſtreben, das ihm anvertraute Geſchwader oder Escadron zum Dienſte des Landesherrn im Stande zu erhalten, weshalb auch die Löhnung durch ihn ausgezahlt wird. Seinen Regiments-vorgeſetzten, dem Oberſten, dem Oberſt-Lieutenant und dem Major muß er entweder ſelbſt oder durch die unter ihm ſtehenden Offiziere von allem Nachricht geben, was den Zuſtand ſeiner Mannſchaft betrifft, wohin die Werbungen oder Recrutirungen, die vorgefallenen Militär- und andere Vergehen, die Beſtrafungen, Arreſt, Loslaſſung, Krankheiten, Beurlaubungen und Rückkehr, Löhnung, Beförderungen, Verheirathung der Leute ꝛc. gehören. Der Rittmeiſter hat nicht das Recht, einen Unteroffizier oder Gemeinen ohne Vorwiſſen und Einwilligung des Oberſten, zu entlaſſen oder abzudanken, und er muß auf jeden Fall die zu verabſchiedenden Leute zuvor dem Regiments-Befehlshaber vorſtellen. Todesfälle und Deſertion läßt er durch den Regiments-Adjutanten den höhern Offizieren des Regiments anzeigen. — Die zum Dienſte angeworbenen oder aus dem Canton in ſein Geſchwader tretenden Leute muß er vor deren wirklichen Einkleidung erſt dem Oberſten und den übrigen Staabsoffizieren des Regiments vorſtellen, und es ihrem Urtheil überlaſſen, ob ſie dieſelben zum Dienſte brauchbar finden. Soll ein Reiter mit einer Escadrons-Strafe belegt werden, ſo kann der Rittmeiſter dieſelbe ohne Zuſtimmung des Majors, den er durch einen Lieutenant davon in Kenntniß ſetzen läßt, nicht vollziehen laſſen. Bey einem Hauptverbrechen muß der Rittmeiſter die Anzeige davon ſelbſt bey

den

den höheren Offizieren machen, und den Befehl erwarten, wie die Sache behandelt werden ſoll.

Bey Beurlaubungen der Unteroffiziere und Gemeinen muß die Erlaubniß des Oberſten dazu nachgeſucht, und der zu beurlaubende nach erhaltener Einwilligung mit ſeinem Paſſe dem Oberſt-Lieutenant und Major vorgeſtellt werden.

Will der Rittmeiſter ſich 24 Stunden von ſeinem Geſchwader entfernen, ſo bedarf er dazu der Erlaubniß ſeines Oberſten, und muß ſich auch den andern Ober-Offizieren darſtellen und ſie um ihre Einwilligung bitten. Nach ſeiner Rückkehr muß er ſich wieder präſentiren.

Rittmeiſtergeld, das feſtgeſetzte Geld, welches den Rittmeiſtern, oder Befehlshabern einer Schwadron oder Compagnie der Reiterey, für jedes ausgerüſtete Pferd gut gethan, nnd welches unter andern im Jahre 1570 für die Reichsreiterey monatlich auf einen Gulden beſtimmt wurde. Jetzt iſt es üblicher, daß die Oekonomieverwaltungen der Heere für die Bedürfniſſe ſorgen, ſo daß die Befehlshaber der Compagnien nur mit der Vertheilung derſelben beauftragt ſind.

Rittſtroh, **Rüttſtroh**, ſ. unter **Stroh**.

Ritual, oder **das Rituale**, eine Vorſchrift der feyerlichen Gebräuche, beſonders der kirchlichen und gottesdienſtlichen. Vorzüglich führt dieſen Nahmen die römiſche Kirchenagende, die die vorgeſchriebenen Ceremonien enthält, die bey dem katholiſchen Gottesdienſte beobachtet werden. Mehrere Mönchsorden hatten und haben, (wo ſie noch exiſtiren) zum Theil ihr eigenes Rituale. Auch die Freymäurer nennen die bey ihnen eingeführten Gebräuche, und die

nach

nach den verſchiedenen Syſtemen derſelben auch verſchieden ſind, ihr **Rituale**, oder ihre **Ritualien.**

Ritus, Gebrauch, Weiſe, beſonders feyerlicher, und in der engſten Bedeutung kirchlicher Gebrauch.

Ritz, der, oder **die Ritze,** ein ſchmaler ſich in die Länge erſtreckender fehlerhafter Spalt in harten Körpern. Ferner ein langer, ſchmaler mit einem ſpitzen Werkzeuge gemachter Riß auch in weichere Körper, z. B. **einen Ritz mit einer Nadel machen.** Im Berg und Hüttenweſen bedeutet **Ritz** insbeſondere eine ſchmale Korbe, welche in das Geſtein gehauen wird, wo verſchrämmt worden iſt, daß man Keile hinein treiben und das Geſtein los gewinnen kann. **Das Ritzeiſen** iſt daſelbſt ein ſchmales Bergeiſen, um dieſe Ritze in die verſchrämmten Gänge zu hauen.

Ritze, ſ. den vorſtehenden Artikel, ſo wie den Art. **Riß.** Bey den Wundärzten iſt **Ritze** ein längslaufender **Beinſpalt,** der überhaupt ein **Schlitz-** und **Spaltbruch,** auch ein **Bleckbruch** genannt wird, und darin beſteht, wenn das Bein nicht ganz gebrochen iſt, ſondern einen Sprung oder Riß bekommen hat. Dieſe Art von Brüchen iſt indeß ſehr ſelten, außer an der Hirnſchale, wo er öfter beobachtet wird. Er iſt an ſich auch ſchwer zu entdecken, und ein Wundarzt kann daher, im Fall er einen ſolchen Bruch vermuthet, nur zertheilende und ſtärkende Mittel anwenden.

Die Jäger verſtehen unter **Ritzen** die Furchen an den Stangen und Enden der Hirſchgeweihe.

Die kleinen Spalten an den Hufen der Pferde, die man auch **Ritzen** nennt, heißen

Haarriſſe, Haarritzen, gewöhnlicher aber noch Hornſpalten.

Ritzeiſen, im Bergweſen, ſ. im Art. Ritz. Im Schiffbau iſt es ein Zirkel mit ſpitzen Hacken, vermittelſt welches man Linien oder Striche nach einer aufgelegten Mall in das Holz reißt, um ſolches darnach behauen zu können, ſonſt auch nach dem holländiſchen Krabber, Krabpaſſer genannt, franz. Roinette.

Ritzfeder, im Bergbaue, kleine Bleche, welche man in die gehauenen Ritze legt, damit die dazwiſchen geſetzten Keile ſtärker angreifen. Dieſes nennt man einen Ritz fiedern.

Ritzingen, im Waſſerbaue, auch Ritzung, ſ. Ritſen.

Ritzmeſſer, ein kleines ſcharfes Meſſer, womit der Arzt oder Wundarzt in gewiſſen Fällen Ritze in die Haut ſchneidet, wie z. B. beym Einimpfen der Blattern; eine Lanzette.

Ritzwerk, das ſämmtliche Werkzeug, welches bey einem Ritze im Bergbaue gebraucht wird.

Ritzwurtz, die Wieſen-Anemone, Anemone pratensis L.

Rival, aus dem Franzöſiſchen, mit dem deutſchen Worte Nebenbuhler gleichbedeutend.

Rivaliren, in Wechſelſachen, ſ. den Art. Revaliren, in Krün. Enc. Th. 123. S. 176.

Rivalso, ein im Handel gebräuchliches italieniſches Wort, einerley mit Ricovero, welches Erhohlung wegen eines Vorſchuſſes, Regreß, bedeutet, worüber man die Erklärung in Krün. Enc. Th. 121, S. 653 findet.

River-horse, engl. Hippopotamus, L. ſ. Nilpferd, Krün. Enc. Th. 102, S. 612.

Riveſaltes, Rives altes, ein Muskateller Wein von vortrefflicher Art, der in Rouſſillon gewonnen

ten, und in ganz Europa verfahren wird. Er übertrifft noch den berühmten Lunel und Frontignan, aus dem ehemahligen Languedok, in Abſicht auf Geruch und Geſchmack, ſo wie auch Reife und Süßigkeit. Er gleicht dem weißen Kapwein. Man behandelt ihn mehrentheils ſchon zur Zeit der Weinleſe, und bezahlt ihn theuer. Er iſt weißer Art und wird am ſtärkſten von Cette in Orhoften von 30 Veltes, wie auch aus dem Hafen von Landres verſchifft.

Der Doct. Lud. Vogel ſagt von ihm in ſeinem diätetiſchen Lexicon: es iſt ein überaus köſtlicher Wein, der dem Portowein an Stärcke beynah gleich kommt, und von manchen ſogar dem Burgunder vorgezogen wird.

Rivine, Rivinie, Rivina, eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der vierten Klaſſe des Linnéſchen Syſtems, deren bis jetzt bekannte Arten in den wärmeren Gegenden Amerika's wachſen, und da man von ihnen keinen bedeutenden Nutzen kennt, nur dem Botaniker merkwürdig ſind, und hier übergangen werden können. Nur die dunkelrothen Beeren der einen Art, Rivina *humilis*, racemis simplicibus, floribus tetrandris, foliis pubescentibus L. die an Größe den Johannisbeeren gleichen, laſſen eine Anwendung zu. Sie ſind mit rothem Safte angefüllt, der das Papier und die Leinwand ſehr ſchön roth färbt. Dieſes iſt eine 4 — 5 Fuß hohe ſehr äſtige Staude in Jamaika und auf den caribiſchen Inſeln.

Rivoltato, ital., in der Tonkunſt üblich und heißt umgekehrt, umgewandt, wenn z. B. der Baß zum Discante, oder dieſer zum Baſſe gemacht wird. Es kommt auch Rivolgimento, eine Umkehrung vor.

Rixdaler, Ryksdaalder, (Reichsthaler) eine holländiſche Rechnungsmünze, welche $2\frac{1}{2}$ holl. Gulden, oder 50 Stüver beträgt und dem Conventions-Speciesthaler gleichkommt.

Rizé, nennt man in den Ländern des türkiſchen Kaiſers einen Beutel oder Sack von funfzehn Tauſend Ducaten, welcher für eine Rechenmünze gelten kann, ſo wie in Europa die Tonnen Goldes oder Millionen ſind.

Rizee-Leinen, eine Art türkiſche Leinwand, welche aus der Stadt gleiches Nahmens in großer Menge nach allen Orten am ſchwarzen Meere, ſo wie im ganzen türkiſchen Reiche verſchickt wird. Man nennt ſie auch **Leinwand von Trapezunt.** Sie iſt aus Flachs gewebt, und es gibt deren dreyerley Arten. Die feinſte geht nach Conſtantinopel, nach Aegypten und der barbariſchen Küſte, wo das weibliche Geſchlecht große Schleyer, Mervouetches genannt, davon macht, mit denen es ſich beym Ausgehen umhüllet. Die minder feine Sorte findet vorzüglich zu Conſtantinopel und Aleppo Abſatz, und die dritte oder gröbſte Art zu Bagdad in Syrien, wie auch zu Cairo, wo ſie die Araber häufig zu Hemden verbrauchen.

Rizinus, Ricinus, ſ. **Wunderbaum.**

Rizon, in Frankreich, ein gold- oder ſilberreiches Gewebe, wobey die Schlingen von Gold, die Blumen aber von Silber gemacht werden. Dieſe Art Zeuge wurde, vor der Revolution wenigſtens, in Lyon verfertigt, und ging damahls vorzüglich nach Spanien und ſeinen Colonien. Er hatte eben die Breite wie der Großdetours, und diente zu Weſten und Unterkleidern. — **Halb-Rizon** iſt eigentlich das, was man friſirten-**Sammet** nennt.

Rizum,

Rizum, ſ. Reiß.

Rizzatto, der friſirte Sammet. R. l. in den Handelsſchriften der franzöſiſchen Kaufleuten, eine Abkürzung für Risdale, d. i. Reichsthaler, ſo wie das deutſche Rthlr.

Ro, auf den Recepten für rotundus, rund, oder für rotula runde Kügelchen.

Roach, der engliſche Nahme eines Fiſches, der bey uns Rothauge, Cyprinus Rutilus Linn. heißt.

Roannes, in Frankreichs Handel eine Art ſchneidender Werkzeuge für die Wundärzte, welche beſonders zu Chatellerault in der ehemahligen Landſchaft Poitou verfertigt werden.

Auch verſteht man unter Roannes leinene Gewebe, mit Baumwolle vermiſcht, welche in der gleichnahmigen Stadt bey Lyon verfertigt, und ſtark zum Handel gebracht werden. Sie beſtehen in ſogenannten Toiles rousses, oder gelbgrauen Leinwanden, die $\frac{7}{8}$ ehemahl. pariſer Stab breit liegen und beſonders zu Bettüchern dienen; in Toiles claire, oder dünnen Leinwanden, einer Art Drillich, welche nach Lyon geſchickt wird, und daſelbſt ihre Zurichtung bekommt; und in Toiles rousses et blanches, grauer und weißer Gattung, die man ſonſt auch Toiles de St. Jean nennt, $\frac{3}{4}$ Stab breit. Noch eine andere Art, $\frac{7}{8}$ Stab breit, wird beſonders zu Unterfutter unter Kleider verbraucht. Endlich gibt es noch Cotonnes rayées, welches ſtreifige, halb leinene und halb baumwollene Zeuge ſind, die $\frac{3}{4}$ bis $\frac{7}{8}$ Stab in der Breite meſſen, und zu Ueberzügen, Vorhängen ꝛc. dienen.

Rob, Rohub, lateiniſche Wörter, nach denen man Roob gebildet hat, in den Apotheken und Droguerei-Handlungen, ein dicker, faſt bis zur

Conſiſtenz des Muſes eingekohter Saft aus verſchiedenen Pflanzenfrüchten. So hat man z. B. Hollundersaft, aus den Beeren des gemeinen ſchwarzen Hollunders, Rob Sambuci; Quittenſaft, Rob Cydoniorum; Wachholderſaft, Rob Juniperi; Schlehenſaft, Rob Acaciae; von der Frucht der Prunus spinosa; Weintraubenſaft, Rob de Agresto; Berberisſaft, Rob Berberum; Kirſchſaft, Rob Cerasorum; Attichſaft, Rob Ebuli; Maulbeerſaft, Rob Mororum; Johannisbeerſaft, Rob Ribium ꝛc. Von dem Muſe unterſcheidet das Roob ſich dadurch, daß erſteres die zur Conſiſtenz eines Breyes eingekochten Früchte und andere Subſtanzen ſelbſt ſind, letzteres aber nur aus dem ausgepreßten und dann eingekochten Safte derſelben beſteht. Das weitere ſehe man im Art. Saft (eingekochter).

Roba, oder **Aroba**, bedeutet in Spanien und deſſen amerikaniſchen Beſitzungen ein Maß, das aber von verſchiedener Größe, nach den Dingen, die damit gemeſſen werden, iſt, indem es immer 25 Pfund halten muß. Man braucht es ſowohl zu trocknen als flüſſigen Sachen, und hat daher faſt für jeden Körper, der damit ausgemeſſen wird, nach ſeiner ſpecifiſchen Schwere, ein eignes Gefäß. Und doch iſt dieſes nur ein ungefähres Maß.

Roba, **Robé**, iſt im ſüdlichen Frankreich, Spanien und der Levante in der Seehandlung ſehr gebräuchlich, und bedeutet überhaupt Waaren, Güter, Reichthum. Es iſt italieniſchen Urſprungs.

Robale, **Robella**, ein Nahme des gemeinen Granates, wenn er dunkelroth und undurchſichtig iſt. Auf der Inſel Ceylon findet man ihn häufig ſo.

Robath ſ. **Roboth**.

Robbaria, die Beraubung, der Straßenraub.

Robbe, der, öfters auch **die,** zunächſt der Nahme des Seehundes oder Seekalbes, Phoca vitulina Linn., dann aber auch bey vielen Schriftſtellern auch der Gattungsnahme für Phoca überhaupt, wofür in Krün. Enc. Th. 112, S. 599; indeß der allgemeinere Nahme **Phoke** beybehalten iſt. Es ſind verſchiedene Arten unter dem Nahmen der **Robben** aufgeführt, als der **Hundsrobbe,** Phoca vitulina, S. 601. **Mönchsrobbe,** Ph. Monachus, S. 626. der **Schweinsrobbe,** Ph. porcina, S. 641. **der Wolfsrobbe,** Ph. lupina, eben daſelbſt **der Robbe mit dem Monde,** Ph. groenlandica, S. 621. **und der Robbe mit dem weißen Bauche,** Ph. barbata, S. 634. worauf ich hier verweiſen muß.

Robbenbär, Phoca ursina, auch **Seebär,** ſ. den Art. **Phoke,** in Krün. Enc. Th. 112, S. 618.

Robbenfang, oder **Robbenjagd.** Im Art. **Phoke,** in Krün. Enc. am eben bemerkten Orte iſt die Art und Weiſe, wie die Eingebornen der Küſtenländer, wo ſich Robben oder Phoken aufhalten, ſich derſelben zu bemächtigen ſuchen, da ſie ihnen zum Theil die vorzüglichſten Nahrungs= und Bekleidungsmittel darreichen. Auch die Europäer wiſſen von den Robben ſehr guten Gebrauch zu machen. Die Holländer, Hamburger und andere ſchicken deshalb jährlich, wenn die Umſtände es zulaſſen, viele Schiffe auf den ſogenannten **Robbenfang** aus, welche an den Eisſchollen hinſegeln. Die Mannſchaft ſteigt dann auf das Eis, und ſchlägt die daſelbſt oft in großer Menge befindlichen Robben mit Keulen todt, *) weshalb man ſie **Robbenſchläger** nennt.

*) Sie ſchlagen die Robben vorzüglich auf die Schnauze, wo ſie ſehr empfindlich ſind.

nennt. Die Leute müſſen aber ſchnell ſeyn, weil die Seehunde ihre Schildwachen ausſtellen, und ſich ſogleich, wie ſie von dieſen durch ein heiſeres Geſchrey gewarnt werden, ins Waſſer ſtürzen; doch ſtellen ſich die Männchen oft mit aufgeſperrtem Rachen auf die Vorderfüße und beiſſen heftig umher, reiſſen den Jägern auch oft die Keule aus der Hand.

Die Schiffe, welche man zum Robbenfange ausrüſtet, ſind 70 bis 100 Laſten groß, haben ſechs Schaluppen und 30 — 40 Mann, und ſegeln in der Mitte des Märzes aus, worauf ſie im Julius und Auguſt zurück kommen. Aus dem Speck der Seehunde wird ein guter gelbbrauner Thran gebrannt, den man vorzüglich zum Brennen in Lampen gebraucht. Die **Robbenfelle** dienen beſonders zum Ueberziehen der Reiſekoffer, zu Torniſtern, Tabacksbeuteln, Matroſenklappmützen, Handſchuhen ꝛc.

Robbenfell, ſ. im vorſtehenden Art.

Robbenjagd, ſ. eben daſelbſt.

Robbenklopfer, einer der Robben klopft oder todt ſchlägt, insbeſondere alſo die Mannſchaft der Schiffe, welche auf den Robbenfang ausgehen, ja überhaupt auch die dazu ausgerüſteten Schiffe ſelbſt.

Robbenknüppel, oder nach hochdeutſcher Schreibart **Robbenknittel**, zum Robbenfange beſtimmte Stöcke oder Knittel. Sie ſind von Eſchenholz, und haben am dicken Ende auf der einen Seite ein Eiſen, wie ein Bolzen geſtaltet, womit man die Robben wie mit einem Hammer vor den Kopf oder auf die Schnautze ſchlägt. An der andern Seite, dem Eiſen gegenüber, befindet ſich ein Haken, um die Robben damit fortzuſchleppen, wenn ſie getödtet ſind.

Robbennarren, ſo werden die jungen Robben wegen ihrer Dummheit genannt.

Robbenſchiff, ſ. das folgende.

Robbenſchläger, zum Robbenfang ausgerüſtete Schiffe. S. im Art. **Robbenfang**.

Robbenſpeck, ſ. eben daſelbſt.

Robbenthran, ſ. im Art. **Robbenfang** und unter **Thran**.

Robbenzunge, eine Art der **Tellmuſcheln**, **Tellina scobinata** Linn.

Robe, **Robe**, ein Frauen= (Damen=) Kleid, das man auch eine Andrienne genannt hat, und dem man im Deutſchen den Nahmen **Schleppmantel** beylegen könnte. So vielförmig die Roben auch getragen wurden und werden, ſo beſtehen ſie eigentlich doch in einem langen Gewande, das oben vermittelſt der Aermel am Körper befeſtigt iſt, und von da an in lockeren Falten auf dem Rücken herunter hängt, ſo daß das eigentliche Kleid nur hinten davon bedeckt wird. An den Höfen und bey feyerlichen Gelegenheiten zeichnet ſich das vornehme Frauenzimmer beſonders durch die langen Roben aus, deren Schleppen bey Königinnen ꝛc. von Edelknaben getragen werden müſſen. Vordem war die Laſt der Roben ſehr groß, und je größer, deſto reicher man den Stoff dazu gewählt hatte. In neueren Zeiten iſt man etwas mehr zu der Einfachheit zurückgekehrt. Doch fand die Hochſelige, unvergeßliche Königinn Louiſe von Preußen noch zu viel Unnatürliches in den Roben, ſo wie die Hofſitte ſie erheiſchte, und hätte ſie ganz abgeſchaft, wenn ſie die älteren Damen des Hofes dafür hätte gewinnen können.

Wie man die Roben in älteren Zeiten trug, wo man ſich ſtrenge nach dem franzöſichen Schnitte

 rich=

tete, darf ich hier nicht aus einander ſetzen, da dieſe Moden mit den Reifröcken, längſt veraltet ſind. Krünnitz hat zum Art. **Kleid**, Th. 40, Fig. 2145. eine Robe abbilden laſſen, wie ſie zu ſeiner Zeit getragen wurden, welches aber eigentlich eine ſogenannte **Robe ronde** iſt. Um zu zeigen, wie der Geſchmack ſich in den letzten Jahren verändert hat, füge ich hier ein paar Figuren hinzu, woraus ſich der jetzige Schnitt der Roben abnehmen läßt; nur muß man die hier aufgeſtellten Formen für nichts, als ephemere Erſcheinungen halten, die durch das fortſchreitende Beſtreben, neue Formen zu erfinden und an dem alten zu künſteln und zu ändern, von zehn andern verdrängt und damit vertauſcht werden.

Fig. 7164 a. ſtellt eine Dame vor mit einer Robe von Roſa-Krepp mit kurzen Aermeln. Die Falten fangen ſchon am Anfange des Kleides an, ſo daß die Robe alſo im Rücken nicht in der Taille anſchließt. Das Unterkleid, eine weiſſe Robe von Taffet, iſt mit Silber geſtickt, und die kurzen Aermel des Oberkleides paſſen nur bis auf die Stickerey an den Aermeln des erſten.

Die Dame b trägt eine robe ronde von feinem Muſſelin über einer Robe von weiſſem Taffet. Nur im Ausſchnitte iſt eine Spitze garnirt, welche die Bruſt bedeckt.

Fig 7165. Eine andere, minder einfache Robe. Sie iſt von weiſſem Muſſelin, hat kurze Aermel mit Bauſchen, welche mit feſt aufliegenden Spitzen unterbrochen ſind. Die Robe iſt im Ausſchnitte, ſo wie in der Taille, welche ein paille Band umſchließt, in Falten gereihet. Der Shawl mit einer buntfarbigen Einfaſſung, von Kaſimir. Das Unterkleid von milchweißem Taffent, mit einer Falbel.

Eine Menge anderer Formen von Roben findet man in den Zeitſchriften, die das Neue im Reiche der Moden der Gegenwart und Zukunft

kunſt mitzutheilen und zu überliefern ſuchen. Die hier abgebildeten habe ich aus dem Journal für Fabrik, Manufacturen, Handlung und Mode ꝛc. entlehnt. Die Handgriffe, welche der Kleidermacher beym Maßnehmen und verfertigen der Roben anwenden muß, haben die Verfaſſer des Schauplatzes der Künſte und Handwerke, ſo wie Sprengel oder vielmehr Hartwig in den Handwerken und Künſten beſchrieben. Ich übergehe ſie, beſonders da die Formen von Roben, worauf ſie ſich beziehen, ſchon lange nicht mehr Mode ſind, und es ohnehin mit jeder andern Form im Laufe einiger Jahre wohl derſelbe Fall ſeyn würde.

Roben, Robes, ſind ferner aber auch ganze Gewebe zu robenförmigen Kleidungen und vordem auch zu Schlafröcken für Herrn beſtimmt, entweder von Atlaß, Grosdetours, oder Peking, welche glatten oder geſtreiften Grund haben, mit Seide, Gold oder Silber geſtickt, oder mit dem Pinſel bemahlt. Man brachte ſie ſonſt aus China und nannte ſie auch wohl **Japoa-Kleider**. Jetzt hat man in verſchiedenen Gegenden Europens ähnliche Zeugarten zu gleichem Zwecke zu verfertigen angefangen, und wie ſich erwarten läßt, mit Geſchmack und Glück, und es kündigen dieſe und jene Fabriken ihre Erzeugniſſe dieſer Art hin und wieder an.

Robé, ſ. **Roba**.

Robella, ſ. Robale.

Robennagel, eine Art Nägel, deren 1000 Stück auf der Fabrick zu Roda 2¼ Pf. wiegen, und ſonſt 9 gr. galten.

Robergie, Robergia Willd. ein ſüdamerikaniſcher Strauch, welcher in die 10te Klaſſe des Linnéſchen Syſtems, und daſelbſt in die Ordnung

Pentagynia gehört, von dem aber nichts bemerkenswerthes bekannt iſt.

Robe ronde, eine Robe, mit einer abgerundeten Schleppe, ſ. im Art. Robe.

Robert, ein vielleicht mit **Ruprecht** verwandter männlicher Taufnahme, der indeß auf verſchiedene Naturkörper übertragen worden iſt. Muscat Robert, ein Nahme der **Ambrabirn**, ſ. Krün. Enc. Th. 5, S. 421 im Art. **Birnbaum**. Robert le Diable, das weiße C. Papilio C. album. Sauce à la Robert, ſ. **Robertsſauce**. S. auch die nächſtfolgenden Artikel.

Robertsbirn, (rothe), Red pear Robert, eine in England beliebte Sommerbirne, von birnförmiger Geſtalt, mittelmäßiger Größe, gelber, blaßroth geſcheckter und gegen die Sonne dunkelrother Schale, zartem Fleiſch, mit vielem ſüßem müskirtem Safte. Daß ſie von der in vorſtehendem Artikel genannten verſchieden ſey, wird man wohl ſo gleich ſehen.

Robertskraut, ein Nahme des Geranium robertianum Linn., welches gegen eine Krankheit, die unter dem Nahmen der St. **Ruprechtsplage** bekannt war, für ein kräftiges Heilmittel gehalten wurde. Die nähere Anzeige dieſes bekannten einheimiſchen Gewächſes hat Krünitz Th. 19, S. 593. nach dem Art. Robertskraut gewieſen; da man indeß für die Gattung Geranium im Deutſchen durchgehends die Benennung **Storchſchnabel** angenommen hat: ſo muß ich das übrige bis dahin verſparen.

Robertsmetall, Metallum Robertianum, das Prinzenmetall, von einem engliſchen Prinzen Robert erfunden und nach ihm benannt. S. im Art. **Metallmiſchungen**, Krün. Enc. Th. 89, S. 681.

Ro-

Robertſons Pflug, ſ. im Art. **Pflug**, Krün. Enc. Th. 112, S. 325.

Robertsſauce, eine Brühe, womit beſonders Eyer zugerichtet werden. Da Krünitz Th. 1, S. 466 die Beſchreibung derſelben hieher verwieſen hat, ſo füge ich noch folgende hinzu.

Eyer mit einer braunen Robertsſauce ſind harte, in Scheiben geſchnittene und in einer Schüſſel ordentlich zerlegte Eyer, über welche man eine, auf nachſtehende Art bereitete Sauce anrichtet. Man nimmt fein gehackte Zwiebeln, etwas Moſtrich, Zitronſcheiben und ein wenig gute Fleiſchbrühe; läßt dieſes zu einer Sauce werden, die ſeimig iſt und thut ſodann noch Zucker und Weineſſig hinzu. Man kann indeß dieſe, ſo wie die folgende Sauce auch über andere Speiſen gebrauchen.

Eyer mit einer gelben Robertsſauce. Ein paar Eyerdotter, eben ſo viel Moſtrich, ein wenig Weineſſig und Zucker, auch zerriebene Zitronſchalen, werden mit einem Stückchen friſcher Butter zuſammengeknätet und dann mit Wein und Waſſer zu einer ſeimigen Brühe, in einem Tiegel über Kohlen, gerührt und nach vorher gehender Anweiſung, über die in Scheiben zerſchnittene Eyer, in die Schüſſel gegoſſen. Man kann auch über verlorne Eyer eben dieſe Sauce anrichten.

Robervals Wage, ſ. im Art. **Wage**.

Robes, ſ. im Art. Robe.

Robetbeere, ein Nahme der **Brombeere**, Rubus fruticosus Linn. S. Krün. Enc. Th. 6, S. 779. Ich muß nur bemerken, daß der eigentliche Rubus fruticosus Linn. im nördlichen Deutſchlande nur ſparſam angetroffen wird, dagegen aber zwey neue, erſt kürzlich unterſchiedene Arten, nähmlich: Rubus nemorosus und Rub. corylifolius Hayne Medicinal-Gewächſe III. B. tab. 11 und tab. 10. In der von Krünitz gegebenen Beſchreibung kommen daher Angaben vor, die nicht vom Rubus frutico-

ticosus gelten, ſondern von dieſen genannten neuen Arten, zum Theil auch von Rubus caesius entlehnt ſind. Man ſehe daher den Art. Rubus, wo ich einige Berichtigung geben werde.

Robigalien, ein Feſt, welches die Römer am 25. April feyerten, zu Ehren des Gottes Robigus, damit er ſie vor dem Brande im Getreide bewahren möchte. Nach andern hatte dieſes Geſchäft eine Göttin, Nahmens Robigo. Man ſchreibt dieſen Nahmen häufig auch Rubigo und bey den Botanikern iſt letzteres der Gattungsnahme des Roſtes im Getreide, welcher von dem Brande eigentlich ganz verſchieden iſt. S. **Roſt am Getreide.**

Robinbock, eine Art der Bockkäfer, Cerambyx Halodendri. Man findet ihn in Sibirien.

Robine, eine Birnart. S. im Art. **Birnbaum**, Krün. Enc. Th. 5, S. 457. — Außer der dort beſchriebenen **Sommer-Robine** gibt es aber noch eine **Winter-Robine**, auch Averat rosat, Royal rosat genannt, die Aufmerkſamkeit verdient. Es iſt eine anſehnliche Birne, die mehrentheils etwas ſchief gewachſen und in ihrem Umkreiſe etwas ungleich iſt, und unter den rundperlenförmigen ſtehen kann. Ihre größte Breite hat ſie in der obern Hälfte nach der Blume zu, wohin ſie ſich kurz zuwölbt; nach dem Stiele nimmt ſie plötzlich ſtark ab, und endiget ſich kurz und ſehr ſtumpf. Der Stiel iſt einen guten Zoll lang und ziemlich ſtark, und ſcheint etwas hineingeſteckt zu ſeyn. Um die Blume ſind bisweilen große Beulen und dieſe breitet ihren Stern weit aus; die Oefnung iſt groß und flach. Ihre Höhe mißt 2 Zoll 9 Linien und die Breite 2 Zoll. Ihre Farbe iſt

grün,

grün, wird aber im Liegen nach und nach gelblich, bisweilen wird ſie auf der Sonnenſeite etwas röthlich. In dem Grünen erſcheinen viele noch dunkelgrünere Punkte; die Schale iſt dick und grieſigt. Das Kernhaus iſt unter der Blume kurz zugeſpitzt, beynah rund, unten nach dem Stiele hin eben nicht breit, ſondern mehr ſchmal und etwas lang und gröſtentheils mit Steinchen beſetzt, die dem horizontalen Durchſchnitt ziemlich widerſtehen. Die Kernkammern ſind enge und kurz, ſie enthalten wenige Kerne, indeſſen ſind die, welche vorhanden ſind, vollkommen, ſchwarzbraun an Farbe, und haben eine lange und breite Spitze. Das Fleiſch iſt an Farbe weißgelb, ſcheint zwar brüchig zu ſeyn, der Zuſammenhang iſt aber ſehr gering und faſt ſchmelzend. Saft iſt überflüſſig vorhanden und von einem zuckerſüßen, etwas muskatellerhaften Geſchmack. Sie reift im Januar und hält ſich bisweilen bis März. — Der Baum iſt mittelmäßig ſtark; Haupt- und Nebenäſte gehen in ſehr ſpitzigen Winkeln in die Höhe und ſetzen ſich gern quirligt an. Die Zweige ſind kurz und ſteif, und ſtehen dicht hinter einander. Die Sommertriebe ſind lang und dünne. Die Krone macht eine Pyramide und iſt ſehr tragbar. Das Blatt iſt dunkelgrün, länglich und hat ſeine gröſte Breite in der unterſten Hälfte ſeiner Länge nach dem Stiele zu, von wo es ſich kurz zurundet; gegen den Ausgang nimmt es nach und nach ab und verliert ſich endlich in eine ſcharfe Spitze. Auf dem Rande hat es mehr Ungleichheiten, als förmliche Zäckchen.

Robinets, Epistomia, die **Hähne** an den Maſchinen, z. B. an der Luftpumpe.

Robinhood-Societies, ſind Volksgeſellſchaften in Eng-

England, welche in einem Wirthshauſe zuſammen kommen, ein gewiſſes Geld zum Biere legen und ſich über politiſche Gegenſtände unterhalten. Sie beſtehen aus Perſonen von allen Ständen und der Vornehmſte genießt nicht das geringſte Vorrecht, außer dem gewählten Präſidenten, welcher das Recht hat, Stillſchweigen zu gebieten. In dieſen Geſellſchaften, wo man ganz frey über Religions- Staats- und andere Angelegenheiten ſprechen darf, bildet ſich mancher Redner, welcher nachher im Parlamente glänzt; auch dienen ſie dazu, das Volk mit der Staatsverfaſſung und den durch ſie gegründeten Freyheiten bekannter zu machen, als man das Volk in irgend einem andern Staate findet. Jeder kann ſich hier, in Betreff eines Gegenſtandes, von welchem er gern näher unterrichtet ſeyn möchte, ſchriftlich an den Präſidenten wenden, welcher einen Tag zur Unterſuchung deſſelben feſtſetzt und das Reſultat davon dem Anfrager mittheilt.

Der Nahme Robinhood kommt von einem Räuberhaupte Robinhood, der ſich unter König Richard I. in Yorkſhire aufhielt; und wenn die jetzigen, zu einem ſo edlen Zwecke unterhaltenen Verbindungen mit dem Zwecke der Räuber (Robertsmen) auch nichts gemeiu haben, ſo läßt ſich doch wenigſtens in Hinſicht der freyen Verfaſſung derſelben nnd der Gleichheit aller, eine entfernte Aehnlichkeit damit finden.

Robinie, Robinia, der Nahme einer Pflanzengattung, deren Arten aus Bäumen und Sträuchern beſtehen und in mancherley Hinſicht merkwürdig ſind. Zwey von dieſen, nähmlich Rob. Pseudacacia und Caragana, hat Krünitz im Art.

Art. Acacia communis, Th. 1, S. 193 fl. nach der in Yverdün erſchienenen Encyclopedie Oeconomique ſchon berührt, aber für den jetzigen Stand der Sachen etwas ungenügend, indem er auf die in Deutſchland gemachten Erfahrungen keine Rückſicht nahm; die Rob. Caragana eigentlich auch bloß genannt, ohne ſie näher zu bezeichnen. Da nun ſeitdem der Nahme Robinie, welchen dieſe Bäume führen, bekannter geworden iſt und ſie zum Theil ſich ſchon ſehr beliebt gemacht und die eifrigſten Lobreden bey uns gefunden haben: ſo werde ich hier das Nöthige über ſie bemerken müſſen.

Dieſe Pflanzengattung gehört zur Familie der Schmetterlingsblumen und zwar zur 17ten Klaſſe des Linneéſchen Syſtems Diadelphia Decandria. Der Kelch iſt vierſpaltig, der obere Einſchnitt zweytheilig, die Hülſe höckrig und verlängert. Die ausführlichere Beſchreibung des natürlichen Blumenbaums dieſer Gattung hat Krünitz Th. 1, S. 193 — 94 gegeben, wobey indeß nur auf das Eigenthümliche der Robinia Pseudacacia geſehen iſt. Von den 20 und mehr bis jetzt ſchon bekannten Arten zeichne ich nachſtehende aus.

1. **Die gemeine Robinie,** Robinia *Pseudacacia*, racemis pedicellis unifloris, foliis impari pinnatis, Stipulis spinosis, leguminibus laevibus. Willd. Spec. Plant. Tom. III. P. II. p. 1131. Du Roi Harbk. wilde Baumzucht II. B. herausgegeben von Pott, S. 115 fl. Humphry Marſchal's Beſchreibung der nordamerikaniſchen Bäume und Staudengewächſe. Aus dem Engl. von C. F. Hoffmann, S. 260 fl. Von Wangenheims Beyträge 16 tab. 7. f. 19. Medikus's Abhand-

handlung über den unächten Acacienbaum. Deſſen botan. Beobachtungen von 1782. S. 363. Willd. Berl. Baumzucht, S. 298. Kalm's Reiſen 2 Th. Edwards Brit. Herb. tab 69. Muntirg t. 8. Schmidt's öſterr. Baumz. tab. 32. Kerner's Abbild. ökon. Pflanz. tab. 204. Die älteren Synonyme und Nahmen hat Krünitz a. a. O. angegeben.

Dieſer, von Medicus, Burgsdorf und ſo vielen andern Männern, wegen des ſchnellen Wuchſes ꝛc. ſo dringend empfohlene unächte Acacienbaum wächſt urſprünglich in Virginien und andern Theilen von Nordamerika. Von da iſt er zuerſt nach Frankreich gekommen und demnach im übrigen Europa häufig, wenn zunächſt auch nur als Zierbaum angepflanzt worden.

Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe an den Zweigen, ſind gefiedert und enthalten 6 oder mehr Paar Blättchen mit einem einzelnen an der Spitze. Dieſe Blätter ſind oval, beynahe zwey Zoll lang, einen Zoll breit, am Rande ungezähnt, auf der obern Fläche hellgrün, auf der untern weisgrünlich. Gegen Abend und während der Nacht klappen ſie ſich nach unten herabhangend zuſammen.

Die Blumen kommen im Junius tauſendweiſe hervor uud verbreiten ihren angenehmen Jasmingeruch weit umher. Blumenſtiele $\frac{1}{2}$ Zoll lang, nur eine Blume tragend. Die Blumendecke grün, roth geſtreift. Die Blumenkrone weiß, die Fahne jedoch an ihrer Spitze hinterwärts röthlich, inwendig in der Mitte gelblich, die Flügel ebenfalls in ihren Spitzen gelblich.

Die Hülſe äußerlich braun, $\frac{1}{2}$ Zoll breit, 2 Zoll lang. Samenkörner ſchwarzbraun.

Die

Die Rinde der Zweige braun, an jungen Zweigen glatt, bey älteren etwas geriſſen und in ihrem Bau äußerſt feſt und zähe.

Das Holz gelblich, ſtark geſtreift, zähe und biegſam. Die von demſelben abgezogene erſte Schale hat nach Dü Roi den Geruch und Geſchmack des Süßholzes, welches andere indeß nicht finden, ſondern ihn mit dem der reifen Vicebohnen vergleichen.

Die Bäume ſind vor andern kenntlich, weil an dem Orte, wo die Zweige ausgehen, ſich jederzeit ſtarke Stacheln zu zwey bis drey Stück neben einander befinden, die auf einen halben Zoll Länge haben, und unten am breiteſten ſind.

Aus den Samen laſſen ſie ſich leicht erziehen, und wachſen gleich in dem erſten Jahre hoch auf. Um aber ſicher zu ſeyn, daß der Samen zum Keimen nicht zu alt oder zu wenig reif geworden ſey, iſt es rathſam, ihn vor dem Ausſäen auf folgende, in dem 98ſten Stücke des hannöverſchen Magazins von 1798 bekannt gemachte Art zu probiren: Man legt eine Anzahl Körner in ein, mit Waſſer befeuchtetes Läppchen, umwickelt dieſes noch einmahl, und legt es an einen mittelmäßig warmen Ort. Nach 2 Tagen wiederhohlt man mit dieſen Samenkörnern das nähmliche und nach 8 Tagen müſſen ſie angefangen haben, zu keimen.

Die beſte Zeit des Ausſäens fällt bey uns nach Medikus's Erfahrung *) in den May. Man wählt dazu ein gutes, fettes und lockeres Gartenfeld, welches die Morgen= und Mittagsſonne beſcheint, und das gegen rauhe Winde

Mm durch

*) S. Auszug aus des Herrn Regierungsraths Medikus's Abhandlung über den unächten Acacienbaum. Düſſeldorf 1798.

durch eine Wand oder Hecke geſchützt iſt. Auf dieſem wird der Same reihenweis, ohngefähr 2 Schuhe auseinander geſäet, und kaum ein viertel Zoll hoch mit Erde bedeckt. Bey trocknem Wetter muß dieſer ſo wohl als die jungen Pflanzen Abends begoſſen werden, bey kalten Nächten aber des Morgens. Am Ende des Auguſts wird das Begießen eingeſtellt, damit die Bäumchen ſich verholzen, und um deſto eher den Winter aushalten können. Es verſtehet ſich von ſelbſt, daß ſie von Unkraute rein erhalten werden, beſonders in dem erſten Jahre. Bey Eintretung des Winters werden ſie mit Laube bedeckt, um ſie vor der Kälte zu ſchützen, und im folgenden Frühjahre das Auf.ommen des Unkrautes zu vermindern.

Im zweyten Jahre wird das Samenbeet wenige oder gar keine Pflege bedürfen; weil die jungen Bäumchen meiſtens ſo erſtarken, daß ſie das Unkraut völlig unterdrücken.

Im dritten Jahre müſſen ſie im Frühjahre und nicht im Herbſte, verpflanzt werden. Sie würden zu ſchlank wachſen, wenn man ſie in der Entfernung von 2 Fuß länger in dem Samenbeete wollte ſtehen laſſen.

Der Platz, wohin ſie verſetzt werden ſollen, muß ſicher vor dem Viehe und vor allen Beſchädigungen ſeyn; ſonſt muß man ſie erſt ſtärker erziehen, und alsdenn ins Freye verpflanzen, wenn ſie nicht ſo leicht mehr von Gewaltthätigkeiten leiden. Die Pflanzlöcher läßt man im Herbſte 5 bis 6 Fuß von einander entfernt übers Kreuz auswerfen. Der enge Stand der Acacie iſt unumgänglich nöthig, damit die heftigen Winde nicht eindringen, und die jungen Stämme beſchädigen können. Wenn ſie in der Folge zu

ſehr

ſehr in einander verwachſen; ſo haue man einen um den andern heraus; und in dieſem Stande können die übrigen zu Hochwald oder Stümmelſtöcken erzogen werden. Man muß aber zu dieſer Auslichtung nicht eher ſchreiten, bis man ſicher iſt, daß die übrig bleibenden Stämme ſtark genug ſind, dem Winde zu widerſtehen. Eine Zeit lang werden die abgehauenen Stöcke auch noch einige Ausbeute liefern, und dann erſt ſchwache Triebe machen, wenn die Hochſtämme ſich in ihren Gipfeln zuſchließen, und dem Unterwuchſe die Luft und den Wachsthum zu entziehen anfangen.

Weil die Pflänzchen im dritten Jahre nothwendig weiter aus einander verpflanzt werden müſſen, um ſtarke Stämme zu bekommen; ſo macht man am ſchicklichſten auf einer Seite des Samenbeetes einen drey Fuß tiefen Graben, und gräbt auf dieſe Art die jungen Bäume los, ohne denſelben an ihren Wurzeln beſonders zu ſchaden. Dieſes würde aber unvermeidlich ſeyn, wenn man nur die ſtärkern heraus nehmen, die ſchwächeren aber ſtehen laſſen wollte.

Gleich nach dem Ausnehmen müſſen ſie auch wieder in die Erde kommen, und man muß, wie bey allen zu verſetzenden Bäumen, auch bey dieſen ſich keine Mühe und Genauigkeit verdrießen laſſen, wenn ſie gut anwachſen ſollen. Mit dem Meſſer ſind ſie beſonders zu verſchonen, da bey der Acacienzucht die Vermehrung des Brennholzes, wenigſtens in unſern Gegenden, die Hauptabſicht ſeyn muß, und man alſo nicht ſo viel darauf zu ſehen hat, einen ſchönen als einen nützlichen Baum zu erziehen.

Man vermehret ſie auch häufig durch die Aushebung der bewurzelten Schößlinge, welche

in gutem lockeren Boden aus den unter der Erde flach und weit fortlaufenden Wurzeln häufig hervorgetrieben werden. Die hierbey von Miller gemachte Erfahrung, daß ein aus Schößlingen erzogener Stamm nicht ſo hoch, als ein aus Samen aufgewachſener wird, und es ſich zur Natur macht, beſtändig neue Schößlinge zu treiben, iſt auch anderwärts beſtätigt worden. Ein jeder Liebhaber muß daher den Ort wohl betrachten, wo er die Robinie hin verpflanzen will, ob es im Garten oder in einer wilden Holzung iſt. Einen Garten würde ein aus Schößlingen gezogener Baum allezeit verunſtalten, da er hingegen durch die hervorgetriebenen Reiſer die Dickung einer Holzung vermehret.

Durch Schnittlinge ſchläget die Fortpflanzung fehl. Dagegen verſichert der Hofgärtner Seidel in Dresden, daß, wenn man im März oder April reif gewordene Reiſer vom vorigen Jahre von 10 bis 12 Zoll Länge unten quer dicht unter dem Auge durchſchneide, bey ihrem Einſtecken wenigſtens zwey Augen über der Erde laſſe, und ſie wie andere Stecklinge behandele, gewiß zwey Drittel davon Wurzeln ſchlagen würden. Dieſe mühſame Art der Vermehrung iſt aber alsdenn nur zu wählen, wenn man weder Samen= noch Wurzellohden bekommen kann.

Herr von Burgsdorf giebt in ſeiner Anleitung zur Erziehung der Holzarten, 3te Ausg. I. Th. Berlin 1805 S. 229, die Vorſchrift, zur Anziehung dieſes Baums den Samen 3 Tage einzuweichen, dann abzulüften und einzeln in die Rinnen zu legen, mit $\frac{1}{2}$ Zoll lockerer Erde zu bedecken und dann bey trockenem Wetter ſehr oft gelinde zu begießen. Auf

dieſe

dieſe Art, ſagt er, erſcheinen die Pflanzen ſehr bald, und gewinnen Zeit, daß ſie vor Eintritt der Kälte erſtarken, und zwey, drey auch mehr Fuß hoch ſchießen können. Während des Vorſommers hält man ſie immer feucht, nachher aber nicht mehr, damit ſie ihren Trieb vollenden. Im folgenden Frühlinge ſetzt man ſie kurz vor dem Ausbruche des Laubes im April in den untern Theil der Baumſchule einen Fuß weit aus einander. In wenigen Jahren gelangen ſie zu einer anſehnlichen Größe, in welcher ſie ins Freye ausgepflanzt werden können.

Um recht große Nutz- und Werkholzbäume zu erziehen, bringt man ſie auf friſchen, guten, mit vieler Dammerde gemiſchten Boden, in eine warme Lage, in welcher ſie nicht von den Weſtſtürmen getroffen werden können, weil ſie ſonſt wegen ihres frechen Wuchſes leicht Schaden leiden. Die beſte Entfernung ſolcher Stämme iſt 6 Fuß. Burgsdorf hat auf dieſe Art einem ganzen Diſtrikt mit viel tauſend Acacien beſetzt, welche außerordentlich gut angeſchlagen ſind.

Zur Pflanzzeit wird nach ſeiner Erfahrung auf jeden Fall der Frühling gewählt, denn die im Herbſte verſetzten Stämme leiden allemahl vom Froſte.

Um ganze Gehölze mit dieſer vortrefflichen Baumart anzupflanzen, kann man ſich mit großem Vortheile gleich der einjährigen Stämmchen aus der Samenſchule bedienen, ohne ſie erſt in die Baumſchule zu bringen. Beſonders iſt dieſe Methode zu empfehlen, wenn man Acacien-Schlaghölzer anlegen will, wozu ſich dieſe Holzart unter allen am beſten ſchickt. Sie wird mit der Zeit ein wahres Kleinod, und die Zierde

unſerer deutſchen Laubforſten werden, wenn man ſie erſt beſſer kennen gelernt haben wird. *)

Dieſe Robinien oder unächten Acacienbäume vertragen übrigens die Kälte unſers Himmelſtrichs ziemlich gut. Nur bey ſehr kalten Wintern hat man in Niederſachſen Beyſpiele, daß ſie erfroren ſind, welcher Unfall unſere einheimiſchen Bäume eben ſo gut trift.

Ein jeder Boden iſt für ſie angemeſſen. Im guten etwas feuchten Erdreiche iſt der Wuchs am ſtärkſten. Sie können darin in einem einzigen Sommer vier bis fünf Fuß lang treiben, ja Miller giebt dieſe Schüſſe ſo gar auf ſechs bis acht Fuß an. Dieſer ſchnelle Wuchs fällt merklich in die Augen, und läßt ſich leicht berechnen. Man hat an ihrem Holze Jahrringe gemeſſen, die einen halben Zoll, oft aber bis auf einen Zoll Breite hatten. Der Stamm wächſet ſperrig, und bey heftigen Windſtößen werden bisweilen ſtarke Zweige abgeriſſen. Ein Umſtand, der bey ſchnell wachſenden Bäumen nicht zu vermeiden ſtehet.

Man bauet ſie jetzt in Frankreich zu Gewinnung der Pfähle in Weinbergen häufig an. Zur Erreichung dieſes Zwecks wird der Stamm alle drey Jahre dicht an der Erde abgehauen, und ziehet man dieſe Art der Abnutzung dem höheren Abköpfen des Schaftes deswegen vor, weil die aus der Wurzel gewachſenen Pfähle beſſer, als die von den Aeſten ſind, weil an der Wurzel mehrere Schößlinge entſpringen, weil die Wurzeln ſich ſtärker ausbreiten, folglich auch eine

*) Herr v. Burgsdorf warnt übrigens eine andere Erziehungsart, als die von ihm angegebene zu verſuchen, weil dieſe durch die Erfahrung erprobt ſey, nachdem er viele vergebliche Bemühungen angewendet hätte, ſie ſchnell vorwärts zu bringen.

eine Menge junger Ausläufer erzeugen. Von einem Bezirke von ohngefähr einem halben Morgen hat man auf ſolche Weiſe an 10,000 Stück Weinpfähle in Zeit von drey Jahren erhalten.

Läßt man dieſe Robinie wild wachſen, ſo kann ſie zu einem hohen Baum kommen, bey dem aber die öftere Benutzung wegfällt.

Sonſt kann man aber auch außer der erwähnten Methode ſo wohl Stangen als Breter erhalten, wenn der Baum in einer Höhe von ohngefähr 15 Fuß geköpft wird. Alle 3 Jahre werden alsdann die ſtark getriebenen Zweige abgenommen, und dennoch werden in Zeit von 10 Jahren aus dem Hauptſtamme 9 bis 10 Zoll breite Breter zu ſchneiden ſeyn, indem er nicht ſo, wie die Stämme von den geköpften Weiden und Eichen anbrüchig wird.

Wie heftig der Trieb der Zweige bey dieſen abgeköpften Bäumen ſey, iſt daraus zu ſchließen, daß man ſchon nach Verlauf einiger Monate dem äußerlichen Anſehen nach, einen ſolchen Baum kaum von andern unterſcheidet, und daß die getriebenen Stangen binnen einem Jahre über 4 bis 5 Fuß Länge und unten über einen Zoll Dicke im Durchmeſſer erhalten. Keiner unſerer Waldbäume iſt zu einem ſo ſtarken Triebe fähig.

An Oerteru alſo, woſelbſt am Holze Mangel iſt, iſt der Anbau dieſer Bäume von überaus großen Nutzen, und er wird dadurch noch erheblicher, daß das Holz in der Hitze das beſte einheimiſche übertrift. Es ſind mit einer gleichen Menge von Reiſern dieſer Robinie und der Büche Verſuche gemacht worden, und der Vortheil iſt für die erſteren ausgefallen.

Bey Salzſiedereyen ſo wohl, als dem Sie-

den des Salpeters könnte eine Anpflanzung viele Vortheile ſchaffen, weil es bey ſolchen auf ein ſchnelles und heftiges Feuer ankommt.

Nach des Geheimen Regierungsraths Medikus's Rath iſt das beſte Mittel, von dieſem Baume die größte Menge Brennholz zu gewinnen, daß man ihn zu Schlagholz anziehet. Zu einer ſolchen Anlage kann man die an ihrer Wurzel oder an ihrem Stamme beſchädigten Bäume und auch Wurzellohden nehmen, und ſie bey dem Verſetzen zur Beförderung neuer Triebe ein oder zwey Zoll über der Erde abkappen. Man ſoll hierbey die Bäume reihenweis, aber nicht ſo wie die Amerikaner 50 Fuß auseinander, ſondern nur in einer Entfernung von 10 Fuß unter ſich pflanzen, unt deſto eher einen geſchloſſenen Schlagwald zu bekommen. In den folgenden Jahren wird jedes Jahr mit einem Pfluge eine Furche drey Fuß weit von den Stämmen ſo tief gezogen, daß ihre Wurzeln durchſchnitten, oder doch ſehr verwundet werden, worauf dieſe eine große Menge neue Ausſchläge treiben.

Wahrſcheinlich iſt auch zu ſchließen, daß die Kohlen, wenn man das Holz dazu anwendete, ebenfalls ein ſtärkeres Feuer, als andere Holzkohlen geben würden.

In Frankreich pflanzet man die Stämme um die Felder, und verfertiget eine undurchdringliche Umzäunung, indem man die jungen Zweige in einander bieget. So iſt auch ein, dem Hofrath Hurlebuſch zugehöriger, vor Wolfenbüttel belegener Garten an der Heerſtraße nach Braunſchweig mit einer ſolchen Acacienhecke eingefaßt, die wegen ihrer Dichtheit und ihres ſchön grünen, reinlichen Laubes ſehr angenehm

ins Auge fällt. Gegen dieſe Anwendung, die Herr von Burgsdorf auch ſehr empfiehlt, macht ein ungenannter Verfaſſer in dem allgemeinen deutſchen Garten-Magazin *) indeß ſtarke Einwendungen, die in gewiſſer Hinſicht nicht ohne Grund ſeyn mögen. Dieſer Baum, ſo ſagt er, hat einen zu ſtarken Trieb nach oben, und läßt ſich weder mit dem Meſſer noch mit der Scheere bändigen. Ueberdies macht er zu viele Ausläufer und wird im Winter gar zu häufig von den Haſen beſchädigt. Es kommt alſo darauf an, wie man ſich gegen dieſe Unbequemlichkeiten zu ſchützen ſucht, um Nutzen von ihm zu ziehen.

Man hat ferner angemerket, daß die Blätter von Inſecten ganz und gar nicht angefallen werden, und ſie erhalten daher einige Aufmerkſamkeit mehr, da das Uebel ſich bey ſonſt ebenfalls ſchnell wachſenden Eſchen und Ulmen im Uebermaße einfindet. Der Grund davon liegt in dem Umſtande, daß dieſe Robinie hier fremd iſt, und man natürlich die in Amerika darauf angewieſenen Inſecten nicht mit eingeführt hat.

Das Holz dienet nun überhaupt zur Verfertigung von Tiſchen, Schränken, Stühlen und dergl., welche nach Verlauf von 20 und mehreren Jahren in ihrer Farbe beſtändig ſchöner werden ſollen. Weil es aber gerne reißet, wenn es nicht gehörig trocken iſt, ſo darf es nicht friſch verarbeitet werden.

Dieſer Vortheil, mit dem ſchnellen Wuchſe und der guten Ausſicht verbunden, iſt ſchon im Stande, einen jeden Hauswirth aufzumuntern, die Anpflanzung zu wagen, wenn er die Güte des Holzes zur Feurung und die aus demſelben ge-

*) 1808. No. IX. S. 441.

gehauenen Pfähle und Planken nutzen kann, welche in der Erde nicht ſo leicht, als anderes Holz, von der Fäulniß angegriffen werden.

Nach Catesby verfertigten die alten Einwohner von Carolina, ehe das Schießgewehr ihnen bekannt wurde, aus dem Holze ihre Bogen, weil es ihnen am zäheſten und biegſamſten zu ſeyn ſchien. Nach Hrn. v. Wangenheim iſt in Amerika die Anwendung dieſes Baumes ſo mannigfaltig, als nur irgend einer andern Baumart. Die größern Stücke ſeines Holzes geben ſo dauerhafte Schwellen unter die Gebäude, als die eichenen. Nicht weniger iſt es zum Grund- und Waſſerbau vortrefflich. Zum Bauholze iſt es zu ſchwer, und kann nur in die untern Stockwerke und zum Täfeln der Fußböden und Wände verbraucht werden. Schwächere Stämme liefern Säulen zu Wänden und Einzäunungen, Brunnenröhren, Bohnen- und Hopfenſtangen. Der Abfall der Bäume wird als ein ſehr vorzügliches Brennholz verbraucht.

In techniſcher Hinſicht läßt ſich von dem Holze noch eine andere, erſt in den letzteren Jahren erprobte Anwendung machen. Es gibt nähmlich eine vortreffliche gelbe Farbe auf Wolle, die derjenigen, welche man von dem im Handel ſo bekannten Quercitronenholze erhält, völlig gleichkommt. Das Holz wird zu dieſem Gebrauche zerkleint und die zu färbende Wolle mit Wißmuth vorbereitet. Nach Dambourney' Verſuche (S. 43) iſt die Brühe, auch mehrmahls gebraucht, immer noch reich an färbenden Theilen. — Von den mit der Blume dieſes Baums angeſtellten Verſuchen ſchweige ich, da ſie keine bedeutenden Reſultate gegeben haben, es uns übrigens auch nicht an gelbfärbenden Stoffen fehlt.

Ein

Ein beſonders eifriger Lobredner dieſes Baums iſt außer dem oben genannten Naturforſchern auch der Herr Chr. Fr. Hoffmann, in ſeinen Zuſätzen zu Marſchal's Beſchreibung der nordamerikaniſchen Bäume ꝛc. Er beſtätigt nicht nur das oben gerühmte, ſondern dringt auch dahin, daß die Landleute die Robinie, die er mit andern Schriftſtellern noch **Schotendorn**, auch **Heuſchreckenbaum** nennt, in dem mehrſten Fällen ſtatt der Weiden erziehen ſollten. Das Weſentlichſte ſeiner Empfehlung in dieſer Hinſicht beſteht in folgendem.

Der in den meiſten Ländern, faſt wage ichs zu ſagen an allen Orten, geplagte und gedrückte Landmann ſey der erſte, dem dieſer Baum als ein Mittel, ſeinen armſeligen Zuſtand etwas zu verbeſſern, vorgeſchlagen wird. Man gehe vor unſere Thore und werfe ſeinen Blick in die Runde, ſo wird man über die allgemeine Verbreitung der Weidenarten erſtaunen. Die Ränder der Felder und Wieſen werden mit ihnen eingefaßt, Gräben und Raine, Ufer der Flüſſe und kleine Bäche ꝛc. ſind damit bedeckt, faſt jedes Plätzchen, das einen Baum nähren kann und ſonſt zu anderweitiger Benutzung unpaßlich gelegen iſt, wird damit bepflanzt. Sie ſind faſt der einzige Holzreichthum des armen Bauers. Aber was iſt dieſe elende Holzart gegen den eben beſchriebenen Baum? Man ſtelle einmahl unter dem Vorzuge, der ſie ſo allgemein beliebt machte und den Eigenſchaften unſrer empfolnen Art eine Vergleichung an, ſo wird man im erſten Augenblicke ſchon ſehen, wie weit ſie von dieſer hinter ſich gelaſſen wird. Der Hauptgrund, warum die Weidenarten ſo allgemein beliebt ſind, und ſo häufig gepflanzt werden, bleibt doch ihr geſchwindes Wachsthum. Was iſt dieſes aber gegen den Trieb unſrer Art? Kann man von ihnen wohl ſagen, daß ein neugeköpfter Stamm in Anſehung ſeiner Krone, nach einem ganzen Jahre und länger nicht zu unterſcheiden ſey? Dieſes iſt doch der Fall bey jener in einigen Monaten, da ſie ſchon wieder mit vier

Fuß

Fuß langen Schüſſen pranget. Das leichte ſchwammige Holz der Weide iſt unter unſern einheimiſchen Arten das ſchlechteſte, und ganz und gar nicht zum Nutzverbrauch geſchickt. Den einzigen Vortheil, den der Landmann von ihr genießt, verſchafft ihm das Reiſig der geköpften Stämme. Aus dieſem flechtet er ſeine Zäune, welche aber auch nach wenigen Jahren baufällig werden und öfters geflickt werden müſſen *). Die ganze trockne Weidenwand iſt ſo zerbrechlich, daß ſie von einem ſtarken Manne umgeworfen werden kann. Wenn er den Heuſchreckenbaum anpflanzte, ſo würde er eine weit beſſere Materie zum Flechten ſeiner Zäune erhalten, die nicht nur wie Mauern ſtehen müſſen, ſondern auch durch die vielen ſtarken Stacheln einen zweyten guten Schutz gegen Beſchädigungen von Menſchen und Vieh haben. Beſſer und dem ganzen Lande zuträglicher würde es ſeyn, wenn bloß lebendige Zäune erlaubt wären, und alle übrige Arten durch landesherrliche Verordnungen verboten würden. Mit dieſer Holzart könnte der Landmann ebenfalls ſeinen Hof und Obſtgarten befriedigen, und die beſte, dauerhafteſte, dickſte Hecke erwarten. In Frankreich ſoll man ihn vorzüglich zu Hecken wählen. Er würde ferner alle andere wirthſchaftliche Holzbedürfniſſe durch den Anbau dieſes Baums beſtreiten können. Der Stamm der Weide wird in einem geringen Alter ſchon anbrüchig und faul, behält oft nur ſeine Rinde, der Kern verweſet und das Holz giebt ſelbſt nicht einmahl Hitze genug, um ſich bey ſeinem Feuer erwärmen zu könnrn. Der Stamm des Heuſchreckenbaums bleibt bis ins ſpäte Alter geſund und wird ſogar durch das Köpfen ſtärker. (Blos in der Rückſicht, daß ihn der Landmann köpft, empfehle ich ihn dieſer Menſchenklaſſe ſo angelegentlich). Der Bauer kann von einer geringen Anzahl, wenn er ſie in Haue abtheilt, und jährlich ſo viel er zu ſeinen Holzbedürfniſſen gebraucht, köpft, und alle vier Jahre herum kömmt, einen großen Theil ſeiner

*) Die übrige Benutzung des Reiſigs der verſchiedenen Weidenarten, z. B. zum Binden, zum Korbflechten, zu Stiefeln ꝛc. ſind mir wohl bekannt. Hier iſt es mir aber blos darum zu thun, den Hauptvortheil anzuführen, den ſie dem Bauer gewähren.

ſeiner Feuerung beſtreiten. Er erhält von Künſtlern und Handwerkern, nachdem er den Baum ſo viele Jahre hindurch genutzt hat, noch zuletzt ein Capital für den ſchönen Stamm, oder nutzt ihn ſelbſt zum Bau ſeiner Wohnung. Er pflanzt ihn nicht blos für ſeine Nachkommen, ſondern kann die Früchte ſeines Fleißes ſelbſt bey ſeinen Lebzeiten zu wiederholtenmahlen genießen; denn in einigen 20 Jahren iſt der Stamm ſchon einen Fuß im Durchmeſſer ſtark, und noch ſtärker, wenn er geköpft wird. Schade daß er ſich nicht durch Stecklinge wie die Weide fortpflanzen läßt, ſondern nur aus Samen gezogen, oder durch Wurzeltriebe vermehrt werden kann. Man muß ſich hüten, die Wurzeln der aus Samen gezogenen jungen Bäume zu beſchädigen, ſonſt hat man eine Menge junge Auswüchſe zu befürchten.

Weit entfernt den Weidenbaum durch dieſe Holzart zu verdrängen, rathe ich dem armen Landmann blos, Verſuche anzuſtellen, ob er nicht einige ſeiner Plätze, wo jetzt Weidenbäume ſtehen, vortheilhafter benutzen könne. Er muß die zähen Weidenreiſer behalten, ſo lange man ihm keine ähnliche Holzart anrathen kann, aber nicht mehr als zur unumgänglichen Nothdurft erforderlich iſt. Dieſe Verſuche können ja erſt im Kleinen mit einigen Stiegen, Schocken, Hunderten, nachdem er wohlhabend iſt und weitläuftigere Ländereyen beſitzt, angeſtellt werden, damit er ſich ſelbſt von dem Nutzen überzeugen möge, den ihm dieſer Baum nach wenigen Jahren ſchafft. Ich rathe ihm nur einige Plätze auszuheben, wo dieſer Baum wachſen kann und ihn ſtatt der Weide hinzupflanzen: mag er doch durch dieſe immerhin die Ufer der Flüſſe zuſammen halten, und ſeine Gräben damit beſetzen, wenn er nicht lieber den ſchon anderweitig vorgeſchlagenen Platanus wählt.

Der Baum iſt ſchon bekannt und gemein genug, daß der kunſtfleißige und vorurtheilfreye Landmann durch Hülfe ſeines Paſtors und Gutsherren Samen oder junge Wurzelauswüchſe erhalten kann. Er kann ſich an einem freyen Platze ſelbſt eine kleine Pflanzung anlegen. Der Boden muß nicht zu fett ſeyn und der Same ſpät geſammelt werden, damit man verſichert ſey, daß er gehörig reif geworden. Man pflanzt die Kerne im Anfange des May's in Reihen,

hen, aber nicht tief. Zu Anfange oder in der Mitte des folgenden Monaths gehen ſie ſchon auf. Wenn die Stämme acht oder neun Fuß Höhe, und einen Zoll Stärke erlangt haben, ſind ſie zum Verpflanzen geſchickt, wobey man ſich hütet die Wurzeln zu beſchädigen.

Für holzfreſſende Fabriken, die ein ſchnelles, heftiges Feuer erfordern, iſt kein Baum geſchickter, als dieſer, wenn er auf die oben beſchriebene Art behandelt, und als Schlagholz benutzt wird. Dieſes kann ganz vortrefflich zu Kohlholz benutzt werden. Die Kohlen feuern weit heftiger als die beſten von unſern einheimiſchen Bäumen. Die Vortheile, die er als Stammholz ſchafft, ſind ſchon oben angeführt.

Obgleich Alleen von dieſen Bäumen angelegt, ſich ganz prächtig ausnehmen, ſo kann man ihn doch nicht als die beſte Art dieſer Abſicht empfehlen; denn die Zweige wachſen ſehr ſperrig, und brechen leicht am Stamme, daher ein heftiger Sturm ſchreckliche Verwüſtungen unter ihnen anrichtet. Um dieſem Uebel einigermaßen vorzubeugen, müßte man ihn oft aushauen und derjenigen Zweige berauben, die am leichteſten vom Winde beſchädigt werden können. Hierdurch wird der Trieb oben ſtärker, die Krone dichter und regelmäßiger, ein Zweig unterſtützt dann den andern beſſer, und ſo ſchützen ſie ſich wechſeitig gegen den Sturm. Der Baum wächſt gern ſchief auf, daher man alle Sorgfalt anwenden muß, um ihn in ſeiner Jugend gehörig zu unterſtützen und ihn gerade zu ziehen. Faſt alle Heuſchreckenbäume, die ich ſahe, hatten eine Neigung gegen den Horizont, und der Stamm machte mit demſe en oft einen ſpitzigen Winkel. Dieſes kam wahrſcheinlich daher, daß man ihnen die Stütze raubte, ehe ſie Feſtigkeit genug hatten, ſich ſelbſt in ihrer graden Stellung zu halten.

2. **Die klebrige Robinie**, Robinia *viscosa*, racemis pedicellis unifloris, foliis impari pinnatis, ramis leguminibusque glanduloso, viscosis. W i l l d. l. c. Rob. racemis axillaribus ovatis erectis, foliis impari pinnatis, ramis viscoso - glandulosis. Ventenat. Descr. plant. nov. 4. tab. 4.

Dies

Dies iſt ein Baum von der Geſtalt, wie der vorhergehende, der in Südkarolina an den Quellen des Savannahs wächſt. Die jüngeren Zweige ſind mit kleberigen Drüſen und mit bleibenden Blattanſätzen verſehen. Die älteren ſind glatt. Die Blätter wie bey der vorigen Art. Die Blumentrauben befinden ſich in den Blattwinkeln und ſind aufgerichtet. Die Blumen weißröthlich. Die Hülſen ebenfalls mit kleberigen Drüſen beſetzt.

Da dieſer Baum ein ſüdlicheres Vaterland hat, ſo läßt er ſich bey uns im Freyen nicht durchbringen, und er bleibt daher nur ein Gegenſtand für die Gewächshäuſer.

Herr Vauquelin entdeckte in der klebrigen Subſtanz, womit die Zweige und Hülſen dieſer Pflanze beſetzt ſind, eine beſondere Art von Harz. Es iſt dunkelgrün, ohne merklichen Geruch und Geſchmack, unauflöslich in kaltem Alkohol, auflöslich in warmem, ſcheidet ſich aber während des Erkaltens größtentheils wieder ab. Dieſe Subſtanz löſet ſich in Naphtha leicht, und mit grüner Farbe auf, verbindet ſich mit den Oehlen und Fetten, nicht aber mit den Alkalien; hängt ſich ſtark an alle Körper, trocknet aber an der Luft nicht aus, wie die eigentlichen Harze; brennt in der Hitze heftig und hinterläßt viele Kohlen. Dieſe Subſtanz muß daher als ein eigener, von allen bisher bekannten verſchiedener Beſtandtheil des Gewächsreichs angeſehen werden, der ſich in manchen Stücken doch den Harzen nähert. (Journal de la Soc. de Pharmac. de Paris. Tom. II. p. 301.)

3. **Die violette Robinie**, Robinia *violacea*, racemis pedicellis bifloris, calycibus truncatis, foliis impari-pinnatis, caule inermi. **Willd.** l. c. Wächſt bey Carthegena im ſüdlichen Amerika, und wird etwa 12 Fuß hoch. Die Blumen haben die Farbe und den Geruch unſerer Märzveilchen. Die Blätter werden dort zu Lande eben zum Fiſchfange benutzt, wie die

der

der giftigen Geißraute, Galega toxicaria. Man knetet ſie mit Kalk zuſammen, macht Kugeln daraus, und wirft ſie ins Waſſer, wornach die Fiſche ſo betäubt werden, daß man ſie mit Händen greifen kann.

4. **Die geſtreifte Robinie**, Robinia *striata*, racemis pedicellis unifloris, foliis impari-pinnatis subtus pubescentibus, caule inermi. Willd. Von Caracas in Terra Firma. Ein großer Strauch mit gelben, warzigen ſonſt unbewaffneten Zweigen. Die Blumen gelb.

No. 3 und 4 ſind wegen ihres tropiſchen Vaterlandes noch weniger zur Anzucht im Freyen geeignet, als No. 2. Sie verlangen ſelbſt im Sommer bey kühler Witterung Schutz und künſtliche Wärme.

5. **Die ſtachlige Robinie, rothe Acacie**, Robinia *hispida*, racemis axillaribus, foliis impari-pinnatis, caule inermi hispido. Linn. — Willd — Du Roi. — Wangenheim. — Miller und andere. Robinia rosea. Marſchal. Schmidt öſterr. Baumz. tab. 31. Kerner tab. 601.

Dieſer ſchöne Baum wird in Florida, Carolina und Carthagena wild angetroffen.

Er unterſcheidet ſich von der gemeinen Robinie dadurch, daß die Blättchen der gefiederten Blätter mehr oval und nicht Seladongrün, ſondern auf der obern Fläche von glänzender grasgrüner Farbe, auf der untern aber mehr blaßgrün ausfallen, und daß die Aeſte ohne Stacheln, mit rothgefärbten und ſteifen Haaren beſetzt ſind, welche ihnen ein fremdes Anſehen geben. Jedes der kleinen Blätter endiget ſich mit einer feinen langen Spitze, und zwiſchen den Blätterſtielen kommen noch feine fadenähnliche Nebenblättchen hervor.

Die

Die Blumen erſcheinen im Junius, Julius auch bisweilen noch im Auguſt, ſind ohne Geruch. Die Blumendecke röthlich, mit langen, röthlichen Haaren bedeckt. Blumenkronblätter roſenroth. Staubfäden weiß. Staubbeutel gelb. Griffel mit dem Stigma grünlich, etwas wollig.

Sie hinterlaſſen bey uns eben ſo wenig, als in England und den nördlichen Provinzen von Amerika Hülſen und Samenkörner, durch die man ſie vermehren könnte. Man muß ſie daher durch das Pfropfen der Zweige auf die Stämme oder Ausläufer der vorigen Art fortpflanzen. Willdenow glaubt, daß ſie ſich mit Erfolg ablegen ließen. Will man reifen Samen haben, muß man ihn aus Carolina kommen laſſen, welches umſtändlich iſt. Bisweilien blühen ſie ſchon im erſten Jahre. Der Wuchs der Zweige iſt außerordentlich ſtark, nach Millers Verſicherung ſoll der Stamm jedoch nicht über zwanzig Fuß Höhe erreichen.

In Abſicht ihrer Zärtlichkeit bey unſern Wintern behauptet Du Roi, daß ſie theils weichlich, theils ziemlich hart ſind.

Das heißt, ſie ertragen eine ziemlich ſtarke Winterkälte; nur muß dieſe nicht mit milderer Witterung abwechſeln, beſonders nicht im Frühlinge. Ueberhaupt aber verlangen ſie doch eine geſchützte Lage.

Der Baum verdient wegen des ſchönen Laubes und der vortrefflichen Blumenbüſchel mit allem Rechte einen Platz in Gärten und Zierpflanzungen. Von ſeinem Holze läßt ſich, bey ſeiner unbedeutenden Größe, eben nichts brauchbares erwarten.

In ſeinem Vaterlande wird dieſer Baum häufig zu Hecken angewendet; nur muß man die Frucht-

Fruchtzweige, ehe der Same reif wird, alle Jahr abſchneiden, weil das ganze benachbarte Land ſonſt mit jungen Pflanzen, die beſchwerlich auszurotten ſind, überzogen wird. Mit ſeinen langen Schößlingen pflegen die Einwohner in Carthagena die Ratzen todt zu ſchlagen, weshalb ſie den Baum Mata-Raton, oder Ratzentödter nennen.

Die Robinia *sepium*, *squamata*, *uliginosa*, und *scandens* übergehe ich hier, da ſie bloß für den Botaniker von Intereſſe ſind. Sie wachſen in Oſtindien.

6. **Die filzige Robinie**, Rob. *tomentosa*, racemis pedicellis unifloris, foliis impari-pinnatis tomentosis, caule inermi. Willd. In Cajenne und Gujana. Wird ein 60 Fuß hoher Baum, mit eckigem Stamm und Aeſten. Die Blätter ſind ſteif, filzig, an der Baſis etwas herzförmig. Aublet, der dieſen Baum beſchreibt und abbildet, *) nennt ihn Robinia panacoa oder Panacoco, und ſagt, daß die Franzoſen das Holz, welches ſehr hart und röthlich iſt, und mit verſchiedenen Farben ſpielt, Bois de Fer, **Eiſenholz**, und die Portugieſen **Paloſanto** nennen. Es giebt aber in verſchiedenen Ländern mehr als ein halbes Dutzend Holzarten, von ganz verſchiedenen Bäumen, die mit dem Nahmen Eiſenholz belegt werden, ohne deshalb zu der Gattung Sideroxylon Linn. zu gehören.

7. **Die vielblüthige Robinie**, Rob. *florida*, pedunculis simplicibus unifloris, Foliis abrupte pinnatis, petiolis stipulisque inermibus Willd. Vahl Symb. III. S. 89. t. 70. Ein ſehr ſchöner Strauch, der zwar zur Zeit der

*) Aubl. Gujan. II. p. 768. tab, 307.

der Blüthe ohne Blätter, dafür aber ganz mit großen, purpurfarbenen Blumen bedeckt iſt. Man findet ihn auf der Inſel St. Johann und anderwärts in Amerika.

8. Die ſibiriſche Robinie, Rob. *Caragana*, pedunculis simplicibus plurimis, foliis abrupte pinnatis subquadrijugis, petiolis inermibus, leguminibus cylindricis. Willd. l'Herit. Stirp. 160. Du Roi Robinia Altagana. Pallas. Caragana sibirica. Roy lugdb. 537. Schmidt öſterr. Baumz. t. 33. Kerner tab. 283.

Dieſe Art hat man bisher bloß in Sibirien wild gefunden, und ſie wird daher, außer Caragana, auch der ſibiriſche Erbſenbaum, ſo wie die Traubenerbſe, genannt.

Die Blätter ſind bey weitem nicht ſo lang, als bey der gemeinen und der ſtachligen Robinie, und beſtehen nur aus fünf bis ſechs Paar gegen einander über ſitzenden Blättchen, welche halb ſo groß, wie bey jenen, mehr länglich-oval, mit einer feinen Spitze verſehen, dabey glatt und dunkelgrün ſind. Sie unterſcheiden ſich merklich, weil an dem Ende des Blattes ſich kein einzelnes kleineres befindet. Ihr Stand iſt Büſchelweiſe aus den Seiten der Zweige, und zwiſchen dieſen Blätter-Büſcheln kommen im Mai die gelben Blumen in kurzen Büſcheln hervor. Sie haben keinen Geruch, und hinterlaſſen kleine braungelbe gerundete Hülſen, welche früh im Auguſt reif werden, und einige kleine breitgedruckte Samenkörner einſchließen.

Die Rinde der Zweige und des Stammes grüngelblich, glatt. Das Holz hat eine ſchöne gelbliche Farbe, und ſoll nach Ammann bey alten Stämmen geflammet ſeyn.

Die Vermehrung geſchiehet durch Samen, welcher in lockerer Erde in kurzer Zeit aufläuft, und durch Stecklinge.

In ſandigem Boden, wenn gleich in ſolchem andere Bäume eben nicht fortkommen, wachſen ſie am liebſten und geſchwinder; als im lehmigen und ſchweren Grunde. Herr Klein in Preßburg erinnert aber *), daß nach ſeinen Erfahrungen ſie nur langſam wachſen, wenn ihr Boden nicht mit guter fruchtbarer Erde gemiſcht iſt. In naſſen und moraſtigen Gegenden wachſen ſie gar nicht.

Sie können viel Hitze und trockne Witterung vertragen, ohne begoſſen zu werden, laſſen ſich gut verpflanzen, werden aber nicht viel über zehn bis zwölf Fuß hoch. Nach Pallas Reiſen 2. Th. S. 516. werden ſie ſelbſt im Rußiſchen Reiche zwar ziemlich hoch; niemahls aber im Stamme dicker als ein Mannsarm.

Gegen die ſtrengſte Kälte ſind ſie ſo dauerhaft, daß auch nicht einmahl die jährlichen Schößlinge beſchädiget werden. Seit einiger Zeit hat man daher ihren Anbau auch in den nördlichen Ländern anpreiſen wollen **).

Die Samen ſollen eine nahrhafte Speiſe für Menſchen und Vieh abgeben, gekocht einen fremden Erbſengeſchmack haben, und auch zu Pfannenkuchen dienen. Solche Speiſen ſind ungemein ſättigend, und die Samen laſſen ſich locker und leicht kochen. Für das Vieh ſind ſie ein gutes Futter und werden deßwegen von einigen **Taubenerbſen** genannt. Doch iſt der Ertrag nicht bedeutend. Die

*) S. Beſchäft. der Berl. Naturforſch. Freunde 2ter Bd. S. 300.

**) S. Abhandl. der Schwed. Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm 12. Bd. Abhandl. der oeconom. Geſellſchaft in Petersburg 1. Th. Nr. 6.

Die Blätter geben eine blaue Farbe, wenn man ſie dazu durch Erweichung und Fäulung, wie den Waid (Iſatis tinctoria Linn.) zurichtet. Für das Hornvieh ſind ſie gleich dem beſten Klee ein vortreffliches Futter, ſie verſchaffen gute Milch und eine gelbliche wohlſchmeckende Butter. Metikus *), beſorgt aber wohl mit Recht, daß der Baum nicht ergiebig genug an Blättern zu dieſer Abſicht ſey.

Man kann auch kurze Hecken davon ziehen, die an den ſtrengſten Oſt- und Nordſeiten ausdauern. Nur muß man ſie gegen ſolches Vieh, welches gern ſüße Blätter frißt, und gegen die Schweine verwahren, denn die letzteren wühlen die jungen Bäume um, und finden die gelben und ſüßen Wurzeln beſonders ſchmackhaft.

Aus der innern Rinde, die feiner und zäher als der Lindenbaſt iſt, ſind in Schweden Stricke verfertiget worden. Herr Klein in Preßburg hat einen feinen Flachs daraus zubereitet, der aber nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe noch nicht hinlängliche Feſtigkeit hatte.

Das Holz gebrauchen die Einwohner in Sibirien zu allerhand kleinen Sachen und zu Spazierſtöcken.

9. **Die Sand-Robinie**, Rob. *Altagana*, pedunculis ſimplicibus ſolitariis, foliis abrupte pinnatis ſuboctojugis, ſtipulis ſpineſcentibus, legumibus compreſſis. Willd. In Sibirien, an der chineſiſchen Gränze. Aehnelt der vorhergehenden, nur ſind die Blättchen doppelt ſo zahlreich, aber kleiner und umgekehrt herzförmig. Die Blumenſtiele einzeln, die Hülſen zuſammen gedrückt.

Die Rob. *jubata* und *tragacanthoides*, beyde in Sibirien einheimiſch, ſind nur kleine Sträucher, die in jeder Hinſicht wenig in Betracht kommen.

*) S. Bemerk. der Churpfälz. phyſik. öcon. Geſellſch. von 1777. S. 271.

10. Die dornige Robinie, Rob. *spinosa*, pedunculis simplicibus, foliis abrupte pinnatis, subquadrijugis, foliolis cuneatis glabris, stipulis petiolisque spinescentibus. Willd. Robinia Ferox. Pallas Flor. ross. I. p. 70. t. 44. Rob. spinosissima. Laxmann Nov. Act. Petr. vol. XV. p. 558. t. 30. f. 4.

Dieſe Art wächſt in Sibirien nnd wird in ihrem Vaterlande ein mannshoher Strauch, bey uns iſt ſie nicht viel über zwey bis drey Fuß hoch, äſtig, und läuft mit den Wurzeln umher. Die Zweige ſind braun, rund und gefurcht.

Die Blätter ſtehn wechſelsweiſe, ſind gepaart gefiedert, und beſtehn aus acht Blättchen. Die Blättchen ſind einen Zoll lang, drey Linien breit, keilförmig, an der Spitze ausgerandet, mit einem kleinen krautartigen Stachel in der Mitte, auf beyden Seiten glatt, am Rande ungezähnt. Der Hauptblattſtiel iſt rund, glatt, an der Spitze ſtechend, und bleibt wenn die Blättchen abgefallen ſind, als ein harter, feſter, anderthalb Zoll langer Dorn ſtehn. Die Afterblätter ſind länglich, lanzettenförmig, an der Spitze mit einem Stachel verſehn, ſie bleiben ſtehn, wenn die Blättchen abgefallen ſind, werden braun und holzig.

Die gelben Blumen kommen Ende Aprils, Anfange Mais, und zuweilen noch ſparſam im Junius und Julius; ſie ſind kurz geſtielt, und ſtehen einzeln, ſelten zwey beyſammen, in einem Blattwinkel. Die Hülſe iſt länglich, kurz und rund.

Die Vermehrung dieſes dauerhaften Strauchs, geſchieht durch Samen, und Wurzelbrut. Wenn er bey uns die Höhe, wie in ſeinem Vaterlande erreichte, würde er ſich vortrefflich zu lebendigen Zäunen ſchicken.

11. Die graue Robinie, Robinia *Halodendron*, pedunculis trifloris, foliis abrupte pinnatis bijugis ſericeis, petiolis ſpinescentibus perſiſtentibus, leguminibus vesicariis. Wild. — l'Herit. stirp. nov. 1. p. 162. Robinia Halodendron pedunculis trifloris, foliis bijugis incanis, petiolis ſpinescentibus. Pall. fl. ross. 1. p. 72. tab. 46.

Dieſer Strauch wächſt auf ſalzigen Steppen in Sibirien. Er wird mannshoch. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, ſind gepaart gefiedert, und beſtehen aus vier, höchſtens ſechs Blättchen, die gegeneinanderüber ſtehen, kurz geſtielt, einen Zoll lang, und keilförmig ſind. Die Spitze iſt rund, mit einem kleinen krautartigen Stachel verſehen, am Rande ohne Zähne, auf beyden Seiten graugrün, von ſehr feinen anliegenden Haaren. Der Hauptblattſtiel iſt rund, ſpitzig, ſtechend, und bleibt als ein dünner Dorn ſtehen. Die Afterblätter ſind klein, länglich zugeſpitzt und weich.

Die Blumen kommen im Junius und Julius, aus den Winkeln der Blätter, auf einem dreytheiligen Blumenſtiel; die Blumenblätter ſind weiß, an den Spitzen violettroth.

Die Frucht iſt eine eyförmige, aufgeblaſene, geſtielte Hülſe, und kommt der des Blaſenſtrauchs nahe. Einige Botaniſten haben auch die Pflanze zu der genannten Gattung bringen wollen, nach Willdenow's Meinung muß ſie aber unter den Robinien bleiben, weil der Kelch und die Blumenkrone, ganz damit übereinſtimmen.

Die angeführte Figur in Pallas flora rossica ſtimmt nicht ganz mit der Natur überein, die Blätter ſind zu grau, und die Blumen zu ſchön roth.

Die Vermehrung geſchieht durch Ausläufer.

12. **Die ſtrauchartige Robinie**, Robinia *frutescens* pedunculis ſimplicibus, foliis quaternatis subpetiolatis, terminatis, ſpina inermi Linn. syst. ed. R. 3. p. 487. Dü Roi Harb. Baumz 1. Aufl. 2. p. 330.

Robinia frutescens. Pall. ross. 1. p. 69. tab. 43. Schmidt öſterr. Baumz. tab. 34.

Wächſt gleichfalls in Sibirien, und iſt ein fünf bis sechs Fuß hoher Strauch, der unſer Klima ohne Schaden erträgt. Die Zweige ſind braun, rund geſtreift.

Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, und ſind aus vier Blättchen zuſammengeſetzt, die an der Spitze eines viertel Zoll langen ſtechenden Blattſtiels ſtehen. Die Blättchen ſind umgekehrt eyförmig, dreyviertel Zoll lang, auf beyden Seiten glatt, am Rande ungezähnt, an der Spitze mit einem kleinen krautartigen Stachel beſetzt. Wenn die Blättchen abfallen, bleibt der Hauptblattſtiel eine Zeitlang wie ein Dorn ſtehen, und fällt nachher ab. Die Afterblätter ſind lanzettenförmig, häutig, und fallen ab, nur da wo ſie geſeſſen haben, bleibt eine Erhabenheit.

Die gelben Blumen kommen auf einblumigen langen Blumenſtielen einzeln aus den Blattwinkeln. Die Früchte ſind lang und rund. Die Samen klein, braun, und reifen im Auguſt.

Die Vermehrung geſchieht durch Samen und Wurzelbrut. Auch kann man Ableger machen, die bey dem ſtrauchartigen Wuchſe in guten Boden leicht eingeſenckt werden und bald Wurzeln ſchlagen.

Die Tartaren gebrauchen die zähen Zweige als Stricke.

In den Pflanzungen nimmt ſich dieſer Strauch, mit größeren Bäumen untermiſcht, wegen ſeines friſchen Anſehens wohl aus. Man nennt ihn übrigens auch den vierblättrigen kleinen ſibiriſchen Erbſenbaum, ſo wie den vierblättrigen Schotendorn.

13. **Die niedrige Robinie,** Rob. *pygmaea*, pedunculis ſimpliciſſimis foliis quaternis ſeſſilibus L. Sp. Pl. Mill. 12. Willd. Berl. Baumz. S. 302. Robinia *pygmaea*, Pall. Fl. Roſſ. Tom I. P. I p. 168 Faux-Acacia de Siberie en arbuſte. Der vierblättrige kleinſte ſibiriſche Erbſenbaum. Amm. ſtirp. Ruth. Tab. 35. Kerner Abbild. öcon. Pfl. Tab. 782.

Er kommt, wie der vorherbeſchriebene, urſprünglich aus Sibirien, und iſt, außer das alles an ihm kleiner und zwergartiger bleibet, in den Blättern und übrigem Wuchſe dem äußerlichen Anſehen nach eben derſelbige Strauch. Die ebenfalls aus vier Blättchen beſtehende Blätter haben beynahe gar keine Stiele, unter ihnen befinden ſich aber mehrere und feinere weiche Stacheln als an der größeren Art. Die Blumen ſind gelb, blühen im Junius. Die kleinen Hülſen werden im Auguſt reif. Die Zweige dünne und braun. In Petersburg ſoll er an 6 Fuß hoch werden. In Deutſchland erreicht er kaum die Hälfte der Höhe. Doch zieht man ihn der Abwechſelung wegen in den Gärten.

Seine Vermehrung geſchieht durch Samen, Ableger und Wurzelbrut. Er leidet von unſerer Winterkälte nicht.

Es gibt übrigens noch einige, hier nicht erwähnte Arten der Gattung Robinie, von denen ich indeß ſchweige, da ich nichts bemerkenswerthes von ihnen zu ſagen weiß.

Robinſonade, nennt man ein Buch, welches die wahre oder erdichtete Geſchichte eines Mannes enthält; der auf eine unbewohnte Inſel geworfen wurde, und ſich dort ſo gut einrichtete, als es gehen wollte. Die erſte Veranlaſſung zu dieſer Art von Romanen ſoll ein engliſcher Matroſe gegeben haben, welcher wahrſcheinlich den Nahmen **Robinſon** führte, und zu Anfange des vorigen Jahrhunderts mehrere Jahre als Einſiedler auf einer Inſel an der weſtlichen Küſte von Südamerika lebte.

Robinſonie, ein großer Baum in den Wäldern von Gujana im ſüdlichen Amerika, der zur Icosandria monogynia des Linnéſchen Syſtems gehört. Der Kelch iſt fünfzähnig. Die Blume beſteht aus 5 Blättern. Die Beere geſtreift und zweyfächerig, die Fächer einſamig, die Samen mit Wolle beſetzt. Es iſt nur der eine genannte Baum dieſer Gattung bisher entdeckt, und dieſer führt den Nahmen Robinsonia melianthifolia (**Willd.** spec. pl II. P. II. p. 999) d. i. **honigblumenblättrige Robinſonie**. **Aublet** nannte ihn Touroulia gujanensis. Die Blätter desſelben ſitzen abwechſelnd, haben faſt das Anſehen wie bey Melianthus major. Sie ſind gefiedert mit einem einzelnen Blättchen an der Spitze. Die Blättchen ſelbſt ſind lanzettförmig, vorn in eine Spitze auslaufend, ſcharf geſägt und aderig. Die Afterblätter ſind klein, länglich, ſpitz. Die Blumen klein, gelb in einer Endrispe befindlich. Die Beere hat die Größe einer Kirſche, iſt eßbar und von angenehmen ſäuerlichem Geſchmacke.

Roble, ein ſüdamerikaniſcher Baum, der ſo wohl am Meeresufer als auf den Andesgebirgen wächſt. Der Stamm iſt dunkelroth, das Holz dicht, ſchwer,

ſchwer, und erhält ſich ſehr gut unter dem Waſſer. Die Blätter gleichen denen unſerer Ulmen. Auf den dünneren Aeſten bilden ſich runde, purpurfarbene Auswüchſe, von 4 — 5 Zoll im Durchmeſſer, voll gelber Kügelchen von ſüßem Geſchmacke. Dieſe werden von den dortigen Einwohnern gern gegeſſen. Das Holz des Roble wird zu Zimmerwerk und Schiffsbauerey gebraucht. — Eine nähere Beſtimmung des Baumes habe ich nicht finden können.

Roborantia, ſ. **ſtärkende Mittel** im Buchſtaben S.

Roboratif, ſ. eben daſelbſt.

Robot, ſ. das folgende.

Roboth oder **Robath**, **die**, in einigen oberdeutſchen Gegenden, und in Polen, Liefland 2c. eine Frohne, ein Frohndienſt. S. im Art. **Dienſt**, Krün. Enc. Th. 9, S. 254. Das Wort iſt ſlaviſchen Urſprungs.

Robothen, oder **robathen**, fröhnen oder Frohndienſte thun. Daher **das Robothen**.

Robother, oder **Robather**, **der**, ein Fröhner, einer der Frohndienſte thut. Daher **der Handrobother**, **Fußrobother**, **Zugrobother**, welche ſich von ſelbſt erklären.

Robothgärtner, ſo heißt in Schleſien ein Koſſäte.

Robur, Quercus Robur, Linn, die Steineiche. S. im Art. **Eiche**, Krün. Enc. Th. 10, S. 208.

Robyn, der Nahme einer Hyazinthen-Spielart. S. im Art. **Hyazinthe**, Krün. Enc. Th. 27, S. 394.

Roc, oder **Ruc**, ſo wie **Roch** oder **Ruch**. Die geringe Kenntniß der Erde und ihrer Producte veranlaßte in den ältern Zeiten eine ungeheure

Menge

Menge der abgeſchmackteſten Erzählungen und Mährchen in der Naturgeſchichte. Man begnügte ſich nicht allein, gefliſſentlich die wiederſprechendſten Wunderdinge von wirklichen Thieren und Gewächſen zu erdichten, ſondern die Phantaſie ſchuf auch ſelbſt mehrere Weſen, die man in der wirklichen Welt nirgends antrifft, an deren Daſeyn man indeß lange Zeit hindurch nicht zweifelte. Zu dieſen erdichteten Geſchöpfen gehört der Roc, mit welchem die orientaliſchen Dichter lange Zeit ihr Weſen getrieben haben. Paulus von Venedig, ein berühmter Reiſender, führt an, daß die Einwohner der Inſel Madagaskar behaupten, es komme jährlich ein ungeheuer großer Vogel aus Süden her nach ihrer Inſel. Der Geſtalt nach komme derſelbe dem Adler bey, er ſey aber ſo ſtark, daß er mit ſeinen Klauen einen Elephanten ergreifen und durch die Luft fortführen könne. Oft läßt er, ſagen die Madagaskarer, das große Thier aus der Luft fallen, wovon es ſtirbt; dann ſetzt ſich der Roc darauf und verzehrt es. Von der Größe des Vogels kann man ſich einen Begriff machen, wenn man erwägt, daß ſeine ausgebreiteten Flügel von einer Spitze bis zur andern 32 Fuß meſſen ſollen. Nach einem Märchen „Geſchichte eines arabiſchen Ritters" (ſ. blaue Bibliothek. B. VII. S. 340.) trug der Roc einſt das ganze ausgeſpannte Zelt der Prinzeſſin Dorothill Coaſe mit ihr ſelbſt auf ſeinem Rücken in kurzer Zeit über ganz Aſien hin.

Daß der Fabel vom Roc etwas wahres zum Grunde liege, iſt nicht unwahrſcheinlich. Man vermuthet mit Recht, daß irgend ein großer Geyer oder Falke dazu Gelegenheit gegeben habe.

habe. Da die Araber mit Madagaskar in Verkehr ſtanden, und dieſe Inſel beſuchten, ſo war es leicht, daß hierdurch die Nachricht von dem bewunderten Adler, deſſen Größe man ſchon auf Madagaskar nicht wenig übertrieb, nach Arabien kam, und daſelbſt noch mehr ausgeſchmückt wurde. S. Richter über die fabelhaften Thiere. Gotha 1797. Bertuchs Bilderbuch. Heft XII. Taf. 59. Fig. 1. und Funke's ausführlicher Text dazu. B. II. S. 92.

Der Herr Hofrath Oken iſt geneigt, unter Roc den größten der Raubvögel, Vultur Gryphus, den Greifgeyer oder Kuntur zu verſtehen, da es von dieſem Exemplare giebt, deren Flügel 15 Fuß klaftern. S. das Regiſter zur 2ten Abth. des dritten Theils ſeines Lehrbuchs der Naturgeſch. Jena, 1816. 8. Man ſehe auch ſchon den Art. **Greif**, in Krün. Enc. Th. 20, S. 5.

Rocaille, 1. eine Art kleiner Glasperlen oder Korallen von mancherley Farben, zum Handel nach Afrika und Amerika, wo man Hals- und Armzierden, oder Bracelotte für Frauenzimmer daraus macht; auch werden ſie in katholiſchen Ländern zu Roſenkränzen angewendet. Der gewöhnlichere Nahme für dieſe kleine Waare iſt **Raſſade**. S. Krün. Enc. Th. 120, S. 711.

2. Runde Stückchen Glas von allerley Farbe, deren ſich die Glasmahler zu ihren Farben bedienen. Man hat daher gelbe, grüne, rothe ꝛc. Rocaille. Die mehrſten beſtehen aus metalliſchen Kalken, die mit Glas zuſammen geſchmolzen ſind, und denſelben ihre Farbe mittheilen. Der Verfertiger ſolcher Körner oder Küchelchen wird Rocailleur genannt.

3. Ouvrage de Rocailles, eine beſondere

Art

Art der muſiviſchen Arbeit, die man Moſaik-Grottenarbeit nennt. S. im Art. Moſaik, Krün. Enc. Th. 94, S. 548.

Rocambole, Rockenbolle, Allium Scorodoprasum Linn. ſ. im Art. Allium, Krün. Enc. Th. 1, S. 524 und im Art. Lauch, Th. 65, S. 695. Dieſes Wort bedeutet übrigens auch alles, was zur Freude erweckt, ſo wie im Lhombre eine Art von Pot, zu welchem von jedem gewonnenen Spiele eine Marke abgeſetzt wird, um dann eine beſtimmte Anzahl, gewöhnlich 10 ſolcher Marken, auf einmahl zum Pot zu nehmen. Man beſtimmt gewöhnlich im Voraus die Zahl ſolcher Rocambole oder Rocampole, um dadurch die Dauer des Spiels feſtzuſetzen.

Rocantin, ein Lied, welches aus einzelnen Stellen anderer Lieder zuſammen geſetzt iſt.

Roccambole, ſ. Rocambole und Rockenbolle.

Roccelle, Roccella, Lichen Roccella Linn. Roccella tinctoria Achar Synops meth. Lichenum, ſ. im Art. Lackmus, Krün. Enc. Th. 58, S. 435 (unten), ſo wie im Art. Lichen, Th. 77, S. 616.

Roccella bedeutet in Italien, beſonders in Sicilien auch die beſte Art des Weitzens.

Rocchetta, Rochetta, bey den Italienern, das gereinigte Kali, welches aus verſchiedenen Seeſtrandsgewächſen, z. B. Salicornia, Salsola Kali etc. bereitet wird. Soda bedeutet bey ihnen nur das ungereinigte Kali. Dieſer Artikel kommt theils aus Sicilien, theils aus der Levante, auch aus Tripolis ꝛc. über Venedig und Marſeille. Die Glashütten verbrauchen ihn vorzüglich. S. Soda.

Roccolo, der beſonders zugerichtete Platz bey der Panthere, einer in Italien üblichen Art der Vogel-

gelherde. S. Krün. Enc. Art. **Panthere**, Th. 106, S. 383.

Rocfortiſcher Käſe, oder Käſe von Rocquefort in Frankreich, ſ. Krün. Enc. Art. **Käſe**, Th. 35, S. 500.

Roch, ſ. **Roc**.

Roch, ein Nahme der Saatkrähe, Corvus frugilegus Linn. Krün. Enc. Theil 46, S. 488 im Art. **Krähe**.

Rochae, oder Al Rochae, ein Nahme des **Alauns**, ſ. im Art. **Mittelſalze**, Krün. Enc. Th. 92, S. 184.

1. **Roche, der**, eine Ar Krähen, und zwar die ſo eben genannte Saatkrähe, worüber die angeführte Stelle nachzuſehen iſt. Den Nahmen **Roche** ſoll ſie wegen ihres widerlichen rauhen Geſchreyes bekommen haben; doch iſt er nur in einigen Gegenden üblich.

2. **Roche, der**, ein Nahme, welchen im Schachſpiele der fünfte und äußerſte Stein unter den Offizieren führt, und deren in jedem Spiele zwey ſind, welche in den beyden Ecken ihren Platz haben. Man giebt ihnen gewöhnlich die Geſtalt eines Thurms, auch die eines Elephanten, oder beydes vereint, nähmlich eines, einem Thurm auf dem Rücken tragenden Elephanten. Roch bedeutete ehedem ſowohl einen Thurm, als auch einen Elephanten.

3. **Roche, der**, bey einigen auch **Rochel**, eine Fiſchgattung, Raja Linn., welche zu den Knorpelfiſchen ohne Kiemendeckel gehört. Sie haben einen flachen, faſt wie eine Raute viereckigen Körper, an welchem der Kopf von der Bruſt nicht wohl zu unterſcheiden iſt. An den Seiten befinden ſich fünf Luftlöcher. Der Schwanz endigt ſich gemeiniglich in zwey mit Stacheln beſetz-

ſetzte Spitzen. Der **Glattroche**, **Stachelroche**, **Nagel-** oder **Steinroche**, **Dornroche**, **Zitterroche** ꝛc. Im Niederdeutſchen lautet dieſes Wort **Ruche**, in manchen Gegenden verderbt **Ratte**.

Von der Familie der Knorpelfiſche, wozu die Rochen gezählt werden, hat Krünitz Th. 41, S. 722 — 24 das Nöthige im Allgemeinen geſagt. Was nun die Rochen insbeſondere betrifft, ſo muß ich verſchiedenes über ſie bemerken, wobey ich vorzüglich Goeze's europäiſche Fama, fortgeſetzt von Donndorf Th. 7, S. 847. ff. zur Grundlage nehme.

Als weſentlicher Gattungscharakter dient der plattgedrückte Körper und der an der untern Seite des Kopfes befindliche Mund, nebſt den fünf Luftlöchern auf jeder Seite des Halſes. (S. Fig. 7166. B.)

Die zu dieſer Gattung gehörigen Arten, deren man ſchon etliche und zwanzig kennt, werden theils durch ihre Größe, theils durch ihr ſonderbares Anſehen, und andere auszeichnende Eigenſchaften merkwürdig. Sie ſind Bewohner des Meers, halten ſich mehrentheils im Abgrunde auf, verbergen ſich im Winter im Schlamm oder Sand, nähren ſich von Fiſchen, Krebſen, Schal- und andern Thieren, und ſind ſelbſt den Menſchen gefährlich. Manche werden wohl 200 Pfund ſchwer. In Anſehung ihrer Fortpflanzung herrſcht noch manche Dunkelheit. So viel weiß man wohl, daß ſie von der Fortpflanzung anderer Fiſche ſehr verſchieden iſt; aber die vermeinten äußern Zeugungsgliedern ſind, nach den Unterſuchungen der Ichthyologen, nichts weiter, als fußartige Anhänge, womit das Männchen

bey

bey der Begattung das Weibchen feſthält *). Die Eyer, in welchen das junge Thier ſchon ausgebildet liegt, nehmen außer dem Eyergange gewöhnlich eine ſchwarze Farbe und eine viereckige Geſtalt mit vier Fortſätzen oder Hörnern an den Ecken an, deren Nutzen man noch nicht beſtimmt hat. Man nennt ſie daher auch Seekußen und Seemäuſe **). Ihre äußere Bedeckung wird alsdann auch hart und ſchalicht. Die eine Fläche davon iſt platt, die andere etwas convex. Die Wände des Eyes ſind durch einen Leim verbunden, und das Ey öffnet ſich an dem einen Ende von innen, wie die Puppe des Schmetterlings, wenn die Frucht reif iſt. Die Weibchen legen zwar mehrentheils nur ein Ey auf einmahl; da aber deren vom May bis zum Auguſt mehrere erfolgen, ſo vermehren ſie ſich doch ſo ſtark, daß in manchen Gegenden das Meer ganz davon wimmelt. Die Begattungszeit fängt ſich bey den mehreſten im September an, und ſechs Monate nach derſelben bringen ſie die Jungen zur Welt. Sie verlaſſen alsdann die Tiefe des Meeres, und nähern ſich dem Geſtade.

Oo In

*) Von den Rochen überhaupt, deren Fortpflanzung, innern und äußern Theilen ſ. Leipziger Magazin III. 265. ff. — Monro vom Bau der Fiſche. 2. 24. 26. 27. 56. 74. 108. 120. 176. — Herman tab. affin. animal. 265. 277. 279. 281. — Schriften der berliniſchen Geſellſchaft naturf. Freunde. VI. 377. — Berliniſche Sammlungen. VII. 661. — Campers kleine Schriften. II. 2. p. 24. — Blochs N. G. der deutſch. Fiſche. III. 49. ff.

**) Man vergleiche inſonderheit: Ueber die ſogenannten Seemäuſe oder hornartigen Fiſcheyer, nebſt anatomiſch-phyſiologiſchen Bemerkungen über die Fortpflanzungsweiſe der Rochen und Hayfiſche, von W. G. Tileſius, Dr. und Akademiker in St. Petersburg. Leipzig 1802. 4.

In der äußern Bildung ihres Körpers nähern ſich die Rochen ſehr den Hayfiſchen, denen ſie auch faſt in allen innern Theilen gleichen.

Der Körper hat eine rautenförmige Geſtalt; die zwey größten und ſpitzigſten Ecken machen gemeiniglich der Kopf und der lange Schwanz. Die beyden andern Ecken machen die Flügel, oder großen Floſſen, unter welchen 2 kleine beym Anfange des Schwanzes ſitzen. Die Augen liegen auf der obern Fläche. Hinter den Augen ſind 2 Luftlöcher, die ſich inwendig vor den Kiefern öffnen. Durch dieſelben zieht der Fiſch das Waſſer ein, welches hernach, wenn es in den Kiefern ſeine Dienſte geleiſtet hat, durch die Kiefenöffnungen wieder herausgeht. Unten liegen vor den Augen die länglichen Naſenlöcher, in derſelben Richtung mit dem Maule. Hinter dem Maule in einer krummen Linie 5 Kiefenöffnungen auf jeder Seite. Der Schwanz iſt mit einigen häutigen Floſſen beſetzt. Der Körper iſt bey einigen glatt, mit einem Schleime bedeckt, und ſchlüpfrig; bey andern iſt er rauh, wie an den Hayfiſchen, und oft noch überdies mit Stacheln von verſchiedener Bildung, in mancherley Ordnung und Richtung, bald mehr, bald weniger, beſetzt. Der Schwanz hat bald eine, bald mehr Reihen dieſer Stacheln, bisweilen ſitzt auch nur ein langer einzelner Stachel daran.

Die Mundöffnung iſt ſehr breit, und liegt in die Quere. Die Kinnladen ſind platt, ziemlich breit, und innen ganz, außen aber nur zur Hälfte dicht mit Zähnen beſetzt, welche bey einigen Arten kurz, ſtumpf und viereckig ſind. Sie liegen ſo dicht neben einander, wie die Steinchen in einer Moſaik-Arbeit. Bey andern ſind die

die Zähne ſcharf, und oben mit Spitzen bewaffnet, die nach dem Schlunde zu gekrümmt ſind.

Der knorplichte Augapfel iſt oben und an den Seiten platt, wie ein krummlinichtes Dreyeck. Das Auge ſelbſt iſt, wie bey vielen Hayfiſchen, mit einer Art von Augenliede bedeckt.

Das Herz liegt in einer dreyeckigen Höhle eingeſchloſſen, welche das Zungenbein, nebſt 2 ſtarken Muskeln, bilden. Der Schlund iſt ſehr kurz. Der Magen groß und weit, und inwendig nach der Länge gefalten. Unten verengert er ſich in einer ziemlichen Stärke, um den Pförtner zu bilden, welcher mit einer Klappe verſchloſſen iſt. Hierauf hebt der Darmkanal an, welcher gerade nach dem After geht. Dieſer iſt oben viel weiter, als das untere Ende des Magens, gegen den After aber wird er enger. Er ſtellt in ſeiner Lage und Zuſammenhange mit dem Magen einigermaßen ein lateiniſches S vor. Im weiten Theile des Darms trifft man inwendig eine ſpiralförmig gewundene Haut oder Klappe, die zu gleicher Zeit die Oberfläche des Darms, und die Saugemündungen vermehrt, an. Die Leber iſt in 2 längliche Lappen getheilt, bey andern finden ſich drey. Die Gallenblaſe liegt in dem rechten Lappen eingeſchloſſen, und ihr Gang trifft mit dem Lebergange zuſammen, ehe er ſich bey dem Pförtner in den Darm öffnet.

Von der verſchiedenen Beſchaffenheit der Zähne, die wir vorher bemerkt haben, wird die ganze Gattung in 2 Familien eingetheilt:

1. Rochen mit ſcharfen Zähnen.
2. Rochen mit ſtumpfen Zähnen.

Das Syſtem hat noch eine dritte Abtheilung: Unbeſtimmte Arten, über die man noch Aufklärungen erwarten muß.

* Rochen mit ſcharfen Zähnen.

1. Der Zitterroche, Raja *Torpedo*, tota laevis, maculis dorſalibus ſorbiculatis. Blumenb. Handb. 1814. S. 270. Raja *Torpedo*, tota laevis. Gmel. Syst. Nat. Linn. Ed. XIII. Tom. I. P. III. p. 1504. Raja dorſo monopterygio, cauda brevi apice pinnato, laevis, inermis, roſtro ſubobtuſo. Gron. Zooph. n. 152. Er heißt auch Krampffiſch, Krampfroche, Zitterfiſch und Schläferfiſch. Franz. la Torpille, Engl. the Cramp-Fish. Wegen der beſondern Geſtalt und der merkwürdigen electriſchen Kraft, die ihm, wie dem Zitteraal, Gymnotus electricus etc. eigen iſt, füge ich eine aus Bloch entlehnte Abbildung unter Fig. 7166 A. B. hinzu, wovon B. die untere Seite des Kopfes mit dem Munde und den fünf Luftlöchern vorſtellet.

Dieſer Fiſch hat nicht, wie die mehrſten andern Arten, eine viereckige, ſondern eine faſt tellerförmige Geſtalt, und iſt ganz glatt. Die Farbe der Haut iſt oben nach Beſchaffenheit des Alters, des Geſchlechts und des Clima's verſchieden, bald graubraun, bald röthlich geſtreift, bald einfarbig, bald gefleckt, u. ſ. w.; unten aber allemahl weiß. Das Gewicht eines ſolchen Fiſches erſtreckt ſich zuweilen auf 20 Pfund. Ja, Walſch giebt ſogar Nachricht von einem an der engliſchen Küſte in Devonſhire gefundenen Zitterrochen, der 4 Fuß lang war, und 54 Pfund wog *). Außerdem hat man auch anderwärts bisweilen welche gefangen, die 4 Fuß lang, 3½ Fuß breit und 50 Pfund ſchwer waren. Die beyden Rückenfloſſen ſind ſehr kurz; der Schwanz an

*) S. Phil. Transact. Vol. LXIV. P. 2. n. 46. p. 464.

an beyden Seiten kielförmig, und die Schwanzfloſſe läuft ſtumpf aus. Bey der Zergliederung hat man gefunden, daß die Leber zwey Lappen und drey Lebergänge hat, wovon ſich zwey mit einander, und der dritte mit dem Gallenblaſengange vereinigen, und ſo mit zwey Stämmen nahe bey einander in den Darm gehen. Das Uebrige mehrentheils wie bey andern Rochen *).

Sein Aufenthalt iſt beſonders im mittelländiſchen Meere; aber auch im nördlichen europäiſchen Ocean, im perſiſchen Meere, in der Südſee und andern Meeren. Seine Nahrung wie bey andern Rochen, das heißt, er lebt vom Raube, und gerade ſeine electriſchen Schläge ſind ein Mittel, über andere und größere Fiſche, in dem Augenblicke, wo ſie ihn verſchlingen wollen, Herr zu werden und ſie dann nach und nach zu verzehren.

Dieſer Fiſch hat ein zähes Leben, und iſt von Natur ſehr träge; zeichnet ſich aber vor andern durch die eben erwähnte merkwürdige Eigenſchaft aus, daß er die Thiere, die ſich ihm nähern, betäuben, und denſelben einen elektriſchen Schlag mittheilen kann, der dem von einer Leidner Flaſche ähnelt **).

*) S. Leipziger Magazin. III. 272.

**) Außer dieſem Zitterrochen kennt man bis jetzt noch 4 Fiſche, die das Vermögen beſitzen, elektriſche Erſchütterungen mitzutheilen. Dieſe ſind 1) Silurus electricus Linn. XIII. 1354. n. 22. Der Zitterwels im Nil und andern afrikaniſchen Flüſſen. 2) Gymnotus electricus Linn. loc. cit. 1138. n. 2. Der Zitteraal, Drillfiſch in Surinam, Cayenne ꝛc. 3) Trichurus indicus Linn. l. c. 1142. n. 2. Der Haarſchwanz in Oſtindien. 4) Tetrodon electricus Linn. l. c. 1445. n. 9. Der Stachelbauch in Oſtindien. Ueber den Gymnotus hat beſonders Herr A. v. Humboldt auf ſeiner berühmten Reiſe in Südamerika ſehr intereſſante Erfahrungen gemacht, die aus ſeinem Werke in mehreren Zeitſchriften ꝛc. mitgetheilt ſind. S. mein Repertorium der Naturkunde. 1812. IX. 194.

Die elektriſchen Werkzeuge des Thiers liegen an den Seiten der Hirnſchale und der Kiefern, und gehen von da bis zu den halbkreisförmigen Knorpeln der großen Seitenfloſſen; der Länge nach reichen ſie von dem vordern Ende des Fiſches bis zu dem Querknorpel, der Bruſt und Bauch von einander abſondert; innerhalb dieſer Gränzen nehmen ſie den ganzen Raum zwiſchen der obern und untern Haut ein. Am dickſten ſind ſie nach der Mitte des Fiſches hin, am dünnſten nach den Seiten. Sie beſtehen aus lauter ſenkrechten Prismen, $\frac{2}{10}$ Zoll im Durchmeſſer dick. Die Geſtalt der Prismen iſt unordentlich, fünf- und ſechseckig. Ihre Anzahl iſt verſchieden; bey einem hat man in jedem Werkzeuge ohngefähr 470, bey einem andern 1182 gefunden. Mit dem Alter des Thiers vergrößert ſich dieſe Anzahl. Jede Säule iſt in ſehr geringen Zwiſchenräumen durch eine dünne Zwiſchenhaut häufig horizontal getheilt, und in einer 1 Zoll langen Säule konnte man ſolcher Theilungen 150 zählen. In den Zwiſchenräumen ſcheint eine flüſſige Materie enthalten zu ſeyn. Dieſe Werkzeuge haben auch viel Blutgefäße, und eine außerordentliche Menge von Nerven *). An ihrem obern und untern Ende zeigen ſie entgegengeſetzte Elektricitäten.

Um den Stoß zu empfangen, muß man das Thier unmittelbar berühren; wenn man auch nur in der kleinſten Diſtanz davon entfernt bleibt, ſo wird nichts empfunden. Uebrigens iſt es einerley, ob man es mit der Hand ſelbſt, oder mit einem Stocke, mit einem Nagel u. dgl. berührt.

*) S. Hunter's anatomiſche Beobachtungen über den Zitterrochen, in den Philoſ. Transact. LXIII. 481. — Gehler's phyſik. Wörterbuch IV. 881. — Commentar. de rebus in hiſt. nat. et. med. geſtis. XXI. 112.

rührt. Berührt man es aber mit einer Stange Siegellack, oder mit einem andern nicht leitenden Körper, ſo erfolgt keine Erſchütterung. Die Erſchütterung ſcheint von der Willkühr des Thiers abzuhängen. Denn man hat bemerkt, daß verſchiedene Zitterrochen, die gegen jeden Reiz gefühllos geweſen waren, doch den elektriſchen Schlag mittheilten, wenn ſie einige Zeit darauf wieder berührt wurden. In der freyen Luft erfolgt dieſelbe Wirkung, wie im Waſſer; und Zitterrochen, die durch langen Aufenthalt im Trocknen einen Theil ihrer Lebhaftigkeit verloren haben, werden von neuem thätig, wenn man ſie reizt, und vorzüglich, wenn man ihnen die elektriſchen Organe verwundet, oder ſtark mit den Händen zuſammendrückt; reißt man ſie aber aus, ſo leben die Thiere zwar fort, geben aber keine Erſchütterung mehr, ſondern laſſen beym Drucke der Hand nur eine ſchwache zitternde Bewegung fühlen. Wenn der Zitterroche dem Tode nahe iſt, ſo theilt er, ſtatt zu erſchüttern, ſehr ſchwache Schläge in einem fort mit, die mit dem Leben des Thiers aufhören. Wird er aber bey der äußerſten Mattigkeit wieder in ſein natürliches Element gebracht, und erhohlt ſich wieder, ſo äußert er von neuem die elektriſche Kraft in voller Stärke *).

*) Oken faßt die Beſchreibung dieſer Theile kurz ſo zuſammen: Dieſes elektriſche Organ gleicht einer elektriſchen Batterie. Es liegen nähmlich um die Kiemen an den Halsſeiten und zum Theil Rückenſeiten unter der Haut eine Menge ſenkrechter, meiſt pyramidenförmiger, ſechsſeitiger, häutiger Zellen, gleich Flaſchen, jederſeits an 1200, wie Waben. Jede ſolche Flaſche hat ſöhlige Platten oder Querwände, welche Zwiſchenräume laſſen, die, mit gallertartiger oder nervenmaſſiger Flüſſigkeit ausgefüllt, und überdies mit Fäden des herumſchweifenden Nervenpaares, und mit Blutgefäßen durchzogen ſind, — alſo eine wahre Voltaiſche

In der Fortpflanzungsart weicht der Zitterroche von den übrigen Arten ab, daß er 8, 10, ja auch 14 Junge auf einmahl gebärt. Nach einigen geſchiehet dies gegen das Frühlings-Aequinoctium; nach andern aber im Herbſte *).

Von den ökonomiſchen Nutzen dieſes Fiſches iſt nicht viel zu ſagen. Das Fleiſch iſt weich und ſchleimicht, und wird wen g geachtet; doch meint Cetti, daß es gebraten nicht übel ſchmecken, auch eine leicht zu verdauende Speiſe ſeyn würde. In älteren Zeiten wurde es indeß mehr empfohlen, nahmentlich von dem berühmteu Galen, der es als geſund und wohlſchmeckend lobt. Warum er es aber den Perſonen vorzüglich anrieth, die an Epilepſie und Gichtbeſchwerden litten, iſt nicht wohl einzuſehen.

Zu den Irrthümern und Vorurtheileu, die man über dieſen Fiſch unterhalten hat, gehört:

1. Daß der Zitterroche vom Magnet angezogen würde.

2. Daß man die Stöße vermeiden könnte, wenn man während der Berührung den Athem an ſich hielte, oder auch nur langſamer athmete.

3. Daß die Zitterrochen giftig wären. Auch ſogar die erſchütternden Werkzeuge hat man beym Genuß ganz unſchädlich befunden.

4. Daß das Thier die Augen niederſchlage, wenn es die Erſchütterung geben will.

5.

Säule mit elektriſcher Batterie verbunden. Nicht bloß durch Berührung des Halſes, ſondern jedes Theils des Leibes erhält man Schläge, die einen Arm auf einige Zeit lähmen. Funken hat man noch nicht geſehen, auch werden leichte Schnittſel nicht angezogen. (Ok. Lehrbuch der Naturgeſch. III. 2te Abth. Jena 1816. 8. S. 157).

*) Ueber die Fortpflanzung des Zitterrochen ſ. unter den nachher anzuführenden, die mit * bezeichneten Schriften.

5. Daß das Herz des Zitterrochen zwey Vorkammern habe.

6. Daß die Weibchen bey vorhandener Gefahr ihre Jungen wieder in den Leib aufnähmen.

7. Daß die erſchütternde Eigenſchaft von einer beſondern Kälte u. ſ. w. herrühre.

Außer den ſchon angeführten Schriften ſind noch folgende zu merken:

Müller's Linneiſches Naturſyſtem, III. 237. n. 1. tab. 7. fig. 1. der Krampfſiſch.

Borowsky gemeinnützige Naturgeſchichte des Thierreichs, IV. 101. n. 1. Krampfſiſch oder Zitterroche.

Blumenbach's Abbild. naturhiſt. Gegenſtände. tab. 57.

Leske n's Naturgeſchichte, 327. n. 1. tab. 7. fig. 9. der Zitterroche, Krampfſiſch.

Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte des In- und Auslandes, I. 660. n. 1. der Zitterroche.

Bloch's ausländiſche Fiſche, I. 44. tab. 122. der Zitterroche.

Lichtenberg's Magazin für das Neueſte aus der Phyſik und Naturgeſchichte, II. 3. p. 89. V. 3. p. 41. der Zitterroche.

Spallanzani über die Erzeugung der Thiere, ꝛc. I. 325. Zitterroche. *

Cavolini über die Erzeugung der Fiſche, ꝛc. 53. Zitterroche. *

Leipziger Magazin, III. 269. 271. f. 275. f. 280. Krampfroche. *

Cetti Naturgeſchichte von Sardinien, III. 58. die Zitterroche.

Meyer's zoolog. Annalen, I. 284. der Krampfſiſch.

Sammlungen zur Phyſik und Naturgeſchichte, IV. 338. Zitterrochen. *

Oekonomiſch - phyſikaliſche Abhandlung, XVII. 13. Taubſiſch.

Anmerkungen über alle Theile der Naturlehre, II. 419. Taub- oder Zitterſiſch.

Ingenhouß vermiſchte Schriften, I. 29. der Zitterſiſch.

Mannigfaltigkeiten, I. 769. Krampfſiſch.

Gothaiſches Magazin, V. 1. 41. Zitterroche.

Errleben's phyſikal. Biblioth. II. 186. III. 173. IV. 157.

Deſſelben Anfangsgründe der Naturlehre, 5te Auflage. 515. f.

Gesner's Fiſchbuch, 74. Zitterſiſch, Schläfferſiſch.

Brünniche Ichth. maſſil. 1. n. 1. Raja Torpedo.

Baukroft's Naturgeſch. von Guiana. 118. Krampfſiſch.

Richter's Ichthyotheologie, 55. 291. 298. 307. 379. der Zitterfiſch.

Artedi gen. piſc. 531. n. 10.

2. **Der Glattroche**, Raja *Batis*, varia, dorſo medio glabro, cauda unico aculeorum ordine. Blumenb. l. c. Gmel. l. c. Raja cauda tantum aculeata. Bloch deutſch. Fiſche tab. 79. Goeze a. a. O. S. 858.

Dieſe Art heißt auch **Baumroche, Flete, Tepel, großer Spitzroche, Stachelroche, Wallroche, Meerochs, punktirter Roche**.

Er iſt mit Ausnahme des Sephen, der größte von allen in dieſer Familie, denn er erreicht nicht ſelten ein Gewicht von 200 Pfunden. Auf dem Rücken iſt er glatt, und nur eine einzige Reihe Stacheln ſtehet auf dem Schwanze. Die Farbe iſt oben aſchgrau, oder roſtgelb, mit ſchwarzen gebogenen Strichen bezeichnet; der Unterleib weiß, mit ſchwarzen linienförmigen Punkten. Um die Augen herum befinden ſich mehrere kleine hackenförmige Stacheln; zu beyden Seiten ein einzelner gerader Stachel, und das Männchen iſt zuweilen noch mit einer zweyten Reihe Stacheln auf der Seite des Schwanzes bewaffnet. Der Kopf iſt ſtumpf; der Augenring gelb, mit einem weißen Rande. Im Munde ſind mehrere Reihen Zähne befindlich. Der Schwanz iſt zugeſpitzt und hat zwey Floſſen. Die Haut iſt mit einem zähen Schleime überzogen.

Bloch ſagt von dieſem nützlichen Fiſche unter andern:

Er bewohnt den europäiſchen Ocean, die Nordſee, das mittelländiſche Meer ꝛc. hat ein vorzüglich ſchmackhaftes Fleiſch und wird auch durch ſein Fett nützlich.

Er iſt ein Bewohner der Nordſee und wird häufig in der Gegend von Heiligenland, beſonders im Junius gefangen. Die größeren nennt man in

da=

daſiger Gegend Baumrochen und die groͤßeſten Fleten. Sie ſind gewoͤhnlich zwey bis drittehalb Fuß breit und eine Hand breit dick; aber auch die von vier bis fuͤnf Fuß Breite und eines Fußes Dicke gehoͤren noch nicht zu den groͤßeſten Fiſchen dieſer Art: denn ſo trifft man ſie manchmahl von hundert und funfzig bis zwey hundert Pfunden ſchwer an; und war ein einziger, wie Willughby erzaͤhlet, hinreichend, hundert und zwanzig Menſchen zu ſaͤttigen. Er iſt der groͤßte und zugleich der wohlſchmeckenſte in dieſem Geſchlechte, beſonders ſo lange er jung iſt. Er hat ein weißes Fleiſch, das man aus dem Salzwaſſer gekocht, mit Butter und Senf zu genießen pflegt. In der Gegend von Schleswig und Holſtein, wo der Fang ſtark iſt, trocknen ihn die Fiſcher an der Luft und verfahren ihn nach Hamburg, von da aus er weiter nach andern Gegenden Deutſchlands verſendet wird. Auch den Magen trocknen ſie an der Luft und genießen ihn auf eben die Art, wie den vom Kabeljau. Die Islaͤnder eſſen ihn niemahls friſch, ſondern machen aus demſelben, wie aus dem Kabeljau, Klippfiſch, und bereiten aus ſeiner Leber einen feinen weißen Thran. Seine Begattungszeit faͤllt in den Maͤrz und April; im May faͤngt er an ſeine Jungen von ſich zu geben, womit er bis in den September fortfaͤhrt. Im Fruͤhjahr iſt ſein Fleiſch am allerbeſten, es wird zur Begattungszeit ſchlechter, beſonders bey den Maͤnnchen; im October iſt es duͤnn, mager und zaͤhe, und verbeſſert ſich darauf im November.

Das Gehirn iſt laͤnglicht. Der Bruſtknorpel, der in der Quere liegt und die Bruſt vom Unterleibe trennt, hat von jeder Seite zwey Aeſte, davon einer nach hinten und der andere nach vorne zu gebogen iſt, an denen die zehn Kiemen befeſtiget ſind. Das dreyeckige Herz liegt in einer dergleichen Hoͤhle. Das Zwergfell iſt ſtark, die Leber groß, und beſteht aus drey Lappen, wovon der mittlere der kleinſte iſt; die Milz iſt roͤthlich und bildet ein laͤngliches Dreyeck. Der Schlund iſt kurz, der Magen lang und weit und hat ſtarke Falten. Der Darmkanal iſt kurz, ein wenig gebogen und wie bey den Schollenarten mit einer ſchneckenfoͤrmigen ausgeſpannten Haut verſehen. Die Nieren ſind laͤnglicht und von dun=

dunkelrother Farbe. Der Eyerſtock liegt am Rückgrad nahe am Zwergfell und beſteht aus einer ſtarken Anzahl von Eyern, wovon die unterſten die größten ſind. Wenn die befruchteten eine gewiſſe Größe erreicht haben; ſo ſenken ſie herunter in die Gebährmutter, die unweit des Afters befindlich iſt. Der Dotter hat die Geſtalt einer flachen Kugel und das Weiße iſt ſalzig. Bey den Männchen bemerkt man unter der Leber am Rückgrate zwey drüſige Körper, in denen eine weiße Feuchtigkeit enthalten iſt, und die durch zwey dünne Gänge, die ſich unweit des Afters endigen, den Ausgang findet; dieſe Körper ſind wahrſcheinlich die Hoden. Eigentliche Ribben habe ich ſo wenig bey dieſen, als bey den Schollenarten bemerkt.

In Deutſchland heißt dieſer Fiſch **Glattroche**; in Heiligeland **Tepel**, die großen **Baumrochen** und die ganz großen **Fleten**; in Island **Skata**; in Dännemark **Roe-Hale**; in Norwegen **Plet-Rokken**; in Grönland **Takkalikkiſak**; in Holland **Vleet**; in England **Skate** und **Flair**; in Frankreich **Raye-liſſe**; in Marſeille beſonders **Floſſade**; in Spanien **Luida**; auf der Inſel Malta **Raja** und in Rom **Bavoſa**.

3. **Die Spitznaſe**, Raja *Oxyrynchus*, varia, dorso medio tuberculis decem aculeatis. Gmel. l. c. p. 1506. Bloch l. c. tab. 80. Goeze l. c. S. 860.

Die Benennung **Spitznaſe**, oder **Spitzmaul**, iſt von der Geſtalt des Kopfs hergenommen, weil dieſer länger als bey den vorigen Arten ausläuft, und ſich in ein ziemlich ſpitziges Maul endigt. Bey einigen heißt er auch **Glattroche**.

Er wird an 7 Fuß lang, und hat eine Reihe Stacheln auf dem Rücken und auf dem Schwanze. An jedem Auge ſtehen 3 kleine Stacheln, und auf der Oberfläche des Körpers mehrere zarte, die ſie rauh machen. Oben iſt er grau, mit runden hellern, und kleinen dunklern Flecken, und ſchwarzen Puncten;

unten

unten weiß. Außer der gewöhnlichen Reihe Stacheln, hat er auf dem Rücken zuweilen noch zwey beſondere Stacheln. Schwanz und Floſſen ſind ſchwärzlich roth. Im Munde ſind mehrere Reihen Zähne. Der Schwanz hat 2 kleine pergamentartige, oder häutige Floſſen, und iſt bey dem Männchen manchmahl auf beyden Seiten mit einer Reihe Stacheln bewaffnet.

Er bewohnt das mittelländiſche Meer, die Nordſee, und mehrere Gegenden des europäiſchen Oceans.

Sein Fleiſch iſt ſchlechter, als das vom vorhergehenden, wird aber doch in den Ländern an der Nordſee gegeſſen.

4. **Der Spiegelroche**, Raja *miraletus*, dorso ventreque glabris, aculeis ad oculos, ternoque eorum ordine in cauda. Gmel. l. c.

Mit ganz glattem Rücken und Bauche, zwey Flecken auf der obern Seite, die den Augen der Pfauenfedern gleichen, daher auch die Benennung; Stacheln an den Augen, und drey Reihen derſelben am Schwanze. Heißt auch **Sternroche** und **Augenroche**. Bewohnt das mittelländiſche Meer. Von ſeiner beſondern Geſchichte iſt nichts bekannt.

5. **Der Walkerroche**, Raja *fullonica*, dorso toto aculeato, aculeorum ordine simplici ad oculos, duplici in cauda Gmel. l. c.

Walkerroche, Diſtelroche, Kardenroche. — Alle die Benennungen ſind von den Stacheln des Thiers hergenommen, die eine Aehnlichkeit mit den Kardenſtacheln haben, womit die Walker ihre Tücher zubereiten. Denn der Rücken dieſes Rochen iſt ganz ſtachlicht, bey den Augen liegt eine einzelne Reihe Stacheln, und am Schwanze eine doppelte. Er findet ſich in

den europäiſchen Meeren, wird aber von den Isländern und Norwegern nur dann gegeſſen, wenn er halb verfault iſt.

6. **Der Dornroche**, Raja *Rubus*, ordine aculeorum in dorso unico, tribusque in cauda. Gmel. l. c. Bloch deutſch. Fiſche tab. 83. 84. Goeze S. 862.

Sein Unterſcheidungskennzeichen beſteht darin, daß er am Rücken eine, am Schwanze aber drey Reihen Stacheln hat. Außer dieſen aber hat er auf dem Rücken noch 4, um die Augen 6, an den Naſenlöchern 2 größere und mehrere kleinere, an den Rückenfloſſen mehrere Reihen kleiner, am Unterleibe aber 10 große Stacheln, und überhaupt iſt die ganze Oberfläche des Körpers mit unzähligen feinen Stacheln beſetzt, daher er auch **rauher Roche**, **ganz rauher Roche** und **Hechelroche** heißt. Die Farbe iſt oben gelblich, braun gefleckt unten weiß. Der Stern im Auge iſt blau, der Ring ſchwarz. Die Mundöffnung weit. Die Kinnladen haben keilförmige Zähne. Neben den Bauch- und Afterfloſſen ſieht man beym Männchen noch 2 lange herunterhängende floſſenähnliche Körper.

Er bewohnt die europäiſchen Meere, und wird gegeſſen.

7. **Der Sephen-Roche**, Raja *ſephen*, corpore ſuborbiculato, cauda duplo longiore ſubtus alata, ſupra aculeis duobus longis utrinque ſervatis. Gmel. l. c.

Dieſer Roche wurde von Forskål im rothen Meere gefunden und genauer beſchrieben. Er hat in der Bildung des Körpers die mehrſte Aehnlichkeit mit dem Meeradler und dem Gift- oder Stechrochen, unterſcheidet ſich aber durch meh-

mehrere Merkmahle, welche hinreichend ſind, ihn als eine beſondere Art zu betrachten. Auf dem obern Theile ſeines Körpers ſieht er grau-braun, unterhalb aber weißröthlich aus. Man findet ihn von ſo anſehnlicher Größe, daß ſeine Breite von einer Bruſtfloſſe bis zur andern 11 Fuß beträgt. Der Schwanz iſt zweymahl länger als der Leib, und mit einem oder zwey ſtarken gehackten Stacheln verſehen. Von dieſen Stacheln an trägt der Schwanz überdieß noch bis zu ſeinem dünnſten Ende auf dem Obertheil eine Reihe kleiner Stacheln, und längs dem untern Theile läuft eine lange, ſchmahle und ſchwarze Haut. Der Mund iſt mit ſpitzigen *) Zähnen beſetzt. Das unterſcheidende Kennzeichen dieſer Art ſind die Buckeln, womit der obere Theil des Körpers und der des Schwanzes bis zur Baſis der beyden gezackten Stacheln beſetzt iſt.

Der **Sephen** iſt deshalb beſonders merkwürdig, weil die unter dem Nahmen der **Seehundshaut, Schagrin, Zapp,** bekannte rauhe Fiſchhaut von ihm kommt, und man hat ihn daher jetzt auch den **Zapprochen** genannt.

Dieſen Handelsartikel, welchen man zum Ueberziehen der Etuis braucht, brachten bisher nur die Engländer nach Europa, und die übrigen Handelsnationen wußten nicht, welchem Thiere man ihn zu verdanken habe. S. La Cepede Naturgeſchichte der Fiſche. Ueberſetzt und bearbeitet von Loos. I. S. 385. Lippold's Natur- und Kunſtlex. II. 839.

** Rochen mit ſtumpfen Zähnen.

8. **Der Meeradler,** Raja *Aquila*, corpore glabro, aculeo longo serrato in cauda pinnata. Gmel. Bloch. tab. 81. Er

*) Und doch ordnet man den Sephen gewöhnlich zu den ſtumpfzähnigen.

Er hat einen glatten Körper und einen langen ſägeförmig gezähnten Stachel an dem langen fiſchbeinartigen, mit einer kleinen Floſſe verſehenen Schwanze. Die Seiten ſind wie Flügel ausgebreitet, daher der Nahme **Meeradler**. Die Farbe iſt hellbraun, gegen den Rücken zu dunkelbräunlich, unten weiß, an den Seiten ins Olivengrüne fallend. Die Haut iſt glatt, dick, lederartig, und mit Schleim überzogen. Der Kopf hat einige Aehnlichkeit von dem Kopfe einer Kröte, daher er von einigen **Krötenfiſch** genannt wird, ſo wie er auch wegen ſeines, manchmahl über 4 Fuß langen, und am dickſten Ende etwa 1 Zoll dicken Schwanzes, der einem Rattenſchwanze ähnelt, **Katzenfiſch** heißt. Der Schwanz iſt viel länger als der Körper, und geht in eine Spitze aus. Die Bauchfloſſen fehlen.

Dieſer Fiſch findet ſich vorzüglich im mittelländiſchen Meere, ſelten in der Nordſee, und erreicht manchmahl wie einige behaupten, *) ein Gewicht von 300 Pfunden **). Er ſchwimmt ſehr langſam. Mit ſeinem Stachel, der am obern Theil des Schwanzes nahe am Körper ſitzt, ſoll er die Fiſche, die ihm zur Nahrung dienen, anſpießen. Das Fleiſch iſt eßbar, beſonders die Leber, aus der man auch ein Oehl erhält, das gegen die Gicht als ſehr heilſam gerühmt wird. Den Schwanz hält man für giftig. Wenn die Bemerkung ihre Richtigkeit hat, daß man zuweilen Meeradler ohne Stachel, und zuweilen welche mit zwey Stacheln findet, ſo hat

*) Salv. Aquat. p. 147. 6.

**) Das Blochſche Exemplar wog nur 14 Pfund, und die man in Rom zu Markte bringt, ſollen oft nur ein paar Pfund ſchwer ſeyn.

hat es damit eben die Bewandniß, wie mit dem ſogenannten **Giftrochen**, wovon wir gleich reden werden.

Nach Bloch's Angaben wird er wegen ſeines zähen Fleiſches, welches Galenus zu den harten und ſchwer zu verdauenden Speiſen rechnet, wenig geachtet, und nur ſo lange er noch jung iſt, von dem gemeinen Manne verzehret: die Leber aber wird als eine wohlſchmeckende Speiſe für die Tafeln der Vornehmen geſucht. Die Fiſcher hauen, aus Furcht von ſeinem Stachel verletzet zu werden, demſelben den Schwanz ſogleich ab, als ſie ſich ſeiner bemächtiget haben.

Er liebt die moraſtigen Stellen und ſchwimmt nur langſam; man hat ihm daher in Frankreich, wegen ſeines ſchwerfälligen und ſteifen Ganges, den Nahmen Glorieux beygelegt. Er lebt, wie die übrigen dieſes Geſchlechts, von andern Waſſerbewohnern.

Der Magen iſt von mittlerer Größe, der Darmkanal aber kurz und weit; die gelbliche Leber beſteht aus einem großen runden, und aus einem länglichten Lappen, und wog bey unſerm vierzehnpfündigen Fiſche ein Pfund und zwey Loth.

In Deutſchland wird dieſer Fiſch **Meeradler**; in Holland **Zee-Arend**; in England **Sea-eagle**; in Frankreich **Aigle marin** und **Glorieux**; in Bourdeaux beſonders **Tare franc**; in Italien **Roſpo**; in Rom und Neapel beſonders **Aquilone**; in Genua **Peſce ratto**; und auf der Inſel Malta **Hamiema** genannt.

9. **Der Giftroche, der Stachelroche, Pfeilſchwanz,** Raja *Pastinaca*, corpore glabro, aculeo longo anterius serrato in cauda et dorso apterygio. Gmel. l. c. Bloch. tab. 82.

Dieſe im europäiſchen, rothen und indiſchen Meere wohnende Rochenart, die auch unter den Nahmen **Stachelroche**, **Dornroche**, **Angelroche**, **Angelfiſch**, **Meerangel** und **Pfeilſchwanz** vorkömmt, unterſcheidet ſich durch den nach vorne zu ſägeförmig gezähnten Stachel an dem floſſenloſen, borſtenartigen Schwanze. Der Körper iſt glatt. Die Rückenfloſſe fehlt. Die Haut iſt mit Schleim überzogen, oben braun, unten weiß. Das Gewicht eines ſolchen Fiſches beträgt ohngefähr 10 Pfund.

Der Stachel, der dem Fiſch ſowohl zur Vertheidigung, als auch vielleicht zur Erlangung ſeiner Nahrung dient, und auch der Pfeil oder Speer genannt wird, iſt zuweilen 4 bis 5 Zoll lang, und wird noch bis jetzt von den Seeleuten für giftig gehalten, daher der Nahme **Giftroche**. Die Fiſcher im mittelländiſchen Meere, wo dieſer Roche ſehr häufig angetroffen, und wegen ſeines wohlſchmeckenden Fleiſches in Netzen gefangen wird, greifen ihn deshalb mit der größten Behutſamkeit an, ſchneiden den Stachel ohne Verzug weg und werfen ihn in die See *).

Neuern Beobachtungen zu Folge aber iſt der Stachel, an und für ſich, ganz und gar nicht giftig. Es entſteht zwar durch die Verwundung mit demſelben ein heftiger Schmerz und eine Entzündung; und dieſe kann bey großen Giftrochen ſo beträchtlich ſeyn, daß zuweilen ſelbſt Menſchen davon getödtet werden können; aber dies iſt eine blos mechaniſche Wirkung der Structur dieſes Werkzeuges, weil der Stachel leicht ins Fleiſch dringt, und wenn er zurückgezogen wird,

*) Die verſchiedenen Meinungen der älteren Naturforſcher, die dieſen Stachel für giftig hielten, ſelbſt Linné mit eingeſchloſſen, hat Bloch aufgezählt.

wird, wegen der Widerhaken ein Zerreißen der Gefäße, und eben deswegen eine ſehr große Wunde verurſacht. Die Braſilianer und viele Inſulaner des ſtillen Oceans ſchäften ihre Pfeile und Spieße damit.

Alle Jahr verliert der Fiſch dieſen Stachel, und kömmt ein neuer an die Stelle des alten. Zu dieſer Zeit ſieht man daher oft 2 Stacheln am Schwanze, ehe der alte abgefallen iſt. Die Erneuerung des Stachels iſt deswegen nöthig, weil die Zähne ſich abnutzen. Merkwürdig iſt es, daß der alte nicht eher abfällt, bis der neue ſeine gehörige Stärke erreicht hat, weil ſonſt der Fiſch ohne die ihm nöthigen Waffen ſeyn würde. — Bey manchen hat man den Stachel zu beyden Seiten mit Zähnen bewaffnet gefunden.

Aus der Leber bereitet man ein Oehl, das in Wunden, in der Krätze ꝛc. gerühmt wird.

10. **Der Nagelroche**, Raja *clavata*, aculeata, dentibus tuberculosis, cartilagine transversa abdominali. Gmel. Bloch. t. 83.

Er unterſcheidet ſich von den übrigen nicht nur durch die körnichten Zähne und den quer über dem Bauch liegenden halbmondförmigen Knorpel, ſondern auch vorzüglich dadurch, daß längs dem Rückgrate und dem Schwanze eine Reihe nagelförmiger Stacheln ſteht. Uebrigens befinden ſich auf dem ganzen Körper noch weit mehrere, kleinere und größere Stacheln. Er wird an 12 Fuß lang, iſt oben bräunlich, mit runden weißen Flecken, unten weiß. Zuweilen, doch ſelten, finden ſich auch welche, die oben weiß ſind, und ſchwarze Flecken haben. Der Kopf endigt ſich in eine lange Spitze. Die Zähne ſind kurz, und wie eine Feile beſchaffen.

Die Zunge kurz, breit und glatt. Der Schwanz länger als der Körper, oben gewölbt, unten flach, und hat gegen die Spitze zu zwey Floſſen. Die Bruſtfloſſen haben 2, die Afterfloſſen 6 Strahlen.

Er findet ſich in allen europäiſchen Meeren. Sein Fleiſch wird gegeſſen, und aus der Leber bereitet man, beſonders in Norwegen, Thran.

Bloch ſagt: Wir treffen dieſen Fiſch häufig in der Nordſee an, und habe ich verſchiedene derſelben aus Hamburg unter dem Nahmen Nagelroche, ein bis zwey Fuß breit, erhalten. Sie erreichen auch eine anſehnliche Größe, wie man denn im Jahr 1634, ohnweit der Inſel St. Chriſtophel, vermittelſt Harpunen einen erhielt, der zwölf Fuß lang und zehn Fuß breit war, und wovon die Leber allein von zehn Matroſen nur mit vieler Mühe fortgeſchafft werden konnte. Am häufigſten erhält man ſie im Juni und Juli, da ſie ſich den Ufern nähern, um ihre Jungen zwiſchen den Seekräutern abzuſetzen.

Dieſe Gattung hat ein zähes Fleiſch, daß nur vom gemeinen Mann genoſſen wird, nachdem ſie dem Fiſch zuvor die Haut abgezogen und in einer Butterbrühe gekocht haben. Die Norweger fangen ſie nur in der Abſicht, um aus der Leber Thran zu brennen; ſie trocknen indeſſen auch das Fleiſch und verkaufen es an Ausländer, die es zum Schiffsvorrath gebrauchen; und die Isländer verzehren es, wenn es halb verfault iſt.

11. **Der Hayroche**, Raja *Rhinobatos*, oblonga, unico aculeorum ordine in medio dorso. Gmel.

Dieſe Art iſt gleichſam ein Mittelding zwiſchen einem Rochen und einem Hayfiſch, daher der obige Nahme. Er und der Meerengel machen einen natürlichen Uebergang von den Rochen zu den Hayfiſchen. Er wird daher auch **Engelroche** genannt.

Er

Er iſt länglich wie die Hayfiſche, und hat eine Reihe Stacheln auf dem Rücken, die ſich bis an die erſte Rückenfloſſe erſtreckt; hinter derſelben befinden ſich nur ſtumpfe knöcherne Erhabenheiten. Der Schwanz iſt breit, und hat Floſſen, aber keine Stacheln. Die Haut iſt rauh, oben braun= oder graugelb, und weiß. Die Floſſen ſind gelblich; die Rückfloſſen drey=eckig, die erſtere etwas kleiner, als die hintere; die Bruſtfloſſen halb herzförmig. Die Bauch=floſſen ſind bey den Männchen ſehr lang.

Er bewohnt das mittelländiſche, adriatiſche und rothe Meer. Sein Fleiſch ſoll eßbar ſeyn.

Außer den hier erwähnten Rochen hat Forskal in ſeiner Fauna arabica noch acht Arten beſchrieben, und La Cepede im erſten Theil der Naturgeſchichte der Fiſche vier, die bis dahin nicht bekannt waren, und im 5ten, 1803 erſchienenen Theile noch vier. Um nicht zu weitläufig zu werden, muß ich es bey der Anzeige der vorſtehenden bewenden laſſen, da dieſe für das gemeine Leben am bemerkenswertheſten ſind.

Roche (Angel=) ſ. **Giftroche**, oben, S. 593. No. 9.

— (Augen=) ſ. **Spiegelroche**, oben, S. 589. No. 4.

— (Diſtel=) ſ. **Walkerroche**, oben, S. 589. No. 5.

— (Dorn=) Raja Rubus, ſ. oben, S. 590. No. 6. auch **Giftroche**, oben, S. 593. No. 9.

— (Engel=) ſ. **Hayroche**, oben, S. 596. No. 11.

— (Gift=) R. Pastinaca, ſ. oben, S. 593. No. 9.

— (Glatt=) R. Batis, ſ. oben, S. 586. No. 2. auch R. Oxyrynchus, oben, S. 588. No. 3.

Roche (Hay≈) R. Rhinobatos, ſ. oben, S. 596. Nr. 11.

— (Hechel≈) ſ. Dornroche, oben. S. 590. No. 6.

— (Barden≈) ſ. Walkerroche, oben. S. 589. No. 5.

— (Krampf≈) ſ. Zitterroche, oben, S. 580. No. 1.

— (Nagel≈) R. clavata, ſ. oben, S. 595. No. 10.

— (rauher≈) ſ. Dornroche, oben, S. 590. No. 6.

— (Sephen≈) R. Sephen, ſ. oben, S 590. No. 7.

— (Spiegel≈) R. Miraletus, ſ. oben, S. 589. No. 4.

— (Spitz≈) R. Batis, ſ. Glattroche, oben, S. 586. No. 2.

— (Stachel≈) ein Nahme des eben genannten Glattrochen, und des Giftrochen.

— (Stein≈) ſ. Nagelroche, oben S. 595. No. 10.

— (Stern≈) ſ. Spiegelroche, oben, S. 589. No. 4.

— (Walker≈) R. Fullonica, ſ. oben, S. 589. No. 5.

— (Wall≈) ſ. Glattroche, oben S. 586. No. 2.

— (Zapp≈) ſ. Sephen≈Roche, oben, S. 590. No. 6.

— (Zitter≈) R. Tepedo, ſ. oben, S. 580. No. 1.

Roche, franz. ſ. Felſen, Stein.

Roche à aiguiser, ſ. Wetzſtein.

Roche amphibolique, der Grünſtein, eine aus Hornblende und Feldſpath innig gemengte Gebirgsart.

Roche corbon, ein guter weißer Franzwein, der in der ſonſtigen Landſchaft Touraine wächſt, und vorzüglich nach Holland und Flandern verfahren wird.

Roche Corbon, eine Pflaume, die auch die glühende Kohle heißt. S. Krün. Enc. Th. 112, S. 45. im Art. Pflaume.

Roche de couleurs vives, oder Pierre de roche de couleurs vives, ſo nennt Bomare die Steine, welche eine etwas lebhafte Farbe haben, wie den Jaspis, den Laſurſtein ꝛc.

Roche composée de cailloux, eine Abänderung des Puddingsſteins.

Roche concrete, ſ. Puddingſtein, Krün. Enc. Th. 118, S. 497.

Roche de corne, der Hornſtein.

Roche de corne striée, die Hornblende.

Roche de grenats, der Granat, oder Granatſtein.

Roche de Roane, ein franzöſiſcher Käſe, ſo genannt von dem Canton, worin er häufig verfertigt wird. Er geht in großer Menge unter dem Nahmen des Rocforter Käſes zu Markte. Die Brode ſind klein, haben rothe Außenſeiten, ſind rund und hoch und zwey Pfund ſchwer.

Roche dure à petits points, eine Abänderung des Granites.

Roche en grenats, ſ. Roche de grenats.

Roche fissile melée de mica, eine Art des Wetzſteins.

Roche gude, ein vortrefflicher weißer auch rother Wein, der um Avignon gebauet, und als Regalwein verfahren wird.

Roche-Käſe, ſ. Rocforter Käſe, in Krün. Enc. Th. 35, S. 500.

Roche meulière, der Mühlſtein.

Roche meulière melée de grenat, ein mit Glimmer und Granat gemiſchter Mühlſtein in Frankreich.

Roche quarzeuse melée de mica et de grenat, der eben genannte Mühlſtein.

Roche serpentine Haüy, ſ. **Serpentin.**

Roche simple, ſ. **Granit.** Dieſe Benennung führt der Granit wahrſcheinlich nur im Gegenſatze derjenigen Gebirgsarten, die eine andere Miſchung haben als dem Granite gemeinhin eigen iſt.

Roche spathique et quarzeuse, der Granit; doch enthält ſeine Miſchung nicht eigentlichen Spath, ſondern Feldſpath.

Rochea falcata, **mennigrothe Rochea,** unter dieſem Nahmen in Decandolle's Plantes grasses, und im 5ten Hefte von Trattinick's Thesaurus botanicus eine Prachtpflanze beſchrieben und abgebildet, die bey Linné und Willdenow zu der Gattung Crassula gehört, und Crassula retroflexa heißt. (Wild. spec. pl. T. I. P. II. p. 1555.) Es iſt eine Dick- oder Fettpflanze, die in Deutſchland mehrere Jahre ausdauert, und da ſie vom Kap gebracht worden, wie die übrigen ſüdafrikaniſchen Gewächſe gehalten ſeyn will, wozu man in dem allgem. Teutſch. Gartenmagazin, 1809. I. S. 9 ff. die Anleitung, wie auch eine gut gerathene Abbildung findet. In Hinſicht der Karaktere iſt zu bemerken, daß dieſes Gewächs zur Pentandria Pentagynia gehört, einen 5blättrigen Kelch, 5 Blumenblätter, und 5 Honigſchüppchen am Grunde des Fruchtknotens hat. Die Frucht beſteht aus 5 Kapſeln. Die dickfleiſchigen Blätter ſind an der Baſis zuſammen gewachſen, länglich eyförmig, flach; der Stängel einfach, oben indeß eine vieltheilige Trugdolde bildend, mit

mit zurückgebogenen Blumenſtielen. Um ſie fortzupflanzen ſchneidet man die Blätter ab, und ſenkt ſie bis zur Hälfte in die Erde, woraus ſich dann junge Schößlinge entwickeln.

Rochefortie, Rochefortia Willd., eine zur Pentandria Dygyn a gehörige Pflanzengattung, deren 2 bisher bekannte, von Swartz in Jamaica entdeckte Arten zu wenig merkwürdig ſind, als daß ich mich bey ihnen aufhalten dürfte.

1. **Rochel, die**, bey den Holzfloſſen auf der Elbe eine rund zuſammen gedrehete Weide, Wiede, oder Band von zähen Weidenreiſern.

2. **Rochel, der**, ſ. 3. **Roche**.

Rocheller Salz, ſ. **Seignette=Salz**.

Rochelles, eine Art Hanfleinen, die roh aus Beaufort und der umliegenden Gegend zu Markte gebracht wird. Die Kaufleute zu Rochelles ſchicken ſie nach Douay auf die Bleiche, laſſen ſie da vollends zurichten, und führen ſie hernach wieder aus. Vor der Revolution gingen ſie nach den franzöſiſchen Inſeln. Auch in Amerika fanden ſie Abſatz.

Röcheln, mit einem zitternden Geräuſche, das von dem, in der Luftröhre befindlichen Schleime, oder auch von Erſchlaffung und der zitternden Bewegung des Schlundesvorhangs herrührt, athmen. Da dieſes häufig bey Sterbenden der Fall zu ſeyn pflegt, ſo wird es vorzüglich von dieſen gebraucht. Auch braucht man das Wort von den ähnlichen Tönen mancher Thiere, z. B. der Fröſche, ehemahls auch der Schweine, Pferde, Eſel, wo es auch **rücheln**, **rüheln**, **rincheln** lautete.

Das Röcheln iſt ſowohl in hitzigen als langwierigen Bruſtkrankheiten ein nicht unbedeutender Zufall. Wenn es ſich gleich Anfangs zu

einer Bruſtkrankheit geſellet, ſo kann es ohne Gefahr ſeyn, wenn nähmlich der Kranke von Zeit zu Zeit durch einen freyen Auswurf der auf der Bruſt angehäuften Feuchtigkeiten Erleichterung bekommt. Stellt es ſich aber erſt ein, nachdem die Krankheit ſchon eine Weile gedauert hat und nimmt von Tage zu Tage überhand: dann iſt es allemahl, in Begleitung anderer ſchlimmen Zeichen, die unter dieſen Umſtänden nie fehlen werden, ein beunruhigender Zufall, weil es eine zunehmende Stockung der Säfte und eine Abnahme der zu ihrer Fortſchaffung beſtimmten Kräfte anzeigt. Was man gegen dieſes Röcheln anwenden könnte, würden immer nur kleine örtliche Erleichterungen ſeyn, die den Gang der Krankheit ſelbſt nicht aufzuhalten vermögen.

Bey neugebornen Kindern ſtellt ſich bisweilen bald nach ihrer Geburt ein bedenkliches Röcheln ein, das eine ſchnelle Hülfe erheiſcht. Sie kommen munter und ohne einen merklichen Fehler zur Welt, nach einigen Stunden aber fangen ſie an zu röcheln, das Geſicht wird blau, und der Schleim, womit oft der ganze Mund angefüllet iſt, läuft aus dem Munde. Dieſen muß man mit dem Finger herausholen, Klyſtiere von Zuckerwaſſer geben, und einen Arzt zu Rathe ziehen, ob und in welcher Gabe er ein ganz kleines Brechpulver bis zur Ausführung von oben und unten verordnen kann. Auch in andern Fällen, wenn Säuglinge röcheln und im Geſichte blau werden und zu erſticken drohen, iſt ein Theelöffel voll Rhabarber- und Meerzwiebelſaft, zu gleichen Theilen gemiſcht, ein heilſames Mittel, und man kann das Erbrechen auch vermittelſt einer in Oehl getunkten

Feder-

Federfahne, womit man ſie im Halſe kitzelt, zu beeilen ſuchen.

Rührt das Röcheln bloß von einer katarrhaliſchen Rauhheit der Bruſt her, ſo wird ſchon Zucker in Waſſer aufgelöſet, von Zeit zu Zeit genommen, einige Erleichterung gewähren. Uebrigens muß das Röcheln in allen Fällen nach der Krankheit beurtheilt werden, die es begleitet, oder die demſelben zum Grunde liegen, welches eine Sache des Arztes iſt.

Wenn das Federvieh röchelt, ſo hat dieſes mehrentheils ſeinen Grund in einem entſtehenden Fehler an der Naſe, wo man den eine örtliche Abhülfe nach Beſchaffenheit der Umſtände verſuchen muß.

Rochen, der, ſ. 2. **Roche,** und 3. **Roche.**

Rochendaler, der, ein Nahme des Meeradlers, einer Art der **Rochen,** Raja Aquila L. S. im Art. 3, **Roche,** oben, S. 591. Nro. 8.

Rochengarn, ein zum Rochenfange beſtimmtes Netz. S. Schauplatz der Künſte und Handwerke, deutſche Ausg. in 4. XII. S. 277. tab. 36. Fig. 2.

Rocher, Rochers, franz. Nahme der Stachelſchnecken, weil ſie ſich gern an die Felſen im Meere anzuhangen pflegen. Sie heißen deßhalb auch **Felſenſchnecken.** Die verſteinten Stachelſchnecken nennt man **Muriciten.**

Rochet, 1, ein kurzes Chorhemd mit engen Aermeln; 2, ein kurzes Mäntelchen, welches die Pairs des engliſchen Parlaments tragen.

Rochetta, ſ. Rocchetta, und den Art. **Soda.**

Rochſtein, ſ. **Kupferleg,** Krün. Enc. Th. 56. S. 250.

Rochum, ein Nahme des Alauns in der Levante. S. im Art. **Mittelſalze,** Krün. Enc. Th. 92, S. 184.

Rochwand, eine Art Kalkſtein.

Rock, der Nahme eines Kleidungsſtückes, 1. bey den Männern, wo man zuweilen die ganze obere Kleidung mit Inbegriff der Weſte darunter verſteht. In engerer und gewöhnlicher Bedeutung ein langes und faltiges Obergewand, welches den Leib und die Schenkel bedeckt und von dem Mantel nur durch noch größere Weite und Länge übertroffen wird. **Der Kinderrock, Prieſterrock, Chorrock, Regenrock, Schlafrock** ꝛc. So heiſſen auch die langen obern Gewänder der Morgenländer Röcke. In noch engerer Bedeutung iſt der **Rock**, nach der jetzigen aus Frankreich ſtammenden Mode, das obere, an den Seiten ausgeſchnittene kurze Kleidungsſtück mit Aermeln, welches den Leib umſchließt, die Schenkeln aber vorn ganz unbedeckt läßt; im Gegenſatze der Weſte. Doch iſt für Rock in dieſem Sinne, wenn man genau bezeichnend ſprechen will, auch das Wort **Leibrock** üblich, wogegen **Oberrock** oder **Ueberrock** einen etwas weiteren, vorn nicht ausgeſchnittenen, auch längeren Rock bezeichnet, den man allein, oder über dem **Leibrock** trägt. 2. Bey den Frauen und Mädchen, ein faltiges Kleidungsſtück, welches ſich von den Hüften bis an die Ferſen erſtreckt und den Unterleib, die Schenkel und Beine ganz bedeckt; ein **Frauenrock, Weiberrock, Oberrock, Unterrock, Reifrock, Fiſchbeinrock** ꝛc. Genauer genommen, tragen anſtändig gekleidete Frauen immer jetzt bloß noch **Unterröcke**, die denn nach der Jahrszeit und den Bedürfniſſen des Körpers von dichteren oder dünneren Zeugarten, verfertigt werden; die übrigen Kleidungsſtücke dieſes Nahmens ſind aus der Mode gekommen und zum

Theil nur noch bey den unteren Ständen im Gebrauch.

So verſchiedenartig die Röcke ſchon nach der hier gegebenen Ueberſicht auch ſind, ſo habe ich doch wenig darüber zu ſagen, weil ihre nähere Beſchreibung in den beſonderen Artikeln vorkommt, Krünitz die mehrſten derſelben auch ſchon hie und da beſchrieben hat. Ich werde deshalb bloß am Ende dieſes Artikels eine Nachweiſung hinzuzufügen haben, wo man das übrige findet.

Was übrigens die Form der beſonderen Röcke betrifft, ſo iſt ſie bey den gebildeten europäiſchen Nationen bekanntlich äußerſt unbeſtändig und eine Mode pflegt die andere zu jagen. Jede Bezeichnung des jetzt üblichen Schnittes würde daher in kurzem nur einen hiſtoriſchen Werth behalten. Es iſt daher am beſten, ganz davon zu ſchweigen. Was in Hinſicht der Verfertigung darüber zu bemerken ſeyn möchte, kann im Ar ikel **Schneider** im Allgemeinen geſagt werden.

Figürlich verſteht man unter **Rock** auch die Bekleidung eines Deiches mit grünem Raſen, daher **rocken** oder **berocken**. Es geſchieht mit **Rockelſoden** oder Raſen, welche zwar thonig und bindend aber weich ſind, daher nicht ſo genau und gleichförmig geſtochen werden können, wie es zum **ſchweepen** oder **beſöden** geſchieht.

Rock, (altdeutſcher) ein, durch den Profeſſor Jahn im letzten Befreyungskriege eingeführter, nicht ſehr langer, aber bequemer Oberrock von ſchwarzer Farbe, mit Schnüren, der eben ſo wohl für das bürgerliche, als das Leben im Felde paßt, und nach einer, in älterer Zeit in Deutſchland üblichen Form gebildet iſt. Die

Vor=

Vorzüge dieſes Rockes zu dem angegebenen Zwecke ſind einleuchtend, und es iſt ein eigenthümlicher, unſer Volk indeß wenig ehrender Zug, daß man dieſe edle und ächt deutſche Tracht ſo häufig nur beſpötteln zu müſſen geglaubt hat, während man die lächerlichſten, möglichſt unbequemen Moden der Ausländer mit Begierde, ja man möchte ſagen mit Ehrfurcht aufnahm.

Rock (ägyptiſcher) ſ. im Art. **Kleid**, Krün. Enc. Th. 40, S. 27.

— (Chriſti) ſ. daſ. S. 43.

— (der alten Deutſchen) ſ. daſ. S. 73.

— (Fiſchbein=) ſ. **Reifrock**.

— (der alten Gallier) ſ. im Art. **Kleid**, Th. 40, S. 74.

— (Leib=) ſ. daſ. S. 29. und Th. 71, S. 426 fl.

— (Ober=) ſ. den Art. **Kleid**. Th. 40, S. 27. 29. 73. 74.

— (Pelz=) ſ. daſ. S. 86.

— (Reif=) ſ. daſ. S. 133. und Th. 122, S. 73.

— (Schlaf=) ſ. Th. 40, S. 27. 29. 85.

— (Soldaten=) ſ. im Art. **Kriegswaffen u. Kleidung**, Krün. Enc. Th. 52, S. 624.

— (Strick=) ſ. **Reifrock**.

— (Ueber=) ſ. Th. 40, S. 210.

— (Unter=) ſ. daſ. S. 73. 74. *) Für Frauenzimmer, die ſich durch das Aufbauſchen der gewöhnlichen Unterröcke beläſtigt fühlten, und um an ihrem ſchlanken Wuchs nichts zu entſtellen, lieber halb nackt gingen nnd froren, wird es eine angenehme Nachricht ſeyn, daß man jetzt ſo=

*) In dieſem genannten Artikel findet man die Röcke von noch vielen andern Völkern beſchrieben, die ich hier der Kürze wegen, nicht alle aufzählen mochte. Verſchiedene andere Arten von Röcken kommen unter ihren eigenen Nahmen in beſonderen Artikeln vor.

ſogenannte unſichtbare Unterröcke aus ſpaniſcher Lämmerwolle in England verfertigt, die, was man im Winter doch nicht entbehren kann, wärmen, und doch, ihrer Weichheit wegen, ſehr genau anſchließen, ohne zu beläſtigen. Schon Gordon machte ſchöne Patent-Unterröcke, iſt jetzt aber durch eine Frau Robertshaw übertroffen worden, die dieſe Waare unter dem Nahmen: Spanish lambswool invisible petticoats verkauft. Auch in Deutſchland möchte dieſe Speculation nützlich ſeyn.

Rock-Pigeon, engl. Nahme der wilden Taube, Columba domestica rupicola Linn.

Rock-Swallow, engl. Nahme der Felſenſchwalbe, Hirundo rupestris Linn.

Rock-Trush, engl. Nahme der Steindroſſel, Turdus saxatilis Linn.

Röckel, heißt im Oeſterreichiſchen ein Corſet der Dienſtmägde ꝛc. S. im Art. Kleid, Krün. Enc. Th. 40, S. 251.

Rockelade, ein kaffeeartiges Getränk, das aus den geröſteten Körnern der Himmelsgerſte, Hordeum coeleste Linn., die auch ägyptiſcher Rocken heißt, bereitet wird. Wenn es nur darum zu thun iſt, ein braunes Getränk zu haben, um ſich dabey des Kaffees zu erinnern, dem mag dieſes Surrogat genügen. Die eigenthümliche Aufheiterung, welche der Kaffee gewährt, ſucht man indeß vergebens darin. — Von mehreren ähnlichen Getränken hat Krünitz im Art. Kaffee, Th. 32, S. 262 geſprochen.

Das Wort Rockelade, wobey man an Chocolade gedacht hat, klingt dem deutſchen Ohre zu fremd, als daß es gebilligt werden könnte.

Rockelſoden, ſind Raſen, um Deiche zu **berocken**, d. i. damit zu belegen, ihnen gleichſam einen neuen Rock zu geben. S. im Art. **Rock**.

1. **Rocken, der**, 1. das bekannte hölzerne Geräth, Flachs oder Hanf, der um den obern, beweglichen Theil deſſelben gewickelt wird, daran zu ſpinnen; der **Spinnrocken**, ehemahls eine **Kunkel**, im Niederdeutſchen ein **Wocken**. Dieß iſt eins der älteſten Werkzeuge dieſer Art, an deſſen Stelle in den meiſten Provinzen die bequemeren **Spinnräder** aufgekommen ſind. Eine Abbildung und nähere Beſchreibung des Rockens hat mein Bruder in Krün. Enc. Art. **Leinengarn** Th. 76, S. 273 fl. und Fig. 4479 daſelbſt gegeben. Daſſelbe iſt mit verſchiedenen Arten der Spinnräder geſchehen. Man ſehe daſelbſt S. 262 fl.

2. Bey den Wollwebern führt, als Uebertragung des Nahmens auf die, für den Rocken in die Stelle getretene Maſchine, das kleine Rad oder Spinnrad dem Nahmen des Rockens.

3. **Rocken** heißt auch der zum Spinnen beſtimmte Flachs oder Hanf, in einigen Fällen auch die Wolle, welche ausgedehnt und um den **Rockenſtock** gewunden werden, wenn man ſich ſtatt der Spinnrocken auch der Spinnräder bedient. **Einen Rocken anlegen**, den zum Spinnen beſtimmten Flachs, Hanf ꝛc. ausbreiten und ihn um den Rockenſtock wickeln. **Den Rocken abſpinnen**. In Baiern heißt dieſer Rocken die **Kupfe**, in Weſtphalen **Dieße**, in andern niederſächſiſchen Gegenden aber gleichfalls der **Wocken**.

2. **Rocken, der**, in der Schiffahrt ein altes Wort für Segeltuchskragen der Maſten und Pumpen.

3. **Rocken**, **der**, die bey uns am häufigſten zum Brodbacken gebauete Getreideart, Secale cereale Linn. Die Benennung **Rocken** oder **Rockenkorn**, iſt in der ſüdlichen Hälfte Deutſchlands am gangbarſten; in der nördlichen nennt man dieſes Getreide auch **Korn**, (womit man in mehreren Ländern die Hauptgetreideart bezeichnet. S. Krün. Enc. Th. 44, S. 603 fl.) In einigen Oberdeutſchen Gegenden heißt der Rocken nur **Kern** oder **Frucht** ſchlechthin. **Roggen**, wie man ſehr häufig findet, iſt niederdeutſch. Die Hoch= und Oberdeutſchen ſprechen **Rocken**. Will man die Schreibart **Roggen** vertheidigen, ſo muß man auch **Rüggen** für **Rücken**, **Brügge** für **Brücke** ꝛc. ſagen, welches man doch als Plattdeutſch verwirft.

Bey den wichtigen Einfluß, den der Rocken auf unſere ganze Exiſtenz hat, konnte es nicht fehlen, daß ſeiner nicht ſchon in verſchiedenen Artikeln der Krünitziſchen Encyklopädie hätte gedacht werden müßen. Da iſt ſchon beym Branntweinbrennen, Brotbacken, bey Korn= und Mehlmagazinen und vielen andern Gelegenheiten von ihm die Rede geweſen. Hier, wo ich den Krünitz nur zu ergänzen, die Abſicht habe, bleibt mir alſo nur das übrig, was vom Rocken noch nicht abgehandelt iſt und das iſt vorzüglich ſeine naturgeſchichtliche Beleuchtung und die Art, wie er im Anbau behandelt ſeyn will; womit ich noch verſchiedene andere Bemerkungen verbinden werde.

I. Botaniſche Beſtimmung und andere natürliche Eigenthümlichkeiten der Rockenarten.

Außer der Getreideart, die wir **Rocken** nennen, mit allen ihren Abänderungen, als

Sommerrocken, Winterrocken ꝛc. giebt es noch mehrere zu der Gattung des Rockens gehörige Grasarten, die zwar bey uns nicht einheimiſch und auch von unbedeutendem Nutzen ſind, aber wegen der nahen Verwandtſchaft mit dem Rocken doch einige Aufmerkſamkeit verdienen. Sie bilden mit unſerm Rocken eine Pflanzengattung (genus) die man durch folgende Merkmahle charakteriſirt: Der Kelch iſt zweyſpelzig, zweyblüthig, jedes Blümchen an einem beſondern Zahn der Aehrenſpindel. Die Blüthenkrone zweyſpelzig, die äußere Spelze bauchig und gefranzt und endigt ſich in eine Granne; die innere Spelze flach. Der Same iſt länglich, an der nach innen gekehrten Seite mit einer Furche verſehen und oben ſtumpf. — Die Arten ſind folgende:

1. **Gemeiner Rocken, Roggen.** Secale *cereale*, glumarum ciliis scabris. Linn. Willd. Spec. plant. T. I. P. I. p. 471. Secale glumis floralibus glabris, ora denticulata. Hall. in comm. nov. goett. VI. p. 12. Hist. Pl. Helv. II. p. 206. n. 1421. Gaertn. de fruct. et sem. pl. tab. 81. Kerner's Abb ökon. Gew. tab. 158. Mehler Taf. 4. Fig. 1. und 3. Secale (*hibernum*) hibernum vel majus. Bauh. pin. 22. Blackw. t. 424. Secale (*vernum*) vernum vel minus. Bauh. pin. 23. Tourn. Instit. r. h. p. 513. tab. 294.

Das Vaterland dieſes gemeinen Rockens ſoll die Inſel Creta oder Candia ſeyn. Hin und wieder, aber ſelten trifft man ihn in der cumaniſchen Wüſte auf fettem Boden an, z. B. in den Gegenden zwiſchen den Flüſſen Don und Wolga, wo noch nie geackert iſt; aber aus der Seltenheit des Rockens und der Lage der Gegen=

genden vermuthet man, daß er nur zufällig dahin verſtreuet ſey und ſich fortgepflanzt habe. Eben das findet in Anſehung des wilden Rockens ſtatt, der nach der Verſicherung des Profeſſor Souan's in Languedoc angetroffen wird. Denn urſprünglich kann der Rocken in dem mittlern Europa nicht zu Hauſe ſeyn, weil er ſich ſonſt allenthalben wild zeigen und wenn einmahl Körner verſtreut werden, er ſich von ſelbſt leicht fortpflanzen müßte, welches bekanntlich höchſtens nur ein paar Jahre geſchieht, wo er alsdann verſchwindet.

Der Rockenhalm wird unter unſern Getreidearten am höchſten, indem er oft eine Länge von 6, ja in üppigem Boden wohl von 8 und mehr Schuh erreicht, iſt aber gleichwohl nicht dicker, wie bey andern Getreidearten. Seine Blätter ſind glatt, gegen 4 Linien breit und nur wenn man ſie von der Spitze nach ihrer Baſis oder dem Halme zu ſtreicht, rauh anzufühlen. Die Blumen ſtehen in der 4, 5 und mehr Zoll langen Aehre gedrängt beyſammen, beynahe in zwey Reihen. Die Spelzen am Rande mit rauhen Borſten beſetzt. Das bräunlichgraue Samenkorn iſt länglich, unten ſpitz zulaufend, oben abgeſtumpft, nach innen der Länge nach mit einer Furche.

Obgleich die zweybälgigen oder ſpelzigen Kelche gewöhnlich nur zwey Blümchen enthalten, ſo trifft man zuweilen doch welche mit dreyen an, wo ſich denn noch ein Anſatz zu einem vierten findet. Die Zahl aller Körner einer Aehre iſt nach ihrer Größe verſchieden, ſteigt indeß bey langen Aehren auf 60 — 80 und darüber. Der Baron von Gleichen hat die Befruchtungswerkzeuge des Rockens zer-

gliedert, mikroſkopiſch unterſucht und davon eine vortreffliche Abbildung gegeben. Man bewundert mit Recht die Geſtalt der Staubfäden und Narben, ſo wie die Geſtalt der Kügelchen des Blumenſtaubes, die wie glatte Eyerchen ſich dem bewaffneten Auge darſtellen. Dieſe zarten Kügelchen ſind es, die man zur Zeit der Rockenblüthe, beym Winde wie einen gelblichen Nebel über das Rockenfeld hinſchweben ſieht, und wovon die Befruchtung der weiblichen Blüthentheile abhängt. Auch der berühmte Ledermüller hat ſich um die genauere Unterſuchung des Rockens verdient gemacht; in ſeiner phyſikaliſch-mikroſcopiſchen Zergliederung des Korns oder Rockens (Nürnberg 1764 fol.) worin er ſich weitläufig mit den eigenthümlichen Beſonderheiten der Aehre beſchäftigt. Da der Rocken ſo bekannt iſt und jeder Liebhaber der Natur ihn nach Gefallen unterſuchen kann: ſo will ich mich hier indeß dabey nicht aufhalten.

Ueber **das Aufgehen der Rockenpflanze, ihre Blüthe, Reife** ꝛc. iſt folgendes zu merken. *)

Der Rocken geht in 8, 10 bis 12 Tagen auf, je nachdem die Witterung gelinde iſt oder nicht. Iſt der Herbſt rauh und kalt, ſo kommt er, bey ſpäter Saat in dieſem Jahre gar nicht hervor, ſondern zeigt ſich erſt im folgenden Frühjahre. Er geht ganz ſpitzig auf, und je rother die Saat zuerſt ausſieht, deſto beſſer iſt es. Er bringt dann bald mehrere hellgrünere, breitere und ſtumpfere Blätter, als der Weitzen, beſtockt oder beſtaudet ſich ſchon im Herbſte ſehr anſehnlich, wenn der Boden und die Witterung gut ſind, und er ſelbſt früh geſäet iſt, und unter-

*) S. Dr. Fr. Ben. Weber's praktiſches Handbuch der Feldwirthſchaft. II. S. 27 ff.

terſcheidet ſich durch alles dieſes, ſo wie auch darin, daß er ſich immer aufrecht hält, ſehr deutlich von dem Weitzen.

Ueber die, unter gewiſſen Bedingungen ganz unſchädliche, ja ſogar höchſt nöthige Abhütung der Rockenſaat mit Schafen im Herbſte und Winter wird weiterhin die Rede ſeyn, ſo wie auch von den Krankheiten und Zufällen, denen er öfters ausgeſetzt iſt.

Iſt die erſte Frühlingswitterung gelinde, ſo pflegt ſich der Rocken ſchon im Februar zu heben, d. h. ſich zu beſtauden, wenn es nicht ſchon im Herbſte geſchehen iſt, oder beginnt überhaupt ſich im Wachsthum zu regen. Vor Ende Aprils ſchoſſet er dann meiſtentheils, und zu Anfange oder Mitte Mays geht er dann völlig in Aehren; bey kaltem Wetter geſchieht das erſtere oft erſt im May und letzteres gegen Ende dieſes Monates. Beym Schoſſen ſieht er ſelten ſo ſchwarz und dunkel aus als der Weitzen.

Wenn nun zwar auch eine etwas kalte April- und Maywitterung das Schoſſen und in die Aehren treten des Rockens hindert, ſo iſt doch eine nur kühle Witterung in dieſen Monaten darum ſehr nützlich, weil der Rocken ſich dann weit beſſer beſtockt, als bey warmer, ſehr treibender Witterung. Denn dann geht faſt die ganze ſchnelle Treibkraft der Pflanze nur in den Hauptſtängel; hingegen wenn der Trieb der Vegetation nicht ſehr groß und ſchnell iſt, ſo vertheilt ſich die Nahrung mehr, und indeß der Hauptſtängel wächſt, hat ſie auch Zeit und Gelegenheit genug, die Neigung der Pflanze, Nebenſtängel zu treiben, zu begünſtigen. Allein gegen Mitte und Ende Mays und im Junius muß nun die Witterung wieder wärmer feyn,

damit die ſogenannte Maypflanze nachkomme, d. h. die durch den Winter im Wachsthum zurückgeſetzte Pflanze, die bey kaltem May- und Junywetter ganz ausbleibt.

Sobald die Aehre völlig ausgebildet iſt, fängt ſie an zu blühen, und blüht beynahe 14 Tage fort. Soll dieſe wichtige Epoche der Vegetation zu einer glücklichen Aernte ausfallen, ſo muß das Blühen des Rockens recht gut und ungehindert von ſtatten gehen. Es muß daher jetzt ſtilles, helles, warmes Wetter ſeyn; da treten denn die nicht ganz kleinen Blüthen ſchön und alle heraus, die Befruchtung geſchieht vollkommen und gut, und man ſieht alsdann den männlichen Samenſtaub wie einen leichten Dampf über die Kornfelder hinziehen, und es riecht recht fruchtbar nach ihm an ſchönen, heitern, warmen Tagen. Dieſe ganze Befruchtung des Rockens durch die Blüthe geſchieht nähmlich ſo: daß beym Anfange der Blüthe drey und drey Staubfäden mit den daran hangenden Staubbeuteln (oder den die Samenkügelchen enthaltenden Werkzeugen) welches die männlichen Theile der Pflanze ſind, heraus treten, und zu gleicher Zeit aus einer jeden Hülſe auch zwey krumme rauhe, federartige Fäſerchen, die weiblichen Theile hervorkommen, die dann, wenn ſie durch jene befruchtet worden ſind, das heißt, wenn ſie den Samenſtaub eingenommen haben, zuſammen ſchrumpfen und abfallen, nachdem ſie die befruchtende Feuchtigkeit dem ſich nun entwickelnden Korn zugeführt haben. Dieſes alles gelingt nur bey ſtillem, ſchönen Wetter gut. Wenn aber das Wetter zur Zeit der Kornblüthe ſtürmiſch, kalt und naß iſt: ſo treten die weiblichen Theile nicht gehörig hervor, wenn die männli-

chen

chen heraustreten, oder umgekehrt, oder ſie werden beyde in ihrer Entwickelung ganz unterdrückt; oder die Blüthen werden vom Regen und Winde abgeſchlagen, ehe die Befruchtung geſchieht. Unter ſolchen Umſtänden geſchieht die Befruchtung an vielen Aehren gar nicht; der Samenſtaub geht verloren und die Aehre bleibt aus. Will man ſehen, ob das Korn gut abgeblühet habe, ſo muß man einige Aehren gleich nach der Blüthenzeit gegen die Sonne halten. Findet man an allen Aehren, die man unterſucht, daß jede von ihnen ganz und an allen den Stellen, wo Körner ſitzen ſollen, durchſichtig iſt, ſo hat der Rocken, oder wenigſtens haben dieſe Aehren gut abgeblühet. Wenn dieſes bey allen Aehren geſchehen iſt, ſo kann man auf einen guten Körnerertrag Rechnung machen. Findet man die Aehren ganz, oder an vielen Stellen undurchſichtig, ſo iſt die männliche Blüthe hier noch darin geblieben und hat alſo die Befruchtung der weiblichen Theile der Aehre, die dann freylich in den mehrſten Fällen auch nicht vollſtändig entwickelt ſeyn werden, nicht bewirken können. Wenn ſich dieſes häufig ereignet, ſo hat der Rocken ſchlecht abgeblühet und es giebt taube Aehren.

Hat das Korn 14 Tage geblühet, ſo ſetzt es die Körner, und dieſe den Milchſaft an, das heißt es **körnert** und **milcht** 14 Tage. Hier ſchadet naſſes Wetter nichts, wenn ſich der Rocken nur nicht lagert, welches hier beſonders, ſpäterhin, nach dem Körnern, aber weniger ſchädlich iſt, indem da die Pflanze meiſt einen Stiefel oder Knie bekommt, das heißt einen Knoten, wo ſich der Halm beugt, anſetzt, und von da aus wieder in die Höhe wächſt. Nach vier=

vierzehntägigem Körnern reift der Rocken 14 Tage, Aehre und Halm werden weiß, die Körner braungelb, und die Milch verwandelt ſich nun in Mehl. In dieſen letzten 14 Tagen dörret alſo das Samenkorn, wird hart, bekommt weißes Mehl und fällt dann leicht aus den Hülſen oder Spelzen auf die Erde. Jedoch wird dieſes alles durch die Witterung bald mehr aufgehalten oder beſchleunigt.

In dieſen letzteren beyden Perioden des Wachsthums iſt eine mit nur mäßigem Regen abwechſelnde Wärme ſehr nützlich. Iſt das Wetter ſehr feucht, ſo lagert gutſtehendes Getreide ſich auf gutem Boden unvermeidlich. Und wenn das auch nicht ganz geſchieht, ſo werden die Körner dann doch viel dickſpaltiger, geben viele Kleye aber wenig Mehl. Auch das Stroh wird nicht ſo gut, als wenn Stroh und Körner nicht mit einem ſo großen Zufluſſe von Säften zu kämpfen haben, und der Luft und Sonne mehr ausgeſetzt ſind. Iſt das Wetter zu heiß und trocken, ſo geſchieht das Reifen nicht ganz gut, das Dörren vorzüglich geſchieht gar zu ſchnell, die Körner ſchrumpfen durch die ſchnelle Abtrocknung zu ſehr ein, und verlieren an Mehlgehalt.

So iſt denn in warmen Boden und Jahren der Rocken in der Regel in der Mitte des Julius, in etwas nördlicheren oder kälteren erſt gegen das Ende des Julius, oder im Anfange, ja bis zur Mitte und das Ende des Auguſtes hin reif. Hier bey Roſtock, an der Küſte der Oſtſee, pflegt der Rocken ſelten vor dem erſten Auguſt, öfters noch viel ſpäter reif zu werden, während man in den, an der Mark Brandenburg gelegenen ſandigeren Gegenden dann mit der Rockenärnte ſchon eine Weile fertig iſt.

Von

Von den Spielarten dieſes gemeinen Rockens wird gleich ein eigner Abſchnitt folgen. Jetzt muß ich noch einiger anderer Rockenarten erwähnen.

2. **Der haarige Rocken,** Secale *villoſum*, glumarum ciliis villosis, squamis calycinis cuneiformis. Linn. Willd. a. a. O. Gramen spicatum secalinum, glumis villosis in aristas longissimas desinentibus. Tournef. Inst. p. 518. (3) Gramen creticum spicatum secalinum, glumis ciliaribus. Tournef Cor. 39. Buxbaum Cent. 5. p. 21. t. 41.

An dieſer Rockenart, die in dem ſüdlichen Europa, ſo wie in der Levante zu Hauſe iſt, ſind die Kelchbälglein mit haarigen Franzen am Rande bebrämt, ſie erreicht auch eine anſehnlichere Höhe, als der gemeine Rocken, und hat auch ſehr große Aehren und längere Grannen; hat ſonſt indeß keine Vorzüge, die ſie zum Anbau empfehlen könnten.

3. **Der orientaliſche oder levantiſche Rocken**, Secale *orientale*, glumis hirsutis, squamis calycinis subulatis. Linn. Willd. a. a. O. Gramen orientale secalinum, spica brevi et lata Tournef Cor. 39.

Dieſe Art, welche Tournefort auf den Inſeln des Archipelagus ꝛc. entdeckte, hat kurze aber verhältnißmäßig breitere Aehren. Die Bälge ſind mit ſteifen Haaren beſetzt, die des Kelches ſind pfriemförmig.

Der Cretiſche Rocken, Secale *creticum*, glumis extrorsum ciliatis. Linn. Willd. a. a. O. S. 472. Gramen creticum spicatum secalinum altissimum, tuberosa radice. Tourn. Cor. 39. Scheuch. gram. 22.

Dieſe Rockenart iſt auf der Inſel Candia zu Hauſe. Sie wird ſehr groß, hat eine knollige Wurzel, und auswärts gefranzte Bälge. Einen beſondern Gebrauch macht man nicht von ihr.

Secale *prostratum*, welches Pallas in ſeiner Reiſe I. n. 99. beſchreibt, hat Willdenow zu der Gattung Triticum **Weizen**, gezogen.

Spielarten des gemeinen Rockens.

A. Winter- und Sommerrocken.

Die Hauptverſchiedenheit, welche bey den Abänderungen des Rockens auffält, iſt ſeine ungleiche Dauer, ſo daß die eine Spielart im Frühlinge geſäet ſeyn will, und noch in eben den Sommer reif wird, die andern aber im Herbſte, wo ſie dann erſt im folgenden Julius oder Auguſt zur Reiſe gelangt. Jene nennt man **Sommer-**, dieſe **Winterrocken**. Was man von dieſen beyden Abänderungen zu halten habe, geht aus den Erfahrungen eines verdienten, und als ſolchen anerkannten Landwirthes, Otto v. Münchhauſen, der den Hausvater ſchrieb ſehr klar hervor, weshalb ich hier einige Paragraphen aus ſeinem Werke herſetze. (Th. I. S. 321. ff.). Er ſagt:

Ich weiß zwiſchen dem Winter- und Sommerrocken nicht ein einziges Unterſcheidungszeichen anzugeben. Der letztere pflegt im Stroh und Korn etwas kleiner zu ſeyn; daher hat auch Bauhin beyde Arten unterſchieden, und den erſtern Secale hybernum vel majus, dieſen aber Secale vernum vel minus genannt. Ich kann aber auf meinem Acker alle Jahr Sommerrocken haben, der dem Winterrocken an Größe nichts nachgibt, und wo man ihn nach der Größe eher für Winter-, und den nebenſtehenden magern, unvollkommenen Winterrocken für Sommerrocken nehmen ſollte. Beyde

Beyde unterſcheidet bloß eine zufällige Eigenſchaft.

Der Winterrocken will allemahl im Herbſt ausgeſäet ſeyn, ſo daß der Stamm oder die gekeimten Körner einige Monat in Ruhe auf dem Felde zubringen können, ehe ſie vollends in die Höhe treiben. Würde man den Samen davon im Frühjahr nebſt dem andern Sommerkorn ausſäen, ſo wird nichts davon, und er wird in demſelben Sommer gar keine, oder erſt ſehr ſpäte Halme treiben, und nicht zur Zeitigung gelangen.

Der Sommerrocken will hingegen erſt im Frühjahr ausgeſäet ſeyn, ſo daß der Keim von Anfang an in beſtändigem Triebe bleibet. Streuet man den Samen davon im Herbſt früh aus, ſo verwächſt und übertreibt er ſich, und es wird nichts aus der Saat.

Das beydes nur eine Art ſey, urtheile ich daraus:

1) Sind alle und jede Theile von beyden ſich völlig einander ähnlich. Nicht ein einziger davon unterſcheidet ſich auf eine merkliche Art.

2) Wenn man Samen von Winterrocken im folgenden Jahr ſpät, und den davon wachſenden wieder ſpäter, und endlich den Samen im Frühjahr ausſäet, ſo erhält man Sommerrocken, und auf ähnliche Art, macht man verkehrt aus dem Sommer- auch Winterrocken. *)

Der Natur des Rockens ſcheinet aber überhaupt gemäßer zu ſeyn, daß er vor dem Winter ausgeſäet werde. Denn wenn auch an beyde völliger Fleiß gewandt wird, ſo pflegt dennoch der Sommerrocken nicht ſo vollſtändig und mehlreich, als der vor dem Winter ausgeſäete zu ſeyn.

Hieraus folgere ich nachſtehende Regeln:

1, „Der Winterrocken iſt eigentlich als die „Hauptpflanze; der Sommerrocken aber nur als eine Spielart anzuſehen.“

So wie man im Gegentheil manche Pflanzen, die ihrer Natur nach Sommergewächſe ſind, wohl gewöhnen kann, einen Winter über zu ſtehen.

Die

*) Dieſer Behauptung wiederſprechen die mehrſten Landwirthe. Sie ſagen: ſo ſchnell geht die Umwandelung nicht. Es gehört eine längere Reihe von Jahren dazu, die eine Art in die andere umzuformen. Fl.

Die Wurzeln vom Hafer treiben nicht ſelten im Herbſte, nachdem der Hafer abgemähet worden, gleich einem perennirenden Graſe, von neuem aus.

2, „Ohne Noth und ohne daß beſondere Um„ſtände des Erdbodens dazu rathen, ſoll man keinen „Sommerrocken ſäen.“

Da der Sommerrocken nicht ſo gut ſcheffelt, ſo verlieret man allemahl an der Ernte; und da er weniger mehlreich iſt, findet er ſeltener Käufer.

Reichart bezeuget zwar im II Theil ſeiner Einleitung zum Garten- und Ackerbau S. 57, daß der Sommerrocken in der Gegend von Erfurt ſchöner, größer und heller an Körner würde, auch beſſer Mehl und ſchön Brot gebe; alſo kauften ihn die Becker lieber. Es iſt dies aber was beſonders.

3, „In ſandigen Gegenden iſt es bey gewiſſen „Umſtänden vortheilhaft, Sommerrocken zu bauen.“

Ich habe bey mir z. E. Sandland, welches keine Gerſte, und nichts als Rocken und Hafer, oder Buchweitzen trägt, dabey wohl vertragen will, zweymahl nach einander mit Rocken beſtellet zu werden; wollte man aber zum zweytenmahl wieder Winterrocken ſäen, ſo müßte das Land zu geſchwind, nachdem es abgeärndtet worden, von neuem beſtellet werden, und behielte gar keine Zwiſchenzeit zum Ausruhen; läßt man es aber alsdenn bis zu Anfang des Frühjahrs ruhen, und ſäet Sommerrocken, ſo geräth ſolcher gut und iſt ungleich einträglicher, als eine Haferſaat. *)

Man hat ferner im Sande Land, welches faſt nie gebrachet wird, ſondern alle Jahr Korn tragen muß; dieſem gereichet es mit zur Brach, wenn es einmahl um das andere mit Sommerrocken beſtellet wird.

Oft iſt ein Feld, welches eben gebrachet werden ſoll, noch ſtark genug, Sommerocken zu tragen, da es zum Winterrocken ſchon zu mager ſeyn würde.

Der gemeine Mann hat zu Zeiten im Herbſt noch nicht Miſt genug, um ſein geſammtes Rockenfeld

*) Nach den Grundſätzen der Wechſelwirthſchaft, wohin ſich doch nach und nach alle Feldſyſteme wenden müſſen, iſt ein ſolches Verfahren, zwey Rockenſaaten nach einander zu machen, indeß ſehr zu tadeln. Fl.

feld zu bedüngen, er ſammelt alſo erſt im Winter den Miſt zum Winterrocken=Felde.

Oder aber, man kann im Herbſte, wenn die Arbeiten zu geſchwind auf einander kommen, ſein Rockenfeld nicht durchaus mit gehörigem Fleiße beſtellen; ſo beackert man ſolches ſo weit man kann, und läßt das übrige bis im Frühjahr liegen; indem ein gut beſtellter Sommerrocken den Vorzug vor ſchlecht beſtelltem Winterrocken haben wird.

4, „In kaltem, naſſem, lehmigtem Boden, „oder in bergigen Gegenden tauget der Sommerrocken nicht.“

Er will lockeres, trockenes, warmes Land haben, weil er geſchwinde treiben muß, da er mit dem Winterrocken zugleich reif zu ſeyn pfleget.

In der Zeit, wo der Sommerrocken geſäet werden will, kann man einen lehmigen Acker noch nicht bearbeiten, welcher alsdenn noch zu naß iſt. Einen ſandigen Acker aber kann man den ganzen Winter über, ſo bald es nicht frieret, und der Regen nicht zu ſtarck iſt, beſtellen.

Indeſſen, da uns jetzt die Schnecken plagen, und in feuchten Gegenden im Herbſt die Rockenſaat kahl abfreſſen, ſo ſtänden vielleicht mehrere Verſuche zu machen, ob man in dieſem Nothfall nicht beſſer thäte, auch in lehmigen Gegenden im Frühjahr Sommerrocken auszuſäen, als ſeine Felder ganz preis zu geben; denn wenn ſolche einmahl von den Schnecken abgefreſſen worden, ſo iſt alles Nachſäen in demſelben Herbſte vergebens.

5, „Wenn gleich der Sommerrocken nur eine „Varietät oder Spielart iſt; ſo ſoll man ſich doch „hüten, ihn nie zwiſchen Winterrocken zu vermengen.“

Es iſt dies vornehmlich wegen der Saat nothwendig, denn man wird ſehr betrogen, wenn man im Herbſt Winterrocken ausſäet, der mit Sommerrocken vermiſcht iſt, oder im Frühjahr mit Winterrocken vermiſchten Sommerrocken.

Der Sommerrocken iſt gemeiniglich geringer im Werthe, weil er weniger Mehl hat. Oft wird aber des Frühjahrs reiner Sommerrocken zur Saat theurer verkauft, und man kann ihn ſodann höher ausbringen, als den Winterrocken.

Der Ritter Linné hat deswegen einem jeden einen beſondern Trivial-Nahmen gegeben, und nennet den Winterrocken Secale cereale hybernum, den Sommerrocken aber Secale cereala vernum. *)

6, "Man ſäe weder den Winter- noch Sommerrocken zu ſpät."

In der zweyten Abhandlung im I Stück §. 77. habe ich bereits die frühe Saat empfohlen, und kann mich ſeit 1739 her auf eine ununterbrochene Erfahrung gründen; da in allen meinen, in verſchienen Gegenden liegenden, Haushaltungen, der früh geſäete Rocken nie misrathen, und die ſpäteſte Saat ohne Ausnahme ſchlechter geweſen iſt; ſo wie auch bey meinen, ſpäter ſäenden Nachbaren die ſpäte Saat vielleicht ein oder andermahl in dieſer Zeit mittelmäßig, in den mehrſten Jahren hingegen merklich ſchlechter geweſen iſt.

Ich habe ſogar die frühe Rockenſaat in einer ſandigen Gegend eingeführet, wo vorhin vor Martini nie an Rocken ſäen gedacht, ja der mehrſte erſt bis gegen Weynachten geſäet ward, und wo mich anfangs ein jeder mit meiner Eilfertigkeit auslachte, jetzt aber verſchiedene mir darin nachfolgen; während bey andern die, zu tief gegen die frühe Saat eingewurzelten Vorurtheile zu beſtreiten eine vergebene Arbeit bleibt. Gleich nach Neujahr fängt man in dieſer Gegend an, Sommerrocken zu ſäen, und je früher man ſodann dazu gelangen kann, deſto beſſer iſt es.

Selten, oder vielleicht nie wird der nach dem März geſäete Sommerrocken Art haben. Ein Beyſpiel davon habe ich im Jahr 1763 erlebet, da der Froſt ununterbrochen bis in den April anhielt, alſo vorher kein Pflug in die Erde kommen konnte.

Ob ich gleich die frühe Saat überhaupt aus hinlänglichen Gründen empfehle, ſo läßt ſich doch keine gewiſſe, auf alle Gegenden paſſende, Zeit dazu beſtimmen.

In meiner Nachbarſchaft, in der Grafſchaft Lippe, iſt eine kalte bergige Gegend, wo gegen die Mitte des Septembers der Rocken ſchon ausgeſäet wird, und vor Michaelis alle Rockenfelder über und über

*) Später nannte er den letztern Secale cereale aestivum. Fl.

über grün ſind, auch alsdenn oft ſchon mit Schnee bedecket werden.

Wollte ich auf meinem, eine Meile davon, aber in einer weit gelindern Gegend liegenden Guthe ſo früh ſäen, ſo würde es nicht gerathen. Hier iſt um Michaelis bis in die Mitte des Octobers die beſte Zeit. Und auch dieſes iſt in der oben erwähnten ſandigen Gegend noch zu früh, wo man eine, in der Mitte des Octobers bis gegen deſſen Ende geſchehende Saat noch früh nennet; indem andere erſt in der Mitte des Novembers bis Weihnachten ſäen.

Von jeder dieſer Spielarten, alſo ſo wohl vom **Winter-** als **Sommerrocken**, giebt es nun wieder einige Abänderungen, die ſich durch beſondere Eigenſchaften unterſcheiden.

B. Die Abänderungen des Winterrockens.

Wenn hier von den Abänderungen des Winterrockens die Rede iſt, ſo muß man erſt eine Hauptform feſtſetzen, mit der man die andern vergleichen will, und dafür nimmt man den **gemeinen deutſchen Winterrocken**, *Secale cereale hibernum*, nicht, als wenn dieſer in ſeinen Eigenheiten mit der wilden Pflanze am mehrſten übereinſtimmte, wovon wenig bekannt iſt, ſondern weil er in unſern Gegenden am häufigſten gebauet wird. Von ihm gilt alles das ganz vorzüglich, was in der Folge vom Rocken im Allgemeinen geſagt werden wird, und es iſt dies die allergewöhnlichſte Abänderung des Rockens, die aber nach der Güte des Bodens bald größer bald kleiner in Halmen, Aehren und Körnern iſt, und dann auch bald dickſchaligere mehlärmere und leichtere Körner hat, bald dünnſchaligere, mehlreichere und ſchwerere. Wenn dieſer Rocken gut iſt, hält er am Gewicht: das nürnberger oder anſpacher Simra

zu 16,775 par. Kubikzoll, 456 ℔. *); der berliner Scheffel zu 2741 par. Kubikzoll, 74½ ℔.; das hannöverſche Malter zu 9390 Kubikzoll 255½ ℔.; und das münchner Scherf zu 11234 Kubikzoll 305 ℔. Die beſten Abbildungen dieſes Rockens möchten wohl diejenigen ſeyn, die Kerner Taf. 158 und Mehler Taf. 4, Fig. 1 und 3 geliefert haben, welche oben auch ſchon angeführt wurden.

Außer dieſer gemeinen Rockenſorte hat man nun in neueren Zeiten verſuchsweiſe noch einige andere Spielarten angebauet, die ſich durch verſchiedene gute Eigenſchaften nahmentlich durch eine reiche Beſtaudung, durch ein großes mehlreiches Korn ꝛc. vortheilhaft auszeichnen. Es iſt bey allen ſolchen Verſuchen nur nie aus der Acht zu laſſen, daß man nicht mit Sicherheit auf die, oft ſo übertriebenen, oder doch übertrieben ſcheinenden Lobpreiſungen bauen, und ſich einen ähnlichen guten Erfolg verſprechen darf, wenn man dem aus fernen Gegenden kommenden Saatkorne nicht einen ſo guten Boden und die klimatiſchen Bedingungen gewähren kann, woran daſſelbe gewöhnt iſt. Geſchieht dieſes nicht, ſo pflegt die gerühmte Frucht, wenn ſie in ihrem Vaterlande auch wirklich ſehr ergiebig iſt, die Erwartung gleich oder doch nach einigen Generationen zu täuſchen. Auch kommt es ſehr darauf an, wie man den erhaltenen Ertrag einer Getreideart in Anſchlag bringt. Um ſich nicht zu verrechnen, muß man immer darauf Rückſicht nehmen, was man unter gleichen Umſtänden von gleich großen Räu-

*) Nürnberger Pfund, deren 100 = 108 $\frac{1}{12}$ Berliner oder 109 $\frac{5}{18}$ Leipziger Pfund geben.

men ärnten kann. Will man ſich die Mühe nehmen, die Körner zu pflanzen oder ſie gartenmäßig zu behandeln, ſo hält es auch bey unſern gemeinen Getreidearten nicht ſchwer, eine hundert- und mehrfältige Vermehrung zu erzwingen, ja ich habe Rockenſtauden geſehen, wo ſich aus einem Korn an 50 Halme entwickelt hatten, alle mit großen, vollſtändigen Aehren. Dieſes war aber auf Düngerhaufen neben Miſtbeeten. Doch habe ich ſelbſt bey Berlin auf ziemlich leichtem Boden öfters 20 Halme ja ſelbſt 30 an einer Staude gezählt, die einem einzigen Samenkorn ihren Urſprung zu danken hatten. In Herbsleben, einem gothaiſchen Dorfe hat man im Sommer 1817 ſogar Stauden mit 60 — 150 Halmen und 7 Zoll langen Aehren geſehen. Man muß daher, wenn man bey einer neuen Getreideart z. B. die Hälfte der Ausſaat erſparet hat, den Werth derſelben nun nicht doppelt ſo hoch anſchlagen, als der gewöhnlichen, und ſagen, die neue hat 20-fältig, die alte nur 10-fältig zugetragen; ſondern man muß ſehen, wie der Ertrag von dem Raume im Ganzen ſich zu dem verhält, den die gewöhnliche Fruchtart geliefert haben würde mit Einrechnung der an der Ausſaat gemachten Erſparung, und wie es ſich mit den Beſtellungskoſten und mit der Anwendlichkeit der neuen Frucht in dem möglichſt rationellen Feldſyſteme verhält. Dann läßt ſich leicht ein richtiger Ueberſchlag machen, auf welcher Seite der Vortheil iſt; vorausgeſetzt, daß der Anbau der neuen Frucht völlig ſicher iſt, und kein Umſchlagen und keine Mißärnten befürchten läßt.

Dieß vorausgeſetzt will ich nun einige ſehr gerühmte Rockenſpielarten näher bezeichnen. Auſser

ßer dem gemeinen deutſchen Winterrocken, deſſen ich oben gedacht, und der Nr. 1. ſeyn mag, erwähne ich hier.

2. Des **Archangelſchen Staudenrockens.** Nach dem Zeugniſſe des Herrn Kammerrathes Joh. Bernh. Fiſcher *) iſt es eine edle Getreideart, die dem äußern Anſehn nach dem gewöhnlichen Rocken ganz gleich iſt. Sie unterſcheidet ſich aber dennoch dadurch, daß die äußere Haut des Korns eine weißere Farbe hat, und daß aus einem Korn und der ſich daraus entwickelnden Pflanze ſtets 10 bis 20 Halme hervorkommen, die mit 5 Zoll langen Aehren prangen, deren jede 60 — 70 Körner enthält. Dieſe Körner ſind auch etwas größer, als bey dem gewöhnlichen deutſchen Rocken, denn von dieſem gehen 810, von dem Archangelſchen aber nur 712 auf 1 Loth. Herr Fiſcher bezeugt, von dieſem Rocken auf freyem Felde noch immer eine 25mahlige Vervielfältigung erhalten zu haben, welches indeß bey der ſehr dünnen Ausſaat deſſelben im Ganzen kein ſo bedeutendes Uebergewicht gibt, als es dieſer Angabe nach ſcheinen möchte. Die Halme erreichen die Höhe von 6 Schuh, und geben vieles und gutes Stroh. Die Körner ſind dünnſchalig, und ſehr mehlreich.

Von dieſem Rocken wiegt

Das Nürnberger Simra	=	496	Nürnberger Pfund.
Der Berliner Scheffel	=	81	
Das Hannöveriſche Malter	=	277¾	
Das Münchner Scheef	=	332	

ſo

*) Ueber den Anbau ausländiſcher Getreidearten ꝛc. I. Heft. Nürnb. 1804. 4. S. 10 Vergl. C. G. Regner's Neues landwirthſchaftliches Handbuch zum Anbau und zur Acclimatiſirung ausländiſcher Getreide-, Handels-, Oehl- und Futtergewächſe ꝛc. Freyberg 1808. 8. S. 152.

ſo daß er den gemeinen deutſchen Rocken etwa um $\frac{1}{12}$tel am Gewichte übertrifft.

Die Ausſaat dieſes Getreides, ſo wie der beyden zunächſt folgenden geſchieht im Herbſte um Michaelis; wird aber beträchtlich dünner verrichtet, als bey dem gewöhnlichen Rocken, ſo daß ſchon 3 Metzen oder 93 Pfund zur Beſamung eines Morgens von 360 Quadratruthen, die laufende Ruthe zu 12 Schuh gerechnet, hinreichend ſind. Man braucht demnach von dieſer Rockenſorte, wenn man alles gegen die im nördlichen Deutſchlande üblichen Maße berechnet noch nicht die Hälfte der Ausſaat, die hier bey dem gemeinen Rocken üblich iſt, und der Ertrag wird ſich demnach im Ganzen von einem Morgen ſo verhalten, als wenn man von dem gewöhnlichen Rocken das 10te oder 11te Korn eingeärntet hätte, welches auf guten Feldern nicht ſelten iſt.

In Mecklenburg hat man dieſen Archangelſchen Rocken auch ſchon verſucht. Seine Ergiebigkeit war Anfangs im Vergleich mit dem gemeinen Landrocken anſehnlich, er artete aber nach dem vierten Jahre aus, daß es nicht der Mühe verlohnte ihn weiter zu ſäen.

F. Chr. Lor. Karſten's erſte Gründe der Landwirthſchaft. Berlin und Leipzig. S. 54.
Germershauſen's Hausvater. II. 633.
Riem's monatliche Encyklopädie II. S. 74.
Vom Ertrage des Archangelſchen Staudenkorns in Schleſien. Von Frobel. In den ökon. Nachrichten der patriot. Geſellſchaft in Schleſien, B. I S. 56—58. II. S. 167 — 71. Von Mütſchefahl, eben daſ. S. 179—81. wird hier aber nicht empfohlen.

3. **Norwegiſches Staudenkorn** oder **Staudenrocken**, Secale cereale multicaule. Ebenfalls eine Winterfrucht. Kommt, nach Herrn Fiſcher, dem vorigen in Güte und Anſehn gleich; nur ſind die Körner mehr braun-

farbig und etwas weniges kleiner, daher erſt 818 Körner ein Loth ausmachen. Die Aehren hingegen ſind noch länger, als bey dem Archangelſchen Rocken, und einige und zwanzig derſelben aus einem Korn ſind gar nicht ſelten. Des Herrn Fiſcher's Aernten lieferten daher einen 32 fältigen Ertrag. Dieſer Rocken widerſteht der Kälte und Näſſe, und kommt leicht in jedem Boden fort. Die Körner ſind dünnhülſig und geben gutes und reichliches Mehl. Im Gewichte iſt er dem vorigen gleich, eben ſo auch in der Ausſaat.

Auch Herr Prof. Karſten rühmt a. a. O. ein gleiches von dieſem Rocken, auch daß er ergiebiger als gewöhnlicher Winterrocken ſey. Das Stroh iſt lang, feſt, zu Dächern vortrefflich, aber nicht zu Häckerling.

Borowsky (die beſten Ein-und Ausländiſchen Getraidearten ꝛc. nach ihren Eigenſchaften, Nutzen und Gebrauch Berlin 1789.) beſchreibt dieſen Rocken Nr. 14. Die in den ökon. Nachrichten I. 120. II. 1. III. 699. Schleſiſchen ökon. Nachrichten, III. 9. 35. 279. Hannöv. Mag. 1789. S. 1570. mitgetheilten Verſuche beziehen ſich nach Herrn Karſten's Verſuche auf dieſe Art.

4. **Wallachiſcher Staudenrocken**, Secale cereale Wallachicum, iſt gleichfalls eine Winterfrucht. Borowsky hat dieſen Rocken für den beſten und edelſten erklärt, und Fiſcher ertheilt ihm aus voller Ueberzeugung eben dieſes Lob. Er beſtaudete ſich nicht nur außerordentlich ſtark, ſo daß ein Korn öfters bis zu 30 Halmen zu 60—70 Körnern die Aehre gerechnet hervor brachte, ſondern lieferte auch ſchönes Stroh, und eine 42 mahlige Vervielfältigung, daß man ihn oft mit der Himmelsgerſte verwechſelt, iſt bekannt, und man muß daher den Herren Oekonomen, denen die bota-

niſchen Kennzeichen der Getreidearten nicht geläufig ſind, Vorſicht empfehlen, ſich nicht täuſchen zu laſſen.

Die Körner des Wallachiſchen Rockens ſind braunfarbig, dünnſchalig, und voll ſchönen weißen Mehls. 730 machen ein Loth aus.

1 Nürnberger Simra wiegt	=	512 ℔	Nürnberger Gewichts.
1 Berliner Scheffel	= =	$83\frac{3}{4}$ —	
1 Hannov. Malter	= =	$286\frac{3}{4}$ —	
1 Münchner Scheef	= =	343 —	

ſo daß dieſer Rocken über $\frac{1}{10}$tel ſchwerer iſt, als der gewöhnliche. Mit der Ausſaat verhält es ſich wie bey den vorhergehenden beyden Arten.

Nach Herrn Prof. Karſten ſäet man ihn zeitig aus und nimmt etwa die Hälfte bis dreyviertel deſſen zur Saat, was man auf gutem Boden von dem gemeinen Rocken gebrauchen würde. Er beſtaudet ſich im Herbſte ſehr, treibt lange Halme, und trägt an Körnern und Garben weit reichlicher, als unſer Landrocken. Die Frucht ſelbſt iſt die größeſte, dünnſchalig und reich an ſchönem weißem Mehl. Sein Stroh iſt lang, weich, zart, und zu Häckerling vortrefflich. — Er verlangt aber durchaus guten, etwas feſten und gutgedüngten Boden. Man nimmt am Beſten geſunden einjährigen Samen. Dann, und wenn man ihm nur recht guten Boden gibt, artet er nicht aus. In Deutſchland iſt er noch wenig bekannt, aber ſehr zu empfehlen.

Borowsky No. 10
Germershauſen's Hausvater II. 635.
Der ſächſiſche Landwirth. III. 223.

Die vorſtehend beſchriebenen drey Abänderungen des Winterrockens werden wegen ihrer vorzüglichen Beſtaudungskraft nur als Nebenverſchiedenheiten einer Spielart betrachtet, die man überhaupt den Staudenrocken, oder das Stau-

denkorn nennt. Der hohe Wuchs des Strohes, und ein großes ſchönes, mehlreiches Korn ſind auszeichnende Eigenſchaften, ſo wie der Umſtand, daß alle dieſe Abänderungen bey dünner Ausſaat einen reicheren Ertrag geben als der gemeine. Nur verlangen ſie ſämmtlich einen guten Boden, und ſind dann in der Regel zu empfehlen. Auf leichtem und noch dazu ſchlecht gedüngtem Boden halten ſie ſich nicht, täuſchen die Erwartungen und arten aus, wie ſchon in den neuen Berliner Beyträgen zur Landwirthſchaftswiſſenſchaft (I. S. 100.) darüber geklagt wird, daß ganze Dorfſchaften haben zuſammen treten und ſich aus entfernten Gegenden Staudenrocken zur Saat hohlen müſſen, weil der, den ſie einige Jahre ausgeſäet hatten, ſchon gänzlich dem gemeinen, ihnen nicht ſo zuträglichen ähnlich geworden war.

Der Herr Staatsrath Thaer äußert ſich (in den Grundſätzen der rationellen Landwirthſchaft, IV. S. 73.) über den Staudenrocken auf folgende Art: „Wir haben eine Abart (nähmlich des Winterrockens,) zuerſt aus den ruſſiſchen Provinzen an der Oſtſee erhalten, welche die Eigenſchaft des Winterrockens in vorzüglich hohem Grade beſitzt, und welche man deshalb Staudenrocken nennt. Alle die Arten, welche man mit dem Nahmen archangelſcher Rocken, norwegiſcher Rocken, und Johannis-Rocken belegt, ſind völlig dieſelben, und haben auch in ihrer Natur durchaus nichts ausgezeichnetes. Wenn der Staudenrocken um Johannis geſäet wird, ſo iſt er Johannisrocken, ſo gut wie der, welcher unter dieſem Nahmen geht. Und jener archangelſche und norwegiſche Rocken unterſcheiden ſich eben ſo wenig.“ „Ob der ſogenannte wallachiſche Rocken in

ſeiner Natur verſchieden ſey, wage ich noch nicht zu entſcheiden. Es iſt dabey wahrſcheinlich noch eine Verwechſelung des Nahmens vorgegangen, indem man vor 50 Jahren die Himmelsgerſte für eine Rockenart hielt, und ſie wallachiſchen Rocken nannte, ich ſie auch noch vor ſechs Jahren unter dieſem Nahmen zugeſchickt erhalten habe. Was jetzt unter dieſem Nahmen geht, hat durchaus kein beſtimmtes Unterſcheidungszeichen. Einige Abänderung ſeiner Natur zeigt jedes Getreide nach einer, mehrere Generationen hindurch fortgeſetzten Garten-Cultur, und ſorgfältiger Samenauswahl, auch wenn es dann ins Feld kommt, im Anfange noch. Aber ob ſie conſtant ſey, iſt nicht ſo ſchnell auszumitteln."

„Der Staudenrocken hat überwiegende und unbezweifelte Vorzüge vor dem andern. Er iſt weit härter gegen üble Einflüſſe der Witterung, beſtaudet ſich ſtärker, lagert ſich auf reichem Boden nicht ſo leicht, und giebt auf gutem und gut beſtelltem Boden immer höheren Ertrag. Nur muß er durchaus vor Ende Septembers in der Erde ſeyn. Bey ſpäterer Saat und auf ganz armem Boden verliert er freylich ſeinen Vorzug. Er ſchoſſet, blühet und reift merklich ſpäter, als der gewöhnliche, und nur durch ſehr frühe Saat kann man ihn gleichzeitig machen. Dieſe Abart iſt ſehr conſtant, und ich habe keine Ausartung bemerkt, wenn er auch ſo dicht bey anderm ſtand, daß er von deſſen Saamenſtaube berührt werden muſte."

5. **Der Marſchrocken**, eine ſich durch üppigeren Wuchs auszeichnende Spielart des gemeinen deutſchen Rockens aus den fruchtbaren Niederungen der däniſchen Herzogthümer. Die

an Dännemark gränzenden Länder laſſen öfters Saatkorn davon kommen. Auf fruchtbarem Boden lohnt er gut, und hält ſich mehrere Jahre. Auf leichtem Boden artet er indeß gleich aus. Das Korn iſt anſehnlich groß, aber dickſchalig. Das Stroh iſt zu Häckerling etwas zu ſtark.

6. **Rocken aus Sibirien**, wird von Herrn Fiſcher für die Länder des nördlichen Europas empfohlen, da er Vorzüge vor dem gemeinen haben ſoll.

7. **Rocken aus Montauban** im ſüdlichen Frankreich, und

8. **Rocken aus Tunis** im nördlichen Afrika. Beyde für die ſüddeutſchen Provinzen ſehr vortheilhaft. Das tuneſer Korn, welches 6 — 8 Fuß hohe Halme treibt, und mit ſpannenlangen Aehren prangt, hat Herrn Fiſcher vorzüglich gefallen. Nur iſt zu beſorgen, daß das deutſche Klima doch ſchon zu rauh für daſſelbe ſeyn dürfte. Die Körner ſind übrigens unſern deutſchen ganz gleich; das aus Montauban hat indeß größere Körner und ſeine Pflanzen haben ein helleres Grün.

9. **Der St. Johannisrocken**, auch das **Staudenkorn** genannt, Secale cereale St. Johannis, iſt eine Art Rocken, die zugleich als Futtergewächs gebauet werden kann und gebauet wird. Er wird nach Johannis, höchſtens bis zu Jacobi, oder 25. Julius, aber lieber früher als ſpäter (weil es im letzteren Fall leicht ausartet) auf oft gepflügtes, gelockertes und gedüngtes Brachland geſäet. Er beſtockt ſich nun bald ſehr ſtark, und dann wird er bis zu Michaelis 2 — 3mahl zu grünem Futter abgehauen, wobey nur immer darauf zu ſehen iſt, daß man die Saat immer 3 Zoll hoch ſtehen

läßt,

läßt, auch ſtets zu hauen anfängt, ehe noch dieſelbe einen zweyten Knoten getrieben hat. Man muß auch nie unter dem erſten Knoten weghauen. Hat die Saat ſchon 2 Knoten, dann darf ſie nicht mehr gehauen werden, weil ſie ſonſt keine Aehren anſetzen würde. Von Michaelis an bleibt ſie nun ruhig, als Winterfrucht, ſtehen, und trägt dann im folgenden Jahre zwar kleine, aber doch dünnſchalige und mehlreiche Körner. Man bauet dieſen Rocken ſo in der Mark Brandenburg und auch in Sachſen, als eine Futterhülfe; und man kann ihn auch auf ſandigen Boden bringen. Allein, da man dazu Brache braucht, die man doch mit anderm Futter weit beſſer benutzen könnte, und da die abgehauene Saat ſich nicht zu Heu machen läßt, alſo grün, und folglich ſchnell hinter einander weg verfüttert werden muß: ſo iſt der Johannisrocken nicht füglich im Großen zn bauen, weil man mit dem vielen grünen Futter auf einmahl nicht zu bleiben wiſſen würde.

Andere ſäen den Johannisrocken gegen Jacobi, entweder allein, oder mit Buchweitzen und Hafer vermiſcht nur dünne, und ſchneiden die ſich ſtark beſtaudende Saat im Herbſte noch 2 bis 3mahl ab. Im folgenden Sommer kommt der Rocken dann zur Reife. Man ſäet ihn auch im Frühjahr mit Gerſte und Hafer vermiſcht. Da dann das reifgewordene Sommergetreide zur gehörigen Zeit eingeärntet wird, die zurückgebliebene Rockenſtoppel aber wieder austreibt und der Aernte des künftigen Jahres entgegen reift. — Das Stroh iſt hart und wird zum Futter und Häckerling nicht gerühmt.

Uebrigens theile ich hier aus Herrn Regner's vorhin genanntem Werke S. 170

bis 73 über den Johannisrocken noch folgendes mit:

Da man vom Anbau und Nutzen des Johanniskorns bereits in Riems Encyclopädie (Bd. 2. §. 41.) das Umſtändliche angezeigt findet: ſo wollen wir hier nur noch kürzlich des Herrn Poliz. Direct. Fiſchers in Dünkelsbühl wiederholt gemachte Erfahrungen anführen, welcher es ganz dazu geartet gefunden hat, die Brachfelder benutzen zu können, ohne die Brache, die auch ihren Nutzen hat, abſchaffen zu dürfen, indem ſie wenigſtens zu reichern Erndten den Stoff liefert, freylich aber nicht geradezu ſchon im dritten Jahre nothwendig iſt. Die Ausſaat dieſer vortrefflichen Rockenart geſchieht nähmlich ſchon mit oder bald nach Johannis, alſo zu Ende Juny, oder doch längſtens in der erſten Hälfte des July. Das von dem ſogenannten Brachfelde zu deſſen Anbau und Acclimatiſirung beſtimmte Land in unſern deutſchen Gegenden muß alſo zeitig dazu vorbereitet werden, und durch die vorhergehende öftere Beackerung wird auch das Unkraut auf ſolchen vertilgt. Es dient dieſe Kornart ſchon nach 5 Wochen zu vorzüglich guter Viehfütterung, zu einer Zeit, wo die Fütterung nach abgeleerten Wieſen und Kleefeldern ohnehin mühſam aufgeſucht werden muß. — Ohne alles Bedenken kann alſo der damit beſämte Getreideacker, wie jedes andre Gras, abgeſchnitten und dieſes nachher, wenigſtens noch einmahl wiederholt werden, ſo, daß im nächſtfolgenden Jahre doch das vortrefflichſte 5 bis 6 Fuß hohe Getreide die reichſte Erndte liefert, denn jedes ausgeſtreute Körnchen, das ſich als Pflanze durchwintert hat, bringt 10 bis 30 Halme, und erzeugt ebenſoviel vollkörnige Aehren.

Bey einem (im Jahr 1806.) damit angeſtellten Verſuche erndtete Herr Fiſcher zu Dünkelsbühl, aus 4 Maß (Anſpacher Maß) oder 8 Pfund ausgeſtreueten Johanniskornſamen, 121 (Anſp.) Maß, oder 242 Pfund reinen Rocken, mithin eine 30fältige Erndte, und im Jahr 1807 war eine gleiche Ausſaat noch weit reichhaltiger, ſo daß ſolche beynahe 40 bis 50fältig ſich vermehret hat, und nebenbey erzeugt auch die abgeſchnittene Saat, als vortreffliche Viehfütterung, die beſte und fetteſte Milch-

Die-

Dieſen gewiß ungewöhnlichen Ertrag des Johanniskorns lieferte ein Stückchen ſchlechtes Land von höchſtens 25 Quadratruthen, deſſen Hauptbeſtandtheil meiſtens nur grober Sand, und deſſen Fläche noch überdies ſumpfig war, daher auch wenigſtens ein Drittel der Pflanzen über Winters ausfroſteten. Uebrigens wird dieſe Getreideart etwas dünner, als die gewöhnliche deutſche Rockenart geſäet, und wenn auf einen Morgen (zu 360 Qu. Ruthen von 12 Fuß) 6 Metzen oder 144 Pfund deutſcher Rocken erforderlich ſind: ſo ſind von dem Johanniskorn nur 4 Metzen oder 96 Pfund nothwendig, es kann alſo auch hierbey durch die wenigere Saaterforderniß eine Menge Rocken erſpart, gleichwohl aber eine reichere Erndte erzielet werden. — Auch kann ich mit Stillſchweigen die Erfahrung eines Herrn v. D. zu S. in Franken, welche derſelbe (im allgemeinen Anz. der Deutſchen a. J. 1807. Nr. 227.) bekannt gemacht, nicht übergehen, daß das Johanniskorn — welches Herr v. D. der Güte des edlen Menſchenfreundes Majors v. Sobbe auf Schilde in der Neumark zu verdanken gehabt — nach zweymahligem Abgraſen und Abhüten im erſten Jahre, das andere Jahr einen überaus reichlich geſegneten Erndteertrag gewährt, ſo wie auch Staudenkorn, welches (Herr v. D.) aus Hofmann's Samenhandlung zu Sömmerda bey Erfurt in Thüringen bezogen hat, und im Jahre 1806 als Gras zweymahl benutzte, im Jahre 1807 an Stroh und Körnern zum Bewundern reichlich gewuchert hat. Die Aehren waren zum Theil volle 8 Zoll und drüber lang, — und beyde Kornarten (ſowohl das Stauden- als Johanniskorn,) hatte Herr v. D. zu Johannis und reſp. im April ſchon ausſäen laſſen, — wobey freylich beym Anbau dieſer ganz vorzüglichen Getreideart, wenn ſie allgemein werden ſoll, ein jeder Landwirth, wegen des aus dieſer frühern beſondern Saatzeit entſtehenden Anſtandes der übrigen landüblichen Feldbeſtellung, ſich für ſeine eigne Landwirthſchaft mit reifer Ueberlegung auch einen beſondern Plan zur Einrichtung derſelben entwerfen muß, weil jeder ſachverſtändige, erfahrne und denkende Landwirth von ſelbſt einſieht, daß hier eine zuverläſſige gründliche Belehrung darüber im allgemeinen, und für alle Gegenden Deutſchlands,

lands, obwohl ein wichtiges Geſchenk es ſeyn dürfte, nicht wohl möglich iſt.

Ueber den Johannisrocken verdienen nachgeſehen zu werden:

Borowsky a. a. O. No. 11. Schleſiſche ökonomiſch. Nachrichten I. S. 335, 366. III. S. 2.
Block's Lehrbuch der Landwirthſchaft. III. 137.
Briefwechſel über die mecklenburgiſche Landwirthſchaft. III. 397.

Daß auch der gewöhnliche Winterrocken ſich in Johannisrocken und dieſer umgekehrt in jenen verwandeln laſſe, welches, da es nur Spielarten ſind, ſehr natürlich iſt, wird verſichert in den

Schleſiſchen ökon. Nachrichten, IV, VI, 126. 13.
Germershauſen's Hausvater, II. 632.

Die Meinung des Herrn Staatsraths Thaer über den Johannisrocken kommt oben bey den Staudenrocken, unter No. 4 ſchon vor.

10. **Der Quälrocken**, iſt eine ähnliche Benutzung, wie es ſcheint, des gemeinen Winterrockens, zum Futterkraute, wie der Johannisrocken; nur iſt die Zeit der Ausſaat und des Mähens verſchieden, die ganze Art auch nicht ſo vortheilhaft. Der Herr v. Münchhauſen läßt ſich ſo darüber aus: *)

Vor mehreren Jahren ward in der Gegend von Steierberg ein Futterkraut unter dem Nahmen Quälrocken gebauet. Man fand ihn anfänglich ſehr vortheilhaft, iſt aber doch mit der Zeit davon zurückgekommen, und er wird ſeit dem nicht mehr gefunden.

Ich habe damahls nicht den geringſten Unterſchied zwiſchen dem gemeinen und dieſem Quälrocken bemerken können; eben ſo wenig, wie ſich ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen dem Winter- und Sommerrocken angeben läßt.

Der Nahme iſt ihm wohl beygeleat worden, weil er ſich ſo ſtark quälen und nützen läßt; denn wenn er früh und in der Mitte des Septembers in ein

*) Hausvater, I. 316.

ein gutes und wohl gedüngtes Gartenfeld geſäet ward, ſo konnte er, wenn der Winter weich und die Witterung vortheilhaft war, ſchon mit Ende März oder Anfang Aprils gemähet werden. Er war alſo unter allen Futterkräutern das frühſte, und man konnte damit ſchon das Vieh füttern, wenn das Gras auf den Wieſen kaum anfing Keime zu zeigen.

Man mähete ihn viermahl nacheinander ab, und er gab bey guter Witterung am Ende doch noch wohl reifen Samen, wiewohl, wie man ſich vorſtellen kann, in kleinen Aehren. Ein Theil alſo, wovon man Samen haben wollte, ward nur zwey oder dreymahl gemähet, und zum vierten geſchonet.

Es kommt auf mehrere Verſuche an, ob man nicht jeden Rocken auf ähnliche Art ſäen und nutzen kann. Wenn er nähmlich im Herbſt wenigſtens vierzehn Tage früher, wie gewöhnlich, auf ſtark gedüngtes Land geſäet, und im folgenden Jahre ſehr früh und nicht zu tief an der Erde abgemähet wird.

Einen Fehler hatte er aber; wenn er nicht zugleich abgemähet und verfüttert werden konnte, ſo ſchoß der etwas länger ſtehen gebliebene bald zu weit in Aehren; wo er denn eines Theils zur Futterung nichts mehr taugte, andern Theils der folgende Trieb nur ſchwach war.

Es ſcheinet alſo dieſer Quälrocken gar nicht von dem gemeinen Rocken verſchieden geweſen zu ſeyn, ſondern daß alles darauf beruhet, daß der nach zwey oder dreymahligem Abmähen gewachſene reife Rocken, wenn er wieder ausgeſäet wird, das Abmähen ſchon eher und beſſer vertragen kann.

Das aſtrakaniſche Korn, welches der Herr Fiſcher auch mit zu den Rockenarten zählt, iſt eine Art **Weitzen**, und zwar Triticum polonicum L. S. unter **Weitzen**.

C. Die Abänderungen des Sommerrockens.

Der gemeine deutſche Sommerrocken, Secale cereale vernum s. aestivum, hat, wie ſchon geſagt, kleinere Aehren und Körner, die aber ſonſt ſchön mehlreich ſind, weshalb der

Schef-

Scheffel davon oft einige Groſchen mehr gilt, als vom Winterrocken. Beſonders brauchbar iſt das Mehl zu Brot; weniger gut ſind die Körner zu Branntwein. Das Stroh iſt geringer, als das Winterrockenſtroh. Seine Aernte fällt gegen die Aernte des Winterrockens, meiſt um ein Drittel, ja ſogar oft um die Hälfte ab. Man ſäet ihn daher nur in ſolches Land, welches wegen Näſſe nicht mit Winterrocken beſtellt werden konnte, oder wo derſelbe verdorben iſt. Er nimmt mit jedem Boden vorlieb; nur nicht mit dem gar zu trocknen. Man ſäet ihn ſo zeitig wie möglich im Frühjahr, im März oder im Anfange des Aprils, ſpäter aber nicht; am beſten in das ſchon im Herbſte gepflügte Land. Im Maße der Ausſaat iſt zwiſchen ihm und dem Winterrocken kein Unterſchied.

Weber's practiſches Handbuch der Feldwirthſchaft ꝛc. II. S. 33.

Der Sommerſtaudenrocken. Dieſe Getreideart iſt noch wenig bekannt, aber dem Anſchein nach von ſo vortrefflichen Eigenſchaften, daß ſie die Aufmerkſamkeit der Landwirthe ſehr verdient. Mir iſt darüber nur eine Nachricht in den neuen Annalen der mecklenburgiſchen Landwirthſchaftsgeſellſchaft, erſten Jahrgangs, erſte Hälfte (1813 8.) S. 366 vor Augen gekommen, aus der ich das Weſentlichſte anfüge. Der Herr Profeſſor Karſten ſagt daſelbſt, daß die Geſellſchaft im Jahr 1806 von dem Herrn Amtsrath Hubert zu Zoſſen eine Art Sommerrocken verſchrieben habe, die ſich nicht nur in Hinſicht der Größe der Körner, ſondern auch in Abſicht des hohen Wuchſes und der ſtarken Beſtaudungskraft vor dem gemeinen Sommerrocken vortheilhaft ausgezeichnet hätte, und an Ergiebigkeit

keit in Stroh und Körnern oft dem beſten, in der Brache geſäeten Winterrocken gleich gekommen wäre. Der Herr Hubert gab ihn, unter dem Nahmen **Sommerſtaudenrocken**, und begleitete ihn mit nachſtehenden Bemerkungen:

„Dieſer Rocken iſt an Güte und am Gewichte ſelbſt dem guten Winterrocken, wo nicht vorzuziehen, doch wenigſtens völlig gleich zu ſchätzen. Ein Berliner Scheffel hält 87 Pfund am Gewicht. Er beſtaudet ſich ſtark und wächſt dabey ſo ſtark und dick im Stroh, wie der ſtärkſte Winterrocken. Er wächſt auf jedem gewöhnlichen, ſelbſt auf leichtem und ſandigen Boden in der erſten und zweyten Saat. Am beſten gedeiht er in dem Lande, das im vorhergehenden Jahre Kartoffeln oder andere Hackfrüchte getragen hat. In Weitzenboden gab er das 13te Korn. Er fordert aber eine frühe Ausſaat, im Ausgang Märzes oder im Anfange des Aprils. Auf einen magdeburger Morgen oder 180 rhein. Quadratruthen (die 117 mecklenburgiſchen 16 füßigen Quadratruthen gleich ſind) ſäet man 12 bis 14 Berliner Metzen." *)

Der Herr Profeſſor Karſten hat mit dieſer Getreideart Verſuche angeſtellt, die ſehr günſtig ausfielen. Der ganze Einſchnit wurde aus Verſehen der Leute indeß mit unter den Winterrocken gepackt, ſo daß die Verſuche aufhören mußten.

Der ägyptiſche Rocken, welches auch eine Sommerfrucht iſt, gehört zur Gattung der Ger-

*) In dieſer dünnen Ausſaat liegt indeß wieder eine Art von Täuſchung beym Ueberſchlage des Ertrags. Man muß, um unpartheyiſch zu verfahren, nur erwägen, was ein Morgen vom gemeinen Rocken, der bekanntlich viel dicker geſäet wird, zu liefern vermag, und dann ſehen, auf welcher Seite der Vortheil iſt, wenn man die erſparte Ausſaat auch mit berückſichtigt hat.

Gerſte. S. Krün. Enc. Th. 17, S. 434. Es iſt Hordeum coeleste Linn.

III. Ueber den Anbau oder die Cultur des Rockens.

A. In Deutſchland.

Nach Herrn Staatsrath Thaer's Grundſätzen der rationellen Landwirthſchaft (IV. Berlin 1812. 4. S. 74 fl.) iſt für den Rocken der mit Sand im größeren Verhältniſſe gemiſchte Boden der zuträglichſte; alſo derjenige, der für den Weitzen nicht mehr geeignet iſt. Für die Boden, der 85 Prozent Sand und darüber hat, bleibt Rocken das einzige Getreide, welches darauf gebauet werden kann; und dieſer Boden wird daher bey uns **Rockenland** genannt. Jedoch iſt Boden, der weniger, als 85 Prozent Sand hat, auch für den Rocken beſſer.

Je reicher der Boden iſt, deſto ſtärker wird freylich der Rocken. Allein er nimmt mit ärmerem Boden fürlieb, als der Weitzen. Zum Theil hängt dies zwar auch von der Art des Bodens ab, indem der Sandboden den Reſt ſeines Humus-Gehaltes leichter aufgehen läßt, als der Thonboden. Hat ein erſchöpfter Boden eine Reihe von Jahren geruhet, ſo ſammelt er wieder Kraft genug, um eine freylich ärmliche Rockenärnte zu tragen.

Er erträgt auch einen ziemlichen Grad von Säure im Boden, welche dem Weitzen und der Gerſte zuwider iſt, und kann daher auf Heide- und Mohrboden, wenn letzterer abgewäſſert iſt, gebauet werden.

Deshalb iſt für ſandige und arme Gegenden der Rocken das wohlthätigſte Geſchenk Gottes, ohne welches ſie vielleicht nicht bewohnbar ſeyn würden.

Vorbereitung und Vorfrüchte.

Der Rockenbau iſt in Anſehung ſeiner Vorbereitung und Vorfrucht minder ſchwierig, als der Weitzenbau.

Daß die Brache in der Regel nur dreymahl dazu gepflügt zu werden brauche, rührt freylich nur von der Loſigkeit des Bodens her, den man für den Rocken beſtimmt; denn der mehr gefundene verlohnt die vierte Furche immer durch reicheren Ertrag.

Die Vorfrüchte, die dem Weitzen günſtig ſind, ſind es auch dem Rocken auf ſolchem Boden, wo ihr Bau ſtatt findet. Nach Kartoffeln und Lein bemerkt man, mit ſeltenen Ausnahmen, auch einen Rückſchlag des Rockens.

Der Rocken erträgt es zwar eher als der Weitzen in die Stoppeln eines andern Getreides, oder gar in ſeine eigenen geſäet zu werden; und bekanntlich iſt eine drey- oder viermahlige Rockenſaat nach einander in einigen Gegenden etwas gebräuchliches. Allein die Aernten ſind auch ſo dürftig, daß über die Unzweckmäßigkeit einer ſolchen Fruchtfolge bey allen Unbefangenen, ſelbſt in dieſen Gegenden, nur eine Stimme herrſcht. Sogar eine ungewöhnlich ſtarke und wiederhohlte Düngung kann den Rückſchlag in Körnern nicht verhindern, wenn ſie auch Stroh genug hervor treibt. Alle einzelnen Beobachtungen, daß die zweyte Aernte beſſer als die erſte geweſen ſey, wie man anführt, um das Verfahren zu vertheidigen, beweiſen nicht das Gegentheil der allgemeinen Erfahrung, und laſſen ſich leicht erklären, wenn man ſie genauer analyſirt. Ein friſcher, kurz vor der Saat untergepflügter, durch Dürre oder durch Näſſe unauf-

löslich gewordener Dünger ſchadet natürlich der erſten Saat und kommt der zweyten zu ſtatten. Entſchuldigung kann indeſſen das Verfahren verdienen auf Boden, der nichts anders, als Rocken trägt, und wo das Stroh beynahe von größerer Wichtigkeit iſt, als das Korn.

Rocken, der in die umgebrachte Rockenſtoppel geſäet wird, führt den Nahmen **Nachrocken**; ſäet man ihn in die Stoppel der Sommerfrucht, ſo heißt er **Stoppelrocken**.

Die Saat.

Beym Rocken braucht man zwar in der Auswahl des Samens nicht ſo beſorglich zu ſeyn, als bey dem Weitzen; aber ein vollſtändiges, reifes, vorſichtig behandeltes und reines Saatkorn wird die darauf gewendete Vorſorge immer belohnen.

Das Rockenkorn erträgt nur eine ſchwache Bedeckung mit Erde, und durch eine ſtarke kann es, wenn der Boden einigermaßen gebunden iſt, im Keimen verhindert und unterdrückt werden. Deshalb iſt das Unterpflügen mehrentheils bedenklich. Wenn der Boden ſehr trocken iſt und es nach der Ausſaat bleibt, ſo kann zwar der untergepflügte Rocken einen Vorzug vor dem, auf die Furche geſäeten bekommen, indem er früher und gleichzeitiger läuft; *) da man aber die Witterung zu der Zeit, wenn man die Saatfurche geben ſoll, nicht vorausſehen kann, ſo iſt es immer rathſam, bloß auf das Unteregen zu denken; es ſey denn, daß man ihn, was freylich den Vorzug vor allen Beſtellungsarten hat, mit einem Exſtirpator unterbringen wolle.

Als

*) Die Nützlichkeit des Unterhackens in dem Falle großer Dürre wird auch in den neuen Annalen der mecklenb. Landw. Geſellſch. 1813. II. S. 602 ff. beſtätigt.

Als die angemeſſenſte Saatzeit für den gewöhnlichen Winterrocken nimmt man die Mitte des Septembers bis zur Mitte des Octobers in unſerm Klima an. Man ſäet ihn aber in manchen Gegenden, beſonders um ihm den im Winter gemachten Dünger noch zukommen zu laſſen, bey offenem Boden, den Winter hindurch, bis zu Ende Februars, und zuweilen mit gutem Erfolg. Manche unbefangene Beobachter ſagen, daß die ganz ſpäte Saat die ſicherſte ſey, dagegen nie ſo hohen Ertrag gebe, wie es die frühe zuweilen thue. Die ſchlechteſte Saatzeit aber ſey von der Mitte des Octobers bis zur Mitte des Novembers.

Der Herr Staatsrath Thaer bemerkt indeß, daß er zu jeder Zeit geſäeten Rocken auf einer ſehr zerſtückelten Feldflur lange zu beobachten Gelegenheit gehabt und wahrgenommen habe, daß keine von dieſen verſchiedenzeitigen Saaten ausgeblieben ſey, und auch ſelbſt dem in der Milch befindlichen Rocken kein Froſt ſchade.

Der Staudenrocken verlangt aber durchaus eine frühe Saat, und ſie kann vielleicht nie zu früh geſchehen. Von der Mitte des Junius an, hat der Herr Staatsrath Thaer ihn geſäet, ohne daß er nur im geringſten den Anſchein hatte, in demſelben Sommer aufſchießen zu wollen. Säet man ihn erſt im October, ſo beſtaudet er ſich ſchwach, oder ſeine Nebenſproſſen bleiben bey dem Austreiben der Aehren zurück, und werden ſchwach.

Die gewöhnlichſte Ausſaat des Rockens iſt 18 bis 20 Berliner Metzen auf dem magdeburgiſchen Morgen. Wenn man den Staudenrocken im Auguſt oder im Anfange des Septembers ſäet, und ihn gut vertheilt, ſo ſind 12 — 14

Metzen völlig hinreichend. Er beſtaudet ſich ſo ſtark, daß dennoch drey Theile der Pflanzen einem Theile, der den Platz behauptet, weichen müſſen. Im Frühjahr hat dieſer Rocken oft das Anſehen, als ſtehe er zu dünne, und Unerfahrne werfen ſich dann vor, daß ſie doch zu dünne geſäet haben. Er würde aber eben ſo ſtehen, wenn ſie ſehr dick geſäet hätten; denn die im Herbſte ſich ſtark beſtaudenden Pflanzen müſſen einander verdrängen, müſſen den Platz haben, um ihre ſtarke Beſtaudung machen zu können, treiben dann aber mit 10, 12 und mehreren gleich ſtarken Halmen in die Höhe, und bilden, wenn anders der Boden Kraft hat, und die Witterung einigermaßen günſtig iſt, das dichteſte Aehrenfeld. Da dieſer Rocken noch ſpäter treibt und ſchoſſet, wie der gewöhnliche, ſo ſteht er oft bis zur Mitte des Mays im Anſehen gegen dieſen ſehr zurück, übertrifft ihn aber im Junius um deſto mehr.

Wachsthums-Periode.

Dem Rocken iſt das Aufegen im Frühjahre, beſonders wenn der etwas bindende Boden eine harte Kruſte bekommen und Riſſe hat, eben ſo nützlich, wie dem Weitzen; obwohl es dabey ſeltener angewandt wird. Er erträgt es ſelbſt auf ſandigem Boden mit großem Nutzen; doch ſind hier leichte, hölzerne Egen zu nehmen, und es iſt erſt abzuwarten, daß er ſich nach dem Winterfroſte eingewurzelt habe. Wären ſeine Wurzeln beſonders auf ſchwammigem Boden herausgehoben durch den Winterfroſt, oder entblößt durch den Wind: ſo iſt dann dagegen das Walzen zuträglich.

Eine ſehr entſcheidende Periode iſt für den Rocken, mehr als für anderes Getreide, die Blü-

Blüthezeit, und man kann über deſſen Ertrag nicht ſicher ſeyn, bis er die Blüthe überſtanden hat. Ein Morgenreif, der ihn in der Blüthe trifft, kann den Körneranſatz ganz oder doch zum Theil zerſtören. Manchmahl trifft er nur die äußere, nach der Windſeite liegende Stelle einer Feldbreite, und manchmahl verletzt er nur die eine nach dem Winde gerichtete Seite der Aehren. Die Aehre entfärbt ſich, die Spitzen der Spelzen ſchrumpfen ein und ſie bleiben leer.

Eben ſo nachtheilig wirkt eine, während der Blüthe anhaltende regnichte, feuchte und ſehr windige Witterung. Einzelne, auch oft wiederkehrende Regenſchauer ſchaden nicht, *) wenn nur zwiſchendurch trockene, warme Stunden kommen. Allein bey anhaltend feuchtem und kaltem Wetter verdumpfen endlich die Staubbeutel in den Spelzen und faulen; es geht daher keine Befruchtung vor, oder das Körnchen wird gar von der Fäulniß mit ergriffen. Hier erzeugt ſich wahrſcheinlich das Uebel des Mutterkorns; dieſer bekannte, auffallende, violettſchwarze Auswuchs, welcher einzeln unbedeutend iſt, aber in großer Menge, beſonders friſch genoſſen, höchſt gefährliche und tödtliche Krankheiten, hauptſächlich die **Kribbelkrankheit** bey Menſchen und Vieh hervorbringt. **)

Indeſſen widerſteht kraftvolle Saat den Einwirkungen äußerer Schädlichkeiten auch in der Blüthezeit mehr, wie ſchwache und ſchwach be-

 ſtellte

*) Die weiblichen Blüthen halten ſich nähmlich längere Zeit, bis ſie endlich befruchtet werden. Wenn durch den Regen auch alle männliche Blüthen abgeſchlagen werden, ſo kommen doch bald andere hervor, die die Befruchtung bewirken.

) Man ſehe den Art. **Mutterkorn, Krün. Enc. Th. 99, S. 286 fl.

ſtellte. Von der Probe, ob der Rocken gut ausgeblühet habe, iſt oben ſchon die Rede geweſen.

Reife.

Die Reife des Rockens erkennet man aus dem Verbleichen des Strohes, indem es ſeine gelbe Farbe in eine mehr weiße umwandelt, und auch zunächſt an den Knoten nichts grünes mehr zeigt. Die Körner ſind hart, löſen ſich leicht und fallen aus, wenn man ſtark an die Aehre ſchlägt. Man muß aber auch bey dem Rocken die Vorſchrift des alten Cato befolgen, lieber zwey Tage zu früh als zu ſpät zu mähen.

Ertragwerth.

Der Durchſchnittsertrag des Rockens iſt auf gleichem, beyden Getreidearten zuſagendem Boden im Volumen dem des Weitzens wohl gleich; indeſſen kennt der Herr Staatsrath Thaer kein Beyſpiel, daß Rocken über 22 Berliner Scheffel vom magdeb. Morgen gegeben hätte. Vom Weitzen hat man unbezweifelt höheren Ertrag, aber auf Boden, der für Rocken durchaus zu ſtark geweſen wäre. Als ein guter Ertrag ſind 12 Scheffel anzunehmen, und er tritt herunter bis auf 3 Scheffel. Weniger iſt Mißwachs und Boden, wo man dieß nur als das gewöhnliche annehmen kann, bezahlt ſeine Beſtellungskoſten kaum, und hat als Ackerboden keinen Werth.

Das Gewicht eines Scheffels reinen Rockens iſt zwiſchen 76 bis 86 Berl. Pfund vom Berliner Scheffel.

Preis.

Der Preis des Rockens iſt da, wo er die allgemeinſte Nahrung der Menſchen ausmacht, be-

beſtändiger wie der der andern Getreidearten; ſteht wenigſtens mehr mit dem Ertrage der heu-rigen Aernte in Verhältniß, ausgenommen an den Seeküſten, wo die ſtarke Nachfrage vom Auslande, wenn der Handel frey iſt, den Preis auch bey guten Aernten bedeutend erhöhen kann, wie das in Mecklenburg z. B. ſich wohl ereig-net. Im Preußiſchen, wo die Ausfuhr öfters geſperrt iſt, kann dieſes weniger der Fall ſeyn. Auf die Dauer regulirt er in großen geſchloſſenen Staaten den Preis aller übrigen Producte, und ſelbſt durch den Arbeitslohn den Preis der Fa-bricate ꝛc. Sein Abſatz iſt im Ganzen der ſicher-ſte, wenn man gleich nach Ort- und Zeitver-hältniſſen durch andere Producte mehr gewin-nen kann.

Auf allem Boden, der ein Uebergewicht von Sand enthält, und der Feuchtigkeit nicht ſo ſehr ausgeſetzt iſt, hat man bey guter Beſtel-lung am wenigſten Mißwachs von ihm zu be-ſorgen.

Er erſchöpft den Boden weniger als der Weitzen. Der Herr Staatsrath Thaer hat in den Bemerkungen, die dem 2ten Theil der Grundſätze der rationellen Landwirthſchaft vor-gedruckt ſind, angenommen, daß eine gehörige Aernte 30 Prozent von der im Boden befindli-chen Kraft ausziehe. Durch ſein ſtarkes Stroh, welches kein anderes Getreide in ſo ſtarkem Ver-hältniſſe liefert, und welches zu allen wirth-ſchaftlichen Bedürfniſſen ſo beſonders geeignet iſt, erſetzt er, wenn es gehörig zu Miſt ge-macht wird, die ausgeſogene Kraft mehr, wie anderes Getreide.

Sommerrocken. *)

Der Sommerrocken iſt nach den obigen Bemerkungen eine bloße Abart des Winterrockens und kann leicht in dieſen umgewandelt werden.

Er iſt mehrentheils nur eine Nothhülfe für die, welche ihre Winterbeſtellung nicht vollenden, doch auf ihrem Boden kein anderes Getreide, als Rocken bauen können, und insbeſondere den im Winter gemachten Miſt gleich in Wirkung ſetzen wollen. Doch iſt er auch ſehr angemeſſen auf Boden, der für Gerſte und Hafer zu ſandig und zu dürre iſt; nach Kartoffeln, wo der Winterrocken nicht geräth, der Sommerrocken auf dem vorbereiteten Lande möglichſt früh geſäet, aber vorzüglich einſchlägt.

Er giebt ſehr ſeltene Fälle und vielleicht letzteren ausgenommen, nie einen gleichen Ertrag mit dem Winterrocken, und mißräth oft völlig. Seine Körner ſind klein, aber feinhülſig, enthalten ein ſehr gutes Mehl, und er wird deshalb bisweilen etwas theurer, als der Winterrocken bezahlt.

Er muß frühe geſäet werden, zu Ende des Märzes, (zu Anfange deſſelben ſäet man wohl noch Winterrocken) oder im Anfange des Aprils. Später wird nichts daraus.

Da er gewöhnlich in die Stoppel des Winterrockens auf friſchen Dünger geſäet, und der Acker nur in der kalten und naſſen Jahreszeit dazu vorbereitet wird, ſo wuchern Quecken und verſchiedene Agrostis-Arten ungemein unter ſelbigem ein, und man findet die Aecker faſt nirgends ſo damit verunreinigt, wie da, wo er häufig in dieſer Ordnung gebauet wird. Man giebt

*) S. Thaer a. a. O. S. 80.

giebt die Neigung, ſich zu verquecken, dann mit Unrecht den Boden ſchuld.

Grundzüge des Verfahrens bey der Rockencultur, vorzüglich nach den Grundſätzen der denkenden Landwirthe im Mecklenburgiſchen.

Die hier folgenden Zeilen entlehne ich aus einem Aufſatze *) des Herrn Wilhelm Engel des Jüngern, auf Grambzow, in den neuen Annalen der mecklenburgiſchen Landwirthſchafs-Geſellſchaft. 1817, 2ter Hälfte S. 725 fl. Es iſt hier größtentheils vom Weitzen, als Winterfrucht, mit die Rede. Es heißt daſelbſt:

Beyde haben vieles mit einander im Bau gemein; ſie verlangen beyde einen gut bearbeiteten Boden, der ſich jedoch wieder zugelegen haben muß, d. h. 14 Tage bis 3 Wochen vor der Ausſaat die letzte Furche bekommen hat. Ganz ſchwerer Boden, vielleicht der dabey nicht in gehöriger Kultur iſt, macht hierbey eine Ausnahme, weil man ihn mit der Ege nicht zwingen kann. Der Rocken kommt noch auf Boden fort, der für Buchweizen und rauhen Hafer zu trocken und zu ſandig iſt. Der Grund davon iſt, weil er ſeine Winterfeuchtigkeit behält, und ſich darin, obwohl kärglich, beſtaudet, während man dieſe bey den Sommergewächſen durch die Beackerung verflüchtigt. Aus dieſem Grunde nennt man auch mit Recht den Boden, der nicht tragen will, ſchlechten **Rockenboden**. Er verlangt übrigens keine ſtarke Bedeckung, und kann daher das Unterackern nicht vertragen; er liebt weit mehr, als der Weitzen, eine frühe Ausſaat, und in der Regel geräth der am beſten, der in dem Zeitraume von 14 Tagen vor Michaelis bis 14 Tage nach Michaelis geſäet iſt.

*) Dieſer Aufſatz führt den Titel: Agricultur-Anſichten und Ausſichten auf das Feld und deſſen Bau, theils aus eigenen Beobachtungen abſtrahirt, theils aus den Notaten des Herrn Dr. Gerke auf Frauenmark entnommen.

Der Weitzen verlangt bey nicht gemergeltem Boden, ſelbſt wenn dieſer noch ſo gut gedüngt iſt, ſchon eine genaue Auswahl deſſelben. Ein feſter, mäßig feuchter, kalkhaltiger Boden iſt ſein Element. Iſt aber der Boden gemergelt, ſo gedeihet er auch ſehr gut auf dem Sande, wenn dieſer nur eine feſte Unterlage hat. Auf Boden ohne feſte Unterlage, oder auf ſogenannten Scheinſtellen geräth der Rocken eben ſo wenig.

Weitzen und Rocken ſind in allen Ackerbau treibenden Ländern das Hauptprodukt, aus welchem der Landwirth ſeine größte Einnahme ziehen muß. Deshalb wendet man in den neuern Zeiten ſein ganzes Augenmerk auf die Vorbereitung des Ackers zu denſelben, mithin auch auf die Vorfrucht, nach welcher ſie am beſten gedeihen, und da haben ſich folgende Reſultate ergeben:

Bey ganz ſchwerem Boden hat ſich die reine Braache als beſte Vorbereitung beſtätigt, weil man bey dieſem die Hinderniſſe, die eine zu trockene oder zu regnigte Witterung in den Weg legt, am beſten zu überwiegen vermag. Bey jedem anderen Boden, und auch bey dieſem ganz ſchweren Boden, wenn er durch Mergel milde gemacht iſt, machen mehrere Vorfrüchte der reinen Brache den Rang ſtreitig, oder übertreffen ſie; dahin gehört vor Allem der rothe Klee, einjährig und zeitig mit dem Pfluge umgebrochen. Rother Klee, der nicht gut gerathen iſt, leiſtet das nicht, bedarf einer mehrfachen Ackerung, und will gedüngt ſeyn. Nach gut gerathenem Klee, als Vorfrucht betrachtet, gebührt in dieſer Hinſicht dem Winterraps und Rübſen der zweyte Rang. Es iſt die ſtarke Düngung, die man dieſen Gewächſen zuführt; es iſt aber auch die ſtarke Gährung des Bodens, die bey dieſer Frucht erfolgt, welche ihnen dieſen Rang verſchafft hat. Die dritte Stelle als Vorfrucht gebührt den gedüngten Pferdebohnen *); die Urſache liegt ebenfalls in ihrer Düngung, und in der Gährung des Bodens, und wenn ſie im 18zölligen Abſtande gedrillt und behackt ſind, ſo möchten ſie als Vorfrucht den Rübſen noch übertreffen. Man

*) Beſſer wäre es, dieſe gleich nach dem rothen Klee folgen zu laſſen, wenn ihr oft verſpätetes Reifwerden nicht zuweilen die Beſtellung der Winterſaat verzögerte.

Man beackert das Land nach Rübſen zweymahl, um die aufgelaufene Rübſen-Saat zu vertilgen.

Der Rocken liebt vorzüglich eine trockene Ausſaat, und man kann es als ein halbes Gerathen anſehen, wenn man ihn im Staub ausſäet.

Im Frühjahr iſt ein ſtarkes Egen mit der eiſernen Ege dem Weitzen und Rocken gleich vortheilhaft, und man kann behaupten, daß dieſes Eggen, wenn es recht kräftig geſchieht, die Stelle des Bepferdehackens bey der gedrillten Frucht vertritt. Es iſt außerdem die letzte Vorſorge, die man außer dem Radelſtechen dieſen Früchten im Frühjahre widmet, die aber allemahl um ſo nothwendiger iſt, je kränklicher und Hülfsbedürftiger ſie aus dem Winter kommen, und die mehrere Arbeit, die dies erfodert, wird nie einen Wirth gereuen.

Was endlich die Röſte oder Hockenreife beyder Fruchtarten anbetrifft, ſo beweißt die Erfahrung, daß der Rocken bey gutem Wetter 3 bis 4 Tage ſtehen müſſe, ehe er eingeſcheuert wird, welches auf leichteres Dreſchen, und beſſeres Mehl einen wichtigen Einfluß hat; Weitzen bedarf kaum dieſe Zeit, wenn er nur trocken im Stroh iſt, weil er zum Ausfallen ſo ſehr disponirt. Wenn man dieſe Fruchtarten, wie in Niederheſſen und im ſüdlichen Deutſchlande der Gebrauch iſt, in Lagerhaufen hin ſtellt, welche jedoch allemahl ein mit der Sichel geſchnittenes Korn vorausſetzen, ſo kann beydes 4 — 6 Wochen unbeſchadet draußen bleiben, den Schaden abgerechnet, den die Mäuſe unter den Haufen, und die Vögel an der Deckgarbe anrichten.

Wechſelfolge des Rockens mit andern Getreide- und Kräuterarten, nach den Grundſätzen einer vernünftigen Wechſelwirthſchaft.

Von der Wechſelfolge des Rockens mit andern Getreide-Arten ꝛc. iſt in der Krünitziſchen Encyklopädie bey der Behandlung einiger bekannter Feldſyſteme, ſchon die Rede geweſen, nahmentlich im Art. **Koppelwirthſchaft**, Th. 44, S. 231 ſf. und **mecklenburgiſche**

giſche **Ackerwirthſchaft**, Th. 86, S. 417. ff. wo die in Holſtein und Mecklenburg übliche Fruchtfolge nach den dort herrſchenden Feldſyſtemen angegeben worden. Die Sache iſt zu wichtig, als daß ich nicht hier auch etwas über die Fruchtfolge bey der eigentlichen **Wechſelwirthſchaft**, (die Krünitz Th. 44, S. 231. mit der Holſteiniſchen Koppelwirthſchaft, und letztere wieder mit der mecklenburgiſchen Schlagwirthſchaft, aber mit Unrecht, für einerley hielt) hinzufügen ſollte, weil man ohne dieſe Notizen den Bau des Rockens nicht ganz überſehen kann. Die eigentliche Beſchreibung der Wechſelwirthſchaft wird übrigens in einem beſonderen Artikel folgen. Um ſich vorläufig eine richtige Anſicht von derſelben zu machen, iſt zu bemerken, *)

a, daß dabey meiſtentheils, nähmlich in dem nicht gar zu fruchtbaren Boden, und beym Mangel an Wieſen **die Hälfte**, in ſehr fruchtbarem Boden aber und bey dem Daſeyn guter Wieſen meiſt nur $\frac{4}{9}$, in dem etwas mageren Boden aber $\frac{5}{9}$ der Felder dem Futterbau und der Viehernährung gewidmet werde; letzteres, weil dann auch wohl Weideſchläge dabey gehalten werden; daß aber das übrige Feld allemahl der Samenfrucht, das heißt hauptſächlich dem Getreidebau beſtimmt ſey.

b, Daß demnach die Felder in 6, 8 oder 9 oder noch mehr Schläge getheilt ſeyen.

c, Daß, da das erbauete Futter alles an das landwirthſchaftliche Vieh verfuttert werde, ein großer Theil der Felder auch jährlich wohl bedüngt werde; nähmlich wo möglich $\frac{1}{3}$tel, oder doch $\frac{1}{4}$tel oder $\frac{1}{5}$tel, und zwar in $1\frac{1}{2}$, oder in zwey

*) S. Weber's practiſches Handbuch der Feldwirthſchaft. I. S. 49 ff.

zwey Schlägen, theils mit ganzer und ſtarker, theils wo nicht mehr nöthig iſt, um den Acker in Kraft zu erhalten, nur mit halber Düngung.

d, Daß nun hauptſächlich ſtets eine **Samenfrucht** mit einer **Futterpflanze** abwechſele, und das Getreide niemahls anders als in reines Feld, das heißt, da, wo behackte Früchte oder Hülſenfrüchte ꝛc. geſtanden, gebracht werde.

e, Daß die Stallfütterung des Rindviehes, ja ſogar der Schafe, ſich recht ſehr wohl damit verbinden laſſe, und erſtere wenigſtens eigentlich damit verbunden werden müſſe, wenn das Syſtem ganz vortheilhaft ſeyn, und ſeine vollkommenen Dienſte leiſten ſoll; wiewohl aber auch häufig, vorzüglich in England, die Futterfelder von dem Viehe abgeweidet werden; wobey jedoch, wie wohl nicht zu läugnen iſt, ſehr viel Futter verſchwendet wird, zumahl wenn ſelbſt von behackten Früchten die Rüben, wie in England geſchieht, auf dem Felde ſelbſt von dem Viehe abgefreſſen werden.

f, Daß niemahls Brache, das heißt reine Brache, bey dieſem Syſtem gehalten werde, und bloß Weide wie sub a, geſagt, nur im Nothfalle.

g, Als Beyſpiele ſolcher Wechſelwirthſchaft wollen wir nur folgende, theils aus der engliſchen, theils aus der deutſchen Wirthſchaft angeben.

I. Für ſehr guten Boden könnte folgender Wechſel dienen.

1. Rübſamen und behackte Früchte in friſchen Dünger, das heißt Kartoffeln, Kraut und Rüben. 2. Weitzen und Gerſte mit Klee, erſtern in die Rübſen ſtoppeln, letzteren in die behackten Früchte. 3 Klee. 4. Erbſen, Wicken, Gemang, theils zu Körnern, theils zu grünem Futter, oder auch noch ferner behackte Früchte in friſchen Dünger. 5. Rocken

und

und Weitzen. 6. Haſer, Wicken und Gemang; letzters beſonders dahin, wohin Rübſen kommen ſollen.

Oder ein anderer. 1. Rübſamen in friſchen Dünger. 2. Weitzen mit Klee. 3. Klee. 4. Erbſen. 5. Behackte Früchte in Dünger. Gerſte und Rocken. 7. Wicken und Gemang. 8. Hafer Lein und dergleichen.

Oder: 1. Behackte Früchte in friſchen Dünger. 2. Gerſte und Rocken, den Rocken ins Rübe und Krautland, die Gerſte ins Kartoffelland Gerſte und Rocken mit Klee, 3. Klee. 4. Erbſen. 5. Weitzen, halbgedüngt. 6. Wicken und Gemang. 7. Rocken und Haſer.

Oder: 1. Behackte Früchte ſtark gedüngt mit 24 Juder auf den Morgen. 2. Gerſte mit Klee. 3. Klee. 4. Weitzen. 5. Wicken, halb gedüngt, mit 12 Judern auf den Morgen. 6. Winterrocken. 7. Erbſen.

Oder in weniger fruchtbarem Boden, und wenn gar keine Wieſen bey dem Gute ſind: 1. Behackte Früchte in friſchen Dung. 2. Gerſte mit Klee. 3. Klee zu Heu. 4. Klee grün verfuttert. 5. Weitzen oder Rocken. 6. Wicken oder Erbſen zu Körnern. 7. Haſer.

II. Für Boden, welcher gut, aber nicht der allerbeſte iſt.

1) Behackte Früchte in friſchen Dung. 2. Gerſte mit Klee. 3. Klee. 4. Erbſen oder Wicken gedüngt. 5. Rocken. 6. Wicken. 7. Haſer.

Oder: 1. Behackte Früchte in Dung. 2. Gerſte mit Klee. 3. Klee. 4. Klee. 5. Weitzen, halb gedüngt. 6. Weiße Erbſen. 7. Rocken und Weitzen, halb gedüngt. 8. Graue Erbſen. 9. Rocken.

S. Ueber die Wechſelwirthſchaft, von Friedrich, Herzog zu Holſtein-Beck, 1803. 8. S. 158.

Oder: 1. Wicken zur Fütterung in friſchen Dung. 2. Weitzen. 3. Graue Erbſen. 4. Gerſte mit Klee im Dünger. 5. Klee. 6. Klee. 7. Weitzen. 8. Weiße Erbſen. 9. Rocken.

S. Herzog von Holſtein-Beck, a. a. O. 156.

Oder: 1. Behackte Früchte, ſtark gedüngt. 2. Gerſte. 3. Erbſen und Wicken halb gedüngt. 4. Rocken. 5. Wicken zu Heu gemacht, nach ordinärer Düngung. 6. Weitzen mit Klee. 7. Kleweide. 8. Grasweide. 9. Haſer.

S. Die

S. Die in der Mark Brandenburg und andern preuß. Provinzen mögliche und nützliche Einführung der engliſchen Wechſelwirthſchaft ꝛc. von A. Karbe, Prenzlau. 2te verbeſſerte Auflage 1805. S. 70. 71.

Oder, beſonders in gutem Sandboden: 1. Wicken in Dünger. 2. Weitzen mit weißem Klee und Grasſamen. 3. Weide. 4. Weide. 5. Hafer und in die Stoppeln Rappſamen zur Hütung. 6. Behackte Früchte mit Dung. 7. Gerſte. 8. Erbſen. 9. Rocken. Karbe S. 278.

Oder: 1. Wicken mit Dung, nicht ſtark. 2. Rocken oder Weitzen mit Klee. 3. Klee. 4. Kleeweide. 5. Behackte Früchte in ſtarken Dung. 6. Gerſte. 7. Taback, halb gedüngt. 8. Erbſen. 9. Rocken oder Hafer.

III. In gewöhnlichen magern Boden aber könnte man folgende Wechſelarten gebrauchen, und dabey Stallfütterung einführen:

1. Behackte Früchte in Dung. 2. Sommerkorn mit weißem oder rothem Klee. 3. Klee. 4. Klee. 5. Erbſen, gedüngt. 6. Rocken. 7. Wicken und Hafer.

Oder: Behackte Früchte. 2. Hafer oder Sommerkorn, oder Gerſte mit Klee. 3, Klee. 4 Erbſen und Wicken zur Reife und halb gedüngt. 5. Rocken. 6. Gemang.

Oder: 1, Wicken und Erbſen in Dung zu Körnern. 2. Wicken und Rocken mit Klee. 3. Klee. 4. Kartoffeln mit Dung und Kleeweide. 5. Gerſte und Hafer.

S. Karbe, a. a. O. 283.

Oder, im eigentlichen magern Sandboden: 1. Wicken und Erbſen mit Dung. 2. Rocken mit weißem Klee. 3. Klee. 4. Kleeweide. 5. Behackte Früchte, beſonders Kartoffeln. 6. Buchweitzen. 7. Spergel. 8. Hafer.

Oder: 1. Wicken. 2. Rocken mit Klee 3. Klee. 4. Buchweitzen. 5 Behackte Früchte, Rüben und Kartoffeln. 6. Gemang. 7. Graue Erbſen. 8 Hafer.

Oder, aber dann auch ohne Stallfütterung folgende: 1, Wicken. 2. Rocken mit weißem Klee, Spergel und Grasſamen, beſonders Bibernelle. 3. Weide. 4. Weide. 5. Desgleichen bis Johannis, dann Brache. 6. Rocken. 7. Behackte Früchte mit Dung. 8. Kleine Gerſte. 9. Erbſen.

S. Karbe, S. 285. Es iſt hiebey nur gar zu wenig Samenfruchtbau.

Oder: 1. Behackte Futtergewächſe. 2. Sommerkorn mit Klee. 3. Klee 4. Klee. 5. Winterkorn, oder 4, Winterkorn und 5tens Spergel.

S. Thaer's Einleitung I. S. 787.

Oder in noch ſchlechterem Sande: 1. Erbſen in Dung. 2. Rocken mit Spergel, weißem Klee und Sandgräſern. 3. Weide. 4. Weide. 5. Weide. 6. Haſer. 7. Behackte Früchte mit Dung. 8. Buchweitzen. 9. Rocken.

Karbe. S. 285.

Endlich in ſehr loſem Sande: 1. Behackte Früchte mit Dung. 2. Sommerrocken. 3. Spergel zu Heu. 4. Rocken mit weißem und gelbem Klee und Grasſamen in halben Dung. 5 — 7. Weide. 8. Buchweitzen. 9. Rocken.

Karbe S. 286.

Oder: 1. Behackte Futtergewächſe. 2. Rocken. 3. Buchweitzen. 4. Rocken oder Haſer. 5. Spergel.

Eine ungewöhnliche, aber gut eingeſchlagene Beſtellungsart des Winterrockens.

In der Landwirthſchaft, wo alles auf Erfahrungen beruhet, iſt es ſehr wichtig, die Erfolge von abweichenden Methoden in der Behandlung zu kennen, beſonders wenn ſie ein Product betreffen, was für das gemeine Weſen von ſo großem Einfluſſe iſt, wie der Rocken. Aus dieſer Urſache, hoffe ich, wird es den Leſern dieſes Werkes angenehm ſeyn, wenn ich ihnen aus den neuen Annalen der mecklenb. Landw. Geſellſ., die bey dem auswärtigen Publicum vielleicht nicht ſo bekannt ſind, als ſie es verdienten, den Erfolg von einer ungewöhnlichen Beſtellungsart des Winterrockens mittheile, die ein denkender Landwirth bey ſich eingeführt hatte. Ein mit M. unterzeichneter Verfaſſer giebt darüber im Jahrgange 1814, in der erſten Hälfte, S. 168 ꝛc. folgende Nachricht:

Ein ausgezeichneter Landwirth führte vor einigen Jahren eine eigenthümliche Art, das Wintergetreide zu beſtellen, die gerade zu gegen die gewöhnlichen als richtig angenommenen Regeln verſtößt, und ſich doch durch den Erfolg als vortrefflich bewährte, und welche die allgemeine Aufmerkſamkeit der Wirthe auf ſich zog, in meiner Gegend ein. Ich habe Gelegenheit gehabt, ſie ſeit einigen Jahren zu beobachten, und dieß veranlaßt mich, meine Bemerkung darüber mitzutheilen, theils um die Aufmerkſamkeit derjenigen Landwirthe, die ſie noch nicht kennen, darauf zu leiten, theils um diejenigen, die darin eingeweiht ſind, zu veranlaſſen, ihre Erfahrungen darüber mitzutheilen, über ihre Anwendbarkeit und in wie weit veränderte Umſtände vielleicht eine Modification des Verfahrens erheiſchen, uns zu belehren.

Man nimmt es als eine allgemeine Regel bey der Rockenſaat an, das Korn müſſe auf dem Boden raſſeln. Der Boden ſoll ſich vor der Ausſaat wieder vollkommen feſt gelegen haben, und zu dem Zwecke giebt man die Saatfahre gern ſo früh als möglich. Jenes Verfahren iſt dieſem gerade zu entgegen geſetzt. Das Wintergetreide wird unmittelbar in die ganz friſche Saatfurche eingeſäet, und ſogleich zugeeget.

Das erſte Jahr, wo ich mit dieſem Verfahren bekannt wurde, war im Jahr 1810. Eine ungewöhnliche Dürre, die gerade in die Saatzeit fiel, und die über 6 Wochen anhielt, zeichnete dieſen Herbſt für Mecklenburg aus. Der Acker war im hohen Grade ausgedorret. Die Landwirthe ſchoben in Hoffnung eines baldigen Regens das Säen lange auf, da aber kein Regen kam, und darüber die Jahreszeit immer mehr vorrückte, ward man bange. Die meiſten wagten es nicht, es länger aufzuſchieben, und ſäeten in den aſchdürren Boden. Nur jener Wirth verfuhr anders. Er hatte mit ſeiner Ernte möglichſt geeilt, gleich Dreſcher angeſtellt, nun ging er ſogleich zur Rockenſaat über. Der Boden enthielt damahls nur wenig Feuchtigkeit und jeder fürchtete, mit Recht ihn zu rühren, um ihn nicht ganz auszudürren; das aber irrete ihn nicht. Er ließ friſch weg hacken, aber auch unmittelbar zuſäen, und einegen. Das Korn kam binnen wenigen Tagen hervor, und als er im Spätherbſte auf den Fel-

 dern,

dern, wo in den Staub geſäet war, nach langer Zeit kaum hin und wieder hervorkeimte, war das Feld hier mit einem dichten grünen Teppich bedeckt. Der Erfolg war ſo auffalleud, daß er im folgenden Jahre, einem gleichfalls trocknen Herbſte, viele Nachahmer fand, und unter dieſen nicht nur alte erfahrne Wirthe, ſondern ſogar Bauern, die nicht leicht etwas Neues aufnehmen, wenn nicht die gute Wirkung höchſt augenſcheinlich iſt.

Das Jahr 1811 war, wie bekannt, ein gänzliches Mißjahr. Deſſen ungeachtet war bey einer kärglichen Düngung die Aernte auf dieſem Felde eine der beſten in dieſer Gegend. Noch mehr aber zeichnete ſich das Winterkorn des folgenden Jahres aus. Man wird ſich des ſchönen Herbſtes von 1811 erinnern. Wir behielten bis tief in den October und länger ſchönes warmes Wetter. Das Winterkorn bedeckte allenthalben dicht den Acker, nirgends aber ſo hoch und üppig, als auf jenem Felde. Der Rocken ſtand auf dem ganzen Schlage, daß er füglich hätte können gemähet werden, und daß es ſchien, als wollte er in Aehren gehen. Die Erwartung der Wirthe über den Erfolg war ſehr geſpannt. Viele meinten, es würde nicht gut gehen, die Saat ſey übertrieben, und ſo ſehr ſie jetzt prange, ſo ſehr werde ſie ſpäterhin zurückſtehen, und wenn ſie auch dicht bleiben ſollte, ſo würden meiſtens die Aehren kurz werden. Aber die Weiſſagung traf nicht ein. Die Saat zeichnete ſich im Frühjahr eben ſo ſehr aus, ging dann dicht und kräftig in Halme, und bedeckte das Feld mit ſchönen vollkommenen Aehren. Die Aernte in dem guten Jahre war ausgezeichnet, der Schlag war mit Rocken überſäet, und faſt nirgends ward ſo viel Korn eingefahren als hier von einem ſehr mittelmäßigen Boden, wo man ein ſolches Korn geſehen hatte.

Die Wirkung war zu augenſcheinlich, als daß ſie mich nicht hätte von der Güte des Verfahrens überzeugen ſollen. Ich beſchloß, künftig bey irgend einem Anſchein von Dürre nie anders als gleich hinter dem Hacken einſäen zu laſſen. Im Herbſte 1812 aber traten unerwartete Hinderniſſe ein, daß ich nicht zeitig genug Saatrocken hatte, der Acker behielt überdieß den ganzen Herbſt hindurch hinreichende

chende Feuchtigkeit, da von Zeit zu Zeit kleine Regenſchauer einfielen, daher unterblieb die genaue Befolgung. Der Herbſt des Jahres 1813 war überaus naß, und es mußte ein großer Theil des Winterkorns eingeſcheuert werden. Jener Wirth war nicht mehr in unſerer Gegend. Ich konnte mir daher für dieſen Fall keine Anweiſung von der Quelle einhohlen. Nach der Vorſichtsmaßregel, nichts im Großen zu unternehmen, wovon man nicht den Erfolg voraus kennt, und da mir aus individuellen Gründen ſehr daran lag, daß mir Neuerungeu nicht mißlängen: blieb ich, weil ich die Sache nicht genug verſtand, für dieſes Jahr lieber bey der alten Methode. Einige andere Wirthe blieben mit gutem Erfolge bey der neuen. Ihre Schläge waren eher grün, und hatten ein ungleich verſprechenderes Anſehen. Das dießjährige Auswintern der Winterſaat erlaubte nicht über den weitern Erfolg zu urtheilen.

Ich ſprach in der Folge mit einem dieſer Wirthe darüber und äußerte meine Zweifel, daß dieſe Methode eigentlich wohl nur für dürre Zeiten anwendbar ſey. Aber er erwiederte, daß ſie gerade in einem naſſen Zeitpunkte, wie der vom vorigen Jahre ungleich vorzüglich ſey, denn ſie mache es möglich, ſelbſt während einer Regenzeit die Saat zu beſtellen. Von einem gelegenen Acker, ſagte er, läuft das überflüſſige Waſſer ab, er wird daher nicht ſo naß, daß man ihn nicht hacken könnte. Solches, eben gehackte Land iſt äußerſt locker und zerfallend und läßt ſich trefflich egen; aber benutzt man dieſen Zeitpunkt nicht, und läßt es länger liegen: ſo zieht es gerade ſeiner Lockerheit wegen bald ſo viel Waſſer ein, daß es ſich nicht egen läßt, ohne zu ſchmieren. Ich geſtehe, es ſtimmt dieſes ſo ſehr mit meinen Erfahrungen und Beobachtungen überein, daß es jetzt meine feſte Ueberzeugung geworden iſt.

Ich habe ſeitdem Gelegenheit gehabt, mit Männern zu ſprechen, die das Verfahren des vorhin erwähnten Wirthes ganz in der Nähe beobachteten. Man verſicherte mich, er habe ſo ſehr auf das Säen gleich nach dem Umhacken gehalten, daß er die Saatſäcke meiſtens ſchon vorher auf den Acker habe bringen laſſen. Und ſo iſt unmittelbar nach dem Hacken geſäet und die Saat gleich eingeeget worden.

Hat es zufällig auf dem Acker an Saatkorn gefehlt, ſo haben die Häcker ausſpannen müſſen, um keine Furche mehr umzubringen, als an dem Tage hätte beſäet werden können. Sein Grund für dieſes Verfahren beſtand in der Ueberzeugung, daß je lockerer der Boden ſey, und je weniger ſich das Land geſetzt habe, deſto eher laufe das Saatkorn auf, und das Land behalte alle ſeine Frucht. Er hielt alſo viel auf die Friſchheit der Ackerkrume, welches ſich durch anderweite Erfahrungen, die man in jedem Garten machen kann, auch wohl beſtätigen möchte. — Im Winter ließ er die Saat ſtark von den Schafen abfreſſen, und dieſe Stellen hatten in der Ernte einen Vorzug vor denen, die nicht behütet waren.

Nach verſchiedenen anderen Bemerkungen, worin der Herr Verfaſſer die Nützlichkeit des Unterhackens beym Sommergetreide, das eine ſtarke Bedeckung verlangt, betrachtet, ſetzt er noch hinzu:

Könnte Winterkorn das tiefe Unterbringen vertragen, ſo würde es wahrſcheinlich eben ſo allgemein untergehackt werden, als jetzt das Sommerkorn. Doch rühmen alle, die es kennen, den guten Erfolg des Unterbringens des Winterkorns durch Schaufelpflüge, Exſtirpatoren und ähnliche Werkzeuge. Aber dieſe Werkzeuge bringen den Samen nie flach unter, und ſo erreicht man auf einem andern Wege, was wir durch das Säen hinter dem Hacken bezwecken. Dieſe Methode möchte wohl noch Vorzüge haben, denn allerdings kann man von jener den Vorwurf nicht ganz abwenden, daß der Hacken den Boden in der Tiefe zu ſehr lockert. Der, als ein ganz ausgezeichneter praktiſcher Wirth bekannte engliſche Landwirth Ducket hatte den Grundſatz: auf keinen andern Boden zu ſäen, als auf ſolchen, der ſich in der Tiefe lange wieder geſetzt hatte, und dann nur zur Aufnahme der Saat die Oberfläche flach zu lockern. Er behauptete, es bedürfe nicht mehr, um das Keimen zu befördern, daß aber die Wurzel beſſer in gelegenem als in zu lockerem Boden erſtarke. Dieſe Methode würde alſo die Vortheile bey der, bey uns gebräuchlichen, der der Ausſaat auf ausgelegenem Lande und der des Säens gleich hin-

hinter dem Hacken, vereinigen, und ſo würde man hingegen, um durch jene gleiche Vortheile zu erreichen, wenn es die Herbſtregen nicht übernehmen, auf ein ſpäteres künſtliches Feſtlegen des Bodens bedacht ſeyn müſſen, was jener Wirth vielleicht durch das ſtarke Betreiben mit den Schafen erreichen wollte.

Gegen meine Erwartung habe ich die Beſtellungsart, die der Gegenſtand dieſes Aufſatzes iſt, für den Rocken noch zuträglicher als für den Weitzen gefunden, der doch mehr einen gelockerten Boden liebt, als jener. Wenn man aber erwägt, was es iſt, was wir durch ſie erreichen, ſo wird die Urſache klarer. Zeitig geſäeter Rocken wird darum ſo viel beſſer, weil die Wurzel im Herbſte Zeit behält, vor dem Winter gehörig zu erſtarken. Das Winterkorn ſcheint um dieſe Zeit hauptſächlich in der Wurzel zu wachſen, vielleicht ſammelt dieſe gar, in der Art, wie bey vielen zweyjährigen Gewächſen, einen Vorrath an Nahrung, der im Frühjahr zur Bildung der Pflanze verwandt, das kräftigere Austreiben bewirkt. Dadurch, daß wir das Keimen des Samenkorns beſchleunigen, erreichen wir daſſelbe, was man durch frühe Saat erlangt, und darum erweiſet ſie ſich bey Rocken vorzüglicher, als bey Weitzen, dem das zeitige Ausſäen weniger Bedürfniß iſt.

Im übrigen iſt dieſe Methode weder ungewöhnlich noch neu. Im Klüzer Orte, *) wo man auf den ſchönen Boden den meiſten Fleiß verwendet, weil er ihn am reichlichſten belohnt, ſoll ſie ſehr gebräuchlich ſeyn, auch weiß ich, daß mecklenburgiſche Wirthe ſich ihrer ſchon vor 20, 30 Jahren bedient haben. Eine Empfehlung mehr für ſie, jedem Vorſichtigen, wenn ſie bewährt zu nennen iſt, und jedem Vorurtheilsvollen, der jedes Neue haßt, bloß weil es neu iſt.

Ueber die Urſachen, warum der Winterrocken auf Kartoffel- und Krautfeldern ſelten geräth. **)

Je wichtiger der Bau der Kartoffeln für die europäiſchen Staaten iſt, deſto angelegentli-

 cher

*) So heißt eine vorzüglich fruchtbare Gegend in Mecklenburg, zwiſchen Wismar und Travemünde.

**) Ein Aufſatz von Herrn Oekonomie-Inſpector H. F. Pohl, in den ökonomiſchen Heften für den Stadt- und Landwirth. Octob. 1807. S. 289. ff.

cher muß man ſich bemühen, alle Verhältniſſe zu ergründen, in welchen er zu dem Getreidebau, und beſonders zu dem Rocken ſteht. Schließen beyde Früchte in der Folge auf einander nichts aus, wie Herr Pohl es hier zu erweiſen ſucht, hat das Mißrathen des Winterrockens nach Kartoffeln nur einen zufälligen Grund, dem ſich entgegen wirken läßt: ſo hat man viel gewonnen, und ſeine Bemühungen ſind ſehr dankenswerth.

Es bedarf wohl keines Beweiſes, ſagt Herr Pohl, daß wir in der Regel auf Kartoffel- und Krautfeldern, wenn wir ſie mit Winterrocken oder Weitzen beſtellen, mißliche Ernten haben. Die Gegner des Kartoffelbaues, und deren giebt es doch ſelbſt in unſerer Mitte immer noch, haben dieſen zufälligen Fehler, wiewohl mit einiger Uebertreibung und ohne Erwägung der Ausnahmen, ſo dargethan und erwieſen, daß die Kartoffelfelder bereits bey Vielen ſo im Verdachte ſtehen, daß man es nicht mehr wagt, ſie vor Winters mit einer Getreideart zu beſamen, ſondern ſie gemeiniglich für die Gerſte liegen läßt. Dieß zieht aber mancherley ſchädliche Folgen nach ſich: eines Theils iſt es der Feldordnung zuwider, und der Landwirth muß darin Grund finden, den Kartoffelbau aufs Nothdürftigſte einzuſchränken, wobey die Nahrung für Vieh und Menſchen leicht vermindert werden kann; andern Theils ſind Winterſaaten in der Regel die vorzüglichen, und was ſie verhindert oder beſchränkt, kann bey dem Landwirthe nicht in ſonderlichem Anſehen ſtehen. Mithin finden wir hier überhaupt einen weſentlichen Grund, warum der Kartoffelbau in ſo manchen Gegenden nicht ſo allgemein werden will, als es aus mancher Rückſicht zu wünſchen wäre.

Da nun der gerügte Fehler in ſeinen nähern und beziehenden Folgen in der That ſehr bedeutend iſt, ſo hätten die Landwirthe billiger Weiſe nicht dabey ſtehen bleiben ſollen, ihn zu kennen, und durch anderweitige Aufopferung ihm auszuweichen, ſondern vielmehr der veranlaſſenden Urſache nachſpüren, um ihn zu heben. Wohl dachte man ſich eine Urſache,

aber einige Erfahrung und Uebung in landwirth-ſchaftlicher Beobachtung hätte uns gar bald eines Andern belehren können. Man nahm nähmlich an, daß Kartoffeln, wie überhaupt alle Wurzelgewächſe, das Feld dermaßen auszögen, daß es erſt wieder Kräfte ſammeln müßte, um eine andere Frucht zu tragen. Man urtheilte aus der Anſicht ſchlecht beſtandener Saat zu voreilig, und benahm ſich daher die Gelegenheit, weiter zu prüfen. Wer forſcht auch leicht weiter, wenn er die Wahrheit mit Gewißheit gefunden zu haben glaubt? — —

Die Art und Weiſe, wie die Erde die Vegetation der Pflanzen bewerkſtelligt, iſt noch nicht erklärt, und wir wiſſen nichts mehr, als daß ſie durch Bearbeitung einer Seits und durch Beymiſchung ſogenannter fruchtbarer Theile anderer Seits, begünſtigt werde. Darauf beruhet nun unſere ganze Ackerbeſtellung. Alſo ſind wir überhaupt noch nicht ſo tief eingedrungen, daß wir die Belege unſers Verfahrens wiſſenſchaftlich führen könnten. Unſere Theorie, die wir hierbey angenommen, iſt augenſcheinlich zum wenigſten unerwieſen, wenn nicht ganz mit der Erfahrung im Widerſpruche. Ich kann hier nicht tiefer in dieſe Materie eindringen: meine Herren Kollegen werden mich ohnedieß ſattſam verſtehen, wenn ich die Urſachen, warum Kartoffelfelder ſelten ergibige Aernten gewähren, wenn ſie mit Winterfrüchten beſtellt werden, in der Behandlung des Ackers und den natürlichen Folgen davon auf den Getreidebau entwickle.

Was nun das Erſtere anbelangt, ſo hat uns die Erfahrung gelehrt, daß es nützlich ſey, den Acker zum Kartoffelbau durch Bearbeitung ſo locker als möglich zu machen. Der Erfolg iſt jedes Mahl, bis auf die zufällige Ausnahme, für die Vermehrung der Kartoffeln erweislich, und wir dürfen es als Regel annehmen, daß ein ſolches Feld nicht zu locker bereitet werden könne. Nur dann, wenn ungewöhnliche Hitze, oder beſonders lange anhaltende trockne Witterung einfällt, leiden die lockerſten Felder am meiſten. Die Urſachen bedürfen keines Erweiſes.

Was aber den Dünger auf Kartoffelfeldern anbelangt, ſo iſt es hinlänglich bekannt, daß Mangel

 daran

daran auf keine gute Ernte ſchließen läßt, aber auch der Ueberfluß deſſelben nie, weder Güte, noch Vermehrung der Kartoffeln zur Folge habe. Die Beſchaffenheit des Erdreichs, des Klimas, der Witterung, wie ſeine eigene Qualität, beſtimmen ſeine Quantität für das gegebene Katoffelfeld.

Bey den meiſten übrigen Feldfrüchten iſt gewöhnlich die Beſtellung oder Bearbeitung des Ackers vollendet, wenn wir den Samen in die Erde gebracht haben. Bey Kartoffeln, den Kohlarten, Wurzelgewächſen, dem Tabak und allen Pflanzenarten, von welchen man glaubt, daß nach ihnen Wintergetreide nicht gerathe, dauert die Beſtellung, während ſie wachſen, ununterbrochen fort, und ſelbſt noch bey ihrer Einärntung wird das Erdreich aufgelockert. Hierzu kommt nun noch die längſt bemerkte Eigenſchaft aller dieſer Pflanzen, daß ſie ſchon durch ihr Daſeyn das Erdreich locker erhalten. Es kann uns hier gleich viel ſeyn, welches die Urſachen dieſer Erſcheinung ſind: wir haben es bloß mit dem fernern Erfolge zu thun.

Durch alles dieſes erhält der Acker ſichtbarlich eine größere Lockerheit, als vor der gewöhnlichen Beſtellung zu Wintergetreide. Ein Kartoffelacker muß daher, wie jeder Acker, wenn er zu gleicher Lockerheit, und vorzüglich nach und nach, gebracht wurde, ſeine Beſchaffenheit ändern. Daß nun mit dieſer auch die folgende Wirkſamkeit im Verhältniß ſtehen werde, beſtätigt die Erfahrung jedes aufmerkſamen Landwirthes. Es iſt bekannt, daß ſich in einem Jahre aus verſchiedenen Urſachen die Felder zur Winterſaat leichter oder ſchwerer beſtellen, oder locker machen laſſen. Wir verfahren hierbey gewöhnlich mechaniſch, beobachten übliche Gewohnheiten in Pflügen, Hacken und Egen, und ſind oft zu unſerm größten, zweyfachen Schaden der Meinung, daß wir hierin nicht zu viel thun können. Welchem Landwirthe iſt nicht der Fall vorgekommen, daß auf den ganz beſonders vorgerichteten Feldern am Ende wider Erwarten die Ernte ſchlecht ausfiel, und dagegen auf den andern gleichartigen, bey ungleich weniger Zurichtung, ſie deſto geſegneter war?! Die Urſache davon wird ſich in der Folge von ſelbſt erklären.

Die

Die Funktion der Erde für die Vegetation iſt ſichtbarlich zum Theil nach mechaniſchen Grundſätzen beſtimmt. Wir werden dieſen Satz einſtweilen als erwieſen annehmen. Iſt nun ihre Beſchaffenheit geändert, ſo müſſen ſich auch ihre Wirkungen, die eben jene Funktion ausmachen, ändern. Andere Urſachen, andere Wirkungen. Wir würden zur Unzeit hier eine Ausnahme annehmen, wenn wir die zu lockern Felder, wie Kartoffel-, Kraut- und andere ſo bearbeitete Aecker mit denen in gleiches Verhältniß ſetzen wollten, die nicht anhaltend ſo locker gemacht worden ſind.

Schon das Gefühl, möchte ich ſagen, gibt uns zu erkennen, daß die Aecker, wo eben die Kartoffeln aufgehoben ſind, für Weitzen- und Rockenbeſtellung viel zu lockeres Erdreich haben. Ja es ſcheint, als wären wir mit dieſer Lockerheit nicht einmahl zufrieden, denn wir nehmen noch Pflug oder Hacke, und geben, nach unſerer Art zu ſagen, dem Felde ſein Recht. In dieſer Hinſicht aber könnten wir hier wohl beyde Inſtrumente mit Nutzen erſparen. Alles, was hierbey zu befürchten wäre, wäre der Tadel eines und des andern Nachbars, ſo lange bis auch ſie zu einer beſſern Ueberzeugung gelangten.

Der Glaube, als könnten die Aecker nicht locker genug gemacht werden, iſt erweislich ſehr unrichtig. Man darf nur, um ſich von der Richtigkeit dieſes Satzes zu überzeugen, die allgemeine Erfahrung befragen. Verlangen nicht die allermeiſten Pflanzen eine Raſennarbe? und werden ſie je auf locker gemachten Aeckern gefunden? Wenn wir eine Feldmark in mehrjährigen Brachſchlag oder Wieſe verwandeln, ſo finden ſich ſogleich Pflanzen ein, die vorher, als der Acker durch die Beſtellung locker erhalten wurde, nicht ſichtbar waren, und verſchwinden wieder, ſobald das Feld wieder aufgelockert wird. Gibt uns dieſe Erfahrung nicht den offenbarſten Beweis, daß auch in dieſer Hinſicht die Pflanzen eigenſinnig die Beſchaffenheit des Erdbodens zu ihrem Wachsthume verlangen? Unterſuchen wir gerade dieſe Klaſſe von Vegetabilien, ſo finden wir, daß es ſolche ſind, die mit unſerm Rocken und Weitzen, die genaueſte Verwandtſchaft

haben. Es ſind Grasarten (Gramina L.), die faſt durchaus zaſerige Wurzeln haben. Mehrere von dieſer Pflanzenfamilie aber haben dieſe nicht, oder deren nur wenige, und finden wir ſie auf Raſenplätzen? Ein Beyſpiel mag uns die Quecke (Triticum repens L.) geben; dieſe verſchwindet, ſobald der Boden, wo ſie eingeniſtet iſt, iſt, hart und feſt wird. So die Lauftrespe (Bromus inermis L.). Dieſe Erſcheinung verdient unſere ganze Aufmerkſamkeit, und muß meine Beweisführung unterſtützen.

Haben wir uns einmahl überzeugt, daß für gewiſſe Pflanzenarten das Erdreich zu locker gemacht werden könne, ſo wird die Frage natürlich, ob dieß nicht auch der Fall bey der Rocken- und Weitzenſaat ſein könne, und es wird ſich ergeben, daß dieß wirklich der Fall ſeyn müſſe.

Die Beweiſe können wir in folgenden Wahrnehmungen finden. Mechaniſch dient die Erde den Pflanzen zum Feſtſtehen, und was dieſes Feſtſtehen verhindert, muß natürlich nachtheilige Folgen für die Vegetation derſelben bewirken. Kaum iſt das Samenkorn in die Erde gebracht, ſo fängt es an, wenn es anders ſein paſſendes Lager gefunden hat, ſich für einen beſtimmten Ort zu ordnen. Es gräbt zuerſt mit ſeinen Wurzeln, bey Rocken und Weitzen jederzeit drey, erdeinwärts, um feſten Stand zur folgenden Vegetation zu gewinnen, indeß es nur einen Keim erdauswärts treibt. Wir wollen jetzt auf die Ernährung der jungen Pflanzen keine Rückſicht nehmen, ſondern nur auf die mechaniſche Befeſtigung ſehen.

Während in den erſten Tagen das Samenkorn keimt und ſich durch Wurzeln zu befeſtigen ſucht, wird ſich ein zu lockeres Feld ſenken. Das dieſes geſchieht, bedarf gar keines Beweiſes. Die zarte Pflanze muß darunter leiden, weil die Wurzeln theils von Erde entblößt, theils in ihrer Lage verrückt werden. Sie ſuchen zwar den erlittenen Schaden wieder zu erſetzen, daß ſie eine andere Richtung nehmen, allein dieſes wird und kann ohne Nachtheil auf die Pflanze nicht geſchehen. Dieſe Herbſtwurzeln, welche von den nachmahligen Frühlingswurzeln ſchon durch ihre Lage und Anheftung verſchieden ſind, dringen immer tiefer unter ſich.

Je lockerer ſie nun unter ſich den Boden finden, um ſo tiefer dringen ſie auch erdeinwärts. Geſetzt, die Wurzel ſey aber erſt 3 bis 5 Zoll in die Erde eingedrungen, und es kommt ein Regen, ſo ſenkt ſich die Erde augenſcheinlich. Dadurch wird die Wurzel zum Theil wieder von Erde entblößt, nähmlich an ihrem obern Ende, in der Nähe des Grasknotens. Sie muß, weil ſie zart und nicht an die freye Luft gewöhnt iſt und alſo den Druck derſelben nicht aushalten kann, leiden. Alles, was wir unter den Wirkungen der Witterung uns vorſtellen, wird an ihren Kräften nagen. Tauſend junge Pflanzen mögen auf dieſe Art ihre Endſchaft finden. Was von der jungen Saat nicht ſogleich verdirbt, verkrüppelt, um in der Folge zu verderben. Wenn ſich nun auch viele wieder erholen und feſte Wurzel faſſen, ſo leiden ſie doch immer noch fort, weil ſich das lockere Feld, ſelbſt bey dem anhaltendſten Regen, nicht ſo feſt ſetzt, als es bey den andern Feldern der Fall iſt.

So kommt nun die Saat den üblichen Widerwärtigkeiten des Winters entgegen. Schwach und dürftig, leidet ſie mehr als andere vom Wechſel der Witterung. Weil die ſehr zarten und wenigen Herbſtwurzeln im lockern Felde mit der Erde wenig innig verbunden ſind, ſo muß auch jede nachtheilige Wirkung der Witterung ſich verſtärken, und ſelbſt dann nachtheilige Folgen nach ſich ziehen, wo auf andern Feldern kein Schade verurſacht wird. Und wo die nöthige Verbindung mit dem Erdreiche aufgelöſt iſt, da kann man auch unmöglich darauf rechnen, daß die Erde die Schwäche an der Pflanze wieder erſetzen könne. Der Froſt dringt eines Theils tiefer in das lockere Erdreich ein, andern Theils zerſtört er die matten Gefäße ſelbſt. Mehr noch als dieſer wirkt die Feuchtigkeit, die Winternäſſe, die oft die wohl beſtautetſte Saat zerſtört. Was Wunder, wenn unſere Kartoffelfelder im Frühlinge am erſten erbleichen, oder die einzigen ſind, auf denen ſich die nachtheiligen Folgen des Winters äußern!

Außer dieſen als allgemein geltenden Urſachen kommen noch manche andere hinzu. Wir haben die allgemeine Erfahrung für uns, daß ſich im Früh-

jahre oft ein ſchlecht beſtandenes Saatfeld gegen unſere Erwartung erholt. Zu dieſer Erwartung geben die Eigenſchaften des Winterrockens wie des Weitzens die Veranlaſſung. Nähmlich im Frühlinge ſterben die Herbſtwurzeln, die ſenkrecht einwärts gehen, zu der Zeit, wenn durch die erſtere wärmende Witterung die Natur vom Winterſchlafe erwacht, ſämmtlich ab, und neue, die nie eine ſenkrechte, ſonder horizontale, meiſt etwas ſchiefe Richtung nehmen, entſtehen, je nachdem der Stock ſchwach oder ſtark iſt, in unbeſtimmter Zahl. Von dieſer Zeit an kann nur zu große Näſſe oder Trockenheit gegen ihren freudigen Wachsthum wirken. Auf der Kraft, die jetzt ein Stock hat, beruhet das Vermögen, viele Halme zu bilden. Wir können dieß alle Jahre an jeder Rockenſaat wahrnehmen. Unter jedem Blatte liegt eine Knospe, aus welcher ſich ein Halm bilden kann, und unter günſtigen Umſtänden ſich wirklich bildet. Mithin werden ſich in der Regel an einem Stocke ſo viel Halme bilden, als vom frühern Wachsthume her Saatblätter noch vorhanden oder da geweſen ſind. Ich werde dieſen wichtigen Gegenſtand zu einer andern Zeit mit nöthigen Erläuterungen in ſein gehöriges Licht ſtellen, und er ſoll hoffentlich über den Streit des Saathütens, des frühen und ſpäten Säens, den nöthigen Aufſchluß geben. Hier begnüge ich mich, ihn erwähnt zu haben, um die Frage aufzuwerfen, wie es möglich ſey, von einer Saat, die gleich zu Anfange von allen Seiten her litte, und ſich nicht beſtocken konnte, eine ergiebige Aernte zu erwarten. Denn eine ſchwache Saat kann nie viele Halme treiben, auf deren Anzahl das Erholen im Frühlinge doch allemahl einzig und allein beruhet. Daher ſäen wir frühe Saaten von gleichem Samen um eine Beträchtliches dünner als ſpäte. Thun wir dieſes nicht, ſo wird am Ende das Unkraut die vorhandene Saat überwachſen, ſtatt daß eine wohlbeſtandene daſſelbe überwächſt und unterdrückt. Denn auch dieſes ſpielt beym Kartoffelrocken und Weitzen eine wichtige Rolle und wird ein ſicherer Grund der ſchwachen Aernten derſelben. Denn dieſes wächſt nur da, wo es ſeinen angemeſſenen Ort und ſeine Begünſtigung findet. Ein Mahl findet es ſchon anfäng=

fänglich leere Stellen, und dann erleidet es keinen Drang von der ſchwächern Saat. Es fängt nun mit voller Freudigkeit an zu wachſen, überzieht das Feld in kurzer Zeit, und man erlebte wohl den Fall, daß es die Saat mehr oder weniger erſtickte.

Zwar haben wir ſchon einiger Maßen gewonnenes Spiel, wenn wir bey irgend einer Mißlichkeit die nähern Urſachen und Wirkungen gefunden haben, weil ſich durch dieſe Entdeckung gemeiniglich auch zugleich Mittel und Wege zeigen, ſie zu vermeiden; aber nicht alle Mahl ſteht es in unſrer Gewalt, ſie zu gebrauchen und einzuſchlagen. Zu beyden dient unſer Thema als Beleg.

Wir haben umſtändlich bewieſen, daß die gemeiniglich geringen Aernten von Winterfrüchten auf Kartoffelfeldern eine Folge von der zu großen Lockerheit des Ackers ſind. Iſt es dem Verfaſſer gelungen, gehöriges Licht über einen ſo wichtigen Punkt zu verbreiten, ſo darf er gewiß nicht befürchten, daß ſeine Mittel gegen die Bekämpfnung des Uebels überſehen werden, zumahl ſie ſich nicht nur auf Kenntniß der Natur überhaupt, nach welcher jedes landwirthſchaftliche Ereigniß und Unternehmen beurtheilt werden muß, ſondern auch auf einige wiederholte Erfahrungen gründen.

Den nachtheiligen Folgen der zu großen Lockerheit des Feldes können wir ziemlich alle Mahl dadurch vorbeugen, wenn wir daſſelbe in eine gehörige Bündigkeit zurück bringen, wenn wir den Acker einige Zeit liegen laſſen, ehe wir beſtellen, oder ihn gar nicht pflügen, oder ein zweckdienlicher Regen uns zu ſtatten kommt. Ein weſentlicher Umſtand verhindert uns aber, den ſichern Weg einzuſchlagen, das Feld durch Liegenlaſſen derber zu machen, nähmlich der, daß gerade die Felder, welche einer ſolchen Vorbereitung bedürfen, zufälliger Weiſe am ſpäteſten geräumt werden. Ihre Abärntung fällt ſelten vor Michaelis; nur dadurch gewinnen wir einigen Vorſprung, wenn wir genannte Pflanzenarten ſo zeitig als möglich in Vegetation bringen und dieſe beſchleunigen: aber den Landwirth beſtimmen und hindern mancherley Beweggründe, warum er dieſes unterläßt.

Weil

Weil man alſo das allertrefflichſte Mittel im gegenwärtigen Verhältniſſe, die zu große Lockerheit des Kartoffelfeldes in eine verhältnißmäßige Bündigkeit zu verwandeln, nur ſelten gebrauchen kann, ich meine, das Feld nach der Abärntung deſſelben ſo lange ungeſtört liegen zu laſſen, bis die Natur den gehörigen Grad von Feſtigkeit ſelbſt bewirkt hat, ſo müſſen wir zu künſtlichen Mitteln unſere Zuflucht nehmen. Ich habe folgende angewendet:

Sobald die Kartoffeln ausgebracht waren, ließ ich den Acker von den Stöcken reinigen, und, um ihn zu ebnen, leicht mit der Ege überziehen. Mit der Saat zauderte ich ſo lange als möglich. Sie geſchah nun, ohne zu pflügen oder zu hacken. Der Same wurde bloß aufgeſäet und mit der Ege, wie gewöhnlich, in die Erde gebracht. Nach 2 bis 3 Tagen ließ ich das Feld tüchtig walzen. Bey dieſer Methode fand ich — außerdem, daß manche Kartoffel, die beym Pflügen noch zum Vorſchein käme, verloren geht, wogegen aber ein ſorgfältigeres Ausnehmen einiger Maßen ſichert — nur das Einzige einzuwenden, daß die Furchen, welche die Beete bilden, ziemlich verſchwinden. Ich ließ ſie daher leicht mit dem Pfluge ausſtreichen; aber dadurch erlangte ich zwar eine beſſere Anſicht für das Auge, aber keinen Vortheil für das Feld; denn dieſes bekam dadurch an den Furchen immer einige Anhöhe, welche, weil die Beete zu wenig Rundung haben, nicht in allen Feldern rathſam ſeyn dürfte. In ſolchen, wo die Feuchtigkeit ſogleich ohne Nachtheil nach der Tiefe dringt, wie dieß bey ſandigen Feldern gemeiniglich der Fall iſt, mag dieſer Umſtand gar nicht in Rechnung kommen. Im folgenden Jahre aber ließ ich, ſobald das Feld eben geegt war, die Furchen tiefer mit dem Pfluge ausſtreichen, und ſo bis zur Beſäung liegen. Als nun der Same eingeegt ward, rundete ſich die Furche an beyden Seiten gehörig ab, und das Feld bekam ein angenehmeres Anſehen. So bin ich denn in der Folge fortgefahren, und habe erweislich ſehr gute Aernten des Rockens (Weitzen habe ich nie darauf geſäet) auf Kartoffelfeldern gehabt.

Im Jahr 1805, das noch manchem Landwirthe wegen der übeln Witterung, im Andenken ſeyn

dürf-

dürſte, machte ich zufällig wieder eine neue Erfahrung, oder vielmehr ich bereicherte die bekannte. Der Fall beſtätigt meinen Glauben, und deswegen wird die Erzählung deſſelben hier nicht am unrechten Orte ſtehen. Das geringe Zutrauen auf eine ſpätere beſſere Witterung beſtimmte mich, meine Kartoffeln zeitig auszubringen, und ich hatte meine ergibige Aernte bereits geborgen, als ein früher Forſt das allgemeine Ausbringen verhinderte und viele tauſend Säcke in der Erde vernichtete. Das leere Feld wurde ſogleich nach der Abärntung durch einen anhaltenden Regen gleichſam eingeſumpft, und war am Ende völlig zuſammen gefloſſen. Es ward für die Gerſte ausgeſchlagen, und blieb deshalb ganz ungeſtört liegen. Mit Ende des Novembers erhielten wir warme trockne Witterung, ſo daß dieſes Feld beſtellbar war. Da es nun gerade ein mit Winterſaat beſtelltes zu übergebendes Pachtfeld war, ſo eilte ich, es noch zu beſamen. Ich ließ es wie ein Brachfeld zur Saat pflügen, weil es vom Regen nicht nur gänzlich zuſammen gefloſſen, ſondern auch ziemlich feſt geworden war. Genug, ich hielt die Furche für rathſam, und ſchon deswegen der Klugheit gemäß, weil es ein zu übergebendes Pachtfeld war. Es war am 3. December, als der Same eingeſäet und gut eingeegt wurde. Die Walze vermied ich dieß Mahl als überflüſſig. Ungefähr in 14 Tagen gieng die Saat auf, grünte bald ſehr lebhaft, hielt ſich den ſchlackigen Winter über ſehr gut, und ſchien von dem abwechſelnden Froſte nicht im geringſten zu leiden. Es beſtockte ſich im Frühlinge, wie die Saat im Herbſte zu thun pflegt; eine Erſcheinung, die mir in der Art noch nicht vorgekommen war, denn das Frühlingswachsthum äußert ſich auf eine ganz andere Art. Theils dieſes Wachſen, theils daß ein Sechstel mehr Same, als gewöhnlich, auf das Feld geſäet ward, gab ein dicht ſtehendes Korn und am Ende eine der ausgezeichnetſten Ernten.

Ueber einige wichtige Urſachen der ſchlechten Rockenärnten im Fürſtenthum Lüneburg.

Da der Rocken in Deutſchland das Haupterzeugniß iſt, von deſſen größerer oder geringerer

rer Menge die größere oder geringere Volkszahl der Provinzen und deren Wohlſeyn abhängt: ſo muß den Patrioten ſehr daran liegen, die Urſachen aufgedeckt zu ſehen, woher der Rockenertrag in manchen Gegenden ſo geringe iſt, beſonders wenn dabey das Fehlerhafte des Verfahrens recht einleuchtend gemacht, und beſſere Beſtellungsarten vorgeſchlagen werden. Das hat nun unter andern der Herr Weinlig zu Fallingboſtel für die lüneburgiſchen Gegenden gethan. Seine Erinnerungen treffen leider indeß nicht bloß dieſes Land, ſondern auch viele andere Strecken im nördlichen Deutſchlande, wo die dürftigen Rockenärnten nicht ſo ſehr von dem ſchlechten Boden, als von der ſchlechten Beſtellungsart verſchuldet werden. Sie dürften daher auch andern Gegenden dringend zur Beherzigung zu empfehlen ſeyn, wenn auch ſelbſt Herrn Weinlig's Feldſyſtem noch eine Verbeſſerung zuließe. — Hier ſind ſeine eigenen Worte. *)

Der Flächenraum im Fürſtenthume Lüneburg ſteht mit der Zahl der Bewohner deſſelben bekanntlich in einem ſehr auffallenden Mißverhältniſſe. Die Summe von Menſchen, die in dieſer ausgedehnten Provinz ſich befindet, iſt ſo gering, daß wahrſcheinlich in ganz Deutſchland kein Diſtrikt ſich befindet, in welchem die Quadratmeile weniger Individuen faßte, als in dieſem. Unſern erleuchteten Staatsmännern iſt dieſes nicht entgangen, und ihre Sorgfalt hat auch bereits Vorbereitungen gemacht, dieſen weiten Raum mehr zu bevölkern. Mir ſey nur die Bemerkung erlaubt, daß, wie undankbar auch immer der Boden, wie manche beträchtliche Strecke mit Heide bewachſen iſt, wie viele große Plätze von Waſſer entblößt und allein mit Schafheerden bedeckt ſind, die das ganze Jahr hindurch ein kurzes Futter da ſuchen, doch eine hinreichende Menge Korn gebauet

*) S. Neues hannöverisches Magazin. 1804. 84. Stück, S. 1317 ff.

bauet werden müßte, um die Einwohner bey ihrer, im Ganzen ſehr frugalen, Lebensart zu ernähren. Wer aber je in den Dörfern geweſen iſt, die nicht an den Ufern großer ſchiffbarer Flüſſe liegen, wer die Oeconomie dieſer Menſchen genauer kennen zu lernen Gelegenheit gehabt und die gegründeten Klagen derſelben wiederholt gehört hat, der muß geſtehen, daß gerade dieß nicht der Fall iſt, daß eben dieſes unentbehrliche Product des Bodens mangelt, daß faſt jedes Jahr, wenigſtens in der letzten Zeit, vom Anfange des Februars an, das Brodkorn, ſelbſt von Landleuten, die beträchtliche Güter beſitzen für baares Geld hat zugekauft werden müſſen, und daß die Ausſichten für die Zukunft nicht erfreulicher ſind. Läge der Grund dieſer doch in der That traurigen Erſcheinung in Urſachen, die ſich ſchlechterdings nicht heben ließen, ſo müßte freylich dem theilnehmenden Beobachter nichts als Mitleid mit dem beklagenswürdigen Looſe dieſer guten Leute übrig bleiben, und der Ausruf: ſchickt euch in euer widriges Schickſal! möchte alles ſeyn, was zu ihrer Beruhigung geſagt werden könnte. Aber ſo iſt es nicht; einzelne, wenn gleich ſeltene, Beyſpiele zeigen, daß Hülfe möglich iſt, daß, wenn gleich der Ertrag nie ſo hoch, als in beſſerm, fetterm Boden, doch ſo weit gebracht werden könne, daß der größte Theil dieſer Bewohner der Lüneburger Heide gegen Mangel geſichert, ihre Kornböden gefüllter, und ſo manchen Thaler baares Geld in ihrer Taſche erhalten werde. Ich glaube, es dürfte nach Beſiegung hindernder verjährter Vorurtheile, und nach Erweckung des Geiſtes der Induſtrie, möglich ſeyn, mit der Zeit hier Fluren hervor zu zaubern, die dem Wanderer heiterer entgegen lachen. Der Blick in dieſe beſſere Zukunft wird ſchon die gegenwärtige Generation beleben, und eine Nachkommenſchaft, die weniger unter dem Drucke der Armuth, als die jetzige, ſeufzt, wird froher auf die, welche einſt ihre Stelle einnimmt, hinaus, und dankbarer auf uns, die wir dieſe frohe Zeit vorbereiteten, zurückſehen, und ſelbſt der geringe Beytrag, den der Verfaſſer durch dieſen Aufſatz liefert, würde in ſeinen Augen und in ſeinem Herzen einen Werth bekommen, den er bis jetzt ihm unmöglich beyzulegen ſich erkühnt. Daß iſt die Ten-

denz dieſer Zeilen, die zwar, im Ganzen genommen, wenig oder gar nichts neues, aber doch auf Erfahrung gegründete Sätze enthalten, die, wie der Augenſchein lehrt, nicht oft genug geſagt werden können.

Doch zur Sache, wobey ich zuerſt die gewöhnliche Beſtellungsart des Rockens und die dabey bemerkten Fehler auseinander ſetzen will.

Gegen Michaelis, einige Wochen, auch wohl Tage früher oder ſpäter, fangen die hieſigen Landleute ihre Rockenſaat an. Da äuſſerſt ſelten in dieſer Gegend gebraacht wird, (an vielen Orten kennt man nicht einmahl den Nahmen dieſer Sache), ſo wählt man Land, das, nachdem es im Auguſt abgeerntet worden, gedüngt iſt, oder das vorher Kartoffeln, Rüben, oder ein, ja zwey Jahre Rocken, oder auch in der dritten Geile Buchweitzen getragen hat; auch pflegt man wohl nach weißem Haber, der vorher gedüngt geweſen iſt, dieſe Frucht zu ſäen.

Wird der Rocken in die erſte Gare gebracht, ſo düngt man das Stück mit ſogenanntem Plaggenmiſt, eget es mit einer leichten, vielleicht ganz hölzernen Egge, und ſäet auf den halben Morgen 1 Himten Rocken, den man ganz leicht untereget. Selten und nur äußerſt ſelten hat der Landmann ſo viel Dünger, als er nöthig hat, alle ſeine Rockenſtücke zu düngen. So wie er daher ſo viel in ſeinen Ställen liegen hat, als er auf ein Stück nöthig zu haben glaubt, ſo düngt er, wenn nur der Froſt den Pflug in die Erde zu bringen geſtattet, ein Stück, pflügt, beſtellt, und läßt es nun in Gottes Nahmen bis zu der Zeit liegen, da eine karge Erndte ſeine Mühe belohnen ſoll.

Wird das Stück nicht erſt jetzt gedüngt, ſondern iſt im vorhergehenden Jahre oder mehrere vorher gedüngt und beſtellt geweſen, ſo daß es, nach der Gewohnheit dieſer Leute, noch nicht aus der Gare iſt, ſo wird es ein Paar Wochen, vielleicht Tage vorher geſtreckt, d. h. es wird eine Furche um die andere umgepflügt, und, nachdem zur Saat abermahls gepflügt worden iſt, geſäet. Das iſt eine kurze Methode, die man überall in dem Striche Landes, von welchem hier die Rede iſt, beobachtet. Dieſelbe zergliedert, werden folgende Fehler ſogleich in die Augen fallen.

1.

1. Angenommen, daß das ſogenannte Strecken, wie der Herr Leibmedicus Thaer, nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe, mit Recht behauptet, zur Vertilgung der Quecken ſehr nützlich iſt, ſo muß doch dieſe Arbeit ſorgfältiger, als zu geſchehen pflegt, unternommen werden. Pflügt man kaum ein Paar Zoll tief, und macht die Furchen wohl ein Paar Fuß breit, ſo bleiben ſehr viele Wurzeln vom Pfluge ganz unberührt, die in der Folge wieder ausſchlagen; viele Quecken werden zerſtückelt und ſchlagen von neuem da aus, wo ſie abgeſchnitten wurden, und alles das Unkraut, das man durch dieſe Operation vertilgen wollte, wird vermehrt. Man hätte alſo in dieſer Hinſicht beſſer gethan, anſtatt zu ſtrecken, gleich zu pflügen. Auch iſt es nöthig, daß man dieſes Geſchäft in ſehr heißen Tagen vornehme, das Land mit einer eiſernen Ege recht ſcharf durcharbeite, und auf dieſe Weiſe die oben aufliegenden Faſern vor der Sonne ganz austrockne.

2. Der Pflug muß gleich bey dem erſten Pflügen tiefer geſtellt werden, damit er einen größern Würfel von der Erde heraus hebe und der Fruchtbarkeit fähig mache, indem er die Möglichkeit erzeugt, daß die Wurzel tiefer in die Erde dringe. Denn was wollen zwey Zoll Tiefe ſagen? Die traurige Folge von dieſem flachen Pflügen iſt die, daß, da der Boden ſo nahe unter der äußerſten Oberfläche feſt bleibt, dieſe aufgepflügte Krume durch die Winterfeuchtigkeiten noch mehr zuſammengedrückt, ſich bald ſenkt, und ſo hart wie eine Tenne wird. Die Wurzel kann nicht ſo tief eindringen, wie ſie ſollte, um Feuchtigkeiten und Nahrung hervor zu holen, wovon die erſtern ohnedieß ſchnell genug durch die Sandtheile, gleich wie durch ein Sieb, abgeſetzt werden, und ſo muß die ganze Pflanze während ihrer Vegetation krank und kümmerlich bleiben.

3. Ueber die fehlerhafte Methode, ſo oft unmittelbar hinter einander einerley Frucht auf eine und dieſelbe Stelle zu bringen, ſage ich nichts. Sie iſt zu bekannt, zu oft, zu gründlich, zu allgemein widerlegt, als daß der Nachtheil derſelben nicht jedem in die Augen fallen ſollte.

4. Die Zeit der Saat iſt, wenn ſie, wie bey den meiſten Stücken der Fall eintritt, ſpät in den Winter hinein geſchieht, thöricht gewählt. Wie kann denn, wenn eben der Froſt zu beſorgen ſteht, das Saatkorn gehörig keimen? Was geht bey dieſer Operation in der Natur, ſo weit wir ſie kennen, vor? — Sobald das Samenkorn der Erde übergeben iſt, muß es von der Feuchtigkeit, welche ſich in der Erde befindet, aufſchwellen, die Mehltheilchen werden durch dieſe Feuchtigkeit zu einem Brey gebildet, welches der Landmann die Milch nennt, und dienen in dieſem breyartigen Zuſtande dem jungen Keime zur erſten Nahrung. Tritt nun in der Zeit Froſt ein und erreicht derſelbe das Samenkorn, ſo muß dieſer Saft erfrieren, und die künftige Pflanze iſt völlig dahin *). Tritt der Froſt aber auch ſpäter und nur noch zu der Zeit ein, da eben die Spitze der Pflanze in bräunlicher Farbe aus der Erde hervorkommt, ſo wird dieſe ſo zarte Spitze ebenfalls angegriffen, und in ihrem erſten Aufkeimen von der Kälte zerſtört. Frühe Saat iſt daher, der Regel nach, der ſpäten allezeit vorzuziehen, ob ſich gleich nicht läugnen läßt, daß in einigen, aber freylich höchſt ſeltenen Jahren, die ſpäte Saat einen Vorzug vor der frühen erhalten kann. Was zehnmahl ſich ereignet, muß doch wohl eher befolgt werden, als das, was nur einmahl gegen zehnmahl eintritt.

5) In Hinſicht der Düngung werden ebenfalls die unverzeihlichſten Fehler begangen. Man düngt viel zu ſelten, viel zu ſchlecht. In den meiſten Gegenden giebt man dem Boden nur alle 6 Jahre, und fehlt es dann am Miſte, wie das gewiß nicht ſelten der Fall iſt, auch wohl alle 8 Jahre einmahl Dünger. Dies geſchieht, wenn das Land in den letzten Jahre durch wiederhohltes Säen von rauhem Haver recht ausgemergelt, wobey dem Lande auch die letzte Spur vom Miſte entzogen worden iſt. Doch das iſt noch nicht genug! Die Quantität des Miſtes iſt ganz ſo unbeträchtlich, als die Qualität elend iſt. 5, 6, höchſtens 7 Fuder, deren keins über 4 Centner enthält, führt man auf ein Stück von 60 Quadratruthen. Stroh, das ſo ſparſam

*) Nach Herrn Staatsrath Thaer's Erfahrungen, leidet das keimende Rockenkorn durch Kälte nicht. Fl.

ſam geerndtet, und daher allein zur Fütterung des Viehes gebraucht wird, ſtreuet man nie ein, ſondern eine Menge Heide, die zum Theil aus Stengeln beſteht, welche die Dicke eines Fingers haben, und daher oft erſt nach 10 Jahren verweſet. Dieſe Heide iſt aber dem Viehe in ſo großer Menge untergeſtreuet, daß ſich nur wenig Excremente des letztern unter dem Dünger befinden. Auch pflegt man Plaggen mit dieſem Heidedünger zu vermiſchen, an welchem noch eine Quantität ſchlechter, ſandiger Erde hängt. Es liegt am Tage, daß der Boden dadurch zwar mit mehreren Fudern befahren, aber das Land durch dieſe letztern immer mehr verdorben wird. Auch nimmt man wohl anſtatt des Kuhmiſtes, Schafdünger, und verlangt eine Wirkſamkeit von 6 bis 8 Jahren auch von dieſem. Zufrieden, wenn man nur recht viele Stücke beſtellen kann, giebt man keinem ſo viel als es bedarf, und ſchreyet nun darüber, daß die Erndten alle Jahre ſchlechter werden!

6) Höchſt nachläßig gebraucht man die Egge. Ein kleines, mit hölzernen Zacken verſehenes, leichtes Inſtrument, das in die lockere Erde gar nicht einzudringen im Stande iſt, läßt man über das gepflügte Stück hingleiten, und bekümmert ſich nicht darum, daß ein großer Theil des Samens auf dem Felde unbedeckt liegen bleibt, von Vögeln verzehrt, und wegen Mangel an Feuchtigkeit zum Keimen nicht fähig wird. Geſetzt aber auch, daß die ganze Summe von Körnern zum Keimen kömmt, ſo bleibt doch nur ein kleiner Theil, vielleicht nur die Hälfte von allem, und ſelbſt dieſe nicht immer tief in dem Boden eingewurzelt ſtehen. Die Nähe der Oſt- und Nordſee, die Agitation der kleinen Theile dieſer großen Waſſermaſſen bringen uns im Frühjahre gewöhnlich ſehr rauhe Oſt- und Nordwinde herbey, von welchen beſonders der erſtere, der faſt nie mit Regen begleitet iſt, vorzüglichen Schaden zufügt. Er trocknet die Oberfläche des Bodens aus, wehet allmählig kleine Staubtheile, und gerade die, welche mit Dünger geſchwängert ſind, alſo die beſten, mit ſich weg, entblößt die ſehr flach liegenden Wurzeln der jungen zarten Pflanzen, dörret ſie aus, ſtößt ſie bey großer Heftigkeit um, und erzeugt eben dadurch das ſchnelle Abſterben derſelben. Der Landmann ſagt daher: der

Rocken verliert ſich zur Hälfte, und ſo kommt es denn, daß ein, 14 Tage vor dieſem Winde ſchön ſtehendes Feld einen höchſt traurigen Anblick gewährt, und kaum die Hälfte von dem giebt, was man mit Recht ſonſt davon erwarten konnte. Dies, gerade dies, ſcheint mir eine der Haupturſachen unſerer ſo ſchlechten Erndten zu ſeyn. Nichts iſt aber leichter, als dieſem Uebel abzuhelfen. Eine Erfahrung, die ich mehrere Jahre hindurch gemacht habe, berechtigt mich zu dieſer Behauptung, und ich eile, ſie bekannt zu machen, nicht in der Abſicht, um zu Verſuchen, ſondern zu dreiſter Nahahmung zu ermuntern, da mehrere Jahre in mehrern wirklich ſehr verſchiedenen Gegenden mich von der Richtigkeit meines Verfahrens feſt überzeugt haben. Hier iſt ſie:

Wenn mein Land zu dem Rocken gedüngt, einmahl 8 Tage vor der Saat gepflügt, und ſo gut als möglich geeget iſt, laſſe ich die gewöhnliche Quantität Samen in der Woche, da Michaelis einfällt, auf das Land ſäen, in derſelben Stunde, da dieſes geſchehen iſt, mit dem Pfluge in die gewöhnliche Tiefe unterpflügen, und alsdann gehörig egen. Der Rocken kommt freilich etwas ſpäter zum Vorſchein, und zeigt ſich in ſeiner Ueppigkeit der Regel nach erſt im Monat May; allein das ſchadet nicht, er kömmt dann auch deſto freudiger und ſchöner hervor, breitet ſich überall gleich aus, und ſchießt nun mit Kraft und Muth in die Höhe. Nie wird er, wenn man nur nicht gar zu lange ſäumt, in der Milch erfrieren, er wurzelt dagegen tief, ſteht feſt, und weder Oſt- noch Nordwinde ſind im Stande, ihm zu ſchaden. Alle Körner, die in das Land geſäet werden, kommen zum Aufkeimen und Fruchttragen, kein einziges bleibt aus, alle Wurzeln können ſich ausbreiten, alle ſind fähig, in die Tiefe einzudringen, und aus derſelben ſich Nahrung zu holen, und eine reiche Erndte lohnt, wenn nicht beſondere Unfälle eintreten, die aber auch allen übrigen Rocken ſchaden würde, für dieſe vernünftigere und einleuchtend beſſere Beſtellungsart.

Ich weiß es ſehr gut, daß ich hier kein Geheimniß bekannt mache, weiß aber auch, daß man doch an ſehr wenigen Orten, und auch da nur in ſehr wenigen Haushaltungen dieſe Methode anwendet,

und

und wünſche daher, daß jeder, der dies lieſet, vorzüglich aber Bewohner des Fürſtenthums Lüneburg, wenn ſie meinen Reſultaten nicht Glauben beymeſſen ſollten, wenigſtens im Kleinen Verſuche anſtellen mögen. Sie werden, ich bin davon überzeugt, eben die erfreulichen Erfolge erleben, die ich hier, und ſelbſt im Kleiboden des Fürſtenthums Calenberg davon erlebt habe. An dieſem letzten Orte ließ ich zuerſt im Jahre 1799 einen Morgen Land, der in etwas ſandigem Boden Flachs getragen hatte, und daher zu dieſem Produkte, nach der dort eingeführten Fünffelder-Wirthſchaft, nicht bedüngt war, umpflügen, ſodann mit drey vierſpännigen Fudern recht guten kurzen Miſt bedüngen, und den Rocken auf die oben beſchriebene Art unterpflügen und alsdann egen. Zum Bewundern ſchön ſtand mein Rocken vom Monat May an auf dieſem Stücke, und übertraf weit die dicht daneben befindlichen 3 Morgen, die eben ſo bedüngt waren, auf welchen aber der Same nach der gewöhnlichen Weiſe blos untergeeget worden. Beym Ausdruſche gab der Untergepflügte ein Drittheil mehr als der andere. Im folgenden Jahre wiederholte ich den Verſuch, und erhielt daſſelbe Reſultat. Im Jahre 1801 ließ ich abermahls zwey neben einander liegende Morgen auf dieſelbe Weiſe, nur mit dem Unterſchiede beſtellen, daß der eine Morgen vorher Flachs, und der andere Bohnen getragen hatte, und auch da war der Erſatz meinen Erwartungen gemäß, ja er übertraf ſie noch. Freylich gab das Bohnenſtück beym Ausdreſchen nicht mehr als 19 Himten, incl. des Zehntens, woran aber die ſchlechte Beſtellung, die überall durch dienſtpflichtige Leute geſchah, Schuld hatte, vermöge welcher an den Seiten die Sandfurchen ſo ſchlecht geeget waren, daß die umgewendeten Ballen das ganze Jahr geſehen werden konnten; dagegen gab das dabey liegende Stück, das mit Flachs beſtellt geweſen war, 27 Himten. Wäre die Beſtellung des erſtern ſo gut wie die des zweyten Morgens geweſen, ſo wäre wenigſtens eben ſo viel darauf geerndtet worden, wie man aus dem Strohe, der Vollſtändigkeit der Aehren und der auf den Stücken dicht ſtehenden Halme ſchließen konnte. An meinem jetzigen Wohnorte beobachtete ich dieſelbe Methode, ließ einige

Stücke auf eben dieſe Weiſe behandeln, und erhielt, wie mir alle meine Nachbarn bis jetzt bezeugen können, das nähmliche Reſultat.

Aus Rocken und Weitzen gemiſchte Saat.

Man will zwar gefunden haben, daß die Miſchung von **Rocken** und **Weitzen**, wenn ſie zu Körnern für menſchliche Nahrung gebauet wird, oder das ſo genannte Méteil der Franzoſen, ſelbſt in Weitzenſtoppel ganz vortrefflich gerathe, wenn Weitzen allein ganz mißrathen würde. Im allgemeinen genommen möchte dieſes Verfahren doch nicht zu billigen ſeyn und man wird gewiß dem Herrn Profeſſor Weber beypflichten, der in ſeinem Handbuche der Feldwirthſchaft *) folgendes dagegen bemerkt.

a. Die Natur beyder Getreidearten iſt in Rückſicht ihrer Ausdauer gegen Froſt und Näſſe, in Rückſicht des verſchiedenen Eintrittes ihrer Wachsthumsperoide, in Rückſicht der Zeit der Reife nicht ganz gleich, und man kann daher annehmen, daß ſie ſich einander im Wachsthum mehr hinderlich als beförderlich ſeyn werden.

b. Und da man entweder dem Weitzen durch den beygemiſchten Rocken, welcher denn doch von geringerem Werthe iſt, in ſo fern Eintrag thut, als man ſtatt deſſen auch Weitzen hätte bauen können, oder aber an dem mit Rocken vermiſchten Weitzen keinen Vortheil macht, wenn derſelbe in dem Acker, wo eigentlich nur Rocken gerathen würde, mit eingeſäet, und folglich hier weniger einträglich, als der bloße Rocken, ſeyn würde: ſo iſt dieſe Miſchung eben ſo ſehr in erſterer Rückſicht zu mißbilligen, als in der andern nicht abzuſehen iſt warum dieſelbe

*) I, S. 241 ff.

be geſchehen ſolle? Beym Verbrauche derſelben ſelbſt würde man auch gar nichts gewinnen, da ſie zu ſolchen Behufen, wozu Weitzen allein erforderlich wäre nicht gut genug, und zu denen, wozu Rocken hinlänglich wäre, zu gut, ja zu gewiſſen Behufen ſtatt deſſen gar nicht brauchbar ſeyn würde.

Eine einzige Ausnahme von dieſer Regel wäre in dem Falle rathſam, wenn die Äcker ſo gelegen wären, daß bald der Weitzen, bald der Rocken zu gerathen pflegte, und man alſo in ſo fern ſich auf jeden Fall gegen eine gänzliche Mißernte eben dadurch decken wollte und könnte, daß man Weitzen und Rocken mit einander vermiſchte, wo denn doch einer von beyden jährlich gerathen müßte, welchem nun gerade die Witterung des Jahrs am günſtigſten wäre. So ſoll dieſes z. B. in den am Rhöngebirge gelegenen, ſehr kalten Feldern im Eiſenachiſchen bey den dortigen Bauern mit vielem Vortheil 'geſchehen; die ſich indeß aber immer glücklich ſchätzen, wenn ſie Aecker haben, die ſie ohne Gefahr mit einer jener Getreidefrüchte **allein** beſäen können.

Klee unter Rocken geſäet.

Im Art. **Klee**, Th. 39, S. 460. erwähnt **Krünitz** des Verſuchs Klee unter Rocken zu ſäen, und der Erfolg iſt nicht ungünſtig geweſen. Zum Behuf der Wechſelwirthſchaft kann dieſe Erfahrung von Nutzen ſeyn.

Kann aus Treſpe Rocken, und aus Rocken Treſpe werden?

Vom Herrn Oberamtmann Gericke. *)

So ausgemacht entſchieden dieſe beyden Fragen unter den Botanikern auch längſt geweſen ſeyn mö-

*) Oekonomiſche Hefte ꝛc. 31ſter Band, oder Dezember 1808. S. 535 ff.

gen, ſo ſehr unentſchieden waren ſie doch noch immer bey den Landwirthen und Landleuten. Erſtere mögen auch noch ſo ſehr zu beweiſen ſuchen, daß Rocken und Trespe zwey verſchiedene Species ſind; daß die Staubfäden und Blüthen, ja daß die Aehren ſelbſt zu ſehr von einander abweichen; daß es ganz unmöglich ſey, daß eins ins andere ausarten könne, ſo kann dieſes doch darum den Landmann nicht von der Richtigkeit überzeugen, weil die Erſcheinungen, die er ſieht, weit kräftiger auf ihn einwirken, und ihm das Gegentheil glaubend machen. Ich ſelbſt habe Erſcheinungen dieſer Art in meiner praktiſchen Laufbahn erlebt, die ſo auffallend waren, daß auch ich dafür halten mußte, daß aus Rocken Trespe, und umgekehrt entſtehen könne.

Als ich auf dem Amte Steurwald, im Ocker-Departement, Diſtrikts Hildesheim, die Landwirthſchaft erlernte, begegnete mir einſt ein Bauer aus dem Amtsdorfe Großen-Gießen, und trocknete ſich die Thränen ab. Gerührt hiervon, fragte ich, was ihm begegnet ſey, und hörte, daß er einige Himten Saatrocken hätte borgen wollen, daß man ihm dieſes abgeſchlagen, und er nun keinen Rath wiſſe, wie er ſein Land beſamen ſolle. Ich konnte ihn nur beklagen, aber nicht helfen, und mußte ihn betrübt weggehen laſſen. Einige Zeit nachher kam ich durch die Feldmark des Dorfes Großen-Gießen, und ſah dieſen Mann Korn auf ſeinen Acker ſäen. Ich fragte, ob er endlich noch einen gutherzigen Menſchen gefunden, und von dieſem Saatrocken erhalten habe. Ja, Trespe und Unzeug hat man mir geborgt, welche ich als Rocken bezahlen ſoll, war ſeine Antwort, und dabey zeigte er mir die Saat. Es war wirklich unter dem Rocken ausgeſiebte Trespe, und kleine kümmerliche taube Rockenkörner, die ganz der Trespe ähnlich ſahen, und die auch nur einen kleinen Theil des Ganzen ausmachten. Ich ritt mit dem Vorſatze weg, im nächſten Jahre genau aufzupaſſen, was dieſer arme Mann auf dieſem ſonſt ſo ſchönen, kraftvollen, kalkreichen Boden erlangen würde. Noch im nähmlichen Herbſte ritt ich hin, und fand einen mit den ſchönſten Pflanzen dicht beſtandenen Acker. Die Lage dieſes Stücks war ſo, daß es von der Winterfeuchtigkeit nicht leiden konnte, und im Frühjahre,

als

als ich meine zweyte Beſichtigung hielt, ſtand alles herrlich, und nichts war ausgewintert. Von der größten Neugierde getrieben, ritt ich nun zur Zeit der Reife hin, um meine letzte Beſichtigung zu halten, und wie mußte ich erſtaunen, als ich den ſchönſten Rocken, ohne alle Trespe, mit den vollſten, ſchwerſten Aehren auf dieſem ſo ſchlecht beſamten Stück Landes prangen ſah! Hier, dachte ich, iſt ein Beweis, daß Gottes Segen da recht viel ſchaffen kann, wo Menſchen mit ihrem Kleinmuthe nichts erwarten; aber auch der, daß aus Trespe Rocken werden kann.

Das zweyte auffallende Stück, was ich im umgekehrten Falle erfuhr, war folgendes:

Als ich das von Hammerſteiniſche Gut Equord, im Diſtrikte Hildesheim, in Adminiſtration bekam, fand ich auf dem ſogenannten Herrenkampe ſchlechten Klee, und erfuhr bey näherer Unterſuchung, daß dieſer Kamp Land 6 Jahre lang Klee getragen hatte. Man hatte ihn nähmlich jedes Mahl 3 Jahre wachſen laſſen, und dann gleich wieder mit Sommerkorn und Klee beſamt, weil es der einzige Fleck war, wo die Gemeinde keine Mithuth hatte, ſie wenigſtens daſelbſt nicht ausübte, und in den andern Feldern das Schonen des Klees noch keine Sitte war. Ich errichtete mit der Gemeinde einen Vergleich dahin, daß ich ihren Klee mit den Heerden, die unter meinem Kommando ſtanden, ſchonen wollte, und daß ſie ein gleiches mit dem von mir geſäeten Klee thun ſollte. Ich ſäete nun zum erſten Mahle Klee ins offene Feld, und ſuchte dagegen den Herrenkamp nun beſſer durch Kornbau zu benutzen.

Ich hatte ehedem von einem gewiſſen Dorfe, Nahmens Hiften, einen Zehnten gezogen, wußte, daß Trespe dort unter die Seltenheiten gehörte, kaufte von daher Saatrocken, der ſo rein war, daß man auch mit der genaueſten Nachſicht kein Trespenkorn darunter fand, und ſäete dieſen in die Kleeſtoppel.

Herbſt, Winter und Frühjahr waren ſehr feucht, und zu meinem Erſtaunen erntete ich mehr Trespe als Rocken wieder. Daß dieſe Trespe ſo lange ſollte im Lande gelegen haben, ohne zu keimen, und mit dem Klee abgemäht zu werden, konnte ich nicht glau-

glauben; unter dem ausgeſäeten Rocken war keine Treſpe geweſen, und was war wohl natürlicher, als daß dieſe beyden Vorfälle mich auch glauben ließen, daß aus Treſpe Rocken, und umgekehrt werden könnte?

Wenn ich mit Landwirthen oder Landleuten hierüber ſprach, ſo konnten mir manche noch mehr dieſer Vorfälle erzählen, und, wie geſagt, ich hielt dieſe Umwandlung für möglich. Als ich nachher mehr über Pflanzenkunde las und hier mit manchem Pflanzenkenner ſprach, wurde mein Glaube wieder wankend, und ich fing an, mich vom Gegentheile zu überzeugen, konnte mir jedoch die Erſcheinungen, die ſich faſt alljährlich darbieten, nicht erklären, beſonders die nicht, daß auf den Stellen in den Rockenbreiten, wo lange Waſſer geſtanden, oder die beſonders lange naß und ſumpficht geweſen waren, faſt keine Rockenähren, und nur lauter Treſpe zu ſehen war. Ja die Treſpe liegt bey trockenen Jahren im Lande und keimt nicht, und läuft erſt dann auf, wenn recht viel Feuchtigkeit vorhanden iſt, die den dahin geſäeten Rocken getödtet hat, heißt es; allein dieſe Erklärung ſchien mir ziemlich dürftig, und bey weitem nicht genügend, und ich beſchloß daher, durch eigene Verſuche auf richtigere Reſultate zu kommen.

In der vorjährigen Ernte 1807 fand ich wieder in einer meiner Rockenbreiten eine Vertiefung, wohin ich mit Anlegung meiner vielen Abzugsgräben noch nicht hatte kommen können, in welcher nur Treſpe und kein Rocken zu ſehen war. Ich ließ dieſe Stelle zur Zeit der Reife beſonders ausmähen, und auch beſonders einſcheuern, um meinen andern Rocken nicht damit zu verderben. Beym Einfahren lud ich meine Eleven zu dem Verſuche ein, den ich nun zu beginnen dachte. Ein jeder von uns nahm eine Garbe, und zog aus dieſer einzeln die Treſpenhalme, denn bey genauerer Anſicht war doch wohl ein Drittel der Garbe Rocken. Als jeder ein Bündel hiervon geſammelt hatte, wurden dieſe Bunde gewechſelt, und jeder revidirte das Bund ſeines Nachbarn, um zu unterſuchen, ob noch einzelne Rockenhalme mit gegriffen wären. Alles wurde nun in ein großes Bund gemacht, und ſolches

noch ein Mahl der Luft und Sonne ausgeſetzt, damit ſich die Frucht deſto leichter abdreſchen laſſen möchte.

Jetzt lud ich den Herrn Abt Lichtenſtein, als einen großen Liebhaber der Botanik, und den Herrn Profeſſer Sievers, als Lehrer dieſer Wiſſenſchaft, ein.

Ich machte ſie mit meiner Abſicht bekannt, bat, daß ſie doch noch eine genaue Unterſuchung anſtellen möchten, ob unter dieſer ausgeſuchten Trespe noch Rockenhalme wären. Nachdem dieſes geſchehen, und keine Rockenähren ſich mehr fanden, wurde in einem Saale ein großes Saatlacken ausgebreitet, und die Trespe abgedroſchen, das Produkt in einen Sack gethan, mit den Petſchaften des Hrn. Abts Lichtenſtein und des Herrn Profeſſor Sievers verſiegelt und ein Protokoll dabey aufgenommen.

Zur Beſamung dieſer Trespe wählte ich einen Fleck Landes, welcher, ſo lange das hieſige Kloſter geſtanden, und das waren gerade 100 Jahr, als es ſäkulariſirt wurde, oder doch ſeit der älteſten Menſchen Gedenken, kein Korn gebaut war, nähmlich eine Wieſe, die innerhalb der Kloſtermauer lag, die ich das Jahr zuvor umgebrochen, und Kartoffeln darin gebaut hatte. Ich nahm die höchſte Stelle, damit keine Feuchtigkeit dort ſtagniren ſollte, und ließ nun in Beyſeyn des Herrn Abts Lichtenſtein, des Herrn Dr. Sievers und meiner Eleven, nachdem zuvor die Siegel an dem Sacke unterſucht waren, die Trespe ausſäen, und nahm ein zweytes Protokoll auf, welches alle Anweſende unterſchrieben. Es war der dritte Theil eines Braunſchweigiſchen Himten, womit 30 Quadrat-Ruthen Landes beſäet wurden.

Die Frucht ging nach zwölf Tagen ſchon auf, und beſtaudete ſich noch im Herbſte ungemein. Verglich man die junge Saat gegen die des Rockens, ohne ſie wirklich neben einander zu halten, ſo ſah man keinen Unterſchied, hielt man ſie aber neben einander, dann waren die Blätter des Rockens breiter und nicht ſo ſpitzig. In dieſem Frühjahre beſtaudete ſich dieſe Saat noch mehr, ſie ſtand gewaltig dick, und ließ den Erfolg ſo bloß nach der Anſicht immer

noch

noch zweifelhaft. Als aber der Rocken im Felde an zu ſchoſſen fing, blieb dieſe Frucht noch immer ruhig, und nur einzelne Halme zeigten ſich hier und da. Als dieſe die vollen Rockenähren zeigten, fing die Trespe erſt zu ſchoſſen an, und zeigte dann auch weiterhin, daß es wieder Trespe wurde; zugleich bewies es aber auch, daß unſern blöden Augen gar leicht etwas entgeht. Es waren, der angewandten genaueſten Nachſicht ungeachtet, doch einige Rockenähren mit in das Trespenbund geſchlichen, und auch mit zum Ausdruſch gekommen, denn es ſtanden doch einige hunderte Rockenhalme hier und da zwiſchen der Trespe.

Wozu, werden die Pflanzenkundigen und jene Landwirthe, welche dieſe Wiſſenſchaft auch beſitzen, ausrufen, wozu dieſer Verſuch, und die Beſchreibung ſeines Reſultats, da hiermit nichts weiter geſchehen iſt, als eine längſt bekannte Sache noch ein Mahl an den Tag zu bringen? Beſäßen alle Landwirthe die Pflanzenkunde, und hätten alle ſich ſchon aus den Regeln der Botanik überzeugt, daß dieſe Umwandelung zweyer ſo ſehr verſchiedenen Fruchtarten unmöglich ſey, dann wäre freylich, von dieſer Seite betrachtet, die Bekanntmachung meines Verſuchs höchſt überflüſſig und ohne allen Werth. Allein der größere Haufe der Landwirthe kennt dieſe Wiſſenſchaft nicht, hatte auch wohl keine Gelegenheit, ſie zu erlernen, und für dieſe iſt ein bekannt gemachter Verſuch dieſer Art doch von Werth, um ſo mehr, wenn man auch alle Bauern mit zu den Landwirthen zählen muß, bey denen dieſer Glaube, daß eine Umwandlung aus Rocken in Trespe, und umgekehrt, Statt haben könne, noch faſt allgemein iſt. Aber wenn dieſes auch nicht der Fall wäre, ſo verdiente dieſer Verſuch dennoch, anderer daraus hervorgehenden Reſultate wegen, allerdings eine Bekanntwerdung.

Die Trespe liegt bey dürren Jahren, ſagen die nachdenkenden und wiſſenſchaftlichen Landwirthe, in der Erde, ohne zu keimen, und gibt ſich nur bey naſſen hervor. Daß dieſe Lehre nun nicht wahr iſt, daß ſie nur immer Einer dem Andern nachgeredet, und Keiner komparative Verſuche darüber angeſtellt hat, ſoll hoffentlich dieſer mein Verſuch darthun.

Ich

Ich ſäete die Trespe im vorigen Herbſte, und zwar bey trockener Zeit. Es blieb noch lange trocken. Die Stelle wohin ich ſie hatte ſäen laſſen, war hoch und von Natur ſehr trocken, und dennoch ging die Trespe nach acht Tagen ſehr üppig aus der Erde hervor, und bewies, daß die Behauptung, die Trespe läge bey trockenen Jahren, ohne zu keimen, in der Erde, und ginge erſt dann hervor, wenn bey naſſen Jahren der Rocken ausgewintert, gänzlich falſch ſey.

Ich habe aus obigem Verſuche die Ueberzeugung erhalten, daß man jedes Jahr, wenn der Rocken auch ganz von Trespe rein zu ſeyn ſcheint, dennoch immer eine Quantität hiervon mit ausſäet, welche dem Auge entgeht, daß dieſe Trespe aber, wenn die Rockenpflanzen im Winter keinen Schaden leiden, und im Frühjahre hinlänglich dicht aufſchießen, unterdrückt werde, weil ſie faſt 4 Wochen ſpäter zu ſchoſſen anfängt, und daß man dann nur an den Scheidefurchen oder Enden der Breiten Trespe ſieht, weil ſie hier Luft und Raum zum Aufſchießen hat, daß aber da, wo der Rocken auswintert oder von ſtagnirendem Waſſer getödtet wird, die einzelnen Trespenkörner eine große Menge Halme treiben, und dadurch die leeren Stellen mit dieſem Unkraute ausfüllen, und mir ſcheint auf dieſe Weiſe die Frage, woher die Trespe komme, gänzlich überflüſſig, und durch Obiges ganz erklärbar.

Auswahl des Saatkorns.

Alles, was vom Saatkorn und dem Säen zu bemerken iſt, muß ich zu beſondern Artikeln im Buchſtaben S. verſparen, weil viele Regeln für alle Getreidearten gelten, andere doch auf mehrere ſich anwenden laſſen. Der Abſchnitt von der Rockencultur, dünkt mich, würde indeß zu unvollſtändig bleiben, wenn ich nicht wenigſtens ein paar Worte über die Auswahl des Saatrockens hinzufügte, da beſonders der Rocken nicht ohne Nachtheil auf denſelben Boden gebracht werden kann,

kann, worauf er gewachſen iſt. Von dem Nutzen dieſer Abwechſelung und Veränderung des Samens hat ſchon die älteſte Oeconomie ſehr wichtige Erfahrungen gemacht. Der Grund derſelben iſt die, ohne ſie unausbleibliche Einartung deſſelben Samens in denſelben Boden, und die allzugroße Eingewähnung in die Wachsthumsverhälniſſe deſſelben, woraus nothwendig eine Verſchlechterung des Samens entſtehen muß; dahingegen, wenn man den Samen immer von einem andern Felde, zuweilen auch aus einer ganz andern Gegend und Bodenart nimmt, und dabey vorzüglich nur die Regel beobachtet, den Samen aus weniger gutem Boden in gutem, nie aber umgekehrt, zu bringen, derſelbe immer einen neuen Acker enthält, und nun nur um ſo ſchöner wachſen wird, je fruchtbarer und beſſer er den Boden findet. Indeß iſt dieſe Abwechſelung des Samens nicht ſo zu verſtehen, daß man alljährlich und beſtändig fremden, d. h. in einer ganz andern Gegend einheimiſchen Samen nehmen müſſe; ſondern es iſt völlig hinlänglich, nie denſelben Samen auf daſſelbe Feld, wo er erbauet worden, auszuſäen, ſondern ihn nur von einem Felde zum andern zu bringen, und dann nur von Zeit zu Zeit, etwa aller 6 — 8 — 10 Jahre, einmahl aus einer ganz andern Gegend, vornähmlich aber aus ſandigem Boden, ſich guten Samen kommen zu laſſen, in welchem letztern der Rocken in der That am ſchönſten, dünnſchaligſten, mehlreichſten und reinſten wächſt. Sonſt möchte dieſe Abwechslung des Samens leicht zu koſtbar ſeyn. — Wählt man ausländiſchen Staudenrocken zur Saat, ſo muß man dabey, wie ich es oben ſchon bemerkte, wohl erwägen, ob man ihm einen

nen ſo guten Boden geben können, als derſelbe in ſeinem Vaterlande gewohnt iſt, falls unſere künſtlichen Verbeſſerungen des Bodens vorzüglich durch Märgeln die Güte des Bodens nicht ſo erheben, ihm alles anvertrauen zu dürfen.

Weber's Practiſches Handbuch der Feldwirthſch. II. S. 234 fl.

Darf man auch alten Rocken ausſäen.

In den landwirthſchaftlichen Schriften ſind hier und da verſchiedene Beyſpiele erwähnt, daß man aus Noth oder zum Verſuche alten Rocken, der nähmlich ein Jahr übergelegen hatte, ausgeſäet habe, ohne ein Mißgedeihen deſſelben wahrzunehmen. Da viele Landwirthe indeß noch immer einige Bedenklichkeiten haben, ſich des alten Rockens zur Saat zu bedienen, wenn die Aernte die Erwartungen täuſchte: ſo verdient eine Reihe von Erfahrungen, die man kürzlich in Mecklenburg hierüber machte, dem landwirthſchaftlichen Publicum möglichſt bekannt zu werden.

Der Sommer des Jahrs 1814 hatte ſich durch allgemeinen Mißwachs an Rocken ſo nachtheilig ausgezeichnet, daß viele mecklenburgiſchen Landwirthe ſich genöthigt ſahen, alten Rocken auszuſäen. Da nun der Erfolg davon für den hieſigen Ackerbau von großer Wichtigkeit ſeyn mußte, ſo ließ der Herr Profeſſor Karſten, unter dem 29ſten Junius 1815, in die ſchweriniſchen Intelligenz-Blätter nachſtehende Anfrage einrücken:

„Der allgemeine Mangel an tauglichem Saatrocken veranlaßte im vorigen Herbſte einen großen Theil unſerer Landwirthe, alle Bedenklichkeit zu beſeitigen und alten Rocken zur Saat zu nehmen. Dieſe Begebenheit iſt für unſere

Acker=Cultur ſehr merkwürdig. Ich erlaube mir daher bey allen unſern beobachtenden Landwirthen, die ihre letzte Winterſaat ganz oder theilweiſe mit altem Rocken beſchickt haben, die Bitte, mir ihre Erfahrungen hierüber mitzutheilen. Noch lehrreicher würden dieſe Berichte ſeyn, wenn die Berichtserſtatter auf folgende Umſtände Rückſicht nehmen wollten:

1. Ward der Saatrocken ohne alle weitere Zubereitung ausgeſäet? Oder ward er vorher durch Einkalken, einweichen in Miſtjauche ꝛc. vorbereitet?

2. War dieſer alte Rocken auf Böden aufbewahrt oder hatte er den Sommer hindurch in der Scheune im Stroh gelegen?

3. War es eigene Saat, oder war ſie angekauft? — Wenn letzteres: war ſie von andern Landwirthen, oder von Kaufmannsböden gekauft? Und wie war er von erſteren aufbehalten worden: im Stroh oder auf Böden?

4. Wie verhielt ſich die alte Saat im Vergleich gegen die friſche:

a. Bey Auflaufen im Herbſte?
b. Bey dem Wachsthum im Frühling und den Sommer hindurch?
c. Was gibt dieſe alte Saat bey der herannahenden Aernte, im Vergleich mit der friſchen für Erwartungen in Hinſicht des Strohes und der Körner?

„Da dieſe Erfahrungen für künftige Fälle ſehr lehrreich werden können, ſo verdienen ſie in den Annalen unſerer Landwirthſchafts=Geſellſchaft als wichtige Actenſtücke aufbewahrt zu werden. Je genauer dieſe Berichte abgefaßt ſind, und je mehrere derſelben eingehen: deſto wichtiger können die Reſultate werden, die ſich

aus

aus den mannigfaltigen Erfahrungen herleiten laſſen."

Dieſer Anfrage zu Folge erhielt der Herr Profeſſor Karſten nun nachſtehende Berichte, die, wenn ſie nicht alle Puncte der Anfrage berückſichtigen, in der Hauptſache, daß man alten Rocken ohne Bedenken ausſäen könne, völlig genügen. Der Herr Profeſſor Karſten hat ſie im 10ten und 11ten Stücke der neuen Annalen der mecklenburgiſchen Landwirthſchafts-Geſellſchaft der erſten Hälfte des Jahrs 1815 abdrucken laſſen, woraus ich ſie entlehne.

1.

Es iſt wohl billig, daß ich mich auch einmahl thätig gegen die Landwirthſchafts-Geſellſchaft und folgſam gegen Ihren patriotiſchen Aufruf erweiſe. Darum eile ich auf Ihre Fragen, im 53ſten Stück der diesjährigen Intelligenzblätter, folgendes zu erwiedern. Ich ſah voraus, daß der vorjährige Einſchnitt vom Sommerkorn dürſtig ausfallen würde und hate den Sommer vorher eine ſo reiche Aernte gehabt, daß zum völligen Ausdreſchen nicht zu gelangen war. — Daher befahl ich meinem Inſpector zu Leiſten, etwa ein Viertel des Rockens vom Sommer 1813 im Stroh liegen zu laſſen. Die Aernte des Jahres 1814 gab wenigen und ſchlechten Rocken, mithin entſchloß ich mich, den vorjährigen zur Saat dreſchen und nur wenigen neuen Rocken ſäen zu laſſen. Dieß geſchah:

1. Ohne Einkalken, oder Einweichen ꝛc. Nur ward darauf gehalten, daß der Saatrocken bald von der Diele in die Erde kam.

2. Meine Saat hat alſo gar nicht auf dem Boden, ſondern bis kurz vor dem Gebrauch, im Stroh gelegen

3. Ich nahm durchaus kein fremdes Saatkorn zur Hülfe.

4. Die alte Saat lief eben ſobald und freudig auf, wie die friſche und zwiſchen beyden war im Herbſt und Frühling kein merklicher Unterſchied.

5) Itzt da das Getreide in Aehren ſteht, iſt die alte Saat geſchloſſener, länger in Stroh und Aehren, als die friſche, und man kann im Schlage ganz deutlich ſehen, wo ſich beyde Saaten trennen. — Ich erwarte von der alten Saat ein Viertel mehr, als von der friſchen. Schwerin d. 6ten Julius 1815.

v. Lehſten.

2.

Kägsdorf, den 15ten Julius, 1815.

Durch Ihre im 53ſten Stücke der Schwerinſchen Anzeigen publicirte Frage: den Erfolg der beſtellten Saat mit altem Rocken betreffend, kann ich ihnen nachſtehendes berichten:

Ad 1. Ich habe 7 Drömt alten Rocken ohne vorherige Zubereitung geſäet.

Ad 2. Derſelbe ward zu Ausgange des Julius gedroſchen und am 11ten Sept. geſäet. Ich ließ ihn bis zur Ausſaat im Kaff auf den Speicher ſchütten.

Ad 3. Es war alſo eigene Saat.

Ad 4. In Anſehung des Verhältniſſes des Auflaufens der alten Saat im Vergleich gegen die friſche:

a) die alte Saat lief bey der Dürre des vorigen Herbſtes ſo kümmerlich und ſparſam auf, daß ich einen großen Schaden befürchtete. Die wenige Pflanze lag platt auf der Erde, hob ſich gar nicht, hatte indeſſen eine ungleich dunklere Farbe, als die friſche Saat, welche ungeachtet der Dürre ſchön und prangend ſtand, auch früher auflief, ob ſie gleich 8 bis 14 Tage ſpäter geſäet war.

b. Im Anfange des Frühjahrs glaubte ich die alte Saat wieder umackern zu müſſen, indeß die friſche Saat die herrlichſte Ausſicht gewährte.

Im Anfange des Mays gewann die alte Saat mit jedem Tage zuſehends den Vorzug vor der friſchen und behielt eine dunklere Farbe. Die Kälte und ungünſtige Witterung wirkte weit weniger auf die alte Saat, welche nun ganz vorzüglich pranget. Aehren und Stroh ſind ausgezeichnet lang und vielverſprechend. Gleichwohl ſteht die alte Saat etwas

dünner

dünner als die neue, obgleich ich ſorgfältig jene etwas dicker als dieſe habe ſäen laſſen. Dennoch wünſchte ich nichts als altes Korn geſäet zu haben, indem das Reſultat ſich ſo auffallend zu Gunſten deſſelben auch in Hinſicht des Weitzens neiget.

Auf mehrere Erfahrungen im Kleinen geſtützt, habe ich es auch gewagt, etwa 11 Drömt alten Weitzen zu ſäen, welcher da er nicht zur Saat beſtimmt war, ohne alle Sorgfalt rein auf meinem Speicher gelegen. Unter dieſen waren 3 Drömt, die zur Auſſaat 1813 beſtimmt, ſeit dem Herbſte auf dem Boden gelegen hatten. Grade dieſe zeichnen ſich jetzt ganz vorzüglich aus. Ich muß noch anmerken, daß ich dieſe 3 Drömt vom erſten Einſchnitt neuer Saat übrig behalten hatte. — Das Stroh aller alten Saat ſcheint mir ſtärker zu ſeyn, als das von der neuen, denn, obgleich der Weitzen ſehr groß gewachſen und dick ſteht, hat ihn der viele Regen gleichwohl nicht niedergeſchlagen, indeß der einigermaßen groß gewachſene und dick ſtehende Weitzen von neuer Saat leider ſehr liegt.

Ich glaube ſo ſehr an den Vorzug alter Saat, daß ich auch dieſen Herbſt meinen kleinen Vorrath ſäen würde, wenn er nicht zu unrein wäre. Jedoch würde ich — beſonders wenn der Herbſt trocken ſeyn ſollte — den Rocken ſo wie den Weitzen tüchtig einkalken und etwas quellen laſſen. Hoffentlich würde das Auflaufen dadurch befördert, und ich würde wenigſtens 10 pCt. an der Saat gewinnen.

J. G. v. Müller.

3.

Sowohl zu Lantow als auch zu Kronskamp ward im vorigen Herbſte ein bedeutende Menge Rocken ausgeſäet, der ſeit dem Monat May 1814 auf den Kornböden gelegen hatte. Zu Lantow war der Rocken ohne den geringſten nachtheiligen Geruch erhalten, da dort ein ſchöner Kornboden im zweyten Stockwerck iſt, wo die Luft frey durchſtreichen kann. Zu Kronskamp ſind aber kleine dumpfige Kornböden, die jedem Zugange der friſchen Luft verſperrt ſind. Der Rocken ward mithin multrig. Das Brot erhielt von dieſem unangenehmen Geruch einen widrigen bittern Geſchmack.

Zu Lantow wurden am 15 Sept. in den Außenſchlägen, die ſehr hoch liegen und wovon der Acker kaum 5 pCt. Lehm enthalten dürfte, 5 Drömt alten, gut erhaltenen Rockens geſäet. Der übrig gebliebene Acker ward nach und nach mit den Schafen zugehürdet und mit Rocken, der im Sommer 1814 eingeärntet war, beſäet. Obgleich der alte Rocken anfänglich, im Vergleich gegen den friſchen, etwa auf 75 Quadratruthen für den Roſtocker Scheffel geſäet war, ſo zeigte er ſich doch nach überſtandenem Winter weit kräftiger und von mehr dunkelgrüner Farbe, als der zuletzt geſäete. Er beſtaudete ſich nachhin gleich ſtark, erhielt aber ungleich größere Aehren, auch blühete er weit kräftiger als der nahe dabey ſtehende, ſpät auf friſchem Hürdenlager geſäete friſche Recken. Der Rocken iſt auch jetzt weit reiner als der friſche. Dies war aber wohl eine Folge der vielen Unkrauts-Sämereyen, die ſich, da der friſche Rocken nicht gerieth, unter der friſchen Saat befanden, und die, bey der großen Menge, trotz aller angewandten Mühe, nicht rein genug heraus geſchaft werden konnten. In den dortigen Binnenſchlägen iſt lauter alter Rocken geſäet. Er ſteht kräftig, hat lange Aehren, die dem, auf dem benachbarten Bauerfelde ſtehenden friſch geſäeten Rocken, weit vorzuziehen ſind, obgleich der Schlag auf dem Bauerfelde flach, der des Hoffeldes aber ſehr bergig iſt.

Zu Kronskamp ſind 7 Drömt alten, und vier Drömt friſchen Rockens in einem Schlage geſäet. Der Schlag liegt niedrig, muldenförmig, iſt wie das ganze Feld quellenreich und hat früherhin mit recht den Nahmen Borrentin geführt. Jedoch iſt er an einzelnen kleinen Stellen reichhaltig an Lehm. In eben dieſem Schlage ſind an 7 Drömt Weitzen mit Erfolg ausgeſäet. Die Aernte im Sommer 1814 war nicht günſtig; das Sommerkorn wollte nicht reifen. In den Pauſen ward dieſer Schlag geeget und zur Saat gehaket, und am 13ten September ward der alte Rocken ausgeſäet und mit eiſernen Egen ſcharf eingeeget, da der Acker ſehr abgetrocknet und borſtig war. Das den ganzen Herbſt über anhaltend trockene Wetter war dem Auflaufen dieſes mulſtrigen Rockens nicht günſtig; er ſtand traurig, ſtatt

ſtatt daß die nahe daran ſtoßende friſche Saat herrlich und kräftig ſtand, obgleich dieſe ſpäter und im friſchen Acker geſäet war.

Meine Freunde riethen mir, dieſe traurig ſtehende aufgelaufene Saat wieder umackern und aufs neue beſtellen zu laſſen, jedoch eine frühere Erfahrung hielt mich davon ab. Vor 4 Jahren ward ich durch Umtauſch von 6 Scheffeln Rocken, der ſehr multrig oder dumpfig war, betrogen; ich beſtimmte dieſen zu Schroot für die Schweine; aus Verſehen kömmt er mit auf den Saatacker, und mein Säer, in der Meinung, daß ich damit Verſuche machen will, säet ihn auf einer Stelle und bemerkt dieſen Platz. Er war dicht geſäet, etwa 60 Quadratruthen auf den Roſtocker Scheffel gerechnet. Auch dieſer lief ſchwirig auf, hatte aber nachhin herrliche große Aehren, ſo daß ich beſtimmt ward, ihn allein einzuſcheuern und ihn wieder auszuſäen. An Körnerzahl hatte ich damahls keinen Verluſt, wohl aber an Stroh. Es wurden von dieſen 6 Scheffeln Ausſaat 42 Schfl. gedroſchen, aber nur 2½ Fuder Stroh eingefahren, ſtatt daß ich von friſcher Saat von dem nähmlichen Flächeninhalt 4 Fuder einfuhr.

Der dieſen letzten Winter gefallne Schnee war dieſem Schlag ungünſtig, ganze Stellen waren ausgewintert. Der alte Rocken beſtaudete ſich in dieſem Frühjahr nicht ſo ſtark, als der friſche. Dieſer Unter-Rocken blühete auch weit ſpäter, kann mithin nicht gleichzeitig reif werden, daher kann ich vom Ausdruſch kein ſo genaues Reſultat angeben.

Meine zweyfache Erfahrung überzeugt mich nun, daß ich, wenn ich wieder übergelegenen Rocken ſäen laſſe, ſolchen wähle, der

a) frey von jedem nachtheiligen Geruch iſt, denn dies iſt ein Zeichen, daß die Keimkraft geſtöhrt iſt;

b) daß ich ihn etwas dicker und

c) wo möglich im ganz friſch gehackten Acker ſäen laſſen muß.

Dieſe Vorſichtsmaßregeln ſind aber gewiß unnütz bey altem Rocken, der kurz vor der Ausſaat ausgedroſchen iſt; denn alle Erfahrungen ſprechen für die alte Saat. So eben komme ich von Strils-

dorf; auch dort habe ich einen auffallenden Unterſchied zwiſchen der alten und neuen Saat gefunden. Erſtere ſteht weit kräftiger und hat längere Aehren als die friſche, die wegen des ſchmächtigen Strohs gebückt liegt und kleine Aehren hat.

Kronskamp den 5ten Auguſt 1815.

Stumpe.

4.

Bemerkungen über das Gedeihen des zu Schwechow, in den Herbſten 1808, 1810, 1811 und 1814 geſäeten überjährigen Korns.

Wegen einer bedeutenden Nachmattwerbung, welche es hier im Herbſt oft verhindert, daß nicht genug Dreſcher angeſtellt werden können, um die Winterſaat früh genug zu beſchicken, wählte ich, bey Führung der hieſigen Wirthſchaft, zuerſt im Herbſt 1808 überjährigen Saatrocken, deſſen Keimfähigkeit ich zuvor geprüft hatte; wovon am 10ten und 13ten September 25 Sack im Stoppelfelde zur 3ten Saat geſäet wurden, welche recht gut aufliefen, und einen, dem Acker angemeſſenen guten Ertrag gaben.

Nach der naſſen Aernte des Sommers 1810 ließ ich abermahls am 12ten und 14ten September d. J. 36 Sack Rocken von der Aernte 1809 ſäen, welcher völlig gut auflief, im Herbſt üppig vegetirte und einen reichen Ertrag gab; wogegen das friſche Korn kaum zur Hälfte auflief, ein blindes Anſehen behielt und einen äußerſt geringen Ertrag lieferte.

Manche Oekonomen gaben der trockenen Witterung im Herbſt 1810 das ſchlechte Gedeihen der Winterſaat und die geringe Aernte von 1811 ſchuld. Obgleich der geſäete alte Rocken mich eines beſſeren belehrte, ſo ließ ich dennoch 3 Sack Rocken von der Aernte 1810 Ende Auguſts 1811 bey fruchtbarem warmen Wetter ſäen, welche aber eben ſo ſchlecht, wie im Herbſt 1810 aufliefen, mich alſo feſt überzeugten, daß die mißgerathene Aernte 1811 lediglich von der ſchlechten Beſchaffenheit des Saatkorns herrührte.

Im Herbſte 1813 erlaubte das Kriegstheater und der Druck der Einquartirungen in der hieſigen

Ge=

Gegend nicht, Verſuche dieſer Art auzuſtellen. Die Winterſaat konnte nur zum Theil beſchaffet werden, viel Acker blieb unbeſtellt liegen. Der im September und Anfang Octobers geſäete Rocken war meiſtens unterm Schnee verfault und gab äußerſt wenig Ertrag. Dagegen lieferten 51 Sack Rocken, welche vom 8. bis 25. November beynahe zur Unzeit geſäet waren, eine ganz gute Aernte.

Mit feſter Zuverſicht des Gedeihens, ließ ich im vorigen Herbſt, wieder 65 Sack Rocken von der Aernte 1813, am 10ten, 19ten, 30ſten September und 11ten October 1814 an verſchiedenen Stellen neben friſcher Saat im Brachlande und in die Stoppel ſäen, welcher recht gut auflief, im Herbſte ſchon üppig vegetirte und ſich zu keiner Zeit von der friſchen Saat unterſcheiden ließ, verſpricht auch durchgängig eine reiche Aernte, beſonders ſteht ein Theil dieſes Rockens ſo vorzüglich, wie man es ſichs nur wünſchen kann; Halme nahe an 8 Fuß hoch mit ſpannelangen Aehren.

Gleichfalls ſtehen 16 Sack Weitzen von überjährigem Saatkorn vortrefflich, wie ſolches bey früheren Verſuchen im Kleinen auch der Fall war.

Der überjährige Rocken ward gleich dem friſchen ohne alle Zubereitung geſäet, theils untergepflügt, theils oben auf, nur laſſe ich bey trockner Herbſtwitterung möglichſt in friſcher Fahre ſäen und gleich die Walze folgen, ſowohl beym Rocken als auch beym Weitzen, welches zu dem gleichförmigen Auflaufen ſehr viel beyträgt.

Das Korn hatte jedes Jahr auf dem Boden gelegen, etwa 1 bis 2 Fuß hoch und war von Zeit zu Zeit umgeſtochen.

Der verſtorbene Schulze Sivert in Schwaberow zeigte mir im Sommer 1811 ein Stück Rocken von alter Saat, welcher ſeit 2 Jahren in einem zugebundenen Sacke, auf dem Boden aufbewahrt worden war; dies Stück Rocken war völlig gut beſtanden, wogegen man auf den Stücken nebenbey von friſcher Saat, die Halme faſt zählen konnte.

Im Stroh habe ich nie etwas zur Saat liegen laſſen, das im Voraus zur Saat beſtimmte, aber ſtets von gut eingeſcheuertem Korn genommen.

Das hier geſäete überjährige Korn war eigenes

Erzeugniß; der Herr Verwalter From zu Großen-Zecher hatte aber früherhin einige Säcke ruſſiſchen Rocken geſäet, welcher recht gut auflief, wogegen die eigene friſche Saat äußerſt dünne aufgelaufen war.

Bey der Vergleichung des alten Saatkorns mit dem friſchen habe ich bemerkt, daß das überjährige Korn, wenn die Erde nicht gehörig feucht iſt, etwas ſpäter aufläuft.

Wer Zeit und Mühe nicht zu ſcheuen braucht, wird wohl thun, das alte Korn einzukalken oder einzuweichen; ein Sack (von 6 Scheffeln) verſchluckt meiſtens einen Eimer Waſſer.

Nach einiger Zeit im Herbſt 1814 war gar kein Unterſchied zwiſchen alter und friſcher Saat zu bemerken, welche gleich üppig vegetirte; kein Fremder konnte die Scheide auffinden, weder im Herbſt noch im Frühling, obgleich altes und friſches Korn, auf verſchiedenen Stellen und zu verſchiedenen Zeiten geſäet war.

Das Säen des überjährigen Korns im J. 1810 gewährte bey der ſchlechten Aernte 1811 durch den vielfach reichern Ertrag einen großen Vortheil, und ſetzte uns im Herbſt 1814 in den Stand, 72 Säcke friſchen Saatrocken zu 2 Rthlr. pr. Scheffel verkaufen zu können, an andere, welche aus Vorurtheil dem alten Korn nicht traueten.

So ſehr ich auch überzeugt bin, daß man mit Nutzen überjähriges Korn ſäen kann, und daher, zumahl bey naſſen Aernten, die Ausſaat des alten Korns auch immer beybehalten werde: ſo iſt es auch ſicher, daß ſich mancher durch das Säen des überjährigen Korns im Herbſt 1814 ſehr geſchadet hat und nur dünne beſtandene Felder zu ärnten haben wird; welches ſich jeder aber ſelbſt durch unvorſichtige Wahl des Saatkorns beyzumeſſen hat.

So ſahe ich im vorigen Herbſte zu meinem größten Erſtaunen, daß man altes Korn, welches im Stroh übergelegen hatte, ausſäete, in welchem unter jeder Handvoll mehrere ausgewachſene Körner zu finden waren, worauf natürlich nur ſparſame und dünne Pflanzen hervor kommen konnten. Andere säeten Korn, welches ſich auf dem Boden erhitzt hatte, weil das Umſtechen verſäumet war, noch andere ſäeten

ten dem Anſcheine nach, gutes Korn, aus ſtarkem Stroh, welches aber doch bey feuchter Aernte-Witterung die Keimkraft verlohren hatte, welches geſchieht, wenn der Keim durch Näſſe wiederhohlt aufquillt, ohne jedoch zu brechen, und nachher wieder zutrocknet, wobey das Korn ein gutes Anſehen behält und zu jedem Gebrauche gut iſt, nur nicht zur Saat.

Alle dieſe werden nun mit Unrecht die alte Saat verſchreien, weil ſie die Nachtheile der unvorſichtigen Wahl des Saatkorns büßen müſſen, welchen man durch Prüfung der Keimfähigkeit ſo leicht entgehen kann. Dieſe Probe geſchieht am beſten, wenn man eine Hand voll Korn in ein Glas thut, ſolches mit Waſſer überſchüttet und 24 Stunden weichen läßt, nachher das überflüſſige Waſſer abſeihet und die Oberfläche mit feuchtem Löſchpapier bedeckt. So kann man durch das Glas bald deutlich ſehen, wie ſich der Keim nach Maaßgabe der Temperatur nach und nach entwickelt; die nicht keimfähigen Körner quillen weit dicker auf und werden mehr oder weniger ſchimmlich.

Die Keimkraft des Korns geht nicht durch das Ueberliegen eines Jahrs verlohren, ſondern nur durch andere, nachtheilig einwirkende Urſachen.

Schwechow den 5ten Auguſt 1815.

W. A. Schumacher,
aus dem Hoyaſchen, Verwalter hieſelbſt.

Jeſan den 6ten Auguſt, 1815.

Auf ihre Anfragen im 53ſten Stück der Mecklenburgiſchen Intelligenzblätter: das Verhalten des alten Saatrockens gegen die friſche Saat betreffend, kann ich nachſtehendes melden.

Ich ſäete im Herbſte 1814 52 Säcke alten Rocken, welcher ſo eben erſt gedroſchen war und ſogleich ausgeſäet ward ohne weitere Zurichtung. Da die Saatzeit im vorigen Herbſt ſehr trocken war, ſo lag der Rocken ſehr lange ehe er aufging; lief auch nachmahls, zu meiner Betrübniß nur ſehr dünne auf, ſo, daß ich eine ſchlechte Aernte erwartete, und es faſt ablobte, je wieder alten Rocken zu ſäen. Ich hatte ſchon vorher 24 Säcke neuen Rocken geſäet, der ebenfalls gewaltig prahlte. Die Saat von

dem alten Rocken ſtand gegen die neue Saat ſo auffallend zurück, als wäre hier gar nichts geſäet. Noch in dieſem Frühjahr war ich in großer Beſorgniß, daß ich wenig bauen würde. Aber bey der ſchönen Witterung im April fing dieſe alte Rockenſaat an, ſich zu erhohlen. Als aber bald nachher wieder ſchlechtere Witterung einfiel, verlohr ſich die Pflanze wieder und ſah traurig aus. Ueber all mein Erwarten kann ich aber jetzt Gott lob! ſagen, daß mein alter Rocken mir nicht nur meine Scheuer füllt, ſondern auch nach allen Anſichten faſt noch einmahl ſo ſchwer an Körnern iſt, als der von der neuen Saat. Zwey gute Garben geben dem Arbeiter eine reichliche Laſt zu tragen. Meine Tagelöhner wollten beym Mähen behaupten, daß ich noch nie beſſer geärntet hätte, uud mir ſcheint es ebenfalls, daß ſie wohl Recht haben. Der Rocken von der alten Saat hat ſtärkere Halme und längere Aehren als jener von der neuen Saat. Dies hat mich dahin beſtimmt, daß ich ſogleich von eben dieſem Rocken für das Jahr 1816 zur Saat zurück gelegt habe.

Pommerehn,
Pächter.

6.

Nach einem Bericht aus Gragen-Stinken, dem Herrn Landrath von Loth gehörig, ward am 9ten September 1814 ein Probedruſch von alten Rocken aus alter und neuer Saat veranſtaltet. Zwanzig Garben, die von alter Saat geerndtet waren, gaben 1½ Scheffel und zwey geſchloſſene Fäuſte voll, (Göpſen) drüber. Dagegen gaben zwanzig Garben von angekauftem friſchem Rocken nur einen Scheffel und zwey Göpſen voll drüber. Der Unterſchied zu Gunſten der alten Saat war alſo bey 20 Garben, ½ Scheffel.

B. Der Anbau des Rockens außerhalb Deutſchlands.

Da wir den Engländern in der Lehre vom Feldbau ſo viel zu verdanken haben: ſo würden wir mit Recht auch begierig ſeyn dürfen, zu wiſ-

wiſſen, wie ſie den Rocken behandeln. Doch läßt ſich in dieſem Stücke von ihnen nicht viel lernen. Der Rocken iſt ein, in England wenig gebauetes und unbilliger Weiſe, verachtetes Korn. Wenn die Engländer auch ſelbſt Haferbrot dem Rockenbrote vorziehen, ſo muß man ſich doch wundern, daß ſie ihn als Pferdefutter nicht häufiger bauen. Denn das Vorurtheil, daß er den Pferden, in gehörigem Maße, mit Häckſel vermiſcht, gegeben, ſchädlich ſey, hat man in England nicht. Der wichtige Vorzug des Rockens beſteht in der größeren Menge und beſſeren Qualität des Strohes, das er vor allem andern Getreidearten giebt; und hieran fehlt es doch in vielen engliſchen Wirthſchaften. Auch zieht er weniger Kraft aus dem Lande, als der Weitzen. Allein dieſer iſt ihnen zu unentbehrlich, und eine doppelte Herbſtbeſtellung paßt nicht in ihre Wirthſchaft.

Der einzige Zweck, wozu er in manchen Gegenden ausgeſäet wird, iſt: frühes, grünes Futter für Schafe zu haben. Er wird im Frühjahr durch dieſe in Hürden abgehütet, und dann gleich umgebrochen. Man läßt nicht mehr zur Reife kommen, als man zur künftigen Ausſaat braucht.

Thaers Einleitung zur Kenntniß der engliſchen Landwirthſchaft, I. S. 457 — 58.

In Oſten von Deutſchland, in Polen und Rußland, macht der Rocken das Haupterzeugniß des Landes aus, und dieſe Länder liefern dieſe Früchte nicht nur in ſo großer Menge, daß ſie in Mißjahren einen großen Theil der weſtlicheren Gegenden damit verſorgen, und ihr Rocken iſt dabey ſo ſchwer und von ſo vorzüglicher Beſchaffenheit, wie ihn Deutſchland ſelten aufzuweiſen hat. Der Grund dieſer Vorzüglichkeit rührt in-

indeß nicht von der beſondern Sorgfalt im Anbau, ſondern von dem fruchtbaren Boden her, der auch ohne beſondere Wartung und Pflege reichliche Aernten giebt, ſo daß dieſe Frucht ſich daſelbſt ſo gar zu ganz vorzüglichen Spielarten, wohin unter andern der Staudenrocken gehört, veredelt hat. Da das Verfahren der dortigen Ackerwirthe für unſern dürftigeren deutſchen Boden größtentheils viel zu einfach iſt, und bey uns keinen lohnenden Ertrag gewähren würde, ſo iſt es unſern Wirthen auch nicht zur Nachahmung zu empfehlen, und ich ſchweige lieber ganz davon.

Die ſüdeuropäiſchen Länder haben ſchon ein zu abweichendes Klima, eine zu abweichende Ackerbeſtellung, ſind zum Theil in der That auch zu weit zurück, als daß man etwas, mit weſentlichem Nutzen in Deutſchland anwendbares, in der Rocken-Cultur von ihnen lernen könnte; mehrentheils achten ſie dieſe Getreideart auch nicht, da ſie es mit dem Weitzen, dem Spelte, dem Mais und andern milderen Getreidearten halten.

Als Beyſpiel, wie abweichend in entfernten Gegenden die Art des Rockenbaues zum Theil von dem unſerigen iſt, muß ich indeß einige Züge von dem Rockenbau im nördlichen Schweden herſetzen. Daſelbſt iſt die regelmäßige Beackerung eines, und deſſelben Feldes nicht ſehr gebräuchlich. Es fehlt ihnen an hinlänglichem Vieh und an allem, was zum Bewirthſchaften des Landes erforderlich wäre. An Fichtenwäldern haben ſie aber keinen Mangel. Um ſich nun Saatacker zu machen, verfahren ſie auf nachſtehende Weiſe. Sie hauen die Bäume auf dem Raume, den ſie nach einigen Jahren beſäen

ſäen wollen, um, laſſen ſie bis kurz vor der Saat liegen, und wenn dann den Anzeigen nach, bald ein guter Regen zu erwarten ſteht, zünden ſie die Bäume an, laſſen ſie zu Aſche brennen, und ſtreuen die Rockenſaat auf den zum Theil noch heiſſen Boden, daß ſelbſt viele Körner vor Hitze zerplatzen. Fällt nun ein durchdringender Regen ein, ſo trägt der Rocken reichlich zu 50 bis 80fältig, wie man ſagt. Nach der Aernte bleibt das Feld ſich ſelbſt überlaſſen, bis es ſich wieder mit Bäumen beſamet.

Eine ſolche Benutzung des Bodens möchte demnach nur alle 70 — 80 Jahr einmahl möglich ſeyn. — Der auf dieſe Art gebaute Rocken heißt **Brandrocken.**

IV. Krankheiten und andere Zufälle, denen die Rockenpflanze unterworfen iſt

A. Das Mutter= oder=Afterkorn.

Von dieſer, dem Rockenbau ſo nachtheiligen, Krankheit handelt ein enger ausführlicher Artikel in Krünitz's Enc. Th. 99, S. 286 — 338.

Wenn der Rocken $\frac{1}{4}$ Mutterkorn enthält, iſt er zu Brot durchaus nicht zu gebrauchen, ſondern wenn man ihn davon nicht befreyen kann, welches am beſten durchs Ausleſen geſchieht, muß man ihn zu Schrot beſtimmen. Iſt aber daſſelbe nur ziemlich häufig, ſo kann man den Rocken noch zu Branntwein nehmen, und iſt es gar nicht ſehr häufig darin, ſo kann man ihn, wie er iſt, zu Brot verbrauchen. — Daß die fürchterliche **Kriebelkrankheit** von dem, in naſſen Jahren oft ſo häufig unter dem Getreide wachſenden Taumel=Lolch, Lolium temulentum

L.

L. entſtehe, iſt auch in neueren Zeiten durch genauere Unterſuchungen als ziemlich gewiß ausgemacht und erwieſen worden.

B. Der Brand. Uredo segetum Pers.

Dieſe, dem Weitzen und einigen andern Getreidearten ſo ſehr nachtheilige Krankheit kommt beym Rocken viel ſeltner vor, und kann hier übergangen werden. Man ſehe übrigens Krün. Enc. Th. 6, S. 380 ſl.

C. Der Roſt. Kleine Schwammgewächſe aus den Gattungen Uredo und Puccinia Pers.

Von dieſer Krankheit wird ein eigner Artikel folgen.

D. Das Befallen oder Taubwerden des Rockens.

Da dieſes Uebel, das von einem kleinen Schwammgewächs aus der Gattung Aecidium Pers. herrührt, in ſeiner Form und in ſeinen Folgen mit dem **Roſt** ſo viele Aehnlichkeit hat, ſo werde ich die Beſchreibung deſſelben bis zum Art. **Roſt am Getreide** verſparen.

E. Das Verſcheinen oder Gelbwerden.

Das Verſcheinen, wobey die Saaten gelb oder bleich werden, und welches man hin und wieder auf ganzen Flecken bemerkt, iſt noch nicht hinlänglich erklärt. Es ſoll von einer zu großen Einwirkung des Sauerſtoffes herrühren; andere aber ſchreiben es einer zu geilen Düngung und einer zu großen Auflockerung des Bodens zu.

Ueber das Verſcheineu der Saaten, von Wellrich, in Thaer's niederſächſiſchen Annalen. Jahrg. IV. St. 3.

F. Das Lagern des Korns. *)

Der allzugeile Wuchs der Saat, beſonders der **Lagerwuchs**, das **Lagerwerden**, iſt ein Wuchs

*) S. Weber's pract. Handb. der Feldwirthſchaft. I, S. 401 ſl. S. 464.

Wuchs der Saaten, wo ſie wegen zu großer Fettigkeit und Vollſaftigkeit zu ſchnell und üppig wachſen, und dann theils ſchon im Herbſt ihren Wuchs zu weit treiben, und deshalb durch die Winterfröſte in ihrem unzeitigen Safttrieb erſtickt werden, theils aber im Frühling und Sommer bloß in einzelne Halme in die Höhe ſchießen, ſo daß ſie ſich gar nicht eigentlich beſtocken, und ſich alsdann auch nicht aufrecht erhalten können, ſondern aus Mangel an Feſtigkeit umfallen, ſich lagern, oder zu Lager wachſen. In dieſem Zuſtande werden ſie dann aus Mangel an Licht und Luft an ihrem fernern Wachsthum, vorzüglich an der Anſetzung und Reifung der Körner behindert, und oft ganz zum Faulen gebracht. Man erhält alſo im günſtigſten Falle nur wenige und ſchlechte dickhülſige Körner von dergleichen Lagerſaaten, und das Stroh iſt gleichfalls ſchlecht, brüchig und loſe, und taugt zu Häckſel eben ſo wenig als zum Dachdecken.

Die Urſache der Lagerſaaten liegt alſo 1. in der zu großen natürlichen oder künſtlichen Fruchtbarkeit des Bodens, und in dem begangenen Fehler des Landwirthes, daß er die Frucht überhaupt auf den Boden, wo ſie ſo gewachſen iſt, gebracht, oder ſie auch zu frühe und zu dick geſäet hat. 2. In einer zu feuchten, gar zu fruchtbaren und treibenden Witterung, die die Saaten zu einem zu ſchnellen Wachsthume bringt, oder auch ſie durch Regen zu Boden drückt.

Was der Landmann nun, beſonders in Bezug auf den Rocken dagegen thun kann, beſteht in folgendem Verfahren. Er läßt die in ſehr fruchtbarem, nahrhaftem Boden allzugeil

und fett gewachſene Saat von den Schafen, und zwar ſo, daß ſie immer im Gehen erhalten werden, und nicht ſtehen bleiben, und nur bey Blachfroſte, und alſo hartem, oder doch ganz trocknem Boden, wo die Schafe nicht tief eintreten können, endlich auch nur bis zum Anfange des Februars, abhüten. Dadurch nöthigt er nähmlich dieſe Saat, noch einmahl neue Kräfte anzuwenden, von neuem wieder aufzuwachſen, ſchwächt alſo die allzugroße Nahrhaftigkeit des Bodens, und thut auch der zu üppigen Vegetation ſo viel Einhalt, daß die Saat nicht übermäßig treiben und ſich lagern kann. In dieſer Hinſicht iſt alſo das Abhüten des Rockens höchſt nützlich und nothwendig.

In andern Fällen iſt aber das Abhüten der Rockenſaat an ſich allemahl ſchädlich, ſobald es 1. mit anderm Vieh, als mit Schafen, und mit dieſen ohne die Vorſicht geſchieht, daß dieſelben immer im Gange erhalten werden, weil ſie, wenn ſie ſtehen bleiben, den Stock zu tief aus der Wurzel wegfreſſen, auch mit den Füßen ſcharren und kratzen, und 2. bey ſolcher Saat geſchieht, die im Herbſte nicht zu fett, dicht und üppig aufgewachſen iſt, ſondern nur leidlich oder gar mager und dünn, dabey 3. auch nicht einmahl in dem beſſern fruchtbaren Boden, vielmehr in einem nahrungsloſen und nicht ſonderlich gedüngten Lande ſteht.

G. Das Auswachſen des Rockens.

Von dieſem, bey naſſem Aerntewetter ſo gewöhnlichen Uebel ſehe man Krün. Enc. Th. 3, S. 306 fl.

Rocken, der noch nicht hart getrocknet iſt, wächſt viel eher aus, als der völlig trockene. Daſſelbe findet ſtatt, wenn er auf dem Schwade

an

an der Erde liegt. Auf dem Halme ſtehend ſchadet ihm die Näſſe viel weniger, als im Hocken oder Mandeln. Verſtändige Wirthe werden daher in naſſen Jahren das Mähen möglichſt aufzuſchieben ſuchen, oder, wenn er ſchon gemähet iſt, jede trockne Stunde benützen, die Garben dem Luftzuge auszuſetzen.

H. Beſchädigungen der Rockenſaat durch verſchiedene Thiere.

Die Rockenpflanze wird in verſchiedenem Alter von mancherley Inſecten, hauptſächlich von deren Larven, zerſtört. Einige verzehren ihre Wurzel, als die Larve des Maykäfers, Melolontra vulgaris Fabr. (ſ. Krün. Enc. Th. 86, S. 231 — 245.) des Juniuskäfers (ſ. Th. 31, S. 845 fl.) und andere, als Rockenzerſtörer bis jetzt noch nicht bekannte Inſecten. Andere freſſen die Halme nahe über der Wurzel ab, oder niſten ſelbſt in dem Halm und freſſen ihn an, als die Larve des Eloter segetis, der Musca secalis, calamitosa und anderer Fliegen, die Raupe der Phalaena turca, die Made der Tipula olerocea und Tipula secalis, Phalaena secalis, ferner des Ichneumon extensor. — Wenn die Musca pumilionis ihre Eier in die Halme legt, ſo bleiben dieſe niedrig und verkümmern. Dies geſchieht in manchen Jahren häufig, und man kann oft auf einem Raume von zwey Quadratſchuhen 10 — 40 ſolcher Halme antreffen. (Man ſehe auch die Artikel **Rockenmade** und **Rockenraupe**.)

Im Herbſt frißt die Larve der Phalaena conspicillaris, ſo wie der Phal. greminis, (deren auch im Art. **Rockenraupe** noch beſonders gedacht wird,) des Nachts den zarten Rocken-

pflanzen die Spitzen ab. Ein gleiches thut die Feldſchnecke, Limax agrestis.

Gegen dieſe Verwüſter hat man friſch gebrannten, zu Pulver gelöſchten Kalk, doppelt ſo ſtark, als die Ausſaat, bey trocknem Wetter auf den Acker geſtreuet, als ein wirkſames Mittel empfohlen. Andere Mittel findet man im Art. **Raupe**, Krün. Enc. Th. 121, S. 227 fl. angegeben.

Die Rockenkörner, wenn ſie noch auf den Acker in den Aehren ſitzen, werden vom Ichneumon culpatorius ausgehöhlt, ja allmählig ganz verzehrt. Die Thrips Physapus iſt oft die Urſache, daß die ganzen Rockenähren unfruchtbar ſind. (Phalaena granella und der Curculis granarius richten ihre Verwüſtungen auf den Kornböden an.)

Von andern Verwüſtungen der Rockenſaat, z. B. durch Mäuſe, Wild rc. iſt in beſondern Artikeln die Rede, da dieſe Beſchädigungen den Rocken nicht ausſchließlich treffen.

Von den Krankheiten des Rockens und den Gefahren, in die derſelbe durch Näſſe, Froſt und den Mangel an einer wärmenden Schneedecke im Winter, oder durch vieles Thauwaſſer und langen Märzſchnee geräth, wird im Art. **Winterſaat** gehandelt werden.

V. Chemiſche Zerlegung des Rockens.

Nach Herrn Profeſſor Einhof's Unterſuchung enthalten 8 Unzen Rockenkörner 1 Unze 7½ Quent. Hülſen, 6½ Quent. Feuchtigkeit und 5 Unzen 2 Quent. reines Mehl. 8 Unzen Rockenmehl hingegen enthalten 2 Quent. 6 Gran Pflanzeneiweiß, 6 Quent. 4 Gran Kleber, 7 Quent. 6 Gran Schleim, 4 Unzen 7

Quent.

Quent. 6 Gran Stärkmehl, 2 Quent. 6 Gran zuckerartige Theile und 4 Quent. 5 Gran hülſige Subſtanz. *)

Herrn Aſſeſſor Schrader's Unterſuchung, was für Erdarten und in welchem Verhältniſſe ſich ſolche in dem Rocken und in einigen andern Getreidearten (ſowohl in dem Stroh als in den Körnern) finden, und wie ſie ſich in denſelben erzeugen?

Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin gab im Jahre 1797 zum zweytenmahle folgende Preisfrage auf: Von welcher Art ſind die erdigen Beſtandtheile, welche man durch Hülfe der chemiſchen Zergliederung in den verſchiedenen inländiſchen Getreidearten findet? Treten dieſe in ſolche ſo ein, wie man ſie darin findet, oder werden ſie durch die Lebenskraft und durch die Wirkung der Organe der Vegetation erzeugt? — Als Reſultat dieſer Preisfrage erſchien im Jahre 1800 folgende Schrift: Zwey Preisſchriften über die eigentliche Beſchaffenheit und Erzeugung der erdigen Beſtandtheile in den verſchiedenen inländiſchen Getreidearten, von Johann Carl Chriſtian Schrader, Apotheker in Berlin und Joh. Sam. Benj. Neumann, Inſpektor und Paſtor in Templin, herausgeg. von der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, Berlin, 1800, 120 S. in 8. Die Schraderiſche, in der Geſchichte der Oekonomie Epoche machende Schrift geht von S. 1. bis 33. Herr Schrader zerlegte vorerſt Hafer, Gerſte, Rocken und Weitzen, um zu erfahren, was für Erdarten, und in welchem Verhältniß ſolche in dieſen Getreidearten vorhanden wären. Das Reſultat dieſer Verſuche war folgendes:

*) Gehlen's Journal der Chemie. IV. Bd. II. Heft, S. 131 — 153.

Zwey und dreyßig Unzen

Hafer	Gerſte	Rocken	Weitzen	Rockenſtroh	lieferten bey der Zerlegung
$144\frac{8}{10}$	$66\frac{7}{10}$	$15\frac{6}{10}$	$13\frac{2}{10}$	152	Gran Kieſelerde,
$33\frac{15}{20}$	$24\frac{8}{10}$	$13\frac{4}{10}$	$12\frac{6}{10}$	$46\frac{2}{10}$	Gran kohlenſaure Kalkerde,
$33\frac{2}{10}$	$25\frac{3}{10}$	$14\frac{2}{10}$	$13\frac{4}{10}$	$28\frac{2}{10}$	Gran kohlenſaure Talkerde,
$4\frac{5}{10}$	$4\frac{2}{10}$	$1\frac{4}{10}$	$\frac{6}{10}$	$3\frac{2}{10}$	Gran Thonerde,
$6\frac{12}{20}$	$6\frac{7}{10}$	$3\frac{2}{10}$	5	$6\frac{8}{10}$	Gran Braunſtein
$4\frac{5}{10}$	$3\frac{8}{10}$	$\frac{9}{10}$	$2\frac{5}{10}$	$2\frac{4}{10}$	Gran Eiſen.
$228\frac{11}{20}$	$131\frac{5}{10}$	$48\frac{7}{10}$	$47\frac{3}{10}$	$238\frac{8}{10}$	Summe der erdigen und metalliſchen Stoffe in den obigen Getreidearten.

Hieraus erhellet, daß die obigen Getreidearten alle einerley erdige und metalliſche Stoffe enthalten, daß aber dieſe Subſtanzen in ſehr verſchiedener Menge und in eben ſo verſchiedenen Verhältniſſen darin angetroffen werden. Auffallend iſt es, daß ein Pfund Rockenſtroh an ſoliden Theilen fünfmahl mehr enthält, als ein Pfund Weitzenkörner, doch wird die Sache dadurch ſchon erklärlicher, daß ein Pfund Rockenſtroh einen größern Raum einnimmt, als ein Pfund Weitzenkörner. Uebrigens ſind die angegebenen erdigen und metalliſchen Stoffe nicht die einzigen Beſtandtheile der genannten Getreidearten, vielmehr enthalten ſolche noch andere Beſtandtheile an ſolchen Stoffen, die beym Verbrennen in Gas oder Luft zerlegt werden, und davon gehen, mit deren Unterſuchung ſich aber Herr Schrader nicht beſchäftigen wollte, weil man nur die Natur der erdigen Stoffe in den inländiſchen Getreidearten unterſucht wiſſen wollte,

te, welches auch Herr Schrader bewerkſtelliget hat. Weit ſchwieriger war die Beantwortung des andern Theils der Preisfrage: Wie gelangen dieſe Erden in die Pflanzen? Gehen ſie aus dem Erdboden in die Pflanzen über, indem die Feuchtigkeit, die Luft, und andere Stoffe gleichſam als leitende (hinüberführende) Werkzeuge dienen? Oder werden die Erden ohne Zuthuung des Bodens in den Pflanzen ſelbſt erzeugt und gebildet? Herr S. hatte hier die große Schwierigkeit, zu überwinden, zur Erziehung einer Quantität Getreideſamen einen Stoff ausſindig zu machen, der nicht den geringſten Antheil Erde enthielt, und auch durch Verweſung keine Erde gab. Er wählte hierzu gereinigte Schwefelblumen, in die er ſeine Getreideſamen ſäete, und erhielt auf dieſe Art 28 Halme Rocken uud 12 Halme Gerſte. Zur vollkommenen Reife brachte er ſie nicht, weil der Verſuch ſich wegen der Wahl des ſchicklichen Bodens etwas ſpät ins Jahr verzogen hatte. Der Mangel an Erde konnte an dieſer dürftigen Aerndte deswegen nicht Schuld ſeyn, weil ein andrer Verſuch in reiner Erde nicht einmahl ſo gut ausfiel. Herr S. ſucht vielmehr die Urſache in dem Mangel an Dünger, der wahrſcheinlich durch ſeine theils bey der Fäulniß ſich abſondernden Stoffe, theils durch die Zerlegung des Waſſers, ſo viel zum Gedeihen der Pflanzen beyträgt. Aus einer Zerlegung dieſer in dem Schwefel gezogenen Pflanzen ergab ſich, daß ſie verhältnißmäßig eben ſo viel erdige Beſtandtheile enthielten, als andere gewöhnliche Pflanzen. Da nun die Vegetation in einem ſolchen Boden angeſtellt war, der ſchlechterdings keine Erde enthielt, und während der Vegeta-

tion reines, deſtillirtes, mit Kohlenſäure (fixer Luft) geſchwängertes Waſſer zum Begießen der Pflanzen genommen wurde; ſo mußte die in den auf dieſe Weiſe gezogenen Pflanzen enthaltene Erde durch die Vegetation ſelbſt erzeugt worden ſeyn. Hieraus erhellet, daß zur Beförderung des Wachsthums unſerer inländiſchen Getreidearten keine Erdarten beſonders nothwendig ſey, ſondern jede Erdmiſchung, die ſich locker genug erhält, iſt dem Zwecke entſprechend. Indeſſen wird ein aus mehrern Erdarten und in einem gewiſſen Verhältniſſe gemiſchter Boden immer deswegen der beſte ſeyn, weil ein ungemiſchter Boden die erforderliche Textur nicht hat, ſondern entweder zu feſt, wie reiner Thonboden, oder allzulocker, wie reiner Sandboden, iſt. Dieſer Verſuch beweiſet ferner, daß die Brache ganz unnöthig iſt. Erzeugen ſich die Erdarten allein durch Vegetation, ſo kann man ungemiſchte Erde durch Kultur in einen gemiſchten Boden verwandeln, beſonders wenn man Hafer, weil dieſer die größte Menge an erdigen Stoffen giebt, darauf ſäet, und die Frucht immer wieder unterpflügt und verweſen läßt. (Oekonomiſche Hefte, Jun. 1803, S. 549 — 558.)

VI. Arzeney- und andere Kräfte des Rockens.

Das Rockenmehl *) iſt ſüßlich und mehr ſchwärzlich als das vom Weitzen. In warmem Waſſer eingeweicht, geht es leicht in eine ſaure Gährung über. Steckt man Eiſenblech in ſolche Säure hinein, ſo wird deſſen Oberfläche angefreſſen, ſo daß ſich Zinn mit ihm leichter verbindet *). Trocknes gewärmtes Rockenmehl zer-

*) Man ſehe auch den Art. Mehl, in Krün. Enc. Th 87, S. 344 ff.

*) Rinman Järnets Historia, vol. I. p. 40.

zertheilt äußerliche Entzündungen; im Breyumſchlage erweicht und zeitiget es. Brey, aus Rockenmehle mit ungeſalzner Butter und Waſſer gekocht, entweder allein, oder mit Ziegenmilch des Morgens früh, mehrere Wochen, oder Monate lang genoſſen, iſt beym Anfange der Schwindſucht ein Hülfsmittel, iſt ſie aber ſchon eingewurzelt, ein Erleichterungsmittel *). Auch eine Suppe, die man aus einer halben Unze feinen Rockenmehls mit einem Pfunde Waſſer gekocht und alle Morgen getrunken hat, iſt auch öfters in dieſer Krankheit nützlich geweſen; zuweilen hat man Nutzen geſchafft, wenn man einen Brey aus Isländiſchem Mooſe des Morgens, und gedachte Rockenmehlſuppe des Abends hat genieſſen laſſen **).

Hauptſächlich wird aber der Rocken wie bekannt zum Brote verbraucht, deſſen man ſich vorzüglich in den mehr nördlichen Gegenden, als in Teutſchland und andern noch kältern Ländern, bedient. Das leimichte Weſen des Weitzenbrotes fehlt ihm, dennoch aber nährt nnd ſchmeckt es gut. Diejenigen, die Geneigtheit zur Säure in den erſten Wegen haben, pflegen von dem Genuſſe des Rockenbrotes Sodbrennen und ſaures Aufſtoßen zu bekommen; denen aber, die mit verſtopftem Stuhlgange geplagt ſind, bekömmt es beſſer, als Weitzenbrot. Es wird nicht ſo leicht trocken, wie Brot aus jedem andern Getreide. Man vermiſcht übrigens in Frankreich ꝛc. öfters Rocken und Weitzen in mancherley Verhältniſſen, wodurch das Brot feiner wird.

*) Lange Miſc. verit. med. p. 34.
**) Bang Prax. med. p. 539.

Werden die Kleyen unter dem Mehle gelaſſen, ſo wird das Brot gröber und iſt unter dem Nahmen Soldaten-oder Commisbrot bekannt. Von der Zubereitung des Brotes überhaupt handelt ein eigner Artikel, Th. 6, S. 718 fl. wohin ich verweiſen muß. So gehört es auch hier nicht her, alle die Nahmen des Rockenbrots zu nennen, die von ſeiner Geſtalt, der Art des Backens, der verſchiedenen Miſchung und der mehr oder mindern Härte u. dgl. hergenommen ſind. Dem gröbern Brote, ſo wie dasjenige iſt, deſſen ſich die Bauern mit ihrem Geſinde in Schweden bedienen, das rund und in der Mitte mit einem Loch verſehen iſt, durch welches ſie ſelbiges auf Stangen aufreihen können, iſt es wohl hauptſächlich zuzuſchreiben, daß dieſe Leute ſo weiße Zähne haben, obgleich auch die Säure des Brotes ſelbſt hiezu mit beytragen kann. Eine Scheibe gelinde geröſtetes und in Waſſer geworfenes Brot macht, wegen ſeiner Säure, ein bey hitzigen Fiebern erquickendes und geſundes Getränk, das man, ohne es überdrüſſig zu werden, weit länger trinken kann, als faſt alle andern Arten des Getränks; man kann ihm auch nach Gutdünken Zitronenſaft und Zucker hinzuſetzen. Die äußere Rinde, auch beym weichern Rockenbrote, pflegt doch härter zu ſeyn, als von andern Brotarten. Warmes durchgeſchnittenes und mit Ungariſchem Waſſer oder Kamphergeiſt angefeuchtetes und auf den Unterleib gelegtes Brot, heilt zuweilen dadurch, daß es einen Schweiß erregt, das Wechſelfieber *). Die Dünſte von warmem, vorzüglich Rockenbrote, ſind erquickend, wenn ſie in die Naſe

*) Roſenſtein om Barns ſjukd. p. 315.

Naſe gezogen werden, wie man aus dem bekannten Beyſpiele des Democritus weiß, der ſich nähmlich als ein abgelebter und dem Tode naher Greis durch beſtändiges Anriechen an warmes und mit Wein angefeuchtetes Brot, das Leben einige Tage lang verlängerte, um die Hochzeit ſeiner von ihm ſehr geliebten Schweſter feyern zu können. Eben dieſe Dünſte aber, wenn ſie reichlich in einem Zimmer, vorzüglich des Nachts eingeſchloſſen ſind, werden, ſo wie die in einem Keller eingeſchloſſenen Dünſte eines gährenden Moſtes oder Weins, tödlich. Die Krumen von ſchwarzem friſchem Brote, wenn ſie mit Fingern zum Teige geknetet und applizirt werden, vertreiben die Krähenaugen an den Füßen, und die daher rührendeu Schmerzen, wie man aus den Verſuchen der Franziſkaner und Kapuziner weiß *). Geriebene Brodkrumen mit Kochſalz und zerſtoßnem Kümmelſamen vermiſcht und zwiſchen Leinwand um dem Kopf gebunden, erleichtern den Kopfſchmerz. Wenn man Kleye röſtet, bis ſie die Farbe des gemahlnen Koffees erhält und in Leinwand einwickelt, ſo entzündet ſie ſich von ſelbſt **). Es iſt daher ſehr gefährlich, wenn man dem Kranken viele Umſchläge von ſolcher Kleye macht, und es entſteht öfters Feuerſchaden daraus.

Der Rocken wird auch zum Brandewein, Spiritus frumenti, verbraucht, ja in Deutſchland und den nördlichen Ländern wird er hauptſächlich dazu verwandt. Davon iſt in Krün. Enc. Th. 6, S. 419 ſſ. indeß ſchon gehandelt worden, ſo daß ich es hier übergehen kann.

Den

*) Singeiſen Diss. de ophthalmia, Erlang. 1786. p. 25.

**) Zürch. med. Magaz. 1773. S. 238.

Den geröſteten Rocken hat man als ein Surrogat des Kaffees empfohlen, und dieſes Getränk **Rockelade** genannt. Schon in dem Jahre 1714 empfahl Dillen *) einen Trank aus dem geröſteten Rocken, und, damit ihm das Oehlichte des Kaffees nicht fehlen möchte, rieth er bey dem Röſten einige Mandeln hinzuzuſetzen. Die Urſache, warum man den Rocken ſtatt des Kaffees empfohlen hat, iſt wohl hauptſächlich, daß er nicht, wie letzterer, Hitze, Schlafloſigkeit und Zittern der Glieder verurſachen möchte und endlich das Geld im Lande zu behalten. Beſſer wäre es indeß ſich ſolches Getränks gänzlich zu enthalten, das von dem guten des wahren Kaffes nichts, wohl aber das Böſe immer in ſich hat, daß es warm getrunken wird, und weil es wohlfeil iſt, ärmere Leute zu ſeinem Genuß deſto mehr anlocket. S. auch den Art. **Rockelade.**

Zubereitungen und Zuſammenſetzungen aus Rocken.

Brotwaſſer, Aqua panis. Seine erquickenden Eigenſchaften ſind wohl eher dem zugeſetzten Weine und den Gewürzen, als dem Brote zuzuſchreiben. Eben ſo iſt es mit dem **Brotrindenpflaſter**, Emplastr. de crusta panis. Deſſen magenſtärkende Kräfte wohl hauptſächlich dem Harze und Gewürzen zuzueignen ſind. Die Art des Brots, von dem die Rinde zu nehmen, iſt nicht angezeigt.

VII. Vom Rockenhandel.

In deu Häfen an der Oſtſee, in den Niederlanden ꝛc. wird ein ſtarker Handel mit Rocken getrieben, vorzüglich in Reval, Riga, Königs-

*) Ephem. nat. curios. cent. 3. 4. Obs. 150 p. 345.

nigsberg, Elbing, Danzig, Greifswald, Roſtock, Lübeck, Hamburg, Altona, Bremen, Amſterdam ꝛc.

Man unterſcheidet das Korn auch beym Handel in zwey Abänderungen, in Winter- und Sommerrocken, wovon der letztere kleinere Körner hat, aber ein weißeres Mehl giebt. **Königsberg** verſchifft von dieſem Artikel fünferley Sorten, wovon der beſte aus Weißrußland zugeführt wird. Die Körner von dieſer ſind groß, hellgelb von Farbe, dabey mehlreich, wohl trocken und rein. Die darauf folgende iſt Rocken aus Polen, die zwar auch trocken, rein und großkörnig iſt, aber nicht ſo ſchön von Farbe ausfällt. Eine dritte Sorte beſteht aus ungetrocknetem, der zwar grob von Korn, gut von Farbe, aber ſelten recht rein iſt. Die vierte iſt das ſo genannte Amts- oder Bauerngut; dieſe wird am ſtärkſten nach Dänemark verſchifft. Die fünfte und ſchlechteſte Sorte iſt die, welche aus Tilſit und Inſterburg zugeführt wird. Die Bauern ſammeln dieſe. Man gebraucht ſie in guten Jahren nur zum Brandweinbrennen. Königsberg handelt allen ſeinen Rocken nach Laſt von 56½ Scheffel, und die daſige Laſt rendirt reichlich eine Laſt zu Amſterdam. **Memel** liefert Rocken, der nicht zu verachten iſt; er fällt aber doch, in Vergleich mit dem königsberger, etwas ab. Die Laſt des memler giebt 4000 bis 4200 ℔ in Holland. **Riga** ſchickt Rocken nach Holland, Schweden, Dänemark und Hamburg. Der rigiſche Rocken iſt zwar gut, doch zieht man ihm den ruſſiſchen und polniſchen vor. 100 rigiſche Laſt zu 45 Loof, vergleichen ſich bis auf etwas weniges mit 99 Laſt in Holland. **Reval** führt beſonders getrockneten Rocken nach Lübeck und Holland

land aus. Die Laſt von dieſem, 4000 ℔ ſchwer, giebt in Holland nur 3400 aus. **Amſterdam** handelt inſonderheit mit Rocken von Danzig, Königsberg, Elbing, wie auch aus Polen, Pommern, von Stettin, Mecklenburg, Magdeburg, aus Archangel, Brabant, und Flandern. Es handelt ihn bey Laſt von 4000 ℔ zu ſo und ſo viel Gulden von 28 Stüver. **Hamburg** handelt ſtark mit däniſchem braunen Rocken, mit danziger braunem und andern, mit franzöſiſchem, holſteiniſchem, königsberger, oberländiſchem, mecklenburgiſchem, ſo genannten moskowitiſchen (ruſſiſchen), getrocknetem Rocken, mit rigiſchem, vorländiſchem ꝛc. Alle dieſe Sorten werden da nach Laſt von 60 Faß Contant in Courant gehandelt.

Jetzt auch etwas von der Güte und Beſchaffenheit dieſes Kornwaarenartikels. Die verſchiedenen Landesarten differiren mehr oder weniger von einander. Es giebt großkörnigen, kleinkörnigen, dickſchäligen und dünnſchäligen Rocken. Den letztern heißt man **Sandkorn**. Dieſer iſt in ſandigem Boden erbauet, hat nicht allein eine dünne Schale, ſondern auch ein längliches Korn, das nach Verhältniß ſchmaler ausfällt. Es hat daher vor dem großkörnigen Vorzüge. Ein Scheffel davon iſt ſchwerer am Gewicht, als Rocken aus ſchwerem Boden. Das Mehl im Sandkorn ſitzt dichter beyſammen, und iſt auch weißer; man bekommt beym Vermahlen davon auch weniger Kleye.

Außer dem dickſchaligen Korn iſt dasjenige das ſchlechteſte, welches unreine und nicht volle Körner hat, deren Spitzen ſchwarz ſind, und worunter man viel taubes, ſo genanntes Mutterkorn findet, von welchem ein eigner Artikel der Krünitziſchen Enc. handelt. Nächſt

Nächſt dem Winterkorn hat man nun auch noch **Sommerrocken.** Dieſer iſt klein, ſieht glatt aus, und giebt zwar weißes, aber nicht ſo viel Mehl, als Winterrocken. Eine noch andere Spielart, die ſich ſchwer vom Sandkorn unterſcheiden läßt, iſt das ſo genannte **Staudenkorn**, ſo wie das **Johanniskorn**, welches in der Lauſitz häufig gebauet wird. — Das holländiſche Korn iſt ſehr groß, dabey gelb von Farbe und ſehr ſpitzig. Ein Dresdener Scheffel (faſt zwey Berliner) gutes Sandkorn wiegt gegen 160 ℔ Leipz. Gewichts; der Scheffel vom dickſchaligen aber nur 145 — 150 ℔.

Das ſicherſte Kennzeichen eines reinen Getreides iſt, daß es beym Ausmeſſen ſtäuben, und dieſer Staub recht friſch riechen muß. Riecht dagegen der Staub dumpfig und widerlich, ſo iſt das Korn von kleinem Ungeziefer angefreſſen — Mehr hierüber ſehe man im Art. **Kornhandel. Krün.** Enc. Th. 45, S. 245 fl.

Zum Schluße dieſes Artikels mögen hier nun noch **verſchiedene Nachweiſungen** folgen, in welchen Artikeln der **Krünitziſchen** Encyklopädie vom Rocken gehandelt wird, und zwar in Beziehungen, die ich hier unberückſichtigt laſſen mußte, um keine Wiederhohlungen zu begehen.

Das **Trocknen** oder **Dörren** des Rockens, wie es beſonders in den oſteuropäiſchen Gegenden gebräuchlich iſt, hat **Krünitz** im Art. **Korndarre**, Th. 45, S. 1—155 ausführlich beſchrieben.

Das Reinigen deſſelben von Staub, Schmachtkörnern und kleinen Sämereyen, im Art. **Kornfege**, daſ. S. 156 fl.

Von dem **Aufbewahren des Rockens**

auf großen Kornböden oder Magazinen, ſehe man den Art. **Kornmagazin**, Th. 45, S. 441 ff. ſo wie den Art. **Kriegs-Proviantweſen**, Th. 51, S. 536 ff. und den Art. **Magazin-Anſtalten**, Th. 82, S. 195 ff. wo in verſchiedenen Rückſichten auf den Rocken Bezug genommen iſt.

Wie man Rockenmehl am beſten aufbewahrt, beſonders im Großen zum Feſtungs- und Armee-Bedarf, findet man im Art. **Mehlmagazin**, Krünitz's Enc. Th. 87, S. 485 ff. angezeigt, wo zugleich von der nöthigen Beſchaffenheit des Rockens, der ein dauerhaftes Lagermehl geben ſoll, von deſſen Vermahlen ꝛc. gehandelt wird.

Von der ſonſtigen **Zurichtung des Rockens zum Mahlen**, und vom Mahlen ſelbſt, beſonders nach ſächſiſcher Art, iſt der Art. **Mühle** nachzuſehen, Th. 96, S. 293. Auch der Art. **Mehl**, Th. 87, S. 75 — 76.

Rocken zum Branntweinbrennen zu ſchroten, davon ſehe man den Art. **Mühle**, Th. 96, S. 520. 530.

Von **Brotbacken**, desgleichen davon, wie man dumpfigen *), ausgewachſenen oder ſonſt ver-

*) Mogalla's Verſuche über die Verbeſſerung des dumpfig gewordenen Rockens durch oxygenirt-ſalzſaures Gas, (Schleſiſche Provinzial-Blätter. 1806. Oct. S. 358.) ſind auch der Beachtung ſehr werth. Sie beſtanden in folgendem.

Das Drittheil einer Tonne wurde mit dumpfigem Rocken angefüllt, das Entbindungsgeräthe, zur Erhaltung des oxygeniſirt-ſalzſauren Gas, durch einen ledernen Schlauch mit der Tonne verbunden, und ſo das Gas in dieſelbe geleitet, indem man ſie zugleich, während dem, daß dieſes geſchah, immerfort hin und her rollte. Ein gegenüber in die Tonne eingebohrtes Loch diente der atmoſphäriſchen Luft zum Entweichen. Nach einer halben Stunde wurde das Entbindungsgeräthe weggenommen und die Tonne blieb noch 12 Stunden ruhig ſtehen. Beym Oeffnen drang ein faſt noch ver-

verdorbenen Rocken verbeſſern könne, iſt Th. 6, S. 718 gehandelt; von der Backprobe, Th. 3, S. 377 fl.

Das Branntweinbrennen findet man in Krün. Enc. Th. 6, S. 519 fl. beſchrieben.

Vom Rocken als Pferdefutter, ſehe man den Art. Pferd, in Krün. Enc. Th. 110, S. 615 fl.

Wie man den Rocken zum Lederbeizen anwendet, ſ. den Art. Leder, Krün. Enc Th. 68, S. 93.

Die literariſchen Nachweiſungen über den Rocken müßten eigentlich ſehr ausgedehnt ausfallen, wenn man auf einige Vollſtändigkeit Anſpruch machen wollte, indem faſt in jedem ökonomiſchen Werke von allgemeinerem Inhalte auch

ſtärkterer dumpfiger Geruch hervor, der aber nach wenigen Minuten verſchwand, und dem, der oxygeniſirten Salzſäure eignen, Geruche Platz machte. Die Körner waren von aller Dumpfigkeit befreyt, und trockner als zuvor, behielten aber auch, nachdem man ſie 12 Stunden lang auf einem luftigen Boden ausgebreitet und 6 Wochen hindurch in einem Zimmer in einem Sacke ſtehen laſſen, einen ſchwachen Geruch nach dem Gas. Das davon gemahlne Mehl roch ſo wenig dumpfig, als das daraus gebackne Brod, welches zugleich von der beſten Beſchaffenheit war. Dagegen hatten die Kleyen einen dumpfigen Geruch, welches Herrn M. zur Vermuthung veranlaßte, daß der Hauptſitz der Dumpfigkeit des Getreides in dem Oberhäutchen ſey. Auch iſt bemerkt, daß das Brod aus demſelben Mehle gebacken, etwas noch von dem Geruche der Salzſäure gehabt hätte, welches indeſſen der Unſchädlichkeit ſeines Genuſſes keinen Eintrag thun kann. Endlich iſt Hr. M. auch überzeugt, daß, wenn der Gegenſtand Aufmerkſamkeit erhalten ſollte, ſich gar wohl, um dumpfig gewordenes Getreide im Großen zu reinigen, ganze Magazine und Schuttböden mit dem gedachten Gas, da es von ungeheurer Expanſibilität ſey, anfüllen laſſen würden; ſo wie ſich auch bey jeder Mühle eine dergleichen Rektifikationskammer ohne große Koſten vorrichten ließe.

auch vom Rocken die Rede iſt. Da ich dieſes indeß als bekannt voraus ſetzen darf, ſo will ich hier, außer den im obigen genannten Werken dieſer Art keins mehr hinzufügen, wohl aber ein Verzeichniß der, in den Schriften verſchiedener gelehrten Geſellſchaften über den Rocken vorkommenden einzelnen Abhandlungen, *) deren Exiſtenz nicht immer zur allgemeinen Kunde kommt, anführen.

Pierre Simon Pallas, — Observations sur un blé, cru sauvage. — Nova Acta Acad. Petropolitanae. T. 1. Hist. p. 120.

Von Böcklin. — Praktiſche Beobachtungen bey dem Baue des Sommer-Weitzens, Sommer-Rockens und ſogenannten Johannis-Korns; nebſt vorläufigen Anmerkungen über den Landbau überhaupt. — Neue Samml. der Oecon. Geſellſch. in Bern B. 1. S. 283.

F. Berlin. — Von der Rocken-Beſtellung. — Annalen der Niederſächſiſchen Landw. Geſ. Jahrg. 1. St. 2. S. 328.

Ad. Jos. Cederhielm. Rön, huru med god räg-förfaras bör, sa at den til sin godhet ei mä aftaga. — Vetensk. Acad. Handl. A. 1740. S. 362.

Verſuch, wie mit gutem Rocken verfahren werden müſſe, daß er an ſeiner Güte nicht abnehme. — Schwediſche Akad. Abhandl. J. 1740. S. 125.

Ueber die Saat-Zeit des Rockens und der Frühlings-Gerſte. — Neue Abhandl. der Braunſchweig-Lüneburgiſchen Landw. Geſellſch. B. 2 S. 61.

Et försökt sät at om wären utsä winter-räg bland kornet, dä det säs. Vetensk. Acad. Handl. A. 1742. S. 103.

Eine verſuchte Art, im Frühjahr Winterrocken unter dem Korn mit auszuſäen, wenn das Korn geſäet wird. — Schwediſche Akad. Abhandl. J. 1742. S. 125.

Anders Johann Nordenberg. Försök angände rägens utsaende om sommaren före den wanliga tiden om hösten. — Vetensh. Acad. Handl. A. 1741. S. 145.

Verſuch wegen Auſſäung des Rockens im Sommer. — Schwediſche Acad. Abhandl. J 1741. S. 171.

C. W. Cederhielm. Rön om rägens bland-kornet. — Vetensk. Acad. Handl. A. 1742. S. 129.

C. W.

*) S. Repertorium Commentationum a societatibus litterariis editarum, secundum disciplinarum ordinem digessit F. D. Reuss. Tom. VI. Oeconomia. Gottingae 1806. 4 p. 167 seq.

C. W. Cederhielm. — Verſuch vom Säen des Rockens unter das Korn. — Schwediſche Akad. Abhandl. J. 1742. S. 307.

M. Triewald. — Et dylikt försök med kornblandad ri-torr räg. — Vetensk. Acad. Handl. A. 1742. S. 112.

Dergleichen Verſuch mit Rocken, der auf der Ri getrocknet und mit Korn vermenget worden. — Schwediſche Akad. Abhandl. J. 1742. S. 134.

Cruſius und v. Hardenberg. Rocken-Beſtellung im Klee-Stoppel. — Annalen der Niederſächſiſchen Landw Geſ. Jahrg. 1. St. 2. S. 330.

Beantwortung der Fragen: — 3. Woher mag es rühren, daß man nach der Mecklenburgiſchen Meinung den Rocken in die einige Wochen vorher umgebrachte Saat-Furche, den Weitzen hingegen in die friſche Saat-Furche ſäen zu müſſen glaubt? — Annalen der Mecklenburgiſchen Landw. Geſ. Th. 1. S. 177—223.

Augsburg. Verſuche mit Aegyptiſchem Rocken. — Nachr. der Landw. Geſ. in Zelle. B. 2. Samml. 6. S. 725.

v. Mützſchefahl. — Vom Archangelſchen Rocken. — Neue Oeconom. Nachr. der Geſellſch. in Schleſien. B. 1. S. 179.

v. Frobel. — Von dem Ausfall des auf meinem, im Glaziſchen Gebürge gelegenen, Gut Neuwaltersdorf gemachten Verſuchs mit dem Archangelſchen Rocken. — Ibid. B. 1. S. 56. B. 2. S. 167.

Günzel. Nachtrag. zu v. Frobel Abhandl. von dem Ausfall — —. Ibid. B. 2. S. 170.

v. Beda. — Verſuche mit dem Archangelſchen Korn. — Oeconom. Nachr. der Geſellſch. in Schleſien. B. 5. S. 322.

Auszug aus einem Schreiben von Charlottenhof bey Anklam, den Anbau des Archangelſchen Rockens betreffend. — Ibid. B. 5. S. 351.

v. Sommerfeld. — Verſuche mit dem Archangelſchen Korne. — Ibid. B. 5. S. 377.

P***. Verſuch mit dem Archangelſchen Korn. — Ibid. B. 6. S. 165.

J. G. F***. Inſtruction zur Kultur des Johannis-Rockens. — Ibid. B. 5. S. 392.

P***. — Erfahrungen zur Beantwortung der Frage: Ob das Johannis-Korn von dem ordinären Rocken unterſchieden ſey, und ob nicht auch der Weitzen und die Winter-Gerſte bey der Gras-Fütterung gleich nützlich gebraucht werden könne. — Oekon. Nachr. der Geſellſch. in Schleſien. B. 4. S. 13. B. 6. S. 126.

Joh. Adelheim. Försök at så höst-eller vårs-mässo-råg om vintren pae sönn. — Vetensk. Acad. Handl. A. 1751. S. 224.

Verſuch Herbſt- oder Lorenz-Rocken im Winter in Schnee zu ſäen. Schwediſche Akad. Abhandl. J. 1751. S. 231.

v. H***. Verſuche mit dem Stauden-Korn. — Oecon. Nachr. der Geſellſch. in Schleſien B. 3. S. 9.

Graf v. Düherrn, in Oſten. — Mehrere Verſuche mit Staudenkorn. — Ibid. B. 3. S. 35.

v. H***. Vergleichung des Ertrags des Staudenkorns mit dem gemeinen Korn. — Ibid. B. 4. S. 372.

S***. Nachricht von einem Verſuche mit dem Staudenkorn, wie ſich daſſelbe im Lübenſchen Kreiſe verhalten hat. — Ibid. B. 4. S. 373.

v F***. Geſchichte eines gemachten Verſuchs, ob der gewöhnliche Staudenrocken die Stelle des ſo genannten Johanniskorns vertreten könne. — Ibid. B. 3. S. 278.

Joseph Sibley. — On transplanting and dividing the roots of corn — Transact. of the Soc. for the Encourag. of Arts. Vol. II. p. 66.

C. W. Meyenberg. — Kränkliche Rocken-Saat von unreifen Saatkorn. — Annalen der Niederſächſiſchen Landw. Geſ. Jahrg. 1. St. 2. S. 331.

Alexiei Oleſchew. Vom Mißwachs des Rockens, beſonders im Jahr 1766. Abhandl. der Oecon. Geſellſch. in St. Petersburg. Th. 5. S. 26.

Kletſchke. Eine vortheilhafte Beſtellung des Sommer-Getreides. — Annalen der Oecon. Geſellſchaft in Potsdam. B. 3. Heſt 1 S. 91.

George Boswell. — Deſcription of a newly invented machine for raking summer-corn stubbles. — Letters on Agricilt. of the Bath Soc. Vol. I. p. 44.

Mittel wieder das Erfrieren des Sommer-Getreides — Abhandl. der Lieſländiſchen Oecon. Soc. Th. 2. St. 1. S. 31.

Rocken, (Aegyptiſcher) ein Nahme der vierzeiligen nackten Gerſte, Hordeum caeleste L. S. im Art. **Gerſte**, Krün. Enc. Th. 17. S. 434. und den Art. **Rockelade**.

— **(Archangelſcher)**] beſondere Abänderun-
— **(Aſtrakaniſcher)**] gen des Staudenrockens, die nach den Gegenden, wo man ſie vorzüglich bauet, und von woher ſie bekannt geworden ſind, den Nahmen führen. Man findet die näheren Angaben von ihnen im obigen, wo von den Spielarten des Winterrockens die Rede iſt.

— **(ausgewachſener)** ſ. oben den Abſchnitt V. von den Krankheiten und nachtheiligen Zufällen des Rockens.

Rocken (Brand=) Rocken, der in Schweden auf abgebrannten Waldſtellen gebauet wird. S. oben den Abſchnitt III. B.

— (Cretiſcher) Secale creticum Linn. eine zu der Gattung des Rockens gehörige, auf der Inſel Creta einheimiſche Grasart, die aber nicht angebauet wird, weil das Korn nicht mehlreich iſt. Die Beſchreibung findet man oben, zu Anfang des Artikels.

— (gemeiner) darunter werden alle Abänderungen des Secale cereale Linn. begriffen, ſie mögen zum ſo genannten Sommer= oder Winterrocken gehören. Im engeren Sinne verſteht man darunter indeß unſern deutſchen gemeinen Winterrocken, um ihn von den verſchiedenen Arten des Staudenrockens und andern ausländiſchen Spielarten zu unterſcheiden.

— (haariger) Secale villosum Linn. eine zu der Gattung des Rockens gehörige Grasart, die aber nicht angebauet wird. S. oben, im Anfange des Artikels **Rocken**.

— (Johannis=) }
— (Marſch=) } ausgezeichnete Spielarten des Rockens,
— (Montaubanſcher) } die man oben, im IIten Abſchnitte beſchrieben findet.

— (levantiſcher) ſ. orientaliſcher Rocken.

— (Nach=) Rocken, der in die umgebrachte Rockenſtoppel geſäet wird. S. oben im Abſchnitte III. A.

— (Norwegiſcher) ſ. oben den Abſchnitt II. B. 3.

— (orientaliſcher) eine wilde, zur Rockengattung gehörige Grasart, die von ihrem Vaterlande, der Levante, den Nahmen führt.

— (Quäl=) Rocken, den man einige Mahl zu Heu abmähet, ehe man ihn in Aehren ſchießen läßt. S. oben, im Abſchnitt II. B. 10.

Rocken (Sibiriſcher) ſ. daſelbſt, No. 6.

— (Sommer≠) ſ. daſelbſt, II. C.

— (Sommerſtauden≠) ein Sommerrocken, der ſich nach Art des Winterſtaudenrockens ſtark beſtaudet. S. eben daſelbſt.

— (Stauden≠) dieſen Nahmen führen mehrere der im obigen im II. Abſchnitte unter *B.* beſchriebene Rockenſpielarten.

— (Stoppel≠) Rocken, der in die Stoppel der Sommerfrucht geſäet wird. S. oben, im III. Abſchnitte.

— (Tuneſiſcher) ſ. oben, II. B. Nro. 8.

— (Wallachiſcher) ſ. eben daſelbſt, No. 4.

— (Wicken≠) Rocken, der im Lippeſchen in die Stoppel eines aus Erbſen, Wicken und Bohnen beſtehenden Gemenges geſäet wird. S. Krün. Enc. Th. 79, S. 406. im Art. 2. Lippe.

— (Winter≠) jede Rockenſpielart, die im Herbſt geſäet wird, zum Unterſchiede von dem Sommerrocken den man ſehr zeitig im Frühlinge in die Erde bringt. S. oben, im II. Abſchnitt A und B. und ſonſt auf vielen Stellen.

Rocken, ein Zeitwort, mit einem Rocke verſehen, berocken. Im Deichbaue, mit grünem Raſen, der aber weder von gleicher Größe noch Dicke, wie beym Schweepen, noch von ſolcher Feſtigkeit, wie beym Setzen, ſondern dünn, doch hinlänglich dick und durchwurzelt zu ſeyn braucht, belegen oder überziehen.

Rockenaftermehl, ſ. im Art. Mühle, Krün. Enc. Th. 96, S. 495.

Rockenähre, 1) eine Aehre von derjenigen Getreideart, welche Rocken heißt, auch die Kornähre, in ſo fern Korn Rocken bedeutet. 2) In Frießland, der Nahme einer Grasart, welche im Meerſande wächſt. Clymus arenarius L. S. im Art. Sandgras.

Rockenapfel, eine Art ſchlechter Aepfel, die in der Rockenärnte reif wird.

Rockenärnte, 1) die Zeit, wo der reife Rocken geſchnitten oder gemähet, und wenn er gehörig trocken geworden, in die Scheuer gebracht wird. Dieſe Zeit fällt ſelbſt in Deutſchland nach der Lage uud Beſchaffenheit der Gegend ſehr verſchieden ein. Selbſt im ſüdlichen Mecklenburg, wo es ſandige Landſtrecken giebt, mähen ſie öfters 14 Tage früher, als auf den ſchwereren Boden an der Küſte der Oſtſee, wo die Rockenärnte ſelten vor dem 1ſten Auguſt beginnt. 2) Der Ertrag des Rockenbaues in einem Jahre ſelbſt; eine **ſchlechte**, eine **reichliche Rockenärnte.**

Rockenbau, der Anbau des Rockens in einem Lande, und die Art und Weiſe des Verfahrens dabey. S. den Art. **Rocken**, **Rockenbeize**, eine Bereitung aus Rockenmehl, um vermittelſt der ſich daraus entwickelnden Säure verſchiedene Sachen, wie das Eiſen beym Verzinnen, das Leder ꝛc. zu beizen.

Rockenblatt, 1) ein Blatt ſteifen Papiers, welches um den Flachs am Rocken gebunden wird, damit er nicht zerzauſet werde; im Plattdeutſchen das **Wockenblatt**, auch **Obberkenblad**, von Obberken, der Rockenſtock. 2) Ein Nahme des Pferdcampfers, Rumex acutus Linn. S. im Art. **Grindwurzel**, Krün. Enc. Th. 20, S. 62 ff. wobey ich nur bemerken muß, daß der Linnéiſche Rumex acutus eigentlich diejenige Pflanze iſt, welche wir in Deutſchland Rum. Nemolapathum nennen, wogegen der Rumex acutus der Autoren mit zu Rumex obtusifoliis Linn. gehört.

Rockenblume, Centaurea Cyanus Linn. ſ. **Kornblume**, Krün. Enc. Th. 44, S. 753 ff.

Rockenbolle, eine nach der Aehnlichkeit des Klanges aus dem franzöſiſchen Rocambole, aber mit Unrecht, gebildete Benennung einer Art des Lauches, die zu den Knoblaucharten gerechnet wird, Allium Scorodoprasum Linn. S. im Art. **Lauch**, Krün. Enc. Th. 65, S. 695. Dieſe Art wächſt urſprünglich nicht auf Rockenfeldern, ſondern auf Wieſen und andern feuchten Grasplätzen.

Rockenbranntwein, aus Rockenſchrot bereiteter Branntwein, zum Unterſchiede des Branntweins aus Kartoffeln oder andern Stoffen, S. im Art. **Branntwein**, Krün. Enc. Th. 6, S. 458 fl.

Rockenbranntweinſchrot, wie es gemahlen wird, ſ. im Art. **Mühle**, Krün. Enc. Th. 96, S. 520. 530.

Rockenbrey, ſ. **Rockenmehlbrey**.

Rockenbrief, ſ. **Rockenblatt** 1.

Rockenbrot, aus Rockenmehl gebackenes Brot. S. im Art. **Brod**, Krün. Enc. Th. 6, S. 721 fl. 752. fl.

Rockenbrotmus. Man reibt Rockenbrot, röſtet es alsdann in Butter, gießt Waſſer und Fleiſchbrühe daran, würzt es mit Muskatennuß, Ingwer, Pfeffer und Nelken, und läßt es ſo lange ſieden, bis es dick genug iſt.

Oder man ſchneidet das Brot wie zu einer Suppe in einen Topf, gießt gute Fleiſchbrühe und ein wenig Waſſer daran, wirft ein Stück Butter hinein, und läßt es wohl ſieden; rührt es dabey oft um, daß es nicht zu viele unzertheilte Brocken behält, auch nicht zu dünn noch zu dick wird.

Rockenbrottorte, außer den, im Art. **Brottorte**, Krün. Enc. Th. 6, S. 777. gegebenen

nen Vorſchriften iſt auch noch folgende zu empfehlen. Man klopft acht Eyer eine halbe Stunde lang, thut ein halbes Pfund durchgeſiebten Zucker darein, und rührt beydes noch eine halbe Stunde. Indeß ſtößt man ¼ Pfund Mandeln mit ſüßen Wein und Roſenwaſſer klar ab, und rührt die Mandeln mit den Eyern und Zucker an. Ferner rührt man eine Muskatennuß, ein wenig Muskatenblüthen, ein Quentchen Nelken, ein Quentchen Zimmet, die würflich geſchnittene Schale von einer Zitrone, und zuletzt auch 1½ Viertelpfund geſtoßenes und fein geſiebtes Rockenbrot hinein. Sollte dieſer Teig zu dick ſeyn, ſo darf man nur Roſen- oder Zimmtwaſſer hinzu gießen. Endlich beſtreicht man eine Tortenpfanne mit Butter, füllt den Teig hinein und backt es wie eine Mandeltorte.

Rockenfeld, ein mit Rocken beſtelltes oder dazu beſtimmtes Feld.

Rockenfunfziger, eine Art wollenes Tuch, von der Zahl der Fäden ſo genannt.

Rockengarbe, ein Bund unausgedroſchenen Rockens, ſo groß, als man es mit beyden Armen umfaſſen kann.

Rockengerſte, Hordeum secalinum Linn., eine, der wilden Gerſte (ſ. Krün. Enc. Th. 17, S. 436., ähnliche, auf Angern wachſende Grasart.

Rockengeſpinſt, wird bey den Tuchmachern dem Radegeſpinnſte entgegen geſetzt. Es iſt nicht ſo hart als dieſes.

Rockengras, Elymus arenarius Linn., eigentlich Haargras, Krünitz hat es aber nach Sandgras verwieſen.

Rockengülte, eine Gülte, d. i. Abgabe an Rocken, oder vom Rocken.

Rockenhalm, der Stängel des Rockens, oder das Stroh deſſelben.

Rockenhalmeule, Phalaena Noctua secalis Linn. iſt oben im Art. **Rocken**, im IV. Abſchnitte unter g, bey Gelegenheit der Saatverwüſter ſchon genannt. Im nördlichen Europa, beſonders in Schweden und Norwegen, trifft man nähmlich einen kleinen, weißgrauglänzenden Nachtſchmetterling an, auf deſſen Vorderflügeln oben ein ſchwarzes V abgebildet ſteht. Manche haben daneben noch ein rücklings liegendes C von derſelben Farbe. In Deutſchland findet ſich dieſes Inſect zwar auch auf Rockenfeldern, doch nicht in Menge. Das kleine grüne, braungeſtreifte Räupchen lebt in den Halmen des Rockens, und frißt ſie inwendig aus. Die Halme und Aehren werden davon dürr und weiß, und letztere bleiben leer.

Rockenheu, von grün gemähetem Rocken gemachtes Heu. S. im Art. **Rocken**, den Abſatz vom Quälrocken. — In der landwirthſchaftlichen Zeitung 1806, Nr. 35. S. 314. wird eine Erfahrung über das Ausſäen des Winterrockens im Frühjahre angeführt, welche zugleich einen Wink giebt, die Brache vortrefflich zu benutzen, ohne an der künftigen Rockenärnte etwas zu verlieren. Ein Ackersmann in Gnoyen bey Schwerin, kaufte einige Scheffel Rocken für Sommerrocken, und erhielt ſtatt deſſen gewöhnlichen Winterrocken. Als er den Irrthum in der Folge einſah, ſuchte er wenigſtens noch den möglichſt größten Nutzen davon zu ziehen. Er ließ den Rocken grün abmähen und zu Heu machen, wiederhohlte dieſes noch zwey Mahl und gewann vieles und vortreffliches Heu. Er ließ das Stück liegen, ohne es umzuackern, und ärntete davon im Jahre 1806

ſehr reichlich; die Aehren hatten an 50 bis 80 vollkommene dem Weitzen ähnliche Körner. Sollten mehrere Erfahrungen einen ſo günſtigen Erfolg beſtätigen, ſo wäre dadurch ſehr viel gewonnen, nähmlich eine dreyfache reiche Futter- und eine vorzügliche Rockenärnte in zwey Jahren von einer und der nähmlichen Ausſaat.

Rockenkleiſter, ſ. im Art. **Kleiſter**, Krün. Enc. Th. 40, S. 340. Der Kleiſter aus Rockenmehl hat eigentlich die ſtärkſte bindende Kraft, nur muß er nicht gekocht, oder mit kochendem Waſſer, ſondern kalt angerührt werden, und ſich durch längeres Stehen gehörig auflöſen. Leder, Pappe ꝛc. laſſen ſich damit ſehr feſt mit einander verbinden. Der Kleiſter der Schuhmacher iſt von dieſer Art. S. im Art. Schuſter.

Rockenkleye, ſ. im Art. **Kleye**, Krün. Enc. Th. 40, S. 437 und oben, im Art. **Rocken**, im VI. Abſchnitte.

Rockenkloß, ein Kloß von Rockenmehl, der in der Regel feſter und härter, alſo unverdaulicher iſt, als ein Weizenkloß, den die gemeinen Leute auf dem Lande im Mecklenburgiſchen zum Theil aber nur gern eſſen, wenn er recht hart iſt. — In Hamburg, wo man Klöße **Klütje** nennt, heißen Bauern, deren Ländereyen meiſt Gerſtland ſind, auf welchem ſie nur Rocken, nicht Weitzen bauen können, ſpottweiſe **Rockenklütje**, im Gegenſatze der **Weetenklütje**, der Bauern in den Marſchländern, die Weitzen bauen.

Rockenkorn, 1. ein einzelnes Korn derjenigen Getreidearten, welche Rocken heißt, wo man denn, wenn man den Rocken ſelbſt **das Korn** nennt, ein **Kornkorn**, und **die Kornkörner** ſagt. 2. Als Sammelwort ohne Mehrzahl, ſo viel als Rocken.

Ro-

Rockenland, Land oder Acker, der bey 85 oder mehr Prozent Sand zum Weitzenbau zu leicht iſt, und daher nur zum Rockenbau beſtimmt werden kann.

Rockenlaſt oder **Schiffslaſt**, in den nordiſchen Handelsſtädten, ein Gewicht, welches einer Laſt Rocken gleich kommt, und wofür im Durchſchnitte 4000 Pfund gerechnet werden. S. im Art. **Laſt**, Krün. Enc. Th. 65, S. 194.

Rockenmade, die Made oder Larve einer Fliegenart, Musca pumilionis Linn, die, wie es im Art. **Rocken**, Abſchnitt IV. H. angeführt worden, die Rockenhalme zerfrißt. Man ſehe darüber insbeſondre noch:

Clas Bierkander's Beſchreibung der Rockenzwergmade, in den ſchwed. akad. Abhandlungen J. 1778. S. 241.

Anzeige d. Leipziger Societät. Michaelis 1773.

William Markwick, some account of the musca pumilionis etc. Transact. of the Linnean Soc. Vol. 2 p. 76.

Rockenmehl, Mehl, welches aus der, bey uns gewöhnlichen Art Getreides, die Rocken heißt, gemahlen wird. In engerer Bedeutung dasjenige Mehl dieſer Art, welches fünfmahl aufgeſchüttet worden iſt; zum Unterſchiede von dem ſchwarzen Mehle, welches aus dem ſechſten und letzten Gange kommt. — Wie der Rocken zum Mahlen zugerichtet und gemahlen werden müſſe, um gutes Mehl zu geben, wie das Mehl verpackt und aufbewahrt werden könne ꝛc. über das alles findet man am Schluſſe des Artikels **Rocken** die weiteren Nachweiſungen.

Rockenmehlbrey, ſ. den VI. Abſchnitt im Art. **Rocken**. Rockenmehlbrey mit Milch iſt übrigens auch eine beliebte Speiſe bey den niedern Ständen in Deutſchland.

Ro-

Rockenmehlmagazin, ſ. den Art. **Mehlmagazin**, Krün. Enc. Th. 87, S. 484 fl.

Rockenmoor, der oder das, ein hoher Moor, der, gut gedüngt, zum Anbaue des Rockens oder anderer Feldfrüchte gebraucht werden kann.

Rockenmutter, ſ. **Mutterkorn**, Krün. Enc. Th. 99, S. 286 fl.

Rockenraupe, mit dieſem Nahmen werden die Larven einiger Nachtfalter belegt, die der Rockenſaat bisweilen durch ihre Menge nachtheilig ſind. Dahin gehören unter andern Phalaena noctua secalis, nictitans, Bombyx graminis und andere, im Art. **Rocken** IV. H. ſchon genannte Arten. Beſonders ſchädlich iſt nach neueren Erfahrungen die ſonſt nicht dafür erkannte Phalaena graminis. Statt daß die Phalaena segetum die Saaten nur über der Erde abnagt, und ſich darauf im zeitigen Herbſte noch verpuppt, verkriecht ſich die Raupe der Phal. graminis den Winter über tief unter der Erde, um dem Froſte auszuweichen, und ſetzt im Frühjahr bis in den Junius ihre Verheerungen fort. Die ſtärkſten gehen bis 2 Fuß tief in die Erde, viele überwintern indeß auch in Maulwurfshügeln und den hohen Rändern der Waſſerfurchen. Werden ſie geſtört, ſo graben ſie ſich ſchnell ein; bey zunehmender Kälte gerathen ſie indeß in einem wahren Winterſchlaf, wo ſie keiner Nahrung bedürfen. Von ihrer übrigen Naturgeſchichte, und wie man ihren Verheerungen Schranken ſetzt, ſehe man im Art. **Nachtfalter**, Krün. Enc. Th. 100, S. 93, ſo wie im Art. **Raupe**, Th. 121, S. 227 fl. das weitere. Der Herr Staatsrath Thaer ſchlägt friſch gebrannten und zu Pulver gelöſchten Kalk

in

in doppeltem Maße, wie die Ausſaat, bey trock-nem Wetter auf den Acker zu ſtreuen, vor.

Man ſehe Annalen des Ackerbaues, herausgegeben von A. Thaer, 5. Jahrg. 1809. Julius, S. 82. Hermbſtädt's Bülletin ꝛc. III. B. S. 23.

Rockenſeil, ein aus Rockenſtroh gedrehetes Seil oder Band um Rocken, Gerſte oder andere Getreidearten beym Einärnten derſelben damit in Bünde oder Garben zu binden.

Rockenſpreu, die ausgedroſchenen und zerſchlagenen Hülſen des Rockens. Von ihrer Benutzung ſehe man den Art. Spreu.

Rockenſtein, eine Art Schiefer mit länglichen Flecken, auch **Fruchtſchiefer** genannt. In No. 6. der unten genannten Annalen giebt Herr D. Roſenmüller Nachricht von dem unweit Leipzig bey Kleinſchocher vorkommenden Rockenſteine. Dieſes Foſſil beſteht aus gleich großen platten und rhomboidaliſchen Stücken von grauem Thon, welche in einem hellen gefärbten Thonſchiefer eingewachſen ſind. Man muß es nicht mit **Rogenſtein** verwechſeln, welches eine Kalkſteinart iſt.

Annalen der Societät für die geſammte Mineralogie zu Jena, herausgegeben von J. G. Lenz und J. F. H. Schwabe. 1ſter B. Jena 1802.

Rockenſtock, das runde gedrechſelte Holz, welches oben an dem Spinnrocken und Spinnrade aufgeſteckt, und davon abgenommen werden kann, Flachs und Hanf zum Spinnen darauf zu wickeln; im Plattd. **Wockenſtock**, **Obberken**. S. im Art. 1. **Rocken**.

Rockenſtoppel, ein Feld, das Rocken getragen hat, und noch mit den übriggebliebenen Enden der Rockenhalme bedeckt iſt.

Rockenſtroh, die trockenen ausgedroſchenen Halme des Rockens. Von deſſen Anwendung zum Dachdecken,

decken, ſ. den Art. **Dach**, Krün. Enc. Th. 8, S. 539 fl. Wie man Häckſel oder Häckerling daraus ſchneidet, iſt im Art. Häckerling, Th. 20, S. 623 fl. beſchrieben. Das Rockenſtroh findet noch in mancher andern Hinſicht, ſeiner vorzüglichen Eigenſchaften wegen, theils in der Landwirthſchaft, theils in dem ſtädtiſchen und Kunſtgewerben eine nützliche Anwendung, daß es in der Krün. Encyklopädie ſchon oft erwähnt werden mußte, welches ich hier nachzuweiſen für überflüſſig halte. Uebrigens ſind indeß beſonders noch die Art. **Streu, Stroh, Stroharbeit Strohhut** ꝛc. zu vergleichen, wo von bedeutenden Benutzungen deſſelben die Rede ſeyn wird.

Als Futter für das Rindvieh iſt es nicht zu empfehlen, und nur im höchſten Nothfall, oder in Ermangelung alles andern Futters, zu gebrauchen. Das Rindvieh verbringt das lange Rockenſtroh, es kommt dabey von Kräften, oder es muß, in Ermangelung anderer Stroharten, den Kühen zu Häckſel geſchnitten, und Kaff oder Spreu, oder zu Häckſel geſchnittenes Heu damit vermengt ſeyn. Dieſes Stroh, ſo gut es ſich auch als Häckſel für die Pferde ſchickt, iſt dem Hornvieh überhaupt zu hart, und wird daher von denſelben weniger gern, als die übrigen weicheren Stroharten, gefreſſen.

Die **Krumm**= oder **Wirrbünde** von Rockenſtroh laſſen ſich zur Noth noch verfüttern; wenn aber kein Mangel an andern Stroharten iſt, muß man ſie lieber den Ochſen oder dem güſten Viehe in die Raufen ſtecken, nur nicht den Kühen. Hat man aber Ueberfluß an ſolchen Krummbünden, ſo daß ſie im Winter auch nicht zur Streu verbraucht worden, ſo ſteckt man ſie

den

den Weidekühen des Morgens auch wohl in die Raufen, wenn ſie zur Weide gehen ſollen. Ein gleiches kann damit auch des Abends geſchehen, wenn das Vieh von der Weide zurück kommt. Am beſten giebt man dieſes Stroh den Kühen, wenn ſie gemolken werden; ſie ſtehn dabey am ſtillſten, und laſſen auch die Milch gern fahren, wenn ſie etwas zu freſſen haben. Wo die Weide reichlich und nicht ſehr übertrieben iſt, findet das Vieh indeß wenig Geſchmack am Strohfutter. — Was von den Krummbünden in den Raufen übrig bleibt, wird allemahl heraus genommen, und in den Miſt geſtreuet.

Rockenteig, aus Rockenmehl gemachter Teig, beſonders um Brot daraus zu backen. S. im Art. **Teig**, ſo fern die Artikel **Backen** und **Brod** in dem 3ten und 6ſten Theil der Krün. Enc. noch etwas nachzuhohlen übrig laſſen. Vom **Rockenteige** zu Paſteten iſt der Art. **Paſtete**, Krün. Enc. Th. 108, S. 13 fl. nachzuſehen.

Rockentr:spe, eine nnter allerley Getreide, beſonders aber unter dem Rocken wachſende wilde Grasart, Bromus seralinus Linn. S. im Art. **Trespe**.

Rockenwurm, eine unrichtige Benennung der Larve der Phalaena secalis Linn. S. im Art. **Rockenraupe**.

Rocket, eine weſtindiſche Abart einer Leguan-Eidechſe, Iguana bimaculata, und zwar mit dem Beynahmen mortinicensis.

Oken's Lehrbuch der Naturgeſchichte, III. Th. II. Abth. Jena 1816. 8. S. 294.

Rockfish, engl., ein Nahme des Meergründels, Gobius niger Linn. S. im Art. **Gründling**, Krün. Enc. Th. 20, S. 228. — Nach andern ſoll auch der **Giftbarſch**, Perca venenosa Linn. (Krün. Enc. Th. 18, S. 513.) dieſen Nahmen führen.

Rock-

Rock-gvat, engl., ein Nahme der Gemſe, Antilope Rupicapra. Krün. Enc. Th. 17, S. 291 fl.

Rockling, engl., Gadus tricirratus Linn. Meerquappe, ſ. im Art. Schellfiſch.

Röckling, der, in manchen, beſonders niederdeutſchen Gegenden ein feines kleines Rockenbrot, ſo wie es die Bäcker in der Stadt backen.

Rocklor, aus dem franz. Roquelore, ein Reiſemantel mit Aermeln und vorn zum Zuknöpfen, aber ohne großen Kragen. Dieſe Form war vor 20 — 30 Jahren noch ſehr in Gebrauch, hat ſeitdem aber andern Mänteln und Kragen Platz gemacht. Man hatte auch einen Rocklor mit Flügeln.

Rockknopf, ſ. im Art. Schneider.

Rockſchoß, ſ. unter Schoß.

Rockſtreifen, ſind weiß geſtreifte Canefaſſe, die in Crefeld und andern Orten der dortigen Gegend verfertigt werden.

Rocktaſche, ſ. unter Taſche.

Rocküberſchläge, ſ. im Art. Kleid, Krün. Enc. Th. 40, S. 241.

Roemont, (die ſchöne von) eine ſchöne herzförmige, gelbe und dunkelroth getüpfte Kirſche, vom Stamme der Süßkirſchen, Prunus avium Linn.

Rocola, eine Art Vogelgarn, welches rund herum als Klebgarn aufgeſtellt iſt, und in deſſen Mitte ſich drey hohe, mit Lockvögeln verſehene Bäume befinden. Sobald ſich auf dieſe eine Anzahl Vögel geſetzt hat, ſchießt man aus der Hütte einen befiederten Pfeil ab, welcher einem Falken ähnlich ſieht, und die Vögel in die aufgeſtellten Garne ſchreckt.

Roconad-Orlean, Orlean von Gujana, der

dort von den Eingebornen auf eine beſondere Art, durch Auspreſſen und Kochen des gefärbten Saftes, bereitet wird. Man vergleiche übrigens den Art. **Orlean**, Krün. Enc. Th. 105, S. 455 fl.

Rocou, der amerikaniſche Nahme des Orleans, daher

Rocou-Baum,

Rocou-Samen, und

Rocou-Strauch, für **Orlean-Baum** ꝛc. Bixa Orellana Linn. S. den Art. **Orlean**, Krün. Enc. Th. 105, S. 455 fl. Man findet oft auch **Rocu**, **Kokou** und **Kuku** geſchrieben.

Rodaun, und

Roddow, der Nahme eines Fiſches, ſ. **Rothauge**.

Rode, die, 1. ſo viel als **Rodeland** oder **Steubruch**. Es giebt noch eine Menge Nahmen von Dörfern, Flecken uud Städten, in welchen ſich dieſes Wort findet, und den Urſprung jener Orte anzeigt, z. B. Wernigerode, Elbingerode, Gernrode, Volkenrode ꝛc. 2. Ein Werkzeug zum Roden, Reuten, die **Rodehacke**, **Rodehaue** ꝛc.

Rodehacke, und

Rodehaue, eine Hacke oder Haue zum Roden; ſ. in dem Art. **Rodeland**.

Rodel, Pedicularis Linn. ſ. **Läuſekraut**, Krün. Enc. Th. 66, S. 278.

Rödel, **der**, 1. ein kurzer dicker Stock, ein Reitel. 2. der Hahnenkamm, eine Pflanze, Rhinanthus crista galli Linn. S. den Art. **Hahnenkamm**, Krün. Enc. Th. 21, S. 195 fl. Daher **Ackerrödel**, **Geelrödel**, **Wieſenrödel**, als gleichbedeutende Nahmen. S. eben daſelbſt. — **Rödel** und **Rödelkraut** ſind auch

Nah-

Nahmen des **Läuſekrautes**, Pedicularis paluſtris. S. Krün. Enc. Th. 66, S. 278. Daher auch **Sumpfrödel** oder **Sumpfrodel**, eben daſ. 3. In den Rechten bedeutet **Rödel** oder **Rodel**, ein Regiſter, Verzeichniß, aus dem Lateiniſchen rotulus verderbt. Davon der **Rodelſchreiber**.

Rodeland, gerodetes, d. h. durch Ausrodung des Gehölzes urbar gemachtes Land; **Reutland**, **Neubruch**, **Neureut**, **Neuland**. ꝛc.

In den ſtark bevölkerten und alſo angebauteren Ländern Europens iſt das Niederhauen der Wälder jetzt viel ſeltener als vordem, weil man nach und nach ſchon alles zu Acker gemacht hat, was man an Waldungen entbehren konnte. Jetzt haben hie und da die Regierungen ſchon Vorkehr getroffen, daß die Waldbeſitzer, durch den augenblicklichen Vortheil gereizt, nicht einen zu großen Theil der Wälder niederſchlagen, und die nutzbaren Holzarten nicht raſcher zerſtören; als es das Bedürfniß des Ganzen erheiſcht.

In andern, ſchwach bevölkerten, aber mit Wald bedeckten Ländern, z. B. in Nordamerika, iſt der umgekehrte Fall. Dort iſt es gleichſam ein Verdienſt, die Wälder möglichſt ſchnell zu zerſtören, in ſo fern ſich Menſchen finden, die den Platz anbauen wollen. Man könnte aus dem Holze zwar Pottaſche machen, und die Amerikaner thun das auch hie und da, aber lange nicht ſo häufig, wie es in Pohlen und Rußland geſchieht; das erfordert aber ſchon Zurichtungen, die in der Ferne von Städten ſchwer möglich zu machen ſind; auch müßte dann ſich ſchon ein Handelsverkehr gebildet haben, der den Abſatz des Fabrikates erleichterte, woran es in den entfernten weſtlichen Waldungen auch noch ſehr fehlt.

Gewöhnlich geht nun ein Mann, der ſich in den Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens als dienendes Mitglied zu beengt fühlt, in Geſellſchaft einer Gehülfin, mit der Axt und etwas Getreide und anderen kleinen Lebensnothwendigkeiten bepackt, tief in den Wald hinein, wo es keinen Zwingherrn und keine Steuereinnehmer giebt, ſucht ſich eine paßliche Stelle für ſeine Abſicht aus, und fängt, nachdem er eine kleine Hütte errichtet hat, an, die Bäume niederzuſchlagen (wenn ſie ſich nicht abbrennen laſſen, wie die Nadelhölzer) um der Sonne zu dem Boden den Weg zu bahnen. Die umgeſtürzten Bäume liegen kreuz- und quer über einander. Was ſoll er in den dichten Wäldern mit dem Holze machen! Er zündet es an, und ſucht auch die Stöcke mit zu verbrennen, die er, als einzelner Mann, dem Boden nicht zu entreißen vermag. Der einzige Nutzen, den ihm das zerſtörte Holz gewährt, iſt die Aſche, die es auf dem Boden zurückläßt, und denſelben damit düngt.

Hat er nun ein Feld abgeräumt, dann lockert er mit der Hacke die Erde zwiſchen den Baumſtöcken auf, und ſtreuet den mitgebrachten Samen ein.

Sobald er ſich ein wenig fortgearbeitet hat, ſtrebt er dahin, eine Kuh, ein Mutterſchwein, etwas Geflügel zu bekommen, die ſeinen Wohlſtand begründen und vermehren. Dabey dehnt er den Umfang der urbar gemachten Ländereyen aus, wie ſeine Kinder zur Unterſtützung heranwachſen. Wenn er von den Wilden unbeläſtigt bleibt, die nur zu oft die einſamen Pflanzer, beſonders in Kriegszeiten, überfallen, mißhandeln und berauben: kann er ſich allerdings mühſam empor arbeiten. Gleichwohl

iſt es ein ſeltner Fall, daß ein ſolcher Pflanzer ſich hält. Mehrentheils entwöhnt er ſich in der Einſamkeit ſo von aller menſchlichen Geſell- ſchaft, daß er, wenn andere Nachbaren ihm na- he kommen, und wenn die Regierung anfängt Steuern einfordern zu laſſen, ſeinen Wohnſitz verläßt, und in einer noch abgelegeneren Gegend eine neue Zuflucht ſucht. Die mehreſten ſolcher erſten Pflanzer gerathen, bey der Koſtbarkeit mancher Nothwendigkeiten, die ſie doch nicht entbehren können, und bey den geringen Prei- ſen der Erzeugniße ihres Bodens, und der Un- möglichkeit, ſie gehörig abzuſetzen, in Schulden, werden von ihren Gläubigern gedrückt, und ſa- hen ſich endlich gezwungen, ihren, der Natur ſo mühſam abgetrotzten Beſitz zu verlaſſen, und an- derwärts dieſelbe Rolle noch einmahl, ja beym Eintritt ähnlicher Umſtände, zum dritten und vierten Mahle zu ſpielen. Selbſt der zweyte Beſitzer, der die Stelle des Verdrängten ein- nimmt, macht ſelten Glück damit. Die Aecker ſind nämlich noch immer mit den Baumſtöcken bedeckt, die die Bearbeitung erſchweren. Die gewonnenen Erzeugniſſe haben in einem Lande, wo das Dutzend Hühner einen Groſchen koſtet, und wo die Schweine mit Pfirſichen gemäſtet werden, einen geringen Preis. Eiſerne und an- dere nothwendige, durch Menſchenhände veredel- te Sachen ſind bey der geringen Bevölkerung und dem vorherrſchenden Hange der Einwohner, das Land zu bauen, theuer. Die Hoffnungen, die er mitbrachte, als er den erſten Anbauer da- von ſcheuchte, werden zu oft getäuſcht, und ſtatt auf der Beſitzung einen kleinen Wohlſtand zu erringen, ſieht er ſich nicht ſelten genöthigt, eben ſo, wie ſein Vorgänger, in den Wald zu

flüchten, und einen neuen Fleck urbar zu machen, um nur ſeine Verarmung nicht zur Schau zu tragen.

Nur der dritte oder vierte Beſitzer eines ſolchen Rodelandes pflegt erſt die Früchte der Arbeiten ſeiner Vorgänger zu ärndten, wohlgemerkt, wenn er etwas Geld mitbringt, um mehr auf eine ordentliche Bewirthſchaftung wenden, und einen ordentlichen Markt für ſeine Produkte ſuchen zu können. Dann hat ein ſolcher Fleck auch für den Staat einen Werth, weil ſich dort mehrere Menſchen einfinden, und die Erhebung der Abgaben keine Schwierigkeit macht.

So entſtehen nach und nach aus einzelnen, zerſtreuten Rodungen dorfähnliche Vereine, die zu gemeinſamen Zwecken zuſammen treten, eine Schule ſtiften, eine Kirche bauen, und den Wohlſtand und die Macht des Staates begründen helfen. Die erſten Pflanzer, die den Feldackern ihre Kräfte opferten, ſind dann längſt verſchieden, die im Acker zurückgebliebenen Baumſtumpfen nach und nach vermodert, und man ſieht von der urſprünglichen Wildniß nur noch das Bild in den angränzenden Wäldern. Daß dieſes die Geſchichte aller amerikaniſchen, jetzt zum Theil ſchon ſehr angebaueten Staaten ſey, iſt bekannt; aber auch der Anblick des Landes bezeugt es noch auf ſehr vielen Stellen bis auf den heutigen Tag. Man ſieht nämlich ſelbſt in der Nachbarſchaft ziemlich bedeutender Städte hie und da zwiſchen den Saaten 2—4 Fuß hohe verkohlte Baumſtümpfe hervorragen, zum Beweiſe, daß der Acker ehedem durch Feuer abgeräumt wurde.

Wenn wir das nördliche Schweden ausnehmen, wo man öfters Wälder abbrennt, um der

Stel=

Stelle eine Saat anzuvertrauen *), ſo geht man in Europa mit dem Holze nicht ſo verſchwenderiſch um, weil es allenthalben irgend einen ſchätzbaren Werth hat. Selbſt die Baumſtöcke werden in der Regel ausgerodet, um ſie zur Feuerung, zum Thürſchwellen ꝛc. zu gebrauchen, wie wohl es eine ſchwere Arbeit iſt. Die größere Menſchenmenge läßt es indeß an Arbeitern nicht fehlen; auch hat man nach und nach ſo viele Werkzeuge dazu erfunden, daß die ſonſt ſo unüberwindlich ſcheinenden Schwierigkeiten ſehr gemindert werden.

Das beſte iſt zwar, wenn man Bäume fällen will, ſie gleich an der Wurzel zu löſen, ſo daß der Baum beym Umfallen durch ſein eignes Gewicht den ganzen Stock mit aus der Erde hebt. Bey ſehr großen Bäumen iſt dieſes aber doch ſehr mühſam, und es geht viele Zeit damit hin, ehe man ſie durch Untergraben und Abhauen der Hauptwurzeln zum Fallen bringe. Man erleichtert ſich das Baumfällen für den Augenblick daher gewöhnlich dadurch, daß man den Stamm einen oder ein paar Fuß über der Erde abhauet oder abſäget, und den mehrentheils knorrigen Wurzelſtock in der Erde läßt, der denn, nach Beſchaffenheit der Holzart, einen Zeitraum von 80 — 100 Jahren erfordert, um durch Modern zu vergehen, während welcher Zeit er denn alſo der Beackerung, wenn die Stelle angebauet werden ſoll, im Wege iſt.

Aus dieſer Urſache hat Krünitz im Art. Forſtregal, Th. 14, S. 682 fl. das Stockroden nicht nur dringend empfohlen, ſondern auch im 3. Theile ſeines Werkes, im Art. Ausſtocken,

*) Man vergleiche den Art. Rocken, und zwar das, was vom Brandrocken geſagt wird.

cken, S. 253 — 281 ſchon die zu ſeiner Zeit bekannten Werkzeuge zum Ausſtocken beſchrieben und abgebildet.

So wirkſam dieſe Maſchinen, beſonders die Silberſchlagſche (Fig. 45 — 47 S. 274 daſelbſt) auch ſind, und ſo guten Gebrauch man in der Mark davon auch gemacht hat: ſo ſind ſie, und namentlich die letzte, doch auch nicht wohlfeil, und es kamen, bey recht feſt eingewurzelten Stöcken, Fälle vor, daß die dickſten Ketten ſprangen, welches denn einen unangenehmen Aufenthalt in der Arbeit verurſachte.

Mir ſcheint es daher zweckmäßig, hier einiger neueren Erfindungen zu dieſem Zwecke zu gedenken, die das durch Pulver zu bewirken ſuchen, was man ſonſt von mechaniſchen Kräften erwartete.

Die erſte iſt von Herrn Richard Knight, einem Eiſenhändler in London, und betrifft eine Verbeſſerung des Klotzſprengens, das man zwar ſchon verſucht, ſich dabey aber hölzerner Pfropfe bedient hatte, wobey indeß nicht ſelten der Pfropf herausgeworfen wurde, ſtatt daß der Baumſtumpf ſpringen ſollte.

Die Knightſche Vorrichtung beſteht nun bloß aus einer Schraube A, Fig. 7167, durch deren Mitte ein kleines Loch gebohrt iſt. Der Kopf dieſer Schraube iſt in zwey ſtarke Hörner zurückgewunden, um deſto leichter den Hebel hinein zu laſſen, womit ſie gedreht werden ſoll.

B, ſtellt einen Draht vor, womit gelegentlich das Zünd-Loch gereinigt wird, ehe die Lunte hineingeſteckt wird.

Fig. 7168. Ein Bohrer zu den Löchern, in welche die Ladung der Schraube gebracht wird.

Fig. 7169. Ein Bohrer, um jenem Bohrer Eingang zu verſchaffen.

Fig. 7170. Ein Hebel, um die Schraube in das Holz zu winden, nebſt einem daran befeſtigten Rie-

Riemen C, um ihn gelegentlich an die Schraube feſt zu machen, damit ſie nicht verloren werde — ein Umſtand, welcher nicht oft vorfällt; denn, wenn das Holz ziemlich geſund iſt, ſo bleibt faſt immer die Schraube an der einen Seite der getheilten Maſſe zurück.

Eine Rolle von Bind-Faden wird in eine Salpeter-Auflöſung getaucht, um eine Lunte oder Zünd-Stange abzugeben und das Pulver abzufeuern, indem man ein Stück derſelben in das Zünd-Loch hinabſtößt, nachdem man den Draht B herausgenommen hat.

Wenn ein Holz-Kloz geſpalten werden ſoll, ſo wird ein Loch mit einem Bohrer von einer hinlänglichen Tiefe gebohrt, und eine Ladung von Schies-Pulver wird hineingelaſſen. Die Schraube wird in das Loch gedreht, bis ſie faſt das Pulver erreicht. Eine Lunte wird alsdann bis an das Zünd-Loch hinabgelaſſen, bis ſie die Ladung erreicht. Das Stück der Lunte hat ungefähr achtzehn Zoll in der Länge; dadurch erhält der Arbeiter Zeit, ſich nach dem Anzünden an einen ſichern Ort zu begeben.

Die andere Maſchine, erfunden von Herrn Saint-Victor, Mitgliede der Landwirthſchaftsgeſellſchaft im Seine-Departement, beſteht aus einer Platte von geſchmiedeten Eiſen, von ungefähr 2 Fuß 8 Zoll in der Länge, in der Dicke von $1\frac{1}{2}$ Zoll gegen den Griff, und von 2 Zoll gegen das Hinterſtück, oder die Unterlage.

Die Unterlage, welche kreisförmig iſt, hat $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmeſſer.

Auf dieſer Unterlage ruht die Kammer oder der Ofen der Mine, welcher 3 Zoll im Durchmeſſer, und 3 Zoll 8 Linien cilindriſche Höhe hat.

Der Pfropf, welcher zum Verſtopfen des Ofens dienen ſoll, iſt von dem nämlichen Durchmeſſer,

meſſer, um hinein gehen zu können, die Unterlage abgerechnet; er hängt vermittelſt einer Kette an dem Helm, welcher 8 Zoll im Durchmeſſer hat.

In einer Entfernung von ungefähr 2 Zoll von der Verſtärkung des Ofens, iſt eine kleine Pfanne und ein Licht angebracht, welche unter einem Winkel von 45 Graden anſtoſſen; die Pfanne wird mit Pulver gefüllt, um Gemeinſchaft mit der Ladung in der Kammer zu erhalten, welche bis zu dem Pfropf damit angefüllt iſt.

Das Ganze wird mit einem einzigen Stück geladen, mit Ausnahme des Pfropfs, welcher dem Pulver zur Verſtopfung dient, und welcher an dem Innern des Ofens vermittelſt einer ſchleppenden Kette befeſtigt iſt, damit er ſich nach dem Abfeuern nicht entferne.

Man könnte, und zwar mit gröſſerer Leichtigkeit, dieſe Maſchine aus Kupfer oder aus Eiſen gieſſen laſſen; und in dieſem letzteren Fall würde man allen Abmeſſungen etwas mehr Dicke geben, um den Widerſtand des geſchmiedeten Eiſens durch die größere Dicke des Guß-Eiſens zu erſetzen. —

Gebrauch der Maſchine.

Wenn die Maſchine mit Pulver geladen iſt, ſo wird, vermittelſt einer Hacke, eine kleine Vertiefung unter der Mitte des Klozes angebracht. Die Maſchine wird ſo angelegt, daß der Pfropf unmittelbar anſtößt. Man wird die Vorſicht beobachten, daß man alle die leeren Räume, welche ſich dort befinden ſollten, entweder mit Steinen, oder mit Keilen aus Holz oder Eiſen verſieht, und vorzüglich unter der Unterlage der Maſchine; damit das Losknallen des Pulvers ſeine Wirkung bloß gegen den Kloz äußern könne, welchem man vorläufig, wenn es nöthig iſt, die Haupt-Wurzeln abgehauen haben wird, wenn ſich einige auf der Oberfläche der Erde, gegen den Kloz zu, finden ſollten, welchen man ausroden will.

Wenn

Wenn die Maſchine feſt geſtellt iſt, ſo bringt man eine Lunte an die Pfanne; man ſteckt einen Tocht hinein, welchen man anzündet, und deſſen Länge oder Dauer man nach Verhältniß der Zeit einrichtet, welche nöthig iſt, um ſich gegen die Wirkung des Knalls zu ſichern.

Bey der Anſicht der beygefügten Grundriſſe und Seitenriſſe wird jeder Landmann den Nutzen einer ſo einfachen Maſchine zu dieſer Abſicht begreifen; und jeder Schmied wird ſie verfertigen können.

Fig. 7171 A., iſt der Grundriß der Maſchine, von ungefähr 2 Fuß 8 Zoll Länge.

Fig. 7171 B. Durchſchnitt der Maſchine, von 10 Zoll Höhe, mit Inbegrif des Pfropfs.

a. Der Pfropf, welcher den vermittelſt der Kette befeſtigten Helm über ſich hat.

b. Der Pulver=Ofen.

Fig. 7171 C. Das Licht.

Der mittlere Theil der Figur zeigt die Maſchine unter einen Kloz geſtellt. —

Magazin aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbeſſerungen, für Fabrikanten, Oekonomen ꝛc. Leipzig bey Baumgärtner. IV. S. 165 und V. S. 230.

Daß die weitere Bearbeitung des Rodelandes, wenn die Stöcke auf irgend eine Weiſe fortgeſchafft, und die Gruben, wo ſie geſtanden haben, zugeworfen ſind, einen ſehr ſtarken Pflug und ſtarkes Zugvieh erfordere, und daß Axt und Hacke gleichwohl immer noch zu Hülfe kommen müſſen, um die Menge von Wurzeln, welche den Pflug aufhalten, durchzuhauen und heraus zu ziehen, bedarf für jeden, der nur irgend einmahl eine kleine Stelle hat ausroden laſſen, keiner Erinnerung. Man muß bey der Benutzung des neuen Landes indeß nicht zu gierig ſeyn, und es durch mehrere Aerndten hinter einander nicht erſchöpfen, ohne ihm mit Dung zu Hülfe zu kommen; denn iſt der Boden an ſich ſchlecht, ſo wird er die während der Ruhe durch vermodernde Blätter geſammelten Kräfte zwar wil-

lig hergeben, hernach aber deſto unfruchtbarer ſeyn: ein Unglück, welches die nordamerikaniſchen, an der Seeküſte gelegenen Striche, die zuerſt angebauet, und aus Mangel an landwirthſchaftlichen Hülfsmitteln und Erfahrungen zu ſehr mitgenommen wurden, ſo ſehr betroffen hat, daß die Beſitzer ſie häufig verlaſſen, und in den weſtlicheren Gegenden beſſere Plätze ſuchen.

Die Abgabe, welche man den Anbauern für die Erlaubniß, einen Wald urbar zu machen und zu ihrem Vortheil zu benutzen, als eine forterbende Grundſteuer aufzulegen pflegte, wurde der **Rodezehent** genannt; oft machte auch die Geiſtlichkeit bey ſolchen Gelegenheiten auf einen Zehenten Anſpruch, wie das jetzt unter andern noch in England geſchieht, welches dort die Leute mit abſchreckt, wüſte liegendes Land urbar zu machen. Dieſe ganze Einrichtung iſt für unſere jetzigen Verhältniſſe ziemlich unpaſſend geworden, indem die Grundbeſitzer, welche überflüſſige Waldungen haben, dieſelben zu ihrem eigenem Gebrauche urbar zu machen pflegen, wo es nicht mehr an Menſchen fehlt, deren man ſich dabey bedienen kann, ſtatt daß man ehedem froh war, einen Lehensmann zu finden, der ſich auf dem ſonſt doch ganz ungenützten Raume niederzulaſſen Neigung gehabt hätte, und man ihm für die dabey zu übernehmende Mühe gern billige Bedingungen gab. Im Art. **Zehente** wird dieſer Gegenſtand übrigens weiter behandelt werden, da ſie noch eine allgemeinere Berückſichtigung erheiſcht.

Rödelbreter, diejenigen Breter, welche der Brunnenmacher um die Mauer des ausgegrabenen Brunnenloches bis auf die erſte Quelle außerhalb der Mauer von 6 zu 6 Zoll legt, und

welche

welche nach der ganzen Höhe der Mauer hinab gehen. Um dieſe Rödelbreter, und zugleich um die oberſte Lage der Mauer, wird das **Rödeltau** (ein ſtarkes Tau oder ſtarker Strick) gewunden, welches man feſt anziehet. Die Breter und das Tau müſſen alſo feſt anliegen, und dieſe in der Folge gegen alle Beſchädigungen ſichern. Der Brunnenmacher gibt hiedurch der Mauer, wenn ſie geſenkt wird, Haltbarkeit. In Berlin habe ich die Anwendung der Rödelbreter nie geſehen. Man macht das Brunnengemäuer ſo ſtark, daß es beym Senken durch ſich ſelbſt Haltung hat. Uebrigens ſehe man den Art. **Brunnen.** Krün. Enc. Th. 7, S. 91.

Rödelkläffer, und

Rödelkraut, Nahmen des Sumpfläuſekrautes. S. im Art. **Rödel**, und die dort nachgewieſene Stelle.

Rödeln, 1) ſoviel als rütteln. 2) Reiteln, mit dem Reitel feſt zuſammen ziehen. So rödeln die Fuhrleute die Ladung auf den Frachtwagen. 3) Bey den Brunnenmachern die in dem Brunnenloche aufgeführte Mauer mit den Rödelbretern und dem Rödeltau belegen und umwinden. S. den Art. **Rödelbreter.**

Rodelſchreiber, ſ. im Art. **Rödel** 3.

Rödeltau, ſ. im Art. **Rödelbreter.**

Rödemels Bierquelle in Weſtisland, iſt der berühmteſte Sauerbrunnen unter allen mineraliſchen Waſſern in Island. Er liegt am Fuße eines Felſen in einer grasreichen Gegend, $\frac{1}{4}$ Meile von Rödemels Kirche. Er quillt auf in einem Bache, und hat eine, von der Natur ſelbſt gebildete Brücke oder Bedeckung über ſich von einer zähen, mit Kräuterwurzeln verbundenen Erde. Die Quelle hat ſo viel Waſſer, daß, obgleich

obgleich der Bach in ſchnellem Falle hindurch läuft, und einen großen Theil mit ſich führt, doch die Quelle noch ſo ſtark iſt, daß man noch mitten im Bache das rechte mineraliſche Waſſer antrifft. — Mit Gallapfelaufiöſung wird das Waſſer bald bräunlich; iſt ſonſt unter allen dortigen mineraliſchen Waſſern das klarſte, ſtärkſte und leichteſte. Es hat auch vor andern einen beſonders angenehmen Geſchmack, und eine liebliche Säure.

Olaſſen und Povelſen's Reiſen. I. S. 203.

Roden, die Wurzeln und Stöcke der Bäume aus der Erde graben und wegräumen; reuten. S. den Art. **Rodeland**, und die daſelbſt angeführten Stellen.

Roden, der, der vierte Magen des Rindviehes, der **Fettmagen**. S. im Art. **Magen**, Krün. Enc. Th. 82, S. 218.

Rodenkopf, eine Art Fiſche, die zu den **Stutzköpfen** gehört, Coryphæna Hippurus Linn.

Roder, einer der rodet, ausrodet. **Der Stubbenroder**, der Baumſtumpfe ausrodet. S. im Art. **Ausſtocken**, Krün. Enc. Th. 3, S. 254.

Roderbſen, Erbſen, die von einem gerodeten Lande abgegeben werden müſſen.

Roderigo (Don) eine aſchgraue, mit blauem Purpur beſtreute Nelke aus der Familie der deutſchen Doubletten. S. im Art. **Nelke**, Krün. Enc. Th. 102, S. 118.

Roderlohn, der Lohn, den ein Roder für ſeine Arbeit bekommt. S. im Art. **Ausſtocken**, Krün. Enc. Th. 3, S. 254.

Rodeweg, ein Weg, durch ein gerodetes Land, oder auch ein gerodeter, durch Rodung der Bäume gemachter Weg.

Rodewerk, ein gerodetes Werk, das Werk, die Arbeit der Roder.

Rode-

Rodezehente, der, der **Reutzehente**, ſ. im Art. **Rodeland**.

Rodhuhn, ein Huhn, welches von einem Rodelande abgegeben werden muß.

Rodingod, franz. Redingotte, eine ſonſt übliche Art der Reitröcke, mit Aermeln, und vorn bis an den Gürtel mit Knöpfen.

Rodiſches Holz, ſ. **Rhediſer Holz**, im Art. Lignum, Krün. Enc. Th. 78, S. 700.

Rodler, der, die Trommeltaube. S. im Art. **Taube**.

Rödling, vielleicht Röthling, einige Arten eßbarer Blätterſchwämme: Agaricus deliciosus Linn. und Agar. cantharellus Linn. jetzt Merulius cantharellus Persoon. Der Nahme **Reizker**, den Campe dem erſtgenannten Schwamme auch beilegt, bedeutet ſonſt eigentlich den Agaricus lactifluus Linn. S. den Art. **Reitsker**, Krün. Enc. Th. 122, S. 497.

Rodo, ein Fiſch, ſ. **Rothauge**.

Rodomontade, Großſprecherei, Aufſchneiderei.

Rodondos (lienços), ſo heißen in Spanien weiße flandriſche Leinwande, die $\frac{5}{4}$ bis $\frac{6}{4}$ breit ſind, und vorzüglich in den Colonien Vertrieb finden. Sie führen dieſen Nahmen, weil dieſe Waare walzenförmig zuſammen gelegt wird. Gent liefert eine große Menge davon.

Rodoul, Rodou, Redoul, Coriaria myrtifolia Linn. ſ. **Gärberſtrauch**, Krün. Enc. Th. 15, S. 637.

Rodounan de Cotignac, eine im ſüdlichen Frankreich vorkommende Spielart des **Oehlbaumes**.

Rödter, in einigen Gegenden ſo viel als **Rodeland**, **Neubruch**.

Rodung, das Ausroden, auch eine ausgerodete Stelle; ſ. den Art. **Rodeland**.

Roe, engl. das **Reh**.

Roeck,

Roeck, ein Nahme der Saatkrähe, Corvus frugilegus Linn. S. im Art. **Krähe**. Krün. Enc. Th. 46, S. 488.

Roede, ein niederländiſches Maß flüßiger Dinge, das in Dordrecht 10 Ahm, oder 100 Schreewen, oder 1000 Stoopen hält, von welchen letzten jedes 2 Kannen oder Pot beträgt, die dort Mengel genannt werden. Die Roede wird in 2 Faß getheilt, deren jedes 500 Dordrechtiſche Stoops oder 2200 Pfund hat.

Roella, ſ. **Thaupflanze**.

Roemals, Romals, oder Roumals, wie ſie die Franzoſen nennen, ſind baumwollene Hals- und Schnupftücher, welche die oſtindiſchen Compagnien nach Europa bringen, und wovon es mancherley Arten gibt, die ſich in Größe, Feinheit und Farbe unterſcheiden.

Ron-Neug, (ſprich Ru-Neug) das größte Längenmaß im Königreich Siam. Es iſt die ſiamiſche Meile, die 8270 alt franz. Fuß enthält. Sie theilt ſich in 20 Jods, zu einem Jod gehören 4 Sen, zu einem Sen 20 Vona, und zu einem Vona 2 Ken, welches letztere die ſpaniſche Elle iſt, die 3 Fuß weniger ½ Zoll alt pariſer Maß beträgt.

Roer-Pen, heißt bey den Holländern der Helmſtock.

Rof, ſ. **Roof**.

Rofbalken, ſ. **Roofbalken**.

Rofelke, ſ. Aalraupe, Krün. Enc. Th. Th. 1, S. 19. Der Fiſch heißt bey Linné und Bloch aber Gatus Lota, nicht, wie er da genannt wird, Cobitis fluviatilis.

Roſſel, oder **Ruſſel**, **der**, der Schrufhobel. S. im Art. **Hobel**, Krün. Enc. Th. 24, S. 34.

Röſken, **Reſken**, ein Nahme des Trauben-Hohlunders, sambucus racemosa Linn. S. im Art. **Hohlunder**, Krün. Enc. Th. 24, S. 321.

Roſzange, ſ. **Raufzange**, Krün. Enc. Th. 121, S. 150.

Rogate, oder **Betſonntag**, heißt der fünfte Sonntag nach Oſtern, und die darauf folgende, Woche **Betwoche**, weil in derſelben in der römiſch-katholiſchen Kirche viele Proceſſionen und Betfahrten angeſtellet werden.

Rogation, 1, in Rom, als es noch eine Republik war, die Zuſammenkünfte des Volkes, bey welchen es von der Obrigkeit befragt wurde, ob es dieſen oder jenen Act, oder ein in Vorſchlag gebrachtes Geſetz beſtätigen wolle. 2, Gegenwärtig eine Supplick oder ein Bittſchreiben.

Rogatoriales, Bittſchreiben.

Rogel, locker, wankend. **Rogeles** Erdreich, lockeres.

Rogeln, wackeln. Es **rogelt** dem Pferde ein Eiſen.

Rogen, die Eyer der Fiſche, ſo lange ſie noch im Leibe ſind, welche **Leich** heiſſen, nachdem ſie ſie von ſich gelaſſen haben. Der **Fiſchrogen**, im Niedeutſchen **Rögen**, *) auch **Roggen**. Franz. **Résure, Rogues, Raves**, oder **Coques**. Gewöhnlich wird es ſammelwörtlich gebraucht, **der Fiſch hat vielen Rogen**. Ehemahls gebrauchte man es in weiterer und uneigentlicher Bedeutung für Frucht, in der weiteſten Bedeutung.

Der Rogen oder die Eyer ſind bey den Fiſchen, in Verhältniß gegen die Eyer anderer Thie-

*) Viele plattdeutſche Ausdrücke, die man mit einem ö ſchreibt, lauten in der Ausſprache nicht ſo, ſondern haben einen Mittellaut zwiſchen ö und ä. Rögen gehört auch dahin. S. meine Abhandlung: Die Tonleiter der Vocale, im September- und Novemberſtücke der Bieſterſchen neuen Berliner Monatsſchrift von 1803.

Thiere, nur ſehr klein; bloß bey den Forellen hat Bloch ſie in der Größe einer Erbſe angetroffen. Bey einem Wels, der über hundert Pfund wog, waren ſie dagegen nicht größer als der Hirſeſamen. An der Menge Eyer, welche die Fiſche jährlich von ſich geben, übertreffen ſie alle andere Thiere. Oft findet man in einem Fiſche, der nicht über ein Pfund wiegt, mehr als hunderttauſend Eyer. In einem Karpfen hat Petit, wie es Krünitz im Art. Fiſch, Th. 13, S. 486. ſchon bemerkt, 342144, und Leeuwenhoeck hat in einem Kabeljau beynahe zehntehalb Millionen Eyer gefunden. *)

Die große Menge Eyer iſt den Fiſchen nöthig, wegen der Art ihrer Befruchtung, die etwas unſicher iſt, theils auch wegen der Menge der Räuber, die ihrer Brut nachſtellen.

Die Eyer der Fiſche werden nicht, wie die Eyer der andern Thiere, innerhalb der Mutter befruchtet, ſondern wenn ſie das Weibchen von ſich gegeben hat, ſo läßt erſt das Männchen ſeinen Samen in Milchgeſtalt darüber fließen. Hiebey ſoll immer nur ein kleiner Theil der Eyer mit dem Samen in Berührung kommen und befruchtet werden, die größere Zahl derſelben taub bleiben. Außerdem ſetzen die Fiſche ihren Rogen an allerley Körper an, und wenn dieſe nun durch Stürme und durch das Austreten der Waſſer aus ihren Ufern ans Land getrieben werden, ſo kommen die Eyer oder die Brut, beym Zurücktreten des Waſſers, größtentheils um. Auch eine plötzlich einfallende kalte Witterung verhindert oft das Leichen der Mütter

*) Mehrere Angaben dieſer Art ſehe man in dem eben genannten Artikel.

ter und erſtarret das Blut in der bereits ausgekommenen Brut. Einen Theil der Eyer verzehrt der Stichling, der Aal und andere Raubfiſche, und ſogar die Waſſervögel verachten dieſe Koſt nicht. Auch bleibt wegen des Mangels der Sonnenwärme in tiefen Waſſern ein großer Theil unbefruchtet. Ueberhaupt aber ſind auch unter den Waſſerthieren die Räuber nicht nur weit zahlreicher ſondern auch gefräßiger, als unter den Landbewohnern, indem viele Fiſche ihre eigene Art nicht verſchonen, wozu jene Raubthiere nur durch großen Hunger gezwungen werden. Einer der größten Verfolger der Fiſche iſt übrigens auch der Menſch, ſo daß ihre Arten hie und da ausgerottet werden würden, hätten ſie von der Natur nicht eine ſo ſtarke Fortpflanzungsgabe empfangen.

Die Eyer der Fiſche ſind in einem, und bey vielen auch in zwey Säcken eingeſchloſſen, welche vor der Schwimmblaſe liegen, und zu ihrem Ausgange iſt neben dem After eine beſondere Oeffnung, welche der **Nabel** genannt wird. Die Milch des Männchens iſt doppelt. Wenn man davon nur ſo viel, als man mit einer Nadelſpitze faſſen kann, auf eine Glasſcheibe bringt, und mit einem Tröpfchen Waſſer verdünnt, ſo erblickt man unter einem zuſammen geſetzten Vergrößerungsglaſe, eine große Menge belebter Körperchen, welches bekanntlich auch mit dem Samen des Menſchen und der warmblutigen Thiere, ja faſt mit allen ſchleimigen Auflöſungen der Fall iſt *). Die Milch findet ihren Ausgang ebenfalls durch den ſogenannten Nabel.

*) Man nennt dieſe Infuſionsgeſchöpfchen Samenthiere und hat, unter Büffon's Vortritt, viel über ſie gefaſelt. Mancher Menſch ernährt ihm unbewußt, in ſei-

Wie man es durch das Verſchneiden der Fiſche verhindern könne, daß ſie keinen Rogen und keine Milch anſetzen, dabey fetter und zarter von Fleiſch werden und zu allen Zeiten bleiben, iſt im Art. **Fiſch**, a. a. O: S. 490 fl. nachzuſehen. Seite 484 fl. daſelbſt iſt der Begattungsact, ſo weit man ihn beobachten kann, beſchrieben, auch ſonſt noch verſchiedenes von den Eigenthümlichkeiten des Rogens angeführt. Auch iſt ſchon in verſchiedenen andern Artikeln des Rogens dieſer und jener Fiſche und deſſen Anwendung gedacht worden, wohin vorzüglich die Bereitung des **Caviars** aus dem Rogen verſchiedener Fiſche, Th. 7, S. 731 fl. Die Benutzung des Rogens als Köder zum **Fiſchfange**, (Th. 13, S. 574) und inſonderheit zum **Sardellenfange** (ſ. den Art. **Babeljau**, Th. 32, S. 19 *)) gehören, ſo daß mir wenig zu bemerken übrig bleibt.

Was Krünitz von der Schädlichkeit des Hechtrogens, Th. 22, S. 603. ſagt, muß wohl nur in dem Fall gelten, wenn jemand zu viel davon genoſſen hatte, und der Rogen zu ſtark gekocht war. Denn da die innere Flüſſigkeit des Fiſchrogens, wie die Eyer der Vögel, großen Theils aus Eyweißſtoff beſteht, dieſer durch Kochen bekanntlich aber erhärtet und ganz unverdaulich wird, wie das hartgekochte Eyweiß der Hühnereyer: ſo iſt leicht zu begreifen, daß der Fiſchrogen unter dieſen Umſtänden auch ganz unverdaulich ſeyn, und den Magen ſehr beläſtigen muß. Bey dem Caviar, der nicht gekocht wird, findet dieſes daher auch nicht ſtatt.

Mit

nem Innern, mehr Infuſionsthiere, als es Menſchen auf dem Erdboden gibt. Die Natur belebt alles, wo die Verhältniſſe es geſtatten.

*) Auch den Art. Sardelle.

Mit dem Rogen der Barben mag es in=deß wohl eine andere Bewandtniß haben. Herr Dr. Crevelt in Bonn (S. Magazin der Berlin. Geſellſch. naturforſch. Freunde. I. Jahrg. 2 Quartal. S 137) bemerkt, daß ſchon uralte Aerzte und Naturforſcher den Rogen oder die Eyer des Barben (Cyprinus Barbus L.) für eine dem Menſchen ungeſunde Nahrung erklärt haben; dagegen andere der Meinung ſind, daß er nur zu gewiſſen Zeiten, nicht allen Menſchen, und nur in großer Menge genoſſen, ſchädlich ſey; von noch andern wird jene Behauptung als völlig ungegründet aufgeſtellt.

Zu denen, welche die Schädlichkeit des Barben=Rogens bezweifeln, gehören die Herren Bloch und Boſe.

Herr Dr. Crevelt erzählt dagegen, als Beweis von der Schädlichkeit des Barben=Rogens folgendes Beyſpiel. In dem Hauſe wo er wohnte und zu Tiſche ging, hatte man einen ungewöhnlich großen Barben gekauft, ſolchen auf verſchiedene Weiſe zubereitet und verſchiedene Tage nach einander davon gegeſſen, ohne daß ſich etwas von den Eyern oder dem Rogen mit dabey befunden hätte.

Erſt in der letzten Speiſe, an einem Abend, kam auch der Rogen auf den Tiſch; alle die davon genoſſen hatten, wozu auch Hr. Dr. Crevelt gehörte, wurden in der Nacht mehr oder weniger nach der Menge des Genoſſenen von Kopfſchmerzen, Fieberbewegung, Unruhe, Schwindel, Neigung zum Erbrechen, wirklichem Erbrechen, Poltern und Schmerzen im Unterleibe und Durchlauf befallen, Zufälle, die auch noch einige Zeit am folgenden Tage fortdauerten und eine Schwäche im ganzen Körper nachließen.

 Hr.

Hr. Dr. Crevelt hatte nur wenig davon genoſſen, und kam mit etwas Kopfweh und einer unruhigen ſchlafloſen Nacht davon; eben ſo ging es einer Wäſcherinn, die nur etwas von dem in der Küche übrig gebliebenen Rogen gekoſtet hatte.

Einen ähnlichen Zufall erlebte eine glaubwürdige Dame; ja ſelbſt eine Katze, welche von dem Barbenrogen gefreſſen hatte, erkrankte.

Eine dritte nachtheilige Wirkung des Barbenrogens, erlebte der Präfect Herr Lezey Marneſin. Am 29ſten April 1808 hatte die Köchinn des beym Brückenbau für das Rhein- und Moſel-Departement angeſtellten Ingenieurs Royer, zum Abendeſſen eine Schüſſel Rogen, von einem achtpfündigen Barben zubereitet, und mit dem Zuſatz von Butter, Peterſilie, Schalotten, Zwiebeln, Salz u. ſ. w. in einer irdenen Pfanne gedämpft.

Herr Royer, ſeine Tochter und zwey Dienſtmädchen, hatten Abends um 8 Uhr davon genoſſen. Gegen 2 Uhr des Morgens fingen die drey letztern, und zwar anfangs ohne große Beſchwerden an, ſich zu erbrechen, bald nachher erfolgte mit größerer Anſtrengung der Rogen mit Schleim überzogen klumpenweiſe, und hierauf in beträchtlicher Menge Galle. Jenes Erbrechen erneuerte ſich bis zum Mittage 7 bis 8 Mahl wieder, die ſolches begleitenden Zufällen dauerten bis zum Abend fort.

Herr Royer ſpürte an ſich ſelbſt gleiche Wirkung, jedoch nur von 6 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends, am folgenden Morgen aber eine Entkräftung in allen Gliedern.

Die Schädlichkeit des Barbenrogens iſt alſo hierdurch zur Genüge bewieſen. Ob ſie aber im-

immer ſtatt findet, oder ob ſie von einer beſondern Nahrung des Fiſches zuweilen abhängig ſeyn kann? wie z. B. vom großen Schöllkraute, Chelidonium majus L., wie man vermuthet? *) Ob ſie vielleicht in der Gegend, wo der Fiſch vorkommt gegründet iſt? dieſes iſt ſchwer auszumachen! Genug das wir die abſolute Schädlichkeit kennen, und dadurch in den Stand geſetzt ſind, uns vor derſelben zu bewahren.

Im übrigen läßt man ſich durch ſolche Beyſpiele nicht abſchrecken, den Rogen anderer Fiſche zu genießen, und er wird zu dem Ende auch auf verſchiedene Weiſe zugerichtet, wozu hier einige Vorſchriften folgen mögen.

Rogen mit Eſſig und Butter. Man wäſcht den Rogen, und ſchneidet ihn in Stücke, ſalzt ihn eine Weile ein, und trocknet ihn dann ab, wälzt ihn in Mehl herum, und backt ihn in Butter aus. Zur Brühe wird Butter braun gemacht, Weineſſig dazu gegoſſen, und etwas Pfeffer daran gethan.

Ragout von Rogen. Man wäſcht und reinigt den Rogen von ſeinem Schleime, ſiedet ihn dann in einer Caſſerole mit unzeitigen Traubenſaft, Salz, Pfeffer, und einer mit Nelken geſpickter Zwiebel. Wenn er gekocht

iſt,

*) Dieſes iſt mir nicht wahrſcheinlich, denn eines Theils iſt das Chelidonium ja eine Landpflanze, die der Fiſch im Waſſer nicht erreichen kann, und man darf es daher wohl eben ſo wenig anklagen, als den Schierling, das Bilſenkraut, den Stechapfel ꝛc. Andern Theils ſieht man nicht, wie denn gerade nur der Rogen alles giftige der genoſſenen Nahrung anziehen ſollte, während die übrigen Eingeweide frey davon bleiben. Daß die Vergiftungen durch Barbenrogen übrigens mehr ſind, als eine bloße Unverdaulichkeit, ergibt ſich wohl aus den ſtärkeren und allgemeineren Einwirkungen deſſelben auf das ganze Nervenſyſtem. Sonſt würde eine kleine Portion nicht ſo ſehr, und nicht allen Naturen ſchaden.

iſt, ſo läßt man ihn in ſeiner Brühe ſtehen, daß er das Salz an ſich nimmt, thut ihn ſodann heraus, zieht ihm die Haut ab, und ſetzt ihn mit einer braunen Brühe, einem Löffel voll Weineſſig, und gebackener Peterſilie auf den Tiſch.

Rogenſuppe. Man ſchneidet Peterſilie in einen Suppentopf, und läßt ſie ſieden, brennt ſie dann mit Zwiebeln ein, und gibt Achtung, daß es die gehörige Dicke erhält, denn der Rogen macht es alsdann noch dicker. Man ſchneidet alsdann einen Rogen in Stückchen, und ſalzt ihn ein; thut ihn alsdann in die angebrennte Suppe, läßt alles gut kochen, und würzt und ſalzt es endlich.

Rogenwürſtchen. Man ſiedet ein abgeſchupptes Stück Karpfen, ſo wie auch den Rogen davon in Salzwaſſer, zieht dann dem Fiſche die Haut ab, grätet ihn aus, hackt das Fleiſch nebſt einer in Milch geweichten und wieder ausgedrückten Mundſemmel untereinander, ſchlägt ein Ey daran, ſalzt es, rührt es gut durcheinander, thut alsdann den Rogen darunter. Alsdann thut man Mehl auf ein Bret, wälzt den Fiſch darin, daß er lang wird, ſchneidet kleine Würſte herunter, macht ſie ungefähr zwey Finger breit, und einen kleinen Finger lang, und bäckt ſie endlich in Schmalz gelblich.

Karpfenrogen zu fricaſſiren. Man thut in eine Dämpfpfanne ein wenig Butter, ein Dutzend kleine Champignons, ein Stück Schinken, den Saft von einer Citrone, und ein Bündel wohlriechender Kräuter; läßt es eine kurze Zeit über einem gelinden Feuer dämpfen, und thut dann ein wenig Mehl und ſo vielen Karpfenrogen, als nöthig ſcheint, nebſt etwas guter Fleiſchbrühe dazu. Darauf läßt man es wieder etwa

eine Viertelſtunde dämpfen, und würzt es mit Pfeffer und Salz, wenn man die Fleiſchbrühe hinzu gießt. Wenn alles fertig iſt, verdickt man es mit zwey oder drey friſchen Eydottern, etwas Sahne und ein wenig gehackter Peterſilie.

Rogenbörs, ſ. im Art. Rogener.

Rogener, oder **Rögner**, ein Fiſch, welcher Rogen in ſich hat, oder ein Fiſch weiblichen Geſchlechtes, ein **Rogenfiſch**, niederdeutſch **Rögling**. Der **Rogenbörs, Rogenhecht, Rogenkarpfen** ꝛc. ein ſolcher Börs, Hecht, Karpfen ꝛc. dem Rogener iſt der **Milcher** oder **Milchener** entgegen geſetzt. S. auch im Art. **Fiſch**, Krün. Enc. Th. 13, S. 484. ſo wie im Art. **Karpfen**, Th. 35, S. 38.

Rogenfiſche, ſ. im vorſtehenden Artikel.

Rogenhecht, ſ. eben daſ.

Rogenkarpfen, desgleichen.

Rogenſauce, eine aus Fiſchrogen, Butter und Eſſig bereitete Brühe zu verſchiedenem Fleiſchwerk und Fiſchen.

Rogenſtein, eine merkwürdige Abart des gemeinen Kalkſteins, die nicht mit dem Erbſenſtein verwechſelt werden darf, ſondern aus mächtigen, zum Theil ganze Flözlagen bildenden Maſſen von gleich großen Körnern dichten (ſelten concentriſchſchaligen) Kalkſteins beſteht, die durch ein kalkiges oder märgelartiges Cäment zu einem feſten Geſtein zuſammen verbunden ſind; Hammites. Von dieſer Steinart ſind auch die, in England ſo geſchätzten, unter den Nahmen Portlandstone, Purbeckstone &c. bekannten Bauſteine. Mehrentheils läßt ſich aus dem Rogenſtein ein guter Kalk brennen.

Von Farbe iſt der Rogenſtein theils röthlichbraun, theils gelblich=, theils rauhgrau. Die Größe der Körnchen iſt ſehr verſchieden, von der

des feinen Sandes bis faſt zur Erbſengröße. Daß dieſe Steine dem verſteinten Fiſchrogen ihren Urſprung nicht verdanken, leuchtet wohl von ſelbſt ein, wenn man die großen Flözlagen betrachtet, die daraus beſtehen; obgleich es auf der andern Seite auch wieder nicht an wircklichen Beyſpielen von verſteinten Fiſchrogen fehlen ſoll, wie man ja bekanntlich eine Menge Fiſchabdrücke, beſonders in Schiefern, hat, wo allerdings auch wohl ein Rogener zerdrückt, und Veranlaſſung wenigſtens zur Abformung des Rogens gegeben haben kann.

Die **Erbſenſteine** ſind eine Art ſchaligen Kalkſinters, meiſt als Ueberzug über Sandkörner ꝛc. Von der Art iſt vorzüglich der **Carlsbader Erbſenſtein**, Pisolithus, der ſich großentheils in Maſſe zuſammen gebacken findet, und zum Theil auch polirbar iſt. Wer alle die verſchiedenen Meinungen der Mineralogen über dieſe Gebilde ſehen will, nehme Schröter's Litholog. Real- und Verbal-Lexicon, Th. VI, S. 25 — 37 zur Hand. Nur gehört etwas Geduld dazu, dem Verfaſſer zu folgen. — Vom **Rockenſteine** iſt oben ein beſonderer Artikel nachzuſehen.

Rogenſtint, ſ. im Art. **Stint**, Salmo eperlanus L.

Rogenſuppe, ſ. im Art. **Rogen**.

Rogenwürſtchen, ſ. eben daſ.

Roggen, die niederdeutſche Schreibart für **Rocken**, Secale cereale Linn.

Röggli, ſo nennt man in Augsburg ein rundgebackenes weißes Brot; wohl eben das, was in Niederdeutſchland ein Röckling iſt.

Rögling, ſ. **Rogener**.

Rognures, im franzöſiſchen Handel, die Abſchnittſel von verſchiedenen Waaren, ſo fern ſie anderwärts

derwärts wieder zur Benutzung kommen, z. B. die von Karten, die von Tüchern, welche auch bouts und couls ronds heiſſen, die vom Meſſing, die von Fellen und Häuten, vom Pergamente ꝛc.

Rogwurz, **Ragwurz**, Orchis L., ſ. **Knabenkraut**, Krün. Enc. Th. 41, S. 138. Es iſt übrigens auch ein Nahme der Bryonia alba. S. **Zaunrübe**.

Roh, 1) für rauh, in einigen oberdeutſchen Gegenden. Ein **roher Boden**. Eine **rohe Witterung**. 2) in ſeinem natürlichen Zuſtande befindlich, ohne künſtliche Zubereitung oder Bearbeitung. **Rohe** Erzeugniſſe, wie ſie die Natur liefert, die noch nicht verarbeitet ſind. **Rohe Seide**, die noch nicht geſponnen und nicht gefärbt iſt. **Rohes Fleiſch** ꝛc. Im Hüttenbaue ſind **rohe Erze**, ungeröſtete. **Rohes Eiſen**, das aus dem Erze geſchmelzte unverarbeitete Eiſen; **Roheiſen**. **Roher Schwefel**, welcher vom erſten Treiben fällt, und noch nicht geläutert iſt. Die **rohe Schicht** heißt eben daſelbſt die Arbeit beym Silberſchmelzen, da geringhaltige Erze mit Schlacken und Kieſen ohne Bley geſchmelzt werden, **das Rohſchmelzen**. Eben daſelbſt verſteht man unter **rohem Fluß**, gepulverten Weinſtein und Salpeter mit einander vermengt, und noch nicht verpufft; unter **rohem Roſte** den vom Kupferſchmelzen gefallenen, viermahl geröſteten Rothſtein; unter **rohem Schlich** ſolchen Schlich, der noch nicht geröſtet, alſo noch Schwefel und Arſenik enthält. **Rohe Leinwand**, ungebleichte. **Rohes Tuch**, bey den Tuchmachern, ungewalktes. **Die rohe Schau** iſt in den Tuchwebereyen die Schau oder Beſichtigung des rohen Tuches, ſo wie es vom Weberſtuhle kommt,

durch

durch geſchworne Schaumeiſter. Ein **rohes Buch**, ein ungebundenes, ſo wie es aus dem Buchladen kommt. Eine Arzeney **roh** nehmen, in ihrer natürlichen Geſtalt, ohne daß eine Veränderung mit ihr vorgenommen iſt (ſie in Subſtanz nehmen). **Rohe Kalkkerne**, in den Kalkbrennereyen, das Mittel oder Herz der aus dem Ofen kommenden Kalkſtücke ſo fern ſie nicht gehörig durchgebrannt ſind, obgleich der Umfang gar iſt. **Roher Zucker**, der ſogenannte Moskowade- oder Mehlzucker, der noch nicht in Hutform gebracht iſt. **Rohes Haar**; bey den Perückenmachern das Haar, wie es vom Menſchenkopfe geſchnitten iſt, ohne noch eine Zubereitung erhalten zu haben. **Rohe Waaren**, in der Handlung, unbearbeitete Handlungsgegenſtände, wie ungegärbte Häute, ungekämmte Wolle ꝛc. *)

Rohrarbeit, im Hüttenbaue, diejenige Arbeit, da die Erze mit aller damit verbundenen Unart und ungeröſtet ausgeſchmelzt werden. Das dadurch gewonnene und noch ſehr unreine Gut wird **Rohſtein** genannt.

Zu Freiberg im Erzgebirge iſt es die Vorarbeit des Silberſchmelzens, durch welche man arme Erze entſilbert, und einen Rohſtein als Niederſchlag für die Bleyarbeit erzeugt. Eine 14tägige Rohbeſchickung und Ausbringung giebt folgendes:

*) Die nähere Beſchreibung der hier berührten Gegenſtände gehört in die beſondern Artikel, wo von dem Hauptworte ſelbſt die Rede iſt. Manche Verfaſſer von Wörterbüchern erſchweren das Aufſuchen ſo ſehr, indem ſie viele Artikel nach Eigenſchaftswörtern (Adjectiven) ordnen, da doch jeder zuerſt das Hauptwort ſucht. Ausgenommen ſind bloß die Fälle, wo durch den Sprachgebrauch das erſtere mit dem lezteren ſchon in ein Wort zuſammen gefloſſeu iſt, wie Roharbeit, Roheiſen ꝛc.

247	Centn.	dürres Erz mit	50	Mark	6	Loth	Silber
298	—	Kieſe	2	—	13	—	—
54	—	Kupfererz	1	—	12	—	—
720	—	Bleyſchlacken	5	—	10	—	—
120	—	Bleyſteinſchlack.	=	—	10	—	—
30	—	Gekrätz	1	—	14	—	—
		Summe	63	Mrk.	1	Loth	Silber

Davon aufgebracht 273 Centner Rohſtein mit 68 Mark Silber, und 30 Centner Gekrätz mit 1 Mark 14 Loth Silber. *) — Die Roharbeit hat auch den Nutzen, aus den Bleyſchlacken und Bleyſteinſchlacken den größten Theil des Bleyes zu reduciren. Man ſehe übrigens den Art. **Silber**, wo von dem Silberausbringen ausführlich gehandelt werden wird.

Lampadius's Handwörterbuch der Hüttenkunde. Göttingen 1817. 8. S. 159.

Rohaufbrechen, eine Arbeit in den Eiſenhütten, wenn die ſchon etwas geläuterte Eiſenmaſſe auf dem Friſchherde aufgebrochen und von dem Friſchboden losgemacht wird. S. unter **Stabeiſen**.

Rohbeſchickung, ſ. im Art. **Roharbeit**.

Rohde, der Fettmagen, oder der vierte Magen des Rindviehes. S. im Art. **Magen**, Krün. Enc. Th. 82. S. 218.

Rohe, Röhe, die, ſ. **Rehe**, eine Fußkrankheit der Thiere, Krün. Enc. Th. 121, S. 693.

Roheinſchmelzen, das Geſchäft auf den Friſchherden in den Eiſenhütten, wo der Ofen mit Roheiſen und Kohlen vollgepackt und in Brand geſetzt wird. S. die Artikel **Stabeiſen** und **Stahl**.

Roh-

*) Dieſes Plus an Silber rührt davon her, daß man beym Verwägen der Erze, die Pfunde über halbe und Viertel-Centner nicht angiebt, die Ausbeute alſo etwas größer ausfallen kann, als man rechnete. Man thut dieſes, um dadurch den, bey dem Zugutemachen der Erze entſtehenden Verluſt zu decken.

Roheiſen, Gußeiſen, Dacheiſen, Raucheiſen, nennt man dasjenige Eiſenhütten-Product, welches durch die erſte desoxydirende Schmelzung der Eiſenſteine im Hochofen erhalten wird. Die Hauptbeſtandtheile eines jeden Roheiſens ſind: Eiſenmetall, Kohlenſtoff, Sauerſtoff und Erden, vorzüglich Kieſelerde. Nebenbeſtandtheile im Roheiſen ſind: Phosphor, Schwefel, Braunſtein, Zink, Arſenik und Kupfer. Folgendes ſind, nach Herrn Berg-Commiſſionsrath Lampadius,*) die vorzüglichſten Abänderungen des Roheiſens.

1. **Weiſſes Roheiſen.** Es iſt im Bruche ſtrahlig und blättrig, ſehr hart und ſpröde, ſo daß es oft am Feuerſtein Funken giebt. Es entſteht bey einem geringen Kohlenſatze, oder bey einem zu ſtarken Gebläſe. Zu Gußwaaren iſt es nicht ſehr tauglich, da es wenig gekohltes Eiſen enthält, und daher ſtrengflüſſiger iſt, auch zerſpringt es leicht, wegen ſeiner kryſtalliniſchen Form. War der Kohlenzuſatz zu geringe, ſo wurde dem Eiſen nicht aller Sauerſtoff entzogen, und eben darum auch weniger Kohlenſtoff mitgetheilt. Wurde zu viel Sauerſtoffgas in den Ofen geführt, ſo oxydirte dieſes zu viel Kohle, und brachte eben die Wirkung hervor. Dieſes Roheiſen läßt ſich ganz gut friſchen, indem man es bloß mit der Abſcheidung des Sauerſtoffs zu thun hat. Lampadius hat in ſeiner Miſchung etwa $\frac{1}{2}$ Procent gekohltes Eiſen gefunden.

2. **Weißgraues Roheiſen** hält das Mittel zwiſchen dem vorigen und dem folgenden mit $2\frac{1}{4}$ Proc. gekohlten Eiſens.

3. **Graues Roheiſen** hat weniger Sauerſtoff

*) S. deſſen Handwörterbuch der Hüttenkunde. Göttingen 1817. S. 160.

ſtoff und mehr gekohltes Eiſen in der Miſchung, als das weiſſe, iſt ſchmelzbarer, weniger hart, vortrefflich zu dauerhaften Gußwaaren, und enthält 3¾ bis 4 Proc. Kohleneiſen.

4. **Schwarzgraues Roheiſen** iſt ſauerſtoffarm und kohlenſtoffreich. Es iſt ſchon für den Gebrauch jeder Art mit gekohltem Eiſen überladen, friſcht ſich ſchlecht, nutzt ſich ſeiner Weichheit wegen leicht ab, und enthält von 4 bis 8 Proc. gekohltes Eiſen.

Der Verfaſſer der Abhandlung über Roheiſen; Stabeiſen und Stahl, in dem Journ. für Fabr. ꝛc. Jul. 1806 giebt an, 1. **graues Roheiſen**, welches vielen Kohlenſtoff und dem wenigſten Sauerſtoff, 2. **halbirtes** oder **buntes Roheiſen**, welches weniger Kohlen- und mehr Sauerſtoff, und 3. **grelles** oder **weiſſes Roheiſen**, welches den wenigſten Kohlenſtoff und den meiſten Sauerſtoff enthält.

Der Herr Oberhüttenrath **Karſten** unterſcheidet weſentlich nur zwey Abänderungen des Roh- oder Gußeiſens, das **graue** und das **weiſſe**, welche beyde zwar gleich viel Kohle enthalten können, aber in einem ſehr verſchiedenen Zuſtande der Verbindung. *)

Ei-

*) **Krünitz** hat zwar im 10ten Theil ſeines Werkes, S. 546 ff. dem Anſchein nach ziemlich genügend von dem Eiſen, deſſen Gewinnung und Bearbeitung, gehandelt. In den 40 Jahren, die ſeit Herausgabe jenes Theils verlaufen ſind, nahmen die Chemie und die Metallurgie indeß eine ſo veränderte Geſtalt an, daß das dort geſagte für den wiſſenſchaftlichen Geſchäftsmann nach heutiger Art ziemlich unbrauchbar geworden iſt. Da nun das Eiſen zu den allerunentbehrlichſten Metallen für das gemeine Leben gehört, ſo halte ich es für meine Pflicht, hier wenigſtens eine kurze Ueberſicht der merkwürdigſten Eigenthümlichkeiten des Roheiſens nach den neueſten Entdeckungen und Erfahrungen zu geben, und in den Art. Stabeiſen und Stahl für dieſe Eiſenarten etwas ähnliches zu thun,

Eigenſchaften und Verhalten des Roheiſens.

Das weiſſe Roheiſen hat eine ſilberweiſſe, mit einem außerordentlich ſtarken Metallglanze verbundene Farbe, die ſich mit unendlichen Abſtufungen des abnehmenden Glanzes ins Lichtgraue zieht. Das graue Roheiſen hat bey einem ſtarkglänzenden Metallglanze eine ſchwarzgraue Farbe, die ſich ebenfalls mit unendlichen Abſtufungen des abnehmenden Glanzes ins Lichtgraue verliert.

Die Textur des grauen Roheiſens iſt ausgezeichnet körnig; die des weiſſen ſtrahlig blättrig. Bey beyden Roheiſenarten geht die Bruchfläche nach und nach in einen dichten, ebenen Bruch über, wobey die eigenthümliche Farbe einer jeden in denſelben Verhältniſſe zurücktritt.

Das ſpecifiſche Gewicht des weiſſen Roheiſens iſt 7,5 und des grauen 7,2 bis 7,4.

Das weiſſe Roheiſen beſitzt eine außerordentliche Härte, die durch das Härten noch größer wird; das graue Roheiſen iſt faſt noch weicher, als das weiche Stabeiſen, verliert aber durch das Härten ſeine Natur mehr oder weniger, und wird zu weiſſem Roheiſen. Das weiſſe Roheiſen iſt hart und ſpröde; das graue weich und

um wenigſtens auf den jetzigen Stand der Sache hinzudeuten. Den ganzen Artikel Eiſen hier noch einmahl abzuhandeln, würde doch wohl weiter führen, als die Ueberſchrift dieſes Artikels es entſchuldigen dürfte. — Ich folge hierin dem eben erſchienenen trefflichen Werke: Grundriß der Metallurgie und der metallurgiſchen Hüttenkunde. Entworfen vom Dr. C. J. B. Karſten (Königl. Preuß. Oberhüttenrathe und Oberhüttenverwalter für die Provinz Schleſien.) Breslau, bey Korn 1818. 30 Bogen in gr. 8. Dem für den Abſchnitt vom Eiſen das umfaſſende Handbuch der Eiſenhüttenkunde, von eben dem Verfaſſer (Halle bey Curt, 1816. 2 ſtarke Theile in gr. 8. mit Kupfern) zum Grunde liegt.

und ſpröde; das gute Stabeiſen kann hart oder weniger hart ſeyn, muß dabey aber keine Sprödigkeit beſitzen, und der Stahl muß neben ſeiner Härte ebenfalls von Sprödigkeit frey ſeyn.

Aus mehreren Verſuchen über die Zerſprengbarkeit der verſchiedenen Eiſenarten geht hervor, daß der Stahl das Stabeiſen an Feſtigkeit etwa in dem Verhältniſſe wie 3 zu 2 übertrifft, und daß die Feſtigkeit des Stabeiſens etwa 3 mahl ſo groß iſt, als die des Roheiſens. Zu ſtark gehärteter Stahl beſitzt unter allen Stahlarten die geringſte Feſtigkeit. Das graue Roheiſen übertrifft das weiſſe an Feſtigkeit oder Biegſamkeit, etwa im Verhältniſſe wie 8 zu 5.

Das weiſſe Roheiſen beſitzt weder Dehnbarkeit noch Geſchmeidigkeit; dem grauen iſt aber die Geſchmeidigkeit nicht abzuſprechen, wenn ſie gleich nur in geringem Grade ſtatt findet.

In der Wärme bis zum Siedepunkte des Waſſers dehnen ſich 100,000 Theile der Länge nach beym Roheiſen bis 100,111, beym Stahl bis 100,112, und beym Stabeiſen bis 110,126 aus.

Durch die Rothglühhitze wird das Roheiſen in ſeinen Eigenſchaften nicht verändert; der gehärtete Stahl verliert ſeine Härte aber ganz; auch dem Stabeiſen kann durch Glühen ſeine Härte und die dadurch bewirkte Sprödigkeit benommen werden.

Stahl und weiſſes Roheiſen nehmen früher die Weißglühhitze (12,800 Gr. Fahr. = 90° Wedgw.) an, als das Stabeiſen, und dieſes früher, als das weiſſe Roheiſen. Der Zuſtand der völligen Flüſſigkeit tritt am früheſten bey dem weiſſen Roheiſen ein, (17,500° Fahr. oder 128 Wedgw.) dann bey dem

grauen Roheiſen (130 bis 132° Wedgw.) und beym Stahl (150 bis 155° Wedgw.) und zuletzt beym Stabeiſen, welches man wegen ſeiner Strengflüſſigkeit lange Zeit für unſchmelzbar gehalten hat.

Die Eigenſchaft der Schweißbarkeit geht dem Roheiſen gänzlich ab, und ſelbſt der Stahl, deſſen Kohlengehalt beträchtlich wird, hat die Schweißbarkeit ſchon zuweilen gänzlich verloren, und macht auf ſolche Art einen Uebergang zum Roheiſen.

In anhaltender Weißglüh- und Schmelzhitze ſetzt, beym Zutritte der Luft, das weiſſe Roheiſen ſpäter als Stabeiſen und Stahl den **Glühſpan** oder **Schmiedeſinter** an, am ſpäteſten das graue, wobey es ſich aber ganz in Pulver auflöſet, ohne daß die Roheiſentheile, welche die Einwirkung der Luft noch nicht erlitten haben, in ihrer Natur verändert worden wären. Einiger Luftzutritt würde alſo nur da nicht nachtheilig ſeyn, wo man dem weiſſen Roheiſen einen Theil der Kohle entziehen und es ſchon der ſtahlartigen Natur näher bringen will. Wirklich kann es dadurch auch eine viel größere Biegſamkeit, eine größere Weichheit und ſogar Geſchmeidigkeit erhalten. Dieſes Glühen des weiſſen Roheiſens iſt in einigen Gegenden unter dem Nahmen des **Bratens** des Roheiſens üblich. Geſchähe dieſes anhaltende Glühen bey Vermeidung alles Luftzutrittes, ſo würde die Natur der Eiſenarten ganz ungeändert bleiben. Wenn aber ſtatt der Luft Kohle einwirken kann, ſo ergeben ſich ganz andere Erſcheinungen. Das Stabeiſen verliert ſeine Natur und wird Stahl, — eine Erfahrung, worauf die Cementſtahlfabrication beruht; — der Stahl wird noch här-

ter

ter und zuletzt mürbe und unzuſammenhangend; das graue und das weiſſe Roheiſen verändern ſich faſt gar nicht; nur durch außerordentlich lange anhaltendes Glühen unter Kohlenſtaub würden ſie zuletzt auch mürbe werden. Zuweilen verrichtet das Kohlenpulver beym Glühen des Roheiſens aber nur den Dienſt der lockeren Hülle überhaupt, welche das Roheiſen lange unverändert laſſen, und beym weiſſen Roheiſen zuletzt die Erſcheinungen hervor bringen, die beym ſchwachen Luftzutritte ſich ereignen. Das weiſſe Roheiſen wird nähmlich ſtahlartig, weich und erhält mehr Feſtigkeit. Dies Glühen des weiſſen Roheiſens unter lockeren Hüllen, die den zu ſtarken Zutritt der Luft abhalten ſollen, nennt man das **Tempern**. Man bezweckt dadurch, das Roheiſen weicher und feſter zu machen, indem es ſich der Stahlnatur nähert. Statt des Kohlenpulvers bedient man ſich dann des Blutſteinpulvers.

Das Verſchlacken der Oberfläche beym ſchmelzenden Roheiſen kann man durch Zuſatz von Kohlenſtaub verhindern, indem dadurch die Beſchaffenheit des Eiſens nicht weſentlich verändert wird. Das geſchmolzene Stabeiſen und der geſchmolzene Stahl ſind aber bey der geringſten Berührung mit Kohle nur zu ſehr geneigt, ſich in Stahl und in Roheiſen umzuändern, und alle Dehnbarkeit und Geſchmeidigkeit zu verlieren. Wenn ſie aber mit Ausſchluß von aller Luft und Kohle umgeſchmolzen ſind, ſo befinden ſie ſich in einem weit vollkommneren Zuſtande, als vor dem Umſchmelzen, weil ſie nun eine durchaus gleichartige Maſſe darſtellen.

Wenn das graue Roheiſen beym Umſchmelzen nicht in gehörig ſtarker Hitze behandelt wird,

oder wenn es im flüſſigen Züſtande (beſonders bey kleinen Quantitäten) gegen kalte Flächen kommt, und ſelbſt in nicht gehörig ausgewärmte Sümpfe oder Tiegel geleitet wird, ſo verändert es ſeine Natur, und nimmt alle Eigenſchaften des weiſſen Roheiſens an. Dagegen kann das weiſſe Roheiſen durch das bloße Umſchmelzen nicht grau werden, ſondern es iſt dazu erforderlich, daß es in einer ſehr heftigen Hitze gleichzeitig mit Kohlen durchgeſchmolzen wird.

Es giebt kein anderes Mittel, den Sauerſtoff vom Eiſen in den Eiſenoxyden, der ſtets damit verbunden iſt, zu entfernen, als dieſe mit Kohle in einer ſtarken Hitze zu behandeln. Wegen der großen Verwandtſchaft der Kohle zum Eiſen entſteht nähmlich in dem Augenblicke der Reduction eine Verbindung des Eiſens mit Kohle, welche in der Folge nur durch die Einwirkung der freyen atmoſphäriſchen Luft auf das mit Kohle verbundene Eiſen wieder getrennt werden kann, wodurch aber gleichzeitig immer ein großer Verluſt an Eiſen, welches im Augenblicke des Verbrennens der Kohle mit verſchlackt wird, entſtehen muß.

Bey jeder Reduction des Eiſenkalkes durch Kohle wird alſo kohlenhaltiges Eiſen entſtehen. Nachdem die Bedingungen verſchieden ſind, unter welchen die Reduction ſtatt findet, kann das Reſultat graues Roheiſen, oder weiſſes Roheiſen, oder Stahl, oder, bey einem ungehinderten Luftzutritte auf die reducirte Maſſe, Stabeiſen, oder ein Gemenge von weiſſem Roheiſen, von Stahl und von Stabeiſen ſeyn. Dieſe drey Körper ſind nur durch die Quantität der in ihnen befindlichen Kohle verſchieden, und je nachdem die atmoſphäriſche Luft Gelegenheit hatte, mehr

mehr oder weniger auf das reducirte Eiſen zu wirken, deſto mehr oder weniger Kohle wird durch dieſen zweyten Prozeß ausgeſchieden, und deſto mehr wird ſich das Eiſen der Natur des Stabeiſens oder des Roheiſens nähern. Das Stabeiſen enthält nur eine Spur von Kohle. Ganz kohlenfreyes gutes Stabeiſen möchte wohl nicht vorhanden ſeyn. Der Stahl kann vielleicht bis 1 Procent Kohle enthalten, und in dem weiſſen Roheiſen weicht der Kohlengehalt von $1\frac{1}{2}$ bis 5 Procent ab. In einem ganz andern Zuſtande der Verbindung befindet ſich die Kohle in dem grauen Roheiſen. Dieſes entſteht immer nur bey der Reduction in dem höchſten Grade der Hitze, wo die Kohle die allgemeine Verbindung mit dem Eiſen verläßt, um ſich zuerſt mit wenigem Eiſen (etwa $\frac{1}{20}$) zu einem eigenthümlichen Körper, dem **Graphit** oder **Reißbley**, auch **Garſchaum** genannt, zu vereinigen, und ſich dann in dieſer Verbindung wieder mit dem Eiſen zu grauen Roheiſen zu verbinden. Alles graue Roheiſen iſt daher aus dem weiſſen entſtanden, und es wird wieder weiß, wenn es im flüßigen Zuſtande plötzlich abgekühlt wird. Das graue Roheiſen kann in der Hitze mehr Graphit enthalten, als beym Erſtarren, weshalb auch zuweilen beym Erkalten Graphit ausgeſchieden wird.

Schon ein geringer Schwefelgehalt von $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{20}$ Procent kann dem Eiſen die nachtheilige Eigenſchaft des **Rothbruchs** mittheilen. Die Kohle vermag nicht den Schwefel zu entfernen und ſich an deſſen Stelle mit dem Eiſen zu verbinden; wohl aber ſcheint der Schwefel die Kohle ausſcheiden zu können. Verbindungen des gekohlten und des geſchwefelten Eiſens ſtellen ſich

in manchen Roheiſenarten dar, obgleich die Art der Verbindung noch nicht bekannt iſt.

Die Verbindung des Eiſens mit Phosphor iſt noch nicht genau bekannt. Die Erfahrung zeigt indeß, daß der Phosphor die Verſchlackung des Eiſens befördert, daß aber ſchon eine ſehr geringe Quantität Phosphor ($\frac{1}{40}$ Procent) dem Eiſen die nachtheilige Eigenſchaft des **Kaltbruches** mittheilt.

Faſt alle Metalle theilen dem Eiſen nachtheilige Eigenſchaften mit und machen es kalt- oder rothbrüchig.

Der Arſenik läßt ſich nur durch wiederhohltes und ſorgfältiges Röſten in gut conſtruirten Ofen trennen, weshalb auch ſehr arſenikaliſche Eiſenerze wegen der Koſtbarkeit der Vorbereitungsarbeiten auf Eiſen nicht würden benutzt werden können. Titan macht das Eiſen ſehr ſtrengflüſſig und hart. Die häufigſte faſt immer vorkommende Verbindung iſt die mit Mangan. Dies Metall giebt dem Eiſen eine weiſſe Farbe, weshalb man auch wohl das weiſſe und das graue Roheiſen als verſchiedene Gattungen getrennt hat, obgleich von beyden Gattungen die weiſſe und die graue Species bekannt ſind. Das Mangan ſcheint ſich der Graphitbildung ſehr zu widerſetzen, weshalb das aus ſehr manganhaltigen Eiſenerzen erzeugte Roheiſen ſchwer grau wird. Das Mangan ertheilt dem Eiſen eine größere Härte, ohne der Feſtigkeit deſſelben nachtheilig zu ſeyn. Deshalb ſind die manganhaltigen Eiſenerze auch zur Stahlerzeugung ganz vorzüglich geeignet. Aus den manganhaltigen Eiſenerzen läßt ſich aber auch das vortrefflichſte Stabeiſen bereiten. Doch iſt das Mangan kein nothwendiger

diger Beſtandtheil des Stahls, da in manchem Stahl kein Mangan angetroffen wird.

Von den Eiſenerzen. *)

Die Erze, in denen das Eiſen in der Natur vorkommt, erhalten ihre ſcheinbar große Verſchiedenartigkeit nur durch die Erden, welche in die Miſchung der Eiſenerze mit eingehn. An Eiſen minder reichhaltige Erze laſſen wegen der großen Wohlfeilheit dieſes Metalles keine Bearbeitung zu. Andere Erze enthalten zwar viel Eiſen, ſie laſſen ſich aber nicht auf Eiſen benützen, weil die Abſcheidung der mit dem Eiſen verbundenen Beſtandtheile des Erzes zu viele Koſten verurſachen würde, und ſolche Erze — Magnetkies und Schwefelkies — werden daher in den Hüttenwerken gar nicht zu den Eiſenerzen gerechnet. Selbſt wenn ſie nur ſtückweiſe unter andern Erzen mit vorkommen, und nicht mechaniſch abgeſondert werden können, machen ſie dem Eiſenhüttenmann doch häufig noch viel zu ſchaffen, weil alle Vorbereitungen der Erze nicht hinreichen, den nachtheiligen Schwefelgehalt zu entfernen.

Am häufigſten kommt das Eiſen in ſeinen Erzen im verkalkten Zuſtande, und zwar theils rein, theils mit Erden, theils mit Erden und Waſſer, theils mit Erden und Kohlenſäure ꝛc. ſowohl im Zuſtande des ſchwarzen als des rothen Oxyds, als auch in einem Gemiſch von beyden Oxyden vor. Es iſt einleuchtend, daß ſich aus dieſem verſchiedenartigen Vorkommen eine ungeheure Verſchiedenartigkeit der Eiſenerze herleitet, die aber zuletzt nur ihren Grund in dem verſchiedenartigen Oxydationszuſtande des Eiſens

*) Karſten, a. a. O. S. 151 ff.

und in der Verſchiedenartigkeit und in den verſchiedenen Verhältniſſen der mit den Eiſenoxyden verbundenen Erde, Waſſer und Kohlenſäure haben kann. Auch der Mangankalk iſt ein ſehr häufiger Begleiter und vermehrt dadurch die Abarten der Eiſenerze. Deshalb iſt es nicht zu verwundern, daß man faſt auf jeder Hütte eigenthümliche Eiſenerze verarbeitet.

Der Eiſenhüttenmann hat es nur mit reinen, oder mit Erden, Waſſer, Kohlenſäure und Mangankalk in ſehr verſchiedenen Verhältniſſen verbundenen Eiſenoxyden zu thun. Aufbereitungsarbeiten finden daher bey ihm nicht ſtatt, ſondern nur eine Handſcheidung und zum Theil eine Klaubarbeit. Einige Eiſenerze werden wohl auch gewaſchen, das iſt aber vorzüglich nur der Fall bey den Erzen, die mit oder in Sand vorkommen, wie die Raſenerze. Eine andere nothwendige Vorarbeit iſt aber das Zerſchlagen der zu großen Eiſenerzſtufen, indem die Erze weder in einem zu ſehr zerkleinerten Zuſtande, noch in zu großen Stücken angewendet werden dürfen. Um dies Zerſchlagen oder Zerpochen zu erleichtern, werden die Erze in einigen Fällen geröſtet, bloß um Kohlenſäure oder Waſſer zu verflüchtigen.

Zuſchläge finden bey den Eiſenerzen gar nicht ſtatt, indem die Kohle ſelbſt der Zuſchlag iſt, welcher die Trennung des Eiſens von ſeinen Beſtandtheilen im Erze bewirken ſoll. Dagegen müſſen die mehrſten Eiſenerze mit Flüſſen beſchickt werden. In einigen Gegenden iſt man ſo glücklich, durch zweckmäßige Gattirung verſchiedenartiger Eiſenerze eines beſondern Flußzuſchlages entbehren zu können. Wo das nicht der Fall iſt, werden Kalk, Thonſchiefer, Quarz,

Mer=

Mergel, Hornblende, Baſalt und Wacke, je nachdem die erdigen Beſtandtheile des Erzes dieſen oder jenen Fluß erfordern, zur Beſchickung genommen.

Aermere Erze laſſen ſich oft mit weniger Schwierigkeit verſchmelzen, als reiche. Die letzteren müſſen, wo es angeht, mit ärmeren gattirt werden. Wo dies nicht geſchehen kann, muß man oft unhaltige Bergart in die Beſchickung bringen, und gut gefloſſene Schlacke mit verſchmelzen, um eine Schlackendecke zu erhalten, und die Einwirkung der Gebläſeluft auf das aufgebrachte Eiſen zu verhindern, weil dieſes ſonſt den Ofen erſticken würde. In dieſem Falle iſt man auch genöthigt, zweckmäßige Vorkehrungen beym Zumachen oder Zuſtellen des Ofens zu treffen, oder auch Oefen mit geſchloſſener Bruſt zur Schmelzung anzuwenden.

Weil das Eiſen in den Erzen, aus welchen es gewonnen wird, immer nur mit Sauerſtoff verbunden iſt, und weil das Eiſenoxyd nur in den höchſten Graden der Temperatur reducirt werden kann, ſo ſind die Schachtöfen für die Gewinnung des Eiſens nur ausſchließlich anwendbar, weil die Flamm- und Gefäßöfen nur mit außerordentlichem Aufwande von Brennmaterial, die erforderliche Hitze geben würden. Es ſcheint daher der Eiſenhüttenbetrieb ſehr einfach zu ſeyn; indeß erfordern die großen Vorrichtungen eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit beym Setzen, bey der Windführung und bey den Reinigungsarbeiten. Aber auch die zufälligen Beſtandtheile der Erze, zuweilen auch der Kohlen (Coaks) welche von dem ausgebrachten Eiſen mit aufgenommen werden, können auf die Beſchaffenheit deſſelben großen Einfluß haben, weshalb man,

 außer

außer auf die Reichhaltigkeit der Erze auch auf ihre Beſtandtheile Rückſicht zu nehmen, und den Prozeß ſo zu leiten hat, daß das Product immer eine ganz gleichbleibende Güte behält. Wendet man mit Phosphor und Schwefel verunreinigte Erze an, welche Zumiſchungen öfter vorkommen, als man es bisher geglaubt hat, ſo muß die Reduction in dem höchſten Grade der Hitze, in welchem ſchon Graphit gebildet wird, geſchehen, um das auszubringende Eiſen von jenen Körpern möglichſt zu befreyen.

Das Probiren der Eiſenerze auf naſſem Wege findet wegen der damit verbundenen Schwierigkeit und Umſtändlichkeit der analytiſchen Unterſuchungen nicht ſtatt. Dagegen iſt es nothwendig, ſich von der Beſchaffenheit der mit dem Eiſenoxyd verbundenen Erden im Erz zu überzeugen, wenn man dieſes nicht durch einen praktiſchen Blick einigermaßen beſtimmen kann. Die ſogenannten Beſchickungsproben auf dem trocknen Wege können nicht ganz zum Zwecke führen, weil der Hitzgrad bey den kleinen Proben und der bey der Schmelzung im Großen ſo ſehr verſchieden ſind. Dieſer letzte Umſtand iſt es auch, welcher] verurſacht, daß die quantitativen Verhältniße der Flüſſe bey einem und demſelben Erze ſehr verſchieden ſeyn müſſen, je nachdem die Oefen eine größere oder geringere Hitze erzeugen.

Die Eiſenerzprobe auf dem trockenen Wege iſt äußerſt einfach und das Gelingen derſelben hängt mehrentheils nur von dem gehörigen Grade der Hitze ab. Die abgewogene Probe muß mit Kohlenpulver und mit dem zuzuſetzenden Fluß gut gemengt und mit Sorgfalt in die Spur der mit Kohlenſtaub ausgefütterten Probiertute gebracht wer-

werden. Wo man einen ſtarkziehenden Windofen hat, iſt das Probiren im Ofen dem vor dem Gebläſe in der Eſſe vorzuziehen. Auch wird man ſich, wo Gelegenheit dazu vorhanden iſt, mit beſſerem Erfolg und mit geringerer Mühe, der Coaks als der Holzkohlen bedienen können. Als Fluß kann man 25 Procent Flußſpath und eben ſo viel Kalk nehmen. Bey ganz reichen Erzen bedarf es nur eines Zuſatzes von 20 Procent reinen Glaſes und 10 Procent Borax. Die beſchickte Probe wird mit Kohlenſtaub und die Tute mit einem Deckel locker bedeckt. Iſt die Probe gelungen, ſo muß ſich der ganze Eiſengehalt in einem Regulus vorfinden, welcher aber keinesweges reines, ſondern gekohltes, und oft mit einigen andern Beſtandtheilen des Erzes verbundenes Eiſen iſt, aus deſſen Verhalten unter dem Hammer ſich nur mit großer Unzuverläſſigkeit auf die Beſchaffenheit des Eiſens ſchließen läßt, welches man im Großen gewinnen wird.

Gewinnung des Eiſens. *)

Die Reduction des in den Erzen befindlichen Eiſenkalkes und die Trennung der Schlacke vom Eiſen ſind zwey, unmittelbar von einander abhängige und gleichzeitig erfolgende Prozeſſe. Im Augenblick der Reduction verbindet ſich aber das metalliſche Eiſen mit der Kohle, und deshalb ſind gekohltes Eiſen und Schlacke die Reſultate der Verſchmelzung der Eiſenerze. Je leichtflüſſiger die Erze ſind, d. h. je leichter die Trennung der Schlacke vom Eiſen erfolgt, deſto kürzere Zeit darf die Einwirkung der Kohle auf das Erz ſtatt finden, und deſto kürzere Zeit kann

*) Karſten S. 159.

kann das Eiſen in der concentrirten Hitze verweilen, um ſich ganz von der Schlacke zu ſcheiden. Sehr reiche und faſt ganz aus Eiſenoxyd beſtehende Erze (Magneteiſenſtein, Eiſenglanz, reiner Roth- und Brauneiſenſtein) ferner ſehr reiche Thoneiſenſteine, deren Erdengehalt ſchon ohne Flußbeſchickung zum Verſchlacken geneigt iſt, geben daher beym Verſchmelzen lieber weiſſes als graues Roheiſen, und ſelbſt das graue Roheiſen kann, wegen der Schnelligkeit des Prozeſſes, weniger Kohle aufnehmen, als das weiſſe Roheiſen, welches ſich langſam von der Schlacke abſcheiden mußte, und dem es nur an Hitze gefehlt hat, um in den Zuſtand des grauen Roheiſens überzugehen. Außerdem findet dieſes, von der wenigen Schlacke nicht gehörig geſchützte, Roheiſen, beym Niederſchmelzen in den Schachtöfen, noch Gelegenheit, einen Theil der aufgenommenen Kohle durch die Einwirkung der Gebläſeluft zu verlieren, und dadurch einen ſtahlartigen Zuſtand zu erhalten. Die Erfolge der Schmelzung ſind daher von der Reichhaltigkeit und von der Leichtflüſſigkeit der Erze mit abhängig.

Die ſchnelle Scheidung der Schlacke bey den ſehr reichen oder ſehr leichtflüſſigen Eiſenerzen erfordert eine eigenthümliche Conſtruction der Ofenſchächte, beſonders der Herde, um nicht das Zuwachſen des Schmelzraumes mit gefriſchtem Eiſen zu veranlaſſen. Bey den ſehr leichtflüſſigen, aber doch viele Schlacken gebenden Eiſenerzen iſt dies zwar weniger zu befürchten; allein die Leichtflüſſigkeit iſt in dem Fall ein großes Hinderniß, wenn das Eiſenerz Beſtandtheile enthält, die mit dem Eiſen in Verbindung gehen, und demſelben nachtheilige Eigenſchaften mit-

mittheilen. Es iſt dann durchaus nothwendig, die Beſchickung ſtrengflüſſiger einzurichten, um die Reduction zu verzögern, und die Abſcheidung der Schlacke zu entfernen, damit ſich das Eiſen länger zwiſchen den Kohlen verweilen, und in den Zuſtand des grauen Roheiſens übergehen könne. Die Leichtflüſſigkeit kann daher nur bey gutartigen Erzen für den Eiſenhüttenmann wünſchenswerth ſeyn, und deshalb pflegen auch die ſtrengflüſſigen, ſo wie die ſehr armen Erze, bey denen die Abſcheidung der Schlacke nicht ſchnell erfolgen kann, immer das beſte Eiſen zu geben. Bey ganz gutartigen Erzen findet dieſe Erfahrung natürlich keine Anwendung.

Es ſcheint, daß man ein leichtes Mittel, die Reduction und die Abſcheidung der Schlacke zu verzögern und zu erſchweren dadurch in Händen habe, daß man eine geringe Hitze anwendet, oder daß man das Verhältniß des Erzes zu den Kohlen ſo vermehrt, daß die vollſtändige Reduction erſt in dem Augenblick erfolgen kann, wenn das Erz den Raum im Schacht erreicht hat, wo die größte Hitze ſtatt findet, oder wenn es vor die Form gekommen iſt. Aber abgeſehen davon, daß die Reduction dann noch plötzlicher geſchehen müſſe, wird auch eine gleichzeitige Einwirkung der Gebläſeluft noch weniger vermieden werden können, wodurch ein großer Theil des ausgebrachten Eiſens verſchlackt, und ein anderer Theil des Eiſengehaltes gar nicht ausgebracht, ſondern bey dieſer tumultuariſchen Operation gleich mit in die Schlacke gebracht wird.

In dem Augenblicke der Reduction befindet ſich alles Eiſen im gekohlten Zuſtande. Wenn nun die Vorrichtungen ſo getroffen ſind, daß

das

das ausgebrachte gekohlte Eiſen, in dem Augenblick ſeiner Entſtehung, von dem Luftſtrom des Gebläſes getroffen werden kann, ſo muß es in den mehr oder weniger gefriſchten Zuſtand übergehen, und es werden dann die eben erwähnten Erſcheinungen mehr oder weniger eintreten. Das Product wird ein Gemenge von weiſſem Roheiſen, von Stahl und von Stabeiſen ſeyn, je nachdem die Gebläſeluft mehr oder weniger einwirken konnte. Wo der große Eiſenverluſt durch Verſchlackung nicht in Betracht kommt, wird man reiche und leichtflüſſige Erze im Schachtofen ſo behandeln können; allein die ſtrengflüſſigen und die, viele Schlacke gebenden Erze leiden dieſe Behandlung nicht, weil die Gebläſeluft die Maſſe kalt blaſen und gänzlich verſchlacken würde. Deshalb hat man ſich genöthigt geſehen, die Operationen bey ſolchen Erzen nicht in Schachtöfen, ſondern in Herden vorzunehmen, um während der Arbeit mit Werkzeugen zu der ſchmelzenden Maſſe gelangen und ſie nach Erfordern vor den Wind bringen oder davon entfernen zu können. Dies Verfahren iſt urſprünglich auch bey den reichen und leichtflüſſigen Erzen angewendet, und demnächſt auf die ärmeren und ſtrengflüſſigeren übertragen. —

Die Schachtöfen, in denen durch ſtarken Erſatz und durch beſtändiges Entfernen der Schlacke, zur Beförderung der Einwirkung der Gebläſeluft auf das ausgebrachte Eiſen ein Gemenge von Roheiſen, Stahl und Stabeiſen erzeugt wird, werden **Stücköfen** oder **Wolfsöfen** genannt, weil ſich das ausgebrachte Eiſen in einem Stück auf dem Herd anſammelt, und dann durch die Vorwand des Ofens ausgebrochen wird. Die Herde, in denen jener Schmelzpro-

prozeß mit einer etwas größeren Vollkommenheit verrichtet wird, weil der Fortgang der Schmelzung durch richtige Manipulation unterſtützt werden kann, heiſſen **Rennherde**, **Rennfeuer** oder **Luppenfeuer**, weil die Erze eingeſchmolzen, oder eingerennt werden, oder weil ſich das reducirte Eiſen zu einer Maſſe, **Luppe** genannt, anſammeln ſoll. Die Schachtöfen, in denen die Eiſenerze mit geſchloſſener Bruſt verſchmolzen werden, heiſſen **Blauöfen**, eigentlich **Blaſeöfen** (zum Unterſchiede von dem Verfahren bey den Stücköfen, bey denen nicht ununterbrochen fortgeblaſen, ſondern das Gebläſe abgeſchützt wird, wenn das Stück fertig iſt) und die Oefen, welche mit offener Bruſt arbeiten, werden ganz allgemein **hohe Oefen**, **Hohöfen** genannt.

Es findet alſo nur beym Betriebe der Stücköfen und der Luppenfeuer eine Gewinnung des Stabeiſens oder des Stahls unmittelbar aus den Eiſenerzen ſtatt, und auch das Ausbringen iſt nicht allein mit wenigen ökonomiſchen Vortheilen verbunden, ſondern auch ſehr wenig zuverläßig, weil das Product ein Gemenge von Eiſen, in den verſchiedenartigen Zuſtänden ſeiner Verbindung mit Kohle iſt, und daher noch einer folgenden Bearbeitung unterworfen werden muß, um ein gleichartiges Product, Stabeiſen oder Stahl, darzuſtellen. Bey der vollkommneren Zugutemachungsmethode der Eiſenerze ſowohl in Blauöfen, als in Hohöfen, wird immer nur Roheiſen erhalten, ſo daß ſich unmittelbar aus den Erzen weder reines Stabeiſen noch reiner Stahl mit Vortheil gewinnen laſſen. Der Darſtellungsprozeß des Stabeiſens und des Stahls aus den Eiſenerzen zerfällt alſo in zwey Hauptabtheilungen, nähmlich in die Erzeugung des

Roheiſens und in die weitere Bearbeitung deſſelben zu Stabeiſen und zu Stahl. Weil nähmlich das reine Roheiſen eine Verbindung des Eiſens mit Kohle iſt, ſo liegt dem **Verfriſchen** deſſelben die Abſicht zum Grunde, alle Kohle, oder einen Theil derſelben, zu entfernen, je nachdem Stabeiſen oder Stahl dargeſtellt werden ſoll. Dieſe Trennung der Prozeſſe iſt in der Natur der Sache begründet, weil Reduction (Roheiſenerzeugung) und Entkohlung (Stabeiſen- oder Stahlerzeugung) einander gerade zu entgegengeſetzt ſind, folglich nicht gleichzeitig mit gutem Erfolge geſchehen können.

Ob das weiße oder graue Roheiſen zum Verfriſchen geſchickter ſey, läßt ſich im allgemeinen dahin entſcheiden, daß das weiße Roheiſen leichter friſcht, alſo weniger Zeit und Brennmaterial erfordert. Aber nur bey gutartigen Erzen iſt die Erzeugung des weißen Roheiſens anwendbar, weil es bey nicht gutartigen Erzen (oder bey der Verſchmelzung mit Coaks) mit zu vielen Stoffen verbunden bleibt, die dem Eiſen eine nachtheilige Beſchaffenheit geben, und welche zum großen Theil durch den Uebergang aus dem weißen Roheiſen in graues abgeſchieden werden können. Deshalb, und weil der vortheilhafte und regelmäßige Fortgang des Hohofenbetriebes in den mehrſten Fällen von Umſtänden abhängt, unter denen nur graues Roheiſen entſtehen kann, iſt man oft genöthigt, dem grauen Roheiſen unbedingt den Vorzug vor dem weiſſen zu geben. Um ſich aber beyde Vortheile anzueignen, ſucht man in einigen Fällen graues Roheiſen zu erblaſen, und dieſes zum Verfriſchen dadurch vorzubereiten, daß man es weiß macht. Die Erzeugung des Weißeiſens (Feineiſens) geſchieht

an einigen Orten durch bloßes plötzliches Abkühlen und Scheibenreißen, wobey die Scheiben zuweilen noch vor der Verfriſchung geglühet, oder gebraten werden; an andern Orten dadurch, daß man die Gebläſeluft auf die erhaltene und im Herd befindliche Roheiſenmaſſe einige Stunden vor dem Abſtich wirken läßt, und an andern Orten dadurch, daß das graue Roheiſen in beſonderen Herden mit vielem und ſtarkem Winde eingeſchmolzen wird. Dies weiß gemachte Roheiſen, unterſcheidet ſich von dem durch die bloße Abkühlung aus dem grauen Roheiſen erhaltenen Weißeiſen wirklich ſchon durch den geringeren Kohlengehalt, wodurch es ſich dem gefriſchten Zuſtande ſchon etwas nähert.

Die Friſcharbeit ſelbſt verrichtet man in den mehrſten Ländern noch in Herden, in denen das Roheiſen zwiſchen Kohlen umgeſchmolzen, und dem Winde im halbflüßigen Zuſtande dargeboten wird. Ein etwas anderes Verfahren, wozu viele Geſchicklichkeit nöthig iſt, findet bey der Stabeiſenfriſcharbeit, ein etwas anderes bey der Stahlfriſcharbeit ſtatt, welche letztere man den **Rohſtahlprozeß** genannt hat, um den ſo erzeugten Stahl, oder den **Rohſtahl**, von dem Stahl zu unterſcheiden, der durch unmittelbare Verbindung oder durch Cementiren des Stabeiſens mit Kohle erhalten, und welcher daher auch **Cementſtahl** genannt wird.

Die Stücköfen ſind, außer in Schmalkalden, in Deutſchland nicht mehr gebräuchlich; nur in Ungarn werden ſie noch häufig angetroffen. Mit den Stücköfen kommen die ſogenannten Blaseöfen in Norwegen und Schweden ſehr überein. Das Produkt iſt indeß noch ſehr roheiſenartig und muß in beſonderen Herden wieder umgeſchmolzen werden.

Bey der Luppenfriſcharbeit kann man die deutſche, die franzöſiſche und die italieniſche Rennſchmiede unterſcheiden. Bey allen iſt der Herd aus eiſernen Platten zuſammengeſetzt und mit Kohlenlöſche ausgeſchlagen. Bey der deutſchen Rennarbeit wird das Erz ſchaufelweiſe auf den, über dem Feuer aufgehäuften kegelförmigen Kohlenhaufen geworfen, durch den es nach und nach durchſchmelzen muß. Nach der Beſchaffenheit des Ausgebrachten befördert oder verzögert man das Senken der Erzſchichten durch ſchwächere oder ſtärkere Sätze. Das fertige Friſchſtück wird entweder in einem beſondern Feuer umgeſchmolzen, oder es wird zerhauen und bey der folgenden Luppe mit ausgeſchmiedet. In andern deutſchen Rennherden wird das Erz mit Kohlen geſchichtet bey einer ſehr ſtechenden Form niedergeſchmolzen.

Bey der franzöſiſchen Rennarbeit, oder in den Kataloniſchen, Navareiſchen und Biscayiſchen Feuern, die ſich faſt nur durch ihre Größe unterſcheiden, werden die Erze mit Kohlenſtaub geſchichtet, zuerſt ſtark geröſtet oder ausgebraten, ehe ſie zum Schmelzen kommen. Der Herd wird auf $\frac{2}{3}$ ſeiner Breite mit Kohlen, und das dritte Drittel mit Schichten von Erz und Kohlenſtaub, gleich einer Mauer ausgefüllt. Der Wind arbeitet anfänglich nur ſchwach in dem Kohlenſchacht, deſſen, durch das Blaſen entſtehende Höhlungen immer wieder mit Kohlen ausgefüllt werden. Die Erzmauer muß unverrückt ſtehen bleiben, und wird, ſobald die Erze mußig zu werden anfangen, mit der Brechſtange langſam und nach und nach von unten in den Kohlenſchacht gearbeitet, und vor den Wind gebracht, bis zuletzt die ganze Erzwand regelmäßig niedergearbeitet

beitet iſt. Das Eiſen ſcheidet ſich dann vor der Form in dem Kohlenſchacht von der Schlacke, und häuft ſich zu einer Luppe an, welche ausgebrochen und unter dem Hammer geſchroten wird.

Die italieniſche Rennſchmiede kommt mit der franzöſiſchen darin überein, daß das Erz vorher ebenfalls mußig gemacht und gebraten wird; unterſcheidet ſich aber dadurch, daß das gebratene Erz wieder aus dem Feuer genommen, und von neuem eingeſchmolzen wird. Jedesmahl wird ſo viel Erz gebraten, als zu vier Schmelzungen erforderlich iſt. Die Schichten von Erz und Kohlenaſche beym Braten liegen nicht über einander, ſondern ſie ſtehen in ſenkrechten Mauern neben einander. Vor der Form befindet ſich aber ein halbkreisförmiger Schacht, welcher bloß mit Kohlen angefüllet iſt, um die Brathitze hervor zu bringen. Dieſer Schacht wird immer voll Kohlen gehalten, damit kein unzerlegter Wind zu den Erzen gelangt. Nachdem das Erz gebraten iſt, wird es aus dem Feuer geriſſen, worauf man den Herd reinigt, mit Kohlen anfüllt, und das gebratene Erz ſchichtweiſe niederſchmelzt. Das Friſchſtück wird zuletzt ausgebrochen, und beym nächſten Schmelzen ausgeheitzt und ausgeſchmiedet.

Die Arbeit in den Blauöfen und in den Hohöfen iſt ziemlich übereinſtimmend. Da in den Blauöfen mit geſchloſſener Bruſt gearbeitet wird, ſo erfordert das Zumachen oder Zuſtellen derſelben weniger Mühe, als das Zuſtellen der Hohöfen. Der Boden des Herdes oder der Bodenſtein beſteht gewöhnlich aus Kalkſtein oder Sandſtein. Den Schmelzraum ſelbſt, bis zur Formhöhe, ſetzt man aus feuerfeſten Thonmaſſen, oder aus feuerfeſten Sandſteinen zuſammen, ſo

daß ſich der Herd aufs genaueſte an den Schacht anſchließt. Dieſer hat eine Höhe von 14 bis 40 Fuß, und einen Kohlenſack, der gewöhnlich im unterſten Drittel der Schachthöhe liegt, und deſſen Weite mehrentheils den dritten Theil von der Höhe des Schachtes beträgt. Die Form liegt 12 bis 18 Zoll vom Bodenſtein entfernt, die Weite des Schmelzraumes beträgt oft mehr als 3 Fuß auf dem Boden des Herdes, und ſchließt ſich erweiternd an den Kernſchacht an. Beym Zumachen des Ofens muß in der Ofenbruſt gleich auf den Abſtich Rückſicht genommen werden. Die Behandlung der Blauöfen ſtimmt im Weſentlichen mit der der Hohöfen überein, nur daß ſie noch weniger ſchwierig iſt, weil man in dieſen Oefen nur leichtflüßige Erze in weiten Schmelzräumen verarbeitet, folglich nicht ſo leicht ein Zuwachſen zu befürchten hat. Bey der Verſchmelzung von ſolchen Erzen, die wenig Schlacke geben, wird das Eiſen mit der Schlacke gleichzeitig abgeſtochen; ſcheidet ſich viel Schlacke ab, ſo muß ſie von Zeit zu Zeit beſonders abgelaſſen werden. Der Betrieb der Oefen wird gewöhnlich durch das zu ſtarke Ausbrennen des Schmelzraumes beendigt, indem der Kernſchacht mehrere Campagnen aushalten muß. Durch mehrere Zuſammenziehung des Schmelzraumes über, vor und unter der Form würde der Betrieb der Blauöfen weſentlich verbeſſert werden.

Bey den Hohöfen wird der Schmelzraum durch die feuerbeſtändigſten Steine oder Thonmaſſen gebildet, welche zum Theil die Bruſt des Ofens ſelbſt ausmachen. Bey dieſen Oefen wird der Schmelzraum das Geſtelle genannt. Die weſentlichen Theile deſſelben ſind der Bodenſtein, der Formſtein, der Rückſtein, der Windſtein und

der Tümpelſtein. Dieſe vier letzten begränzen den innern Schmelzraum. Der Tümpel bildet die Bruſt des Ofens, und bewirkt die Verbindung mit dem Vorherde, der durch den Wall- oder Dammſtein geſchloſſen wird. Zwiſchen dem Wallſtein und dem Stein, welcher dem Tümpel zur Auflage dient, bleibt eine 4 bis 6 Zoll breite Oeffnung, vom Bodenſtein bis zur Höhe des Tümpels, welche den Abſtich bildet, und beym Betriebe des Ofens mit ſchwerem Geſtübbe verſetzt iſt. Die regelmäßigſte Geſtalt des Geſtelles iſt die beſte, und für die Feuerbeſtändigkeit des Tümpels hat man am mehrſten zu ſorgen, weil er auf der, dem Vorherd zugekehrten Seite durch die äußere Luft abgekühlt wird und daher mit dem ſogenannten Tümpelblech verſehen ſeyn muß. Die Form liegt 14 bis 22 Zoll vom Boden entfernt, und die Weite des Geſtelles richtet ſich nach der Feuerbeſtändigkeit der Geſtellmaſſe, nach der Stärke des Windes, oder überhaupt nach den Dimenſionen des Ofenſchachtes. Die Form muß in der Mitte des Geſtelles wagerecht liegen und kann allenfalls etwas nach dem Rückſtein zu geneigt ſeyn. Die Axe der Geſtellkiſte muß mit der Axe des Kernſchachtes genau zuſammen fallen.

Die Höhe des Geſtelles über der Form beträgt 3½ bis 5 Fuß, und die Breite deſſelben erweitert ſich regelmäßig vom Bodenſtein bis zu dem Punkte, wo es aufhört und ſich an den Schacht anſchließt. Dies geſchieht aber nicht unmittelbar, ſondern durch die ſogenannte Raſt, welche eine kegelförmig zulaufende ringförmige Mauer iſt, die das Geſtell mit dem Kernſchachte verbindet. Bey jeder Zuſtellung wird die Raſt, wenigſtens größtentheils, mit eingeriſſen, und wieder neu aufgeführt, weil ſie gleichzeitig mit

dem Geſtell theilweiſe weggeſchmolzen wird. Bey weiten Zuſtellungen wendet man zwey einander gegenüber ſtehende Formen an, legt auch wohl zuweilen noch eine dritte in den Rückſtein, dem Vorherd gegenüber.

Die Höhe und Weite der Hohöfen ſind von der Stärke des Gebläſes und von der Beſchaffenheit der Schmelzmaterialien abhängig. Eine zu große Höhe bey ſchwachen Gebläſen würde zwecklos ſeyn, weil die Gicht und der obere Theil des Schachtes nicht gehörig würden erhitzt werden können. Zu niedrige Oefen bey ſtarken Gebläſen würden nicht allein den Nachtheil haben, daß die Hitze gar nicht benutzt, ſondern daß das Erz auch zu ſchnell und unvorbereitet in den Schmelzraum geführt würde. Allgemeine Regeln laſſen ſich bey der Verſchiedenheit des Brennmaterials nicht angeben. Sehr dicht liegende mulmige Erze und kleine Kohlen, ſo wie leicht verbrennliche Kohlen erfordern niedrige Oefen. Die Weite der Oefen im Kohlenſack richtet ſich nach der Beſchaffenheit der Erze und der Kohlen. Strengflüſſige Erze und leicht entzündliche Kohlen verlangen engere, leichtflüſſige Erze und ſchwer zerſtörbare Kohlen weitere Schächte. Im erſten Fall kann man dem Kohlenſack den vierten Theil, im letztern Fall den dritten Theil und noch mehr von der Höhe des Ofens zutheilen. Die Höhe in welcher der Kohlenſack im Schachte angebracht wird, beſtimmt häufig den Neigungswinkel der Raſt, indem derſelbe flacher ausfallen muß, wenn der Kohlenſack tief, und ſteiler, wenn er hoch gelegt wird. Zweckmäßiger aber beſtimmt der Neigungswinkel, den man der Raſt zutheilen zu müſſen glaubt, die Höhe, in welcher der Kohlenſack im Schacht angebracht wird. Es iſt

nähm=

nähmlich einleuchtend, daß der Neigungswinkel der Raſt von der für jedes Brennmaterial erforderlichen Preſſung des Windes (indem ſtärker gepreßter Wind ſteilere Raſten erfordert) abhängig iſt, weshalb der Neigungswinkel eigentlich nach der Beſchaffenheit des Brennmaterials beſtimmt werden muß. Iſt alſo der Neigungswinkel der Raſt auf ſolche Art ausgemittelt, ſo wird die Länge daſſelbe durch die zweckmäßig erkannte Weite des Ofens beſtimmt, und darnach wird die Höhe des Kohlenſacks gefunden, weil man dem Schacht immer dort die größte Weite zutheilt, wo er ſich an die Raſt anſchließt. Sehr flache Raſten haben immer den Nachtheil des Aufſetzens der Schmelzmaſſen und des unregelmäßigen Ganges der Gichten.

Der Kohlenſack hat den weſentlichen Nutzen, daß ſich die Beſchickung längere Zeit in dem weiten Raume verweilen kann, und zur Schmelzung vorbereitet wird, ohne zu ſchnell in concentrirte Hitze zu kommen. Vom Kohlenſack bis zur Gicht führt man den Kernſchacht am beſten in gerader Linie ſich verengend fort. Die Weite der Gicht hängt auch von der Stärke des Gebläſes und von der Beſchaffenheit der Schmelzmaterialien ab. Je enger die Gicht ſeyn kann, deſto mehr wird die Hitze im Ofen zuſammen gehalten.

Enge und hohe Geſtelle ſind den weiten und niedrigen jederzeit vorzuziehen, weil ſie die Hitze mehr concentriren, und eine beſſere Benutzung des Brennmaterials geſtatten. Der Wind muß aber ſtets mit der, der Beſchaffenheit der Kohlen angemeſſenen Geſchwindigkeit in den Ofen gebracht werden, weshalb ſich die Düſen- und Formöffnungen nach dem Effekt des Gebläſes

und nach der Art des Brennmaterials, welches beym Eiſenſchmelzen den höchſt möglichen Grad der Hitze hervorbringen ſoll, richten müſſen. Ein zu langſamer oder ein zu geſchwinder Wind würde die ſchlechteſten Reſultate des Betriebs, und die Entſtehung von weißem Roheiſen zur Folge haben.

Alle Ecken und ſcharfen Winkel im Schacht, und beſonders die, wo Schacht und Raſt an einander ſtoßen, müſſen möglichſt vermieden werden. Das Abwärmen und das Füllen der Oefen iſt mit beſonderer Vorſicht vorzunehmen. Bey gutartigen Erzen kann man den Erſatz am vortheilhafteſten ſo führen, daß man **halbirtes**, d. h. weiß und grau gemengtes Roheiſen zum Produkt erhält, weil ſich bey dieſem Satze die Kohlen am beſten benutzen laſſen. Bey der Anwendung von Coaks iſt aber immer ein völlig garer Gang des Ofens durchaus nothwendig. Da die Coaks mehr Hitze geben, als die Holzkohlen, ſo wird das Erz durch ſie gewöhnlich um einige Procent höher ausgebracht, als bey Holzkohlen. Die Reinigungsarbeiten müſſen vor jedem Abſtich, der gewöhnlich alle 12 Stunden zu geſchehen pflegt, bey den Coak-Hohöfen aber noch öfter vorgenommen werden. Wo die Schlacke nicht von ſelbſt abläuft, liegt der Wallſtein gewöhnlich noch etwas höher als die Form. Zuweilen wird das Roheiſen auch wohl mit Ketten aus dem Vorherd genommen, und die Verbindung des Hinter- und Vordergeſtelles ſo lange durch einen unter den Tümpel geſchobenen Schlackenſtöpſel aufgehoben. Bey Unregelmäßigkeiten im Gange der Gichten muß ſogleich vom Erſatz abgebrochen werden, um den Ofen nicht zu ſehr abzukühlen. Das Schmelzen mit der

Naſe

Naſe bey weiten Geſtellen iſt gefährlich, wenn man nicht wenigſtens mit zwey Formen blaſen kann.

Die Dauer einer Campagne richtet ſich theils nach der Feuerbeſtändigkeit der Geſtelle und Kernſchächte, theils nach der Hitze der Oefen, theils nach der Beſchaffenheit der Erze, indem einige Erze die Schächte und Geſtelle mehr angreifen. Dieſe müſſen bey der Anwendung von Coaks auch mehr leiden, als bey Holzkohlen, und ein Holzkohlenofen kann mehrere Jahre im Betrieb erhalten werden, wenn eine Campagne von 2 Jahren bey Coaks ſchon für außerordentlich lang zu halten iſt. Wollen die Kohlen den gewöhnlichen Satz anhaltend nicht mehr tragen, ſo muß zum Ausblaſen geſchritten werden. — Das zum Verfriſchen beſtimmte Roheiſen wird in gewiſſe Formen geleitet, die man **Ganze** oder **Floſſen** (**Bruſchen**) nennt.

Das der Dehnbarkeit und Geſchmeidigkeit faſt ganz beraubte Roheiſen wird, im Verhältniß mit dem abnehmenden Kohlengehalt, ein dehnbarer und geſchmeidiger, aber höchſt ſtrengflüſſiger Körper. Beym Verfriſchen des Roheiſens kann dem erhaltenen Stabeiſen oder Stahl, weil beyde ſich nicht in flüſſigen Zuſtande befinden, keine ſo beſtimmte Geſtalt, wie dem Roheiſen, welches ſich in alle Formen fügt, gegeben werden; ſondern dieſe äußere Geſtalt wird dem gefriſchten Eiſen vermöge ſeiner Dehnbarkeit und Geſchmeidigkeit, ſo lange es ſich noch in dem Zuſtande des Glühens befindet, durch äußere Gewalt mitgetheilt. Die gewonnenen Friſchſtücke werden entweder unter ſchweren Waſſerhämmern, oder unter Walzwerken zuſammen gepreßt, und erhalten dadurch die beſtimmte Ge-

ſtalt von Stäben, in welchem Zuſtande ſie erſt verkäufliche Waaren ſind. Dies ſtarke Zuſammenpreſſen während des Glühens trägt zur Verbeſſerung des Eiſens und Stahls weſentlich bey, indem alle metalliſchen Theile vollkommen an einander geſchweißt, und die mechaniſch eingemengten fremden Theile weggedrückt, und ausgepreßt werden, und die Maſſe dadurch eigentlich nur dicht und kompackt gemacht wird. Deshalb muß das Ausſchmieden oder Ausſtrecken der Friſchſtücke oder der Kolben auch immer in einem ſehr hohen Grade der Hitze, wo die Schlacke vollkommen flüſſig iſt, geſchehen. —

Die zufälligen Beſtandtheile des Roheiſens, welche Erdbaſen, Schwefel, Phosphor und nach Beſchaffenheit der Erze vielleicht auch geringe Antheile von andern Metallen ſeyn können, ſollen beym Friſchprozeß, gleichzeitig mit der Kohle abgeſchieden werden. Dieß iſt aber nur der untergeordnete Zweck der Friſcharbeit, weil ein Roheiſen welches mit den genannten Körpern ſehr überladen wäre, durch das Verfriſchen nur ſehr unvollkommen davon würde befreyt werden können. Nur durch eine gleichzeitige Verſchlackung des größten Theils des Eiſens würde die Abſcheidung möglich ſeyn, und bey den, dem Eiſen beygemiſchten Metallen auch dadurch nicht geſchehen können, in ſo fern ſie nicht in der großen Hitze vielleicht verflüchtigt werden, und die Verbindung mit dem Eiſen aufgeben. Das zum Verfriſchen beſtimmte Roheiſen muß daher ſchon im Hohofen möglichſt rein erblaſen werden, weil ſonſt beym Verfriſchen ein zu großer Abgang nothwendig wird, wenn die Feſtigkeit des auszubringenden Eiſens oder Stahls nicht darunter leiden ſoll. Schon die Abſcheidung der

Kohle macht einen großen Eiſenverluſt, von 15 bis 35 Procent, nothwendig, der in manchen Fällen durch langſamere Arbeit, nähmlich durch vorſichtigeres Zuſtrömen der atmoſphäriſchen Luft, vermindert werden kann.

Das Weſentliche bey allen **Friſcharbeiten** beſteht darin, das Roheiſen in einen halbgeſchmolzenen Zuſtand zu verſetzen, und es dem Luftſtrom, entweder des Gebläſes oder der frey zutretenden atmoſphäriſchen Luft, nach und nach auszuſetzen, um die Kohle zu verbrennen. Roheiſen, welches weniger Kohle aufgenommen hat, muß daher ſchneller und mit weniger Eiſenverluſt in den gefriſchten Zuſtand übergehen können, wogegen es bey den ſehr kohlenartigen Roheiſen mehrerer wiederhohlter Operationen bedarf, um alle Kohle rein abzuſcheiden. Bey manchem Roheiſen kann das Garwerden ſchon beym erſten Niederſchmelzen vor der Form erfolgen; bey anderem iſt ein wiederhohltes in die Höhe heben auf Kohlen nothwendig. Dadurch ſind nach und nach in verſchiedenen Ländern mehrere Friſchmethoden entſtanden, die ſich nur durch die Behandlung des Roheiſens, während des Schmelzens und Friſchens, und durch kleine Abänderungen beym Manipuliren in der Eiſenmaſſe unterſcheiden, aber im Weſentlichen immer auf einen Zweck hinausgehen.

Das weiſſe und das graue Roheiſen zeigen beym Einſchmelzen in dem Friſchherd ein ſehr verſchiedenes Verhalten. Das weiſſe wird nicht leicht vollkommen flüſſig und friſcht weit ſchneller, weshalb es auch immer zum Gargange, ſo wie das graue Roheiſen zum Rohgange geneigt iſt. Bey dem letztern muß die Graphitverbindung erſt zerſtört werden, welches theilweiſe

weiſe ſchon beym langſamen und nicht zu hitzigen Einſchmelzen geſchieht, zum Theil aber durch Zuſatz von verkalktem Eiſen, (Hammerſchlag und Schwahl) bewirkt wird. Das weiſſe Roheiſen muß daher, wenn es nicht außerordentlich gutartig iſt, ſondern wenn man Urſache hat, dem ſchnellen Garwerden deſſelben entgegen zu arbeiten, mit ſchärferem Winde, oder hitziger eingeſchmolzen werden, wogegen das graue Roheiſen mit langſamem Winde und bey ſchwacher Hitze niedergeſchmolzen werden muß, um das Garwerden befördern zu helfen. Deshalb und weil ſich bey dem grauen Roheiſen die verkalkten Eiſenbrocken von der Arbeit beſſer benutzen laſſen, pflegt beym Verfriſchen des grauen Roheiſens immer ein geringerer Eiſenverluſt ſtatt zu finden, als bey dem weiſſen Roheiſen. Deshalb hängt aber auch von dem Zuſtande des Roheiſens nach der Einſchmelzung ſehr viel für den Erfolg der Friſcharbeit ab.

Das Umſchmelzen des Roheiſens für die Gießerey geſchieht entweder in Gefäßöfen, oder in Flammöfen oder in Schachtöfen. Das graue Roheiſen iſt dem weiſſen beym Umſchmelzen vorzuziehen, theils weil es in einen dünneren Fluß kommt, und daher die Form vollkommener ausfällt, auch weniger Abgang durch Verſchlackung giebt, theils weil die Gußwaaren aus grauem Roheiſen haltbarer und weit weniger ſpröde ſind. Bey der Tiegelgießerey würde durch die Anwendung von weiſſem Roheiſen zu viel an den Wänden hangen bleiben; bey der Flammofenſchmelzerey würde zu viel Eiſen verſchlackt werden, und in den halbgefriſchten Zuſtand übergehen, und beym Umſchmelzen in Schachtöfen würde man nur ſehr ſchwache Sätze anwenden können, um

um ein einigermaßen flüſſiges Roheiſen zu erhalten. Dennoch ſchreckt ſich das graue Roheiſen in den kalten Formen häufig ab, welches bey ſolchen Gußwaaren, die zu ihrer Vollendung noch einer weitern Bearbeitung mit dem Bohrer oder mit der Feile unterworfen werden, durch Anwendung des graueſten Roheiſens verhütet werden muß. Durch das raſche Umſchmelzen im Tiegel, ohne Luftzutritt, verändert ſich die Natur des Roheiſens nicht weſentlich; eben ſo wenig bey der gehörigen Behandlung in den Schachtöfen. Dagegen wird in den Flammöfen immer ein Theil des Kohlengehaltes verbrannt, obgleich beym grauen Roheiſen weniger als beym weiſſem, und deshalb muß die Schmelzung ſo raſch als möglich erfolgen.

Zum Schluſſe dieſer, aus des Herrrn Oberhüttenrathes Karſten oben angeführter Metallurgie auszugsweiſe entlehnten allgemeinen Ueberſicht der wichtigſten Verhältniſſe des Roheiſens füge ich nun noch die Abbildung und Beſchreibung eines neueren **Hohofens** mit Bemerkungen über die Leitung des Schmelzgeſchäftes zur Roheiſengewinnung, hinzu. Der Ofen weicht von dem, im Art. **Eiſen**, Krün. Enc. Th. 10, Fig. 562. dargeſtellten in verſchiedenen Stücken bedeutend ab. *) Sollten einige Benennungen mit den obigen Karſtenſchen nicht ganz übereinſtimmen, ſo wird die Hauptſache doch verſtändlich ſeyn.

Die Theile des Ofens beſtehen 1) aus dem Grund A, Fig. 7172 worauf der ganze Ofen ruht und der mit Abzügen a a verſehen ſeyn muß. 2) Dem Rauhgemäu=

*) S. Ueber die Production des Roheiſens und die Bereitung des Stabeiſens und des Stahls. Im Journal für Fabrik, Manufactur, Handlung rc XXXI. B. I. St. Jul. 1806. S. 16 ff.

mäuer EE, welches das Aeußere des Ofens bildet' inwendig ſenkrecht und auswendig mit einer Böſchung ſteigt; auch dieſer Theil muß mit Kanälen pp zur Ableitung der Feuchtigkeit verſehen ſeyn. 3) Aus den Füllungen nn und oo zwiſchen den Mauern, die aus ſolchen Subſtanzen, welche ſchlechte Wärmeleiter ſind, beſtehen. 4) Dem Rauhſchacht DD; 5) dem Kernſchacht C; 6) dem Gichtthurm ik st und dem Gichtmantel lm. Ferner aus dem Arbeits- und Blasgewölbe; im erſtern B, geſchieht die Bearbeitung des Ofens und das Ablaſſen des Roh- oder Gußeiſens; im zweyten befinden ſich die Blasmaſchinen. 7) Aus dem Geſtell cc mit der Raſt gg.

Die innere Konſtruktion des Hohofens betreffend, ſo muß er oben enger als unten ſeyn, und die verſchiedenen Weiten müſſen mit einander im Verhältniß ſtehen; iſt der Ofen zu enge, ſo wird der Ausgang des Windes erſchwert, im Geſtell zu ſehr zuſammengepreßt und vor dem Tümpel mit Gewalt herausgedrängt: folglich wird hier die Arbeit ſehr erſchwert und der Formſtein zu früh abgenutzt. Iſt der Ofen zu weit, ſo zieht ſich der Wind zu ſchnell aufwärts, arbeitet nicht genug im Geſtell und leiſtet nicht den gehörigen Effekt. Man gibt dieſem obern Theile gewöhnlich eine Weite von 3½ bis 4 Fuß, und dem untern eine Weite von 6 bis 8 Fuß *).

Die Geſtalt des Kernſchachts C iſt entweder viereckig oder rund, und man gibt gewöhnlich eine Höhe von 30 Fuß. Uebrigens hängt dieſe Höhe, wie auch die Weite des Schachts, von Stärke der des anzuwendenden Gebläſes ab; obgleich die Höhe auch bey einem kleinen Gebläſe nicht leicht überſchritten werden kann; denn in einem höhern Ofen iſt der Luftzug ſtärker und eine gleiche Windmaſſe des Gebläſes von größerer Wirkung, als in einem kleinern.

Die runde Geſtalt des Kernſchachts hat vor der viereckigen in den meiſten Fällen Vorzüge; denn dieſe Geſtalt iſt der Zirkulation des Windes und dem ganzen Prozeſſe angemeſſen.

Das Hohofengeſtell muß in Hinſicht ſeiner Höhe

*) Braunſchweiger Maß, das ſich verhält zu altpariſer wie 1265 zu 1440. und zu rheinländiſchen wie 1265 zu 1891.

Höhe und Weite ebenfalls proportional ſeyn. Die Weite deſſelben wird meiſtens durch den Grad der Schmelzbarkeit beſtimmt; bey ſtrengflüſſigen Eiſenſteinen muß nähmlich das Geſtell enger ſeyn als bey leichtflüſſigen. Eine große Höhe würde bey einem engen Geſtell unzweckmäßig ſeyn. Man macht ſie gewöhnlich bey einer Höhe von 25 bis 52 Zoll unten 12 bis 18, und oben 20 bis 30 Zoll weit. Die Raſt läßt man unter einem Winkel von 12 bis 30 Grad ſteigen. Von dieſen Dimenſionen weichen aber vorzüglich die Schwediſchen Hohöfen ziemlich ab, und ſie ſind hauptſächlich für die Harzöfen berechnet. Eine geringe Weite des Geſtelles ſcheint zwar ohne großen Nutzen zu ſeyn, weil ſie ſchon in den erſten Blaswochen beträchtlich vergrößert, und weil das Ausbringen des Ofens nachher beſſer wird; allein man hat gefunden, daß das geringe Ausbringen zu Anfang des Blaswerks blos von der geringen Intenſität der Hitze herrührt, die im Geſtell und im ganzen Schachte Statt findet. Im Allgemeinen hat eine ſteile Raſt immer den Vorzug, daß die Gichten ſchneller erfolgen.

Große Aufmerkſamkeit verdienen beym Hohofen ferner das Gebläſe und die Form. Da der Zweck des Gebläſes die Herbeyſchaffung des Sauerſtoff-Gaſes, und die Schmelzung ohne dieſe Gasart unmöglich iſt, ſo ergibt ſich, daß von dem Gebläſe hauptſächlich der Gang (die Art) des Ofens abhängt. Daher muß man auch die Windmenge, welche das Gebläſe in einer gewiſſen Zeit geben kann, berechnen, und ſie mit der Menge, welche der Ofen in einer beſtimmten Zeit erfordert, vergleichen, um daraus für den ſchnellern oder langſamern Gang des Gebläſes Folgerungen zu ziehen. Bey langſamen Winde erfolgt meiſtens ein graues, bey ſchnellerem Winde ein weißes Roheiſen. Die gewöhnlichen Blasmaſchinen ſind noch immer die hölzernen Bälge, welche bey einigen Unvollkommenheiten aber auch manche Vortheile verbinden. Indeß hat man auch ſchon häufig andere Blasmaſchinen eingeführt, worunter vorzüglich die Kaſten- oder Cilinder-Gebläſe gehören. Man läßt ſie entweder unmittelbar in die Form blaſen, oder leitet den Wind erſt in einen Kondenſator.

Bey letzterem iſt zu bemerken, daß man den kubiſchen Inhalt deſſelben nicht leicht zu groß, wohl aber zu klein machen kann.

Die Geſtalt und Lage der Form, b, iſt beym Hohofenbetriebe von großer Wichtigkeit. Hat der Ofen eine beträchtliche Höhe, ſo bringt man auch wohl zwey Formen an; dieß ſcheint jedoch von keinem ſehr großen Nutzen zu ſeyn.

Die Form erhält ihre Lage in dem Formſtein. Sie muß eine ſolche Beſchaffenheit haben, daß der Wind in ihr gehörig zuſammengehalten werde, und weder in einem zu ſtarken, noch zu ſchwachen Strome in das Geſtell komme; daß er durch eine allmählige Zuſammenziehung derſelben ohne Anſtoß durch ihre Mündung gehen kann, und das Blatt derſelben ganz eben und völlig ohne Erhöhung ſey.

Die Mündung der Form iſt entweder vierſeitig oder oval. Uebrigens gilt von ihr noch Folgendes:

a) Man legt ſie nicht horizontal, ſondern mit dem Horizonte in einen gewiſſen Winkel, oder man läßt ſie ſteigen. Je mehr ſie ſteigt, deſto weißer, je weniger ſie ſteigt, deſto grauer wird das erhaltene Roheiſen ausfallen.

b) Man legt ſie dem Centrum des Geſtelles ſo nahe als möglich.

c) Man gibt ihr eine gehörige Entfernung vom Bodenſtein. In dieſer Hinſicht gilt Folgendes: Bey einer leichtflüſſigen Beſchickung muß ſie höher, und bey einer ſtrengflüſſigen niedriger vom Bodenſtein gelegt werden.

d) Je höher die Form liegt, deſto weißer, je niedriger, deſto grauer wird das Roheiſen.

e) Bey einer leichtflüſſigen Beſchickung macht man die Mündung des Formrüſſels größer; bey einer ſtrengflüſſigen kleiner.

f) Bey einer großen Mündung des Formrüſſels wird weißes, und bey einer kleinen graues Roheiſen erzeugt.

Selten hält eine Form ein ganzes Gebläſe aus, ſondern man muß, wenn die Mündung derſelben zu weit geworden iſt, oder der Formſtein Schaden bekommen hat, eine neue Form einſetzen. Da nun bey der entſtandenen größeren Geſtellsweite die Form von dem Centrum abgewichen iſt, ſo gibt man ihr

bey dem neuen Einſetzen ein etwas größeres Steigen, wenn man dieſelbe Art des Roheiſens, wie vorher, erhalten will.

Ueber die Beſchickung und die Menge des Brennmaterials laſſen ſich keine allgemeinen Regeln geben. Zu wenig Fluß in der Beſchickung iſt eben ſo nachtheilig, als zu viel. Harte Kohlen tragen mehr Eiſenſtein als weiche. Je leichtflüſſiger die Beſchickung iſt, deſto mehr kann man davon mit derſelben Kohlenmenge aufgeben. Wenn in Rückſicht der Kohlenmenge wenig Eiſenſtein aufgegeben wird, ſo ſagt man: der Ofen ſei im **Gargange**. Iſt aber zu viel Eiſenſtein aufgegeben, ſo ſagt man, der Ofen ſey im **Rohgange**. Beyde Extreme müſſen vermieden werden. Es iſt daher ſehr gut, wenn ſowohl die Kohlen als der Eiſenſtein beym jedesmahligen Aufgeben gewogen werden.

Wenn das Abwerfen der Schlacken beym Geſtell, und das **Rengeln** zu gehöriger Zeit und auf eine zweckmäßige Art geſchehen iſt, ſo hat dieß auf das Schmelzweſen den beſten Einfluß. Wenn die Schmelzung bey einer ſtrengflüſſigen Beſchickung ſehr gar geht, ſo bläſt ſich die Form gewöhnlich oft zu, d. h. die etwas zähe Schlacke, welche ſich vor der Form befindet und von dem Winde getroffen wird, kühlt ſich leicht ab (bläſt ſich ſchwarz). Alsdann ſagt man, es formt. Bey einer leichtflüſſigen Beſchickung und weniger Gare pflegt dieß nicht leicht der Fall zu ſeyn. Im erſteren Falle muß, weil es dem Ofen an Winde fehlt, ſehr oft gerengelt und die erſtere Schlackenmaſſe vor der Form weggeſchafft und in den Herd niedergedrückt werden. Das Abwerfen der Schlacke darf hierbey aber nicht zu häufig geſchehen, und der Herd muß immer ſehr voll ſeyn; denn wird zu viel Schlacke abgeworfen, ſo treten die Gichten zu ſchnell, zu früh in das Geſtell, die Maſſe wird zu ſteif, das Rengeln wird beſchwerlich und die Schmelzung geht bey derſelben Beſchickung von der garen Art in eine rohe über.

Bey einer leichtflüſſigen Beſchickung pflegt es nicht ſo leicht zu formen; es muß aber, wenn die Schmelzung gar geht, alsdann öfterer gerengelt werden; weil, wenn zugleich die Schlacke oft abgewor-

ſen wird, man den Schmelz = Prozeß beſchleunigt. Ein Rohgang iſt in dieſem Falle, wenn der Ofen nicht übergeben wird, nicht leicht zu befürchten.

Bey einer leichtflüſſigen Beſchickung kann aber der Fall eintreten, daß durch das Uebergeben, durch ſchlechte Kohlen u. ſ. w. die Schmelzung von einer garen in eine rohe Art übergeht. Alsdann muß man öfteres Rengeln und Schlackenabwerfen vermeiden und zugleich das Gebläſe etwas langſamer gehen laſſen. Durch dieſe Mittel kommt dann die Schmelzung von ſelbſt wieder in eine gare Art.

Zuweilen entſteht im Geſtell, und zwar im oberen Theile der Formſeite, oder auch um die Form ſelbſt, ein ſogenanntes Friſcheiſen, und zwar wenn entweder das Gebläſe zu ſchwach, oder die Beſchickung zu ſtrengflüſſig iſt. Aber auch bey einer garen Art ſetzt ſich zuweilen dieſes Friſcheiſen an, und es gibt Eiſenſteine, welche zur Bildung deſſelben vorzüglich geneigt ſind. Dieſes iſt ein ſchmiedbares Eiſen und alſo für ſich unſchmelzbar; daher es auch ohne beſondere Mittel nicht von der Form weggeſchafft werden kann. Da es nur eine kleine Oeffnung für den Durchgang des Windes übrig läßt, ſo iſt begreiflich, daß es dem Schmelz-Prozeſſe ſehr nachtheilig werden kann. Im Gegentheil iſt es aber auch in dem Falle nützlich, wenn ſich das Geſtell ſchon ziemlich ausgeweitert hat; denn das Geſtell wird dadurch enger und durch die entſtehende Naſe der Form kann der Wind in die Mitte deſſelben geleitet werden. Hierbey muß man nur verhindern, daß die Oeffnung der Form nicht zu klein werde, oder ganz zufriſche. Es darf daher ein frühzeitiges Losarbeiten mit dem Spett, Rengel und Formmeiſel dabey nicht verſäumt werden. Zuweilen iſt ein Friſcheiſen auch ſchon in geringer Menge ſehr nachtheilig; nähmlich alsdann, wenn das Geſtell nur erſt wenig erweitert iſt. Die Mittel, es abzuhalten, beſtehen alsdann darin, daß man fleißig rengelt, das Gebläſe etwas langſamer gehen läßt, den Ofen mehr in Gargang bringt oder auch, im höchſten Nothfall, rothbrüchigen Eiſenſtein oder auch Friſchſchlacken in die Beſchickung bringt, oder ſie für ſich aufgeben läßt; wodurch dann, wenn die damit verſehenen Gichten in das Geſtell treten, das Friſcheiſen flüſſig und wegge-

gebracht wird. Iſt aber das Friſcheiſen in Menge da und die Auflöſung deſſelben geſchiehet durch dieſe Mittel ſehr ſchnell, ſo pflegt ſich das flüſſige Roheiſen auf dem Boden des Geſtells abzukühlen und größten Theils feſt zu werden; auch pflegt in dieſem Falle der Formſtein ſammt der Form ſehr zu leiden. Das Formmaul wird zu weit, Schlacke und Eiſen drängen ſich heraus und verurſachen ein großes Unheil. Das beſte Mittel beſteht alsdann darin, das im Herde befindliche Eiſen abzulaſſen und die Form durch hineingeworfenen naſſen Lehm abzukühlen. Wenn ſich bey anhaltendem Gargange etwas Friſcheiſen angeſetzt hat, ſo darf man, um es wegzuſchaffen, nur den Eiſenſteinſatz etwas verſtärken.

Beym Aufgeben werden, um das Durchrollen des Eiſenſteinſatzes zu verhindern, die kleinſten Kohlen jeder Gicht zu oberſt geſchüttet, und das **Möller** (die Beſchickung), wenn es aus fein gepochtem Eiſenſtein beſteht, ſtark mit Waſſer befeuchtet.

Der aufzugebende Eiſenſtein- und Kohlenſatz darf weder zu groß, noch zu klein genommen, und die Beſchickung ſelbſt muß vorher gehörig durch einander gemengt werden. Den Gichten muß man ſtets, ſo viel wie möglich, einerley Stärke geben, und nicht die eine leicht und die andere ſchwer machen. Bey Hohöfen von 30 Fuß Höhe und einer Gichtweite von 4 Fuß kann man einen Kohlenſatz von 30 Kubik-Fuß nehmen. Der **Eiſenſteinſatz** kann ſich nur nach ſeinem Eiſengehalt richten und es läßt ſich darüber im Allgemeinen nichts beſtimmen.

Die Vortheile, welche dadurch entſtehen, wenn beym jedesmahligen Aufgeben die Kohlen ſammt dem Eiſenſteine gewogen werden, kann man ſich leicht erklären.

Was die zu verblaſenden Kohlen betrifft, ſo iſt die Kenntniß derſelben dem Hüttenmanne ſehr wichtig. Bey Holzkohlen fällt der Schmelzprozeß immer am vollkommenſten aus, und auf die Kohlengattungen ſelbſt, ob es Buchen-, Birken-, Tannen- oder Fichtenkohlen ſind, kommt es im Ganzen nicht ſo viel, als beym Verfriſchen des Roheiſens, an. Der Unterſchied, welchen dieſe Gattungen in der Schmelzung hervorbringen, iſt hauptſächlich nur in dem langſamern oder geſchwinderen Gange der Gichten und

in dem Eiſenſteinſatze, welchen ſie vertragen, bemerkbar. Uebrigens ſind die Kennzeichen einer guten Kohle folgende: 1) daß ſie im Bruche derb, glatt und glänzend iſt, und wenig abfärbt; 2) äußerlich noch die Merkmahle der Schale des Holzes hat; 3) Konſiſtenz beſitzt, und in großen Stücken vorkommt; 4) daß ſie klingt; ohne Rauch und Flamme verbrennt und wenig Aſche zurück läßt.

Steinkohlen haben zwar beym Verblaſen manche Vorzüge, müſſen aber, wegen ihres enthaltenden Erdharzes und Schwefels, zuvor erſt abgeſchwefelt werden, und bedürfen auch nachher eines weit ſtärkeren Gebläſes, als die Holzkohlen.

Die Art des Hohofenganges läßt ſich an folgenden Stücken beurtheilen:

a) An der Gichtflamme. Dieſe iſt beym Gargange zu Anfange des Gebläſes niederig und gleich hoch, dunkel, violett, etwas ins Gelbe ſpielend und matt. Beym halbirten Gange iſt ſie niedriger, weiß oder hellroth. Beym Rohgange iſt ſie matt, niedrig, gelb und mit dunkelbraunem Rauche vermiſcht.

b) An dem Laute des Gebläſes. Beym Gargange bemerkt man ein gelindes, gleichlautes Sauſen; beym halbirten Gange ein etwas ſtärkeres Rauſchen; beym Rohgange ein heftiges Rauſchen und Poltern: die Schlacke brauſt auf, und kocht vor der Form.

c) An der Form. Beym Gargange bemerkt man vor der Form mehr weiſſe und helle Tropfen als dunkele, und eine weißliche blaugrüne Feuerfarbe; beym halbirten Gange halb weiſſe und ſchwarze Tropfen und eine gelbbraune Farbe des Feuers; beym Rohgange meiſtens ſchwarze Tropfen, und endlich ungeſchmolzenes Erz.

d) An der Schlacke. Dieſe gewährt die ſicherſten Kennzeichen und iſt beym Gargange zähe, ſteif, kurz und ſchwärzlich von Farbe, mit vielen Kohlen vermengt; beym halbirten Gange flüſſiger, blaſendwerfend, und nachher ſtärker anhängend, läßt ſich in Fäden ziehn, und iſt nach dem Erkalten glaſigter und grünlich von Farbe. Beym Rohgange iſt ſie ſehr flüſſig, kurz, ſtark aufſchäumend, wird zuletzt dickflüſſig, dunkel von Farbe und erdartig im Bruche.

e)

e) An dem Roheiſen. Beym Gargange iſt es anfangs dickflüſſig, dann leichtflüſſiger, funkenwerfend, ſpät und mit konvexer Oberfläche erſtarrend, und mit Graphit beſtreut. Beym halbirten Gange dünnfließend, mit ebener Oberfläche und ſcharfen Kanten erſtarrend, mit wenig Graphit beſtreut und von röthlicher Farbe im Fluſſe. Beym Rohgange iſt es dickflüſſiger und zeigt beym Ablaſſen aus dem Hohofen ſchon den erſten Grad der Erſtarrung, ſo, daß es ſeinen beſtimmten Ort auf dem Formherde oft nicht erreicht. Beym Uebergeben wirft es rothe und ziſchende Funken, erſtarrt ſchnell, mit einer löcherichen konkaven Oberfläche, und zeigt einen hellen Klang. Sehr roh kann der Ofen nur eine kurze Zeit gehen; denn es kommt dabey leicht zum gänzlichen Ausblaſen, weil die Hitze, welche die wenigen Kohlen geben, nicht hinreichend iſt, die große Menge Eiſenſtein vollkommen zu ſchmelzen. In dieſem Zuſtande kommt es in den Herd, wo, wie begreiflich, auch eine geringere Hitze iſt, und geht an einigen Orten des Geſtelles in einen feſten Zuſtand über. Da auch über der Form, oder bey der Raſt, endlich keine vollkommene Schmelzung mehr ſtatt findet, und hier die Maſſe nach und nach ſtecken bleibt, ſo iſt einleuchtend, wie der Schmelz-Prozeß auf dieſe Weiſe ſeine Endſchaft erreichen muß. Wenn ein ſolches Uebel nicht plötzlich entſtanden iſt und nicht zu ſehr überhand genommen hat, ſo können noch Mittel zur Rettung des Ofens angewandt werden. Dieſe beſtehen darin, daß man ſogleich weniger Eiſenſtein aufgiebt, oder ſehr leichtſchmelzigen Eiſenſtein durchſetzt, ſo, daß nach und nach die gehörige Hitze wieder hergeſtellt und das Roheiſen im Geſtelle wieder flüſſig wird. Bey einer ſolchen böſen Schmelzart und bey der Korrektur derſelben gehen aber meiſtens mehr Kohlen, Eiſenſtein und Zeit verloren, als daß dieß auf eine vortheilhafte Art bey dem künftigen Betriebe des Ofens wieder eingebracht werden könnte.

Auch ein beſtändiger halbirter Gang iſt ſehr zweydeutig und mißlich; denn man erhält zwar hierbey das meiſte Roheiſen, hat eine leichte Arbeit vor dem Ofen und ein ſehr brauchbares Gußeiſen, welches ſich auch zum Verfriſchen gut qualificirt: aber

dagegen leidet das Geſtell des Hohofens, und die Schmelzung geht zu leicht in die rohe Art über; ferner iſt auch ſolches Roheiſen nicht ſehr zum Plattenguß anwendbar, weil dieſe leicht dem Springen ausgeſetzt ſind.

Die vortheilhafteſte Schmelzung, wobey ſich ein guter Gang des Ofens am längſten erhalten und die längſte Kampagne machen läßt, iſt die Erhaltung einer garen Art, indem auch das dabey erhaltene Roheiſen das beſte und meiſte Stabeiſen giebt. Dem Roth= und Kaltbruch des Roheiſens wird hierbey auch am beſten vorgebeugt und abgeholfen.

Außer den von Krünitz im Art. **Eiſen**, Th. 10, S. 642 ſf. nachgewieſenen Schriften möchten von den, ſeitdem erſchienenen Werken und Abhandlungen über Eiſengewinnung und Verarbeitung vorzüglich folgende zu bemerken ſeyn.

Verſuch eines ſyſtematiſchen Verzeichniſſes der Schriften und Abhandlungen vom Eiſen. Berlin bey Decker (Rottmann). 1782. 8. (6 gr.)

J. G. Ldf. Blumhof's vollſtändige Literatur vom Eiſen, in mineralogiſcher, chemiſcher, öconomiſcher, cameraliſtiſcher und medicίniſcher Hinſicht. (Auch mit lateiniſchem Titel.) Braunſchweig, b. Vieweg. 1803. 8. (20 gr.)

Swen Rinmann's Verſuch einer Geſchichte des Eiſens mit Anwendung auf Gewerbe und Handwerker; aus dem Schwediſchen von J. G. Georgi. Berlin, b. Haude und Spener 1785. 2 Bde gr. 8. mit Kupf. (2 Rthlr. 20 gr.)

Eben deſſelben Anleitung zur Kenntniß der Eiſen= und Stahlveredlung und deren Verbeſſerung. Aus dem Schwed. Wien, b. Wappler. 1791. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Eben deſſ. Unterricht im Poliren des Eiſens und Stahls für Stahlarbeiter. Aus d. Schwed. von Gebr. Gröning. Flensburg, b. Korte. 1787. 8. (5. gr.)

Eben deſſelben Geſchichte des Eiſens. Aus dem Schwed. von C. J. B. Karſten 2 Bde Liegnitz 1814. 1815. 8. (Eine frühere Ueberſetzung kam 1785 zu Berlin bey Haude und Spener in 2 Bänden gr. 8. heraus, Preis 2. Rthlr. 20 gr.)

Freih. v. Hoffmann's Abhandl. über die Eiſenhütten. Hof, b. Grau 2. Theile 1783. 1785. Beyde mit neuem Titel 1794. 4. mit Kupf. (1 Rthlr. 8 gr.)

Fr. L. v. Canerin's Abhandlung von der Zubereitung des Roheiſens in Schmiedeeiſen, auch des Stahleiſens in

in Stahl unter dem Hammer mit Flammenfeuer. Gießen, b. Krüger. 1790. 8. mit 5 Kupf. (8 gr.)

Eben deſſ. Kurze — Lehren, wie man mit mehr Vortheil aus jedem, beſonders dem vitriol., arſenikal, und kupferhaltigen Eiſenerze, das beſtmögliche Eiſen — erhalten kann. Halle, b. Gebauer 1800. 4 mit 2 Kupf. (15 gr.).

T. L. Haſſe's Grundlinien der Eiſenhüttenkunde. Leipzig b. Linke. 1801. 8. (8. gr.)

W. A. Tiemann's ſyſtematiſche Hüttenkunde mit Anwendung der neueren chem. Theorie. Nürnb. bey Raspe. 1801. gr. 8. mit 7 Kupf. (2 Rthlr. 16 gr.)

Eben deſſ. Abhandl. über die Formerey und Gießerey auf Eiſenhütten; ein Beytrag zur Eiſenhüttenkunde. Eben daſ. 1803. gr. 8. mit 3 K. (16 gr.)

Verſuch eines Entwurfs zu Beſchreibung eines Eiſenhüttenwerkes. Breslau, b. Hamberger. 1804. 4. (16 gr.)

J. J. F. Wähler's Grundriß der Eiſenhüttenkunde, vorzüglich in Beziehung auf Erzeugung des Roh-und Schmiedeeiſens. Berlin, b. Maurer. 1806. 2 Theile gr. 8. mit 1 K. (18 gr.)

J. F. Tölle und L. E. S. Gärtner's Eiſenhüttenmagazin, in welchem alles, was zum Eiſenhüttenweſen gehört, ausführlich beſchrieben, und durch Kupfer erläutert wird. Wernigerode, b. Stuck. 1791 — 92. 2. Jahrgänge 4. (5 Rthlr. 8 gr.). (Mit neuem Titel. Leipz. b. Sommer, 1808 3 Rthlr.).

F. A. Marcher's Beyträge zur Eiſenhüttenkunde. Wien, Klagenf. und Salzb., b. Mayr. gr. 8. 1 — 11ter B. und 12ten Bandes 1ſte Abth. 1805 — 1810. (19 Rthlr. 16 gr.).

K. Tronſon du Coudray Beſchreibung der Eiſenmanipulation auf der Inſel Corſika. Aus d. Franz von Wille. Leipz., b. Cruſius. 1786. gr. 8. (10 gr.)

Beſchreibung der Eiſen-, Berg- und Hüttenwerke zu Eiſenerz in Steyermark. Wien 1788. gr. 8 mit K. (1 Rthlr.)

Ph. Marq. v. Peyrouſe Abhandl. über die Eiſen-, Berg-und Hüttenwerke in der Grafſchaft Foix. Aus dem Franz. mit Anm. von L. Guſt. Karſten. Halle, b. Renger. 1789. 8. mit K. (1 Rthlr.).

L. W. Cramer's vollſt. Nachricht von dem Hollerterzuge, einem wichtigen Eiſenwerke. Freyb. u. Annab., b. Craz. 1793. 8. (4 gr.).

J. C. Quanz practiſche Abhandlung über die Stahl- und Eiſen-Manipulation der Herrſchaft Schmalkalden. Nürnb., b. Raspe 1799. gr. 8. mit K. (14 gr.).

J. G. L. Blumhof's und J. G. Stünckel's Beobachtungen auf einer Fußreiſe von der rothen Hütte ins Anhaltiſche, nach dem Mägdeſprung ꝛc. in Rückſicht auf Eiſenhüttenwerke, in Briefen. Freyb., b. Craz. 1800. mit 1 K. (8 gr.)

F. G. Stünkel's Beſchreibung der Eiſenbergwerke und Eiſenhütten am Harze. Götting., b. Dieterich. 1803. 8. (1 Rthlr. 6 gr.).

F. A. A. Eversmann's Ueberſicht der Eiſen- und Stahlerzeugung auf Waſſerwerken in den Ländern zwiſchen der Lahn und Lippe. Dortm., b. Mallinkrodt. 1804. 2 Theile gr. 4. mit K. (8 Rthlr.).

Ole Evenſtad's gekr. Preisſchrift von den Sumpf- und Moraſteiſenſteinen in Norwegen, und v. d. Methode, ſolche in ſo genannten Bauer- oder Blaſeöfen in Eiſen und Stahl zu verwandeln. Aus d. Dän. mit Anmerk. v. J. G. L. Blumhof. Götting., b. Dieterich. 1801. 8. mit 2 K. (8 gr.)

Er. Nordwall's Maſchinenlehre, oder theoretiſch-praktiſche Darſtellung des Maſchinenweſens bey Eiſenberghütten und Hammerwerken. Aus d. Schwed. mit Zuſätzen u. Berichtigungen von J. G. L. Blumhof. Berl., b. Lagarde. gr. 4. 1ſter Band 1ſte und 2te Abth. Grundlehren, Mechanik, Hydroſtatik und Hydraulik. 1804—5 mit 18 und 21 K. (10 Rthlr.)

W. A. Lampadius, B. F. J. Hermann und Schindler: Drey Abhandlungen über die Preisfrage: worin beſteht der Unterſchied zwiſchen Roheiſen aus Hohöfen und geſchmiedetem Eiſen aus Friſchherden? und nach welcher Methode läßt ſich das letztere am beſten und vortheilhafteſten aus dem erſteren bereiten? Mit einer Vorrede von F. Gerſtner (und 2¼ Bog. Tafeln v. Grafen von Wrbna berechnet) Leipz., b. Breitkopf und Härtel 1799. 4. mit 6 K. (2 Rthlr.),

W. A. Lampadius Handbuch der allgemeinen Hüttenkunde in theoret. und praktiſcher Hinſicht. Göttingen, b. Dieterich. gr. 8. (der vierte Band des 2ten Theils. 1810.).

Joſ. Grafen v. Sternberg's Verſuch über die vortheilhafteſte Ausſchmelzung des Roheiſens aus ſeinen Erzen, und deſſen Verarbeitung in den Friſchherden. Prag, b. Calve. 1795. 8. mit K. (5 gr.)

J. K. Garney's Abhandl. vom Bau und Betrieb der Hohöfen. in Schweden. Aus d. Schwed. von J. G. L. Blumhof, mit Anmerkungen von W. A. Lampadius und K. G. Börner. Freyb. b. Craz. 1800—1. 2 Theile. 8. (7 Rthlr.)

J. E. Norberg über die Production des Roheiſens in Rußland und über eine neue Schmelzmethode in ſo genannten Sturzöfen. Aus d. Schwed. mit einigen Anmerk. von Blumhof. Eb. daſ. b. Craz und Gerlach. 1805 gr. 8. mit K. (12 gr.)

F. A. v. Marcher's Notizen u. Bemerk. über den Betrieb der Hohöfen und Rennwerke zu Verſchmelzung der Eiſenerze in verſchiedenen Staaten. Klagenf. (Salzb., b. Mayr) 1. B. in 4 Heft. 1809—10. (7 Rthlr.)

F. H.

F. H. Hassenfratz, la siderotechnie, ou l'art de traiter les minérais de fer, pour en obtenir de la fonte, du fer, ou de l'acier. Tom. I—IV. Paris 1812.

Und als jetziges Hauptbuch in dieſem Fache das oben ſchon genannte.

Handbuch der Eiſenhüttenkunde, von Dr. C. F. B. Karſten, Königl. Preuß. Ober-Hüttenrathe ꝛc. Halle, b. Curt 1816 Erſter Th. 588. Zweyter Th. 736 S. 8. mit 2 K.

*

Joſ. Baader's Beſchreibung eines neuerfundenen Gebläſes. Götting., b. Dieterich 1794. 4. mit K. (10 gr.)

Eb. deſſ. Beſchreibung und Theorie des engl. Cylinder-Gebläſes; nebſt einigen Vorſchlägen zur Verbeſſerung dieſer Maſchine. München, b. Lindauer 1805. mit 7 K. 8. (6 Rthlr.)

J. G. Blumhof. Die rechte Conſtruction der Wellfüße oder Kämme zu einem gleichförmigen Gebläſe beſonders bey Hohöfen und Friſchherden, nach Rinmann, Elvius u. a. Mit Zuſätzen und eignen Beobachtungen von F. G. Stünkel. Leipzig, b. Cruſius. 1800. 8. mit 2. K. (18 gr.)

Ant. v. Stahlberg's practiſche Darſtellung des Waſſergebläſes zu großem Vortheil des Eiſenhüttenbetriebes. Prag, b. Gerzabeck. 1806. 4. mit 2 K. (18 gr.)

A. H. Himbke's Beſchreibung einer neuen Art Gebläſes, das einen ununterbrochenen Luftſtrom, den man willkührlich verſtärken und ſchwächen kann, von ſich gibt. Altona, b. Eckſtorff. 1807. 8. mit 1 K. (8 gr.)

Fr. Ant. v. Marcher's Abh. üb. d. Waſſergebläſe und deſſen Verbeſſerung. Salzburg, b. Mayr. 1810. 4. mit K. (1 Rthlr.).

L. F. Fredersdorf's praktiſche Anleitung zu einer guten Eiſenhütten-Oekonomie, Verfertigung der Eiſenhütten, Ertragsanſchläge, oder jährl. Hütten-Etats, und zur zweckmäßigen Einrichtung der Betriebs- und Handlungsrechnungen. Pyrmont, b. Helwing. 1802. 4. (2. Rthlr. 20 gr.)

Roheiſen (Blättelroheiſen oder Blätteleiſen) ein Roheiſen, welches in Steyermark bey Floßöfen in eine Grube auf dem Hüttenboden gegoſſen, und in dünne Scheiben geſpleißt wird, um es brennen zu können, wenn es zu Stabeiſen beſtimmt iſt, oder es leichter zu zerſchlagen, wenn Stahl daraus bereitet wird.

Roheiſen (buntes) ſ. oben, zu Anfange dieſes Artikels.

— (Eis = oder Eiseiſen) ſo nennt man dasjenige Roheiſen, welches in der Mitte einer abgeſchlagenen Gans einen großen Fleck weiſſes Harteiſen hat.

— (gehärtetes) heißt das Roheiſen, welches nach dem Abſtich, und während es noch roth iſt in eine Waſſergrube gezogen und abgelöſcht wird, um es hernach deſto leichter in kleine Stücke zerſchlagen, und nach dem innern Anſehn ſeine Eigenſchaft und Güte beurtheilen zu können.

— (gezwungenes) dasjenige Roheiſen, welches von einer geringeren Menge Erz, als die Kohlen zu ſchmelzen vermögen, bereitet wird.

— (graues) ſ. in dem obigen Artikel, auf vielen Stellen.

— (grelles) ſ. im Art. Rohgang.

— (halbirtes) ſ. zu Anfange des obigen Artikels.

— (hartgrelles) auch Weichfloß, Sauereiſen, dasjenige Roheiſen, welches von einer ſolchen, auf den Ofen geſetzten Menge Erze gewonnen wird, als die mit aufgeſetzten Kohlen kaum zu ſchmelzen vermochten. Es iſt das Gegentheil von Hartfloß, iſt ſpröde, im Bruche weiß wie Silber, und iſt entweder dicht und feinkörnig oder hat große glänzende Ebenen. Es ſchmilzt im Friſchherde geſchwinder als das Gareiſen.

— (Kanonen = oder Kanoneneiſen) iſt ein hartgrelles gutes Eiſen, welches mit einer glatten Fläche in die Form fällt, und deshalb als Gußeiſen ſehr brauchbar iſt.

— (ſchwarzgraues) ſ. im obigen Artikel, gleich zu Anfange.

— (weiſſes) eben daſelbſt, und an vielen andern Stellen.

Roheiſen (weißgraues) ſ. eben daſ.

Roheiſenbuch, ſ. im Art. Eiſen, Krün. Enc. Th. 10, S. 633.

Roheiſenfloſſen, iſt das muldenförmige Roheiſen, das zum anderweitigen Umſchmelzen beſtimmt iſt.

Roheiſe form, Floſſenbett, auch Tiegel, nennt man den Raum oder die Stellen, wohin das Gemenge von Eiſen und Schlacken nach dem Schmelzen fließt. Dieſer Platz iſt unten bey der Schopp- oder Stichſeite. Das Floſſenbett wird von Geſtübe verfertigt, welches eine Miſchung von einem Theile weiſſen Lehm und fünf Theilen Kohlenlöſche iſt, die durch den Geſtübepocher gut unter einander gepocht werden. Man feuchtet es zuvor ein wenig an, nachher wird es an gedachtem Platze feſt angeſtoßen, mit einer Schaufel eben gemacht, und ein kleiner runder Wall von Lehm umher geſchlagen, damit nichts heraus fließe. In dieſer Form muß keine Feuchtigkeit zurückbleiben, weshalb ſie vorher mit 2 oder 3 Faß Kohle ausgewärmt und getrocknet wird.

Roheiſengänze, ſind 6 — 8 Fuß lange, 10 — 12 Zoll breite und 2 — 4 Zoll dicke Parallelepipeden von Roheiſen, das in dieſe Form gegoſſen wird, wenn es zur Stabeiſenbereitung angewendet werden ſoll.

Roheiſenkarren, ſ. Schlackenkarren.

Roheiſenſtahl, ſ. Schmelzſtahl und Rohſtahl.

Rohfaßſtahl, ſ. Rohſtahl.

Rohgang, des Eiſenhohofens, heißt: wenn die Beſchickung deſſelben geneigt iſt, ein grelles, ſehr rohes Eiſen zu erzeugen. Die Gichtflamme iſt hell und blau; die Schlacke legt ſich herein, dunkel und zuweilen mit Erz vermengt, an das Gezähe, das Eiſen iſt dickgrell. Dieſer Schmelz-

Schmelzgang zeigt von einem Ueberfluß an Sauerſtoff, und von einem ſtrengen Schmelzen. Verminderung des Erſatzes, desoxydirende Röſtung der Eiſenſteine, Vermehrung des Kalkzuſchlages, Verminderung des Gebläſes ſind hier die Gegenmittel. S. auch im Art. **Roheiſen**. — In den ſchwediſchen Blaſe-oder Baueröfen nennt man jedes Niederblaſen einen **Rohgang**, und ſchreitet dann zum folgenden Rohgange, ſobald die Temperatur des Ofens es nur irgend geſtattet. (Karſten's Handb. d. Eiſenhüttenkunde, II. S. 527.)

Rohgarn, ungebäutes flächſen Garn, wie es der Weber bekommt, und zum Weben erſt zurichten muß.

Rohgeräz, ſ. das folgende.

Rohgeſchur, Rohgekräz, Rohofenbruch, ſind die bey der Roharbeit fallenden Produkte dieſer Art, die bey einer neuen Roharbeit wieder mit zugeſchlagen werden.

Rohgut, rohes, d. h. noch nicht verarbeitetes Gut, z. B. das rohe unverglaſete Porzellan.

Rohheit, 1) der Zuſtand eines Dinges, da es roh iſt. Die Rohheit eines unbearbeiteten Steins, der Seide ꝛc. 2) Eine rohe Aeußerung, Handlung ꝛc.

Die **Rohheit der Krankheit**, iſt jener Zuſtand der Krankheiten, wo der Krankheitsſtoff noch nicht hinlänglich bearbeitet iſt, um abgeſondert und ausgeſtoßen werden zu können. Daher werden die Ausleerungen, die während dieſes Zuſtandes erfolgen, **rohe Ausleerungen** genannt.

Rohhöpfig, bey den Brauern vom Biere, wenn der dazu genommene Hopfen nicht genug ausgeſotten worden iſt.

Rohitſcher Sauerbrunnen, eine mineraliſche Quelle in Unterſteyermark, deren Waſſer viel kohlenſaures Gas und andere wirkſame Beſtandtheile enthält. (Buſch's Almanach ꝛc. VIII. St. S. 116.)

Röhk, Röhke, ſ. Rabe und Saatkrähe im Art. Krähe.

Rohlack ſ. Rohſchlacke.

Rohlauge, oder **wilde Lauge**, nennt man die Vitriol- Alaun- und Quickſalzlauge, welche durch das Auslaugen der verwitterten oder geröſteten Vitriol- und anderer Erze erhalten wird. Sie ſieht von den darin ſchwimmenden Erztheilchen trübe aus, welche ſich bey der Ruhe in dem Laugenſumpfe daraus ſetzen. Man ſucht ſie, zur Erſparung des Brennmaterials ſo concentrirt als möglich zu erhalten.

Rohlaugenſümpfe, ſind auf den Siedewerken die in der Erde befindlichen Behälter zum Aufbewahren der Rohlauge. Sie müſſen aus in einander greifenden Pfoſten, am beſten von Eichenholz, zuſammengeſetzt und auf den Fugen mit Werg, in Pech und Schwefel eingetränkt, verküttet werden. Sie ruhen auf einer Thon- oder Lehmſohle, und ſind überhaupt mit Thon oder Lehm zu umrammeln, damit ſie die Flüſſigkeit nicht durchlaſſen.

Rohlech, das, in den Hüttenwerken, das durch die Roharbeit oder das Rohſchmelzen herausgeſchmelzte, mehrentheils noch mit Schwefel verbundene oder mit anderen Metallen gemiſchte Silbererz. S. auch **Rohſtein**.

Röhling, ein eßbarer Schwamm, der ſonſt auch unter dem Nahmen **Pfifferling** bekannt iſt. S. unter **Pfefferſchwamm**, Krün. Enc. Th. 109, S. 582.

Roh-

Rohloch, ſo viel als **Rohlach**.

Rohluppenſtücke, nennt man gegoſſene, zum Stahlfriſchen beſtimmte Stücke von Roheiſen, etwa ½ Centner ſchwer.

Rohm, ſ. **Rahm**, Krün. Enc. Th. 120, S. 439 und die dort nachgewieſenen Stellen; auch **Sahne**.

Rohmig, ſ. **Rothbrüchig**.

Rohmtorte, ſ. **Sahntorte**.

Röhne, die, ſ. **Geröne**. Kr. Enc. Th. 17, S. 407.

Rohofen, wird in Schmelzhütten derjenige Ofen genannt, worin mit Zuſchlag der Friſchſchlacken die geringhaltigen Erze, Kies= und Silberſchliche geſchmolzen und aus ihnen das **Rohlech** erhalten wird. Herr Lampadius, bemerkt darüber folgendes:

Rohofen, d. i. der Schachtofen, über welchem man zu Freiberg die Roharbeit betreibt. Es iſt ein halber Hohofen, auf die Schmelzung über das Spur eingerichtet. Die Form liegt bey dieſer Arbeit ſehr flach, d. i. nur mit ¼ bis ½ Zoll Fall, und von der Sohle an gerechnet, 2½ Elle hoch. Das Geſtübe zum Spur wird aus 3 Theilen Kohle und 2 Theilen Lehm gemengt. Das Spur wird bis 18 Zoll unter die Form geſchlagen, und der Vorherd iſt 14 Zoll tief und 12 Zoll weit ausgeſchnitten. Das Gebläſe geht bey der Roharbeit lebhaft um, ſo daß beyde Bälge in der Minute 24 mahl blaſen. Die Schmelzung wird mit einer mittelmäßigen Naſe betrieben. Ein Rohofen geht gewöhnlich 14 Tage, und verarbeitet 18 Schichten, jede zu 50 Centn. dürren Erzes, 50 Centn. Kieſe, und 50 — 60 Centner Bleyſchlacken nebſt etwas Gekrätz. Man hat den Harzer Hohofen bey dieſer Arbeit verſucht, aber noch nicht eingeführt.

Rohpfanne, in der Vitriolſiederey, ſ. **Schwefelpfanne**, und im Art. **Vitriol**.

Anhang zum Artikel Ring.

Ich kann dieſen Theil nicht ſchließen, ohne noch einen kleinen Nachtrag zum Artikel Ring

zu

zu liefern, wozu die Materialien mir erſt nach Abſendung des Manuſcriptes vor zwey Jahren zu Geſichte kamen. Er betrifft Dr. Martin Luther's Verlobungsring, den man neuerlich als Probe der altdeutſchen Kunſt ſo ſehr bewundert hat, und der zugleich ein Zeuge von dem Geſchmacke des Mannes iſt, der ihn verfertigen ließ.

Dieſer Ring wurde 1741 von J. Gottfried Küſter in einer beſondern Schrift ausführlich beſchrieben, und es wurden, laut der Leipziger gelehrten Zeitung von 1744, S. 13. 1000 Ducaten dafür gefordert und die Hälfte geboten. Seitdem hatte man von ihm nichts gehört, bis auf Veranlaſſung einer, im IIten B. 2. St. der Curioſitäten von 1812. wegen deſſelben befindlichen Frage der Herr C. A. H. Clodius in Leipzig in dem genannten Journal II. B. 5. St. 1813. S. 387 — 90 nun folgende Nachricht, mit hinzugefügter Abbildung, von ihm gab.

Dieſer Ring ward der Tochter einer angeſehenen Leipziger Familie bey ihrer Verheirathung von ihrem, im Auslande wohnenden Schwiegervater zum Geſchenke gemacht. Er befindet ſich noch in den Händen derſelben, wiewohl allerdings zu wünſchen wäre, daß dieſes für die Kunſt und Religions-Geſchichte gleich merkwürdige Kabinetsſtück; welches bey Privatperſonen leicht verloren gehen kann, einmahl von den Curatoren einer öffentlichen Sammlung angekauft würde. Da die Beſchreibung in dem angeführten Journale ſich nur auf die Hauptkennzeichen einſchränken konnte, gleichwohl der Ring, als eine Merkwürdigkeit der altteutſchen Kunſt, eine genauere Erwähnung allerdings verdient; ſo füge ich hier der Abbildung eine ausführliche Angabe der, in einen kleinen Raum ſo künſtlich zuſammengedrängten Verzierungen hinzu.

Der ziemlich breite goldne Ring von durchbrochener und erhabener Arbeit beſteht aus einem verzier-

zierten Hauptreiſe (Fig. 7173.) in der Mitte, auf welchem ein Rubin ſtehet, und zwey Nebenreiſen zu beyden Seiten (Fig. 7174.), ebenfalls mit Figuren verziert. Dieſe drey Reifen ſind aber feſt mit einander verbunden, und keineswegeß aus einander zu nehmen. Der Hauptreif, welchen der in einen Kaſten gefaßte Rubin in zwey Hälften theilt, ſtellt in der einen Hälfte einen Baum vor (Fig. 7175.), wie verſchiedene Aeſte unten und oben anzeigen, mit einem Querbalken, dicht unter dem Rubin, ſo daß der Baum ein, der Natur des Ringes wegen gekrümmtes, Kreuz bildet, auf welchem die, bis zu den Muſkeln ausgearbeitete Figur des Gekreuzigten erſcheint. Am Baume unten, dicht zu den Füßen Chriſti, befindet ſich ein Würfel, und weiter unten noch einer in den Aeſten. Dieſe Würfel ſind durch drey, mit Punkten verſehene, Seiten kenntlich gemacht.

Die andere Hälfte des Hauptringes (Fig. 7176.) enthält, dieſſeits des Rubins, noch die obere Spitze des Kreuzbaumes mit Geäſte, unter welchem man die Inſchrift: J. N. R. J. (Jesus Nazarenus Rex Judaeorum) deutlich leſen kann. An die Spitze des Kreuzbaums ſchließt ſich in dieſer andern Hälfte des Hauptringes die, durch Geſims und Architektur kennbare, natürlich ebenfalls gekrümmte, Säule der Geißelung oder Krönung an (vielleicht die, welche, nach Chateaubriand, in der Kirche des heiligen Grabes die Abyſſinier bewachten). Dieſe Säule iſt mit Stricken umwunden, an denen unten, wo der Ring zuſammengeht, ſich ein dritter Würfel befindet, und oben eine Figur, wie ein großer Hammer, querüber gelegt iſt.

Die Nebenreife werden in der einen Hälfte (Fig. 7175.) (den Gekreuzigten zur Linken und Rechten) durch zwey Marterinſtrumente, wie Speere oder Schwerdter, und von einer (in entgegengeſetzter Richtung der Hauptfigur liegenden) Geißel oder Ruthe gebildet. Die andere Hälfte der Nebenreife, welche die Säule des Hauptreifs umgiebt, ſtellt dieſſeits eine gekrümmte Leiter (Fig. 7176.), die nach dem Kreuze zu geht, und jenſeits ein Schwerdt dar, oder eine Lanze. Aus noch einer Verzierung neben dem Kreuze könnte man den Kopf und das Geſicht eines Kriegsknechts herausſtudieren. In-

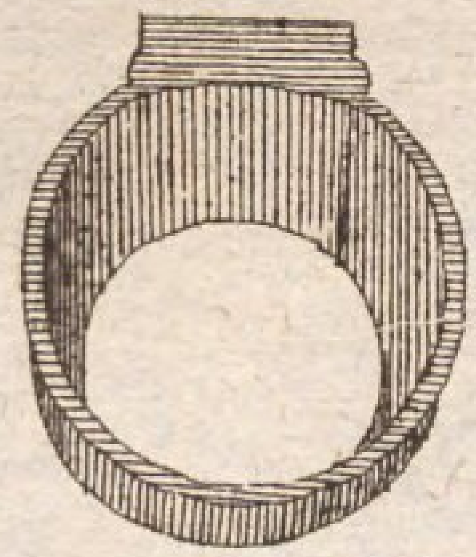
Inwendig im Hauptreiſe ſtehen ausgeſchrieben die Nahmen der Verlobten (Fig. 7177.) und innerhalb des Nebenreifes, mit kleiner Schrift, der 13. Juny 1525. Fig. 7178.) Dieſes iſt das Datum der Verlobung und Verheirathung zugleich. (Nach Matheſius der Sonntag Trinitatis, nach Grinſius iſt dies aber der 11. Junius geweſen. S. Dr. Martin Luther's Leben von Martin Nicolaus Grinſius. Jena 1721. 4. S. 100.) Die Ringe ſcheinen aber freylich (wie Herr Bredow in dem Taſchenbuche Minerva 1813 in der Lebensgeſchichte Katharinen's von Bora bemerkt) ſpäter gemacht und gewechſelt zu ſeyn. Auch iſt der Ring, der ſonſt auf der Helmſtädter Bibliothek war, und den Herr Bredow am angeführten Orte beſchreibt, der Geſtalt nach verſchieden. Der Leipziger Ring iſt etwas enger, als man glauben ſollte *), doch nach einer Anekdote beym Grinſius S. 163. kann Luther wohl keine großen Finger gehabt haben.

*) Höchſtwahrſcheinlich iſt dies der Verlobungsring, den Luther ſeiner Braut gab, und dieſe, deren Finger natürlich feiner, als Luther's ſeine waren, trug.

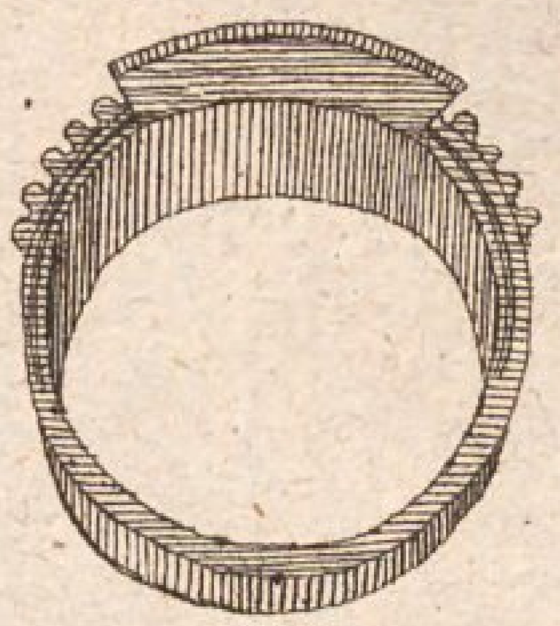
Nachricht für den Buchbinder.

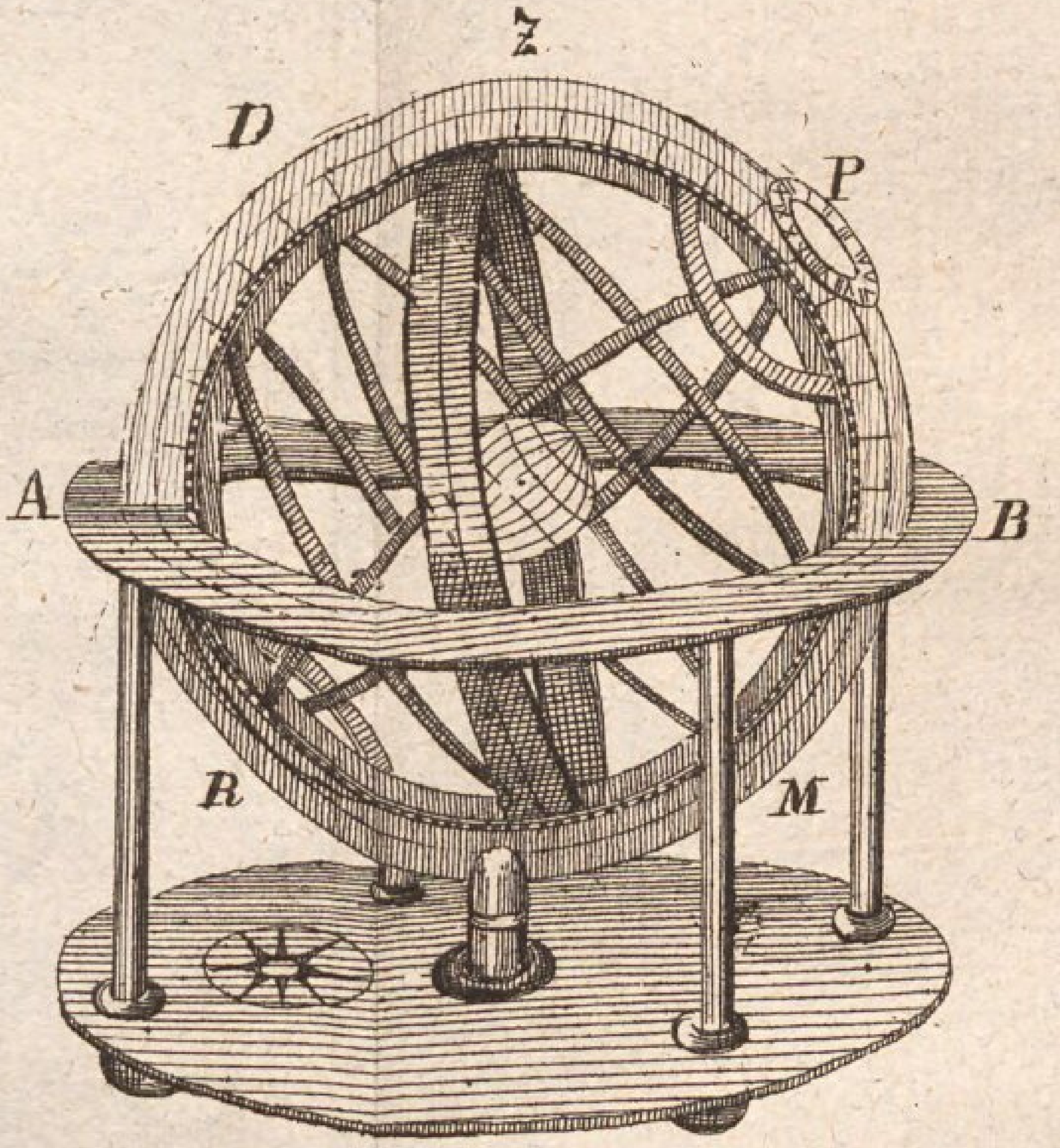
Die Kupfer werden, nach Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier angekleiſtert, damit ſie bequem heraus geſchlagen werden können.

F. 7137. S. 6.



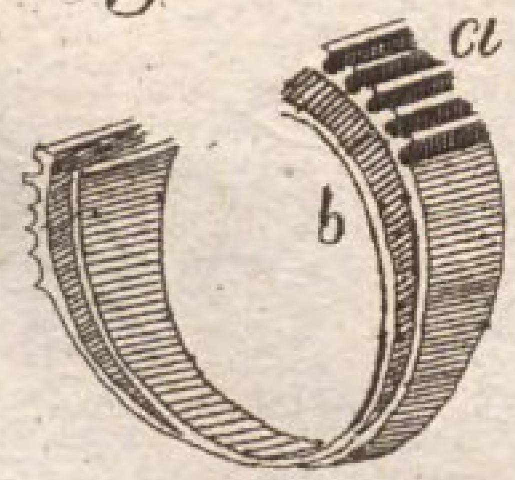
F. 7138 S. 6



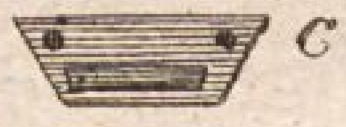


F. 7143. S. 57.

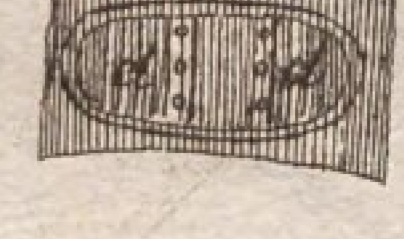
F. 7139 S. 6.



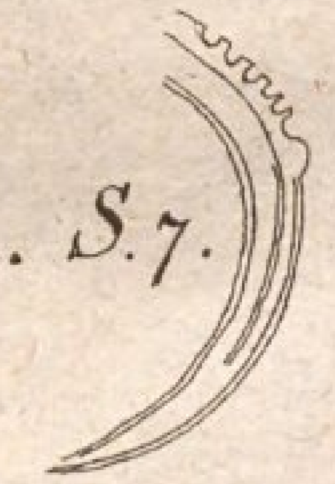
F. 7140. S. 6.

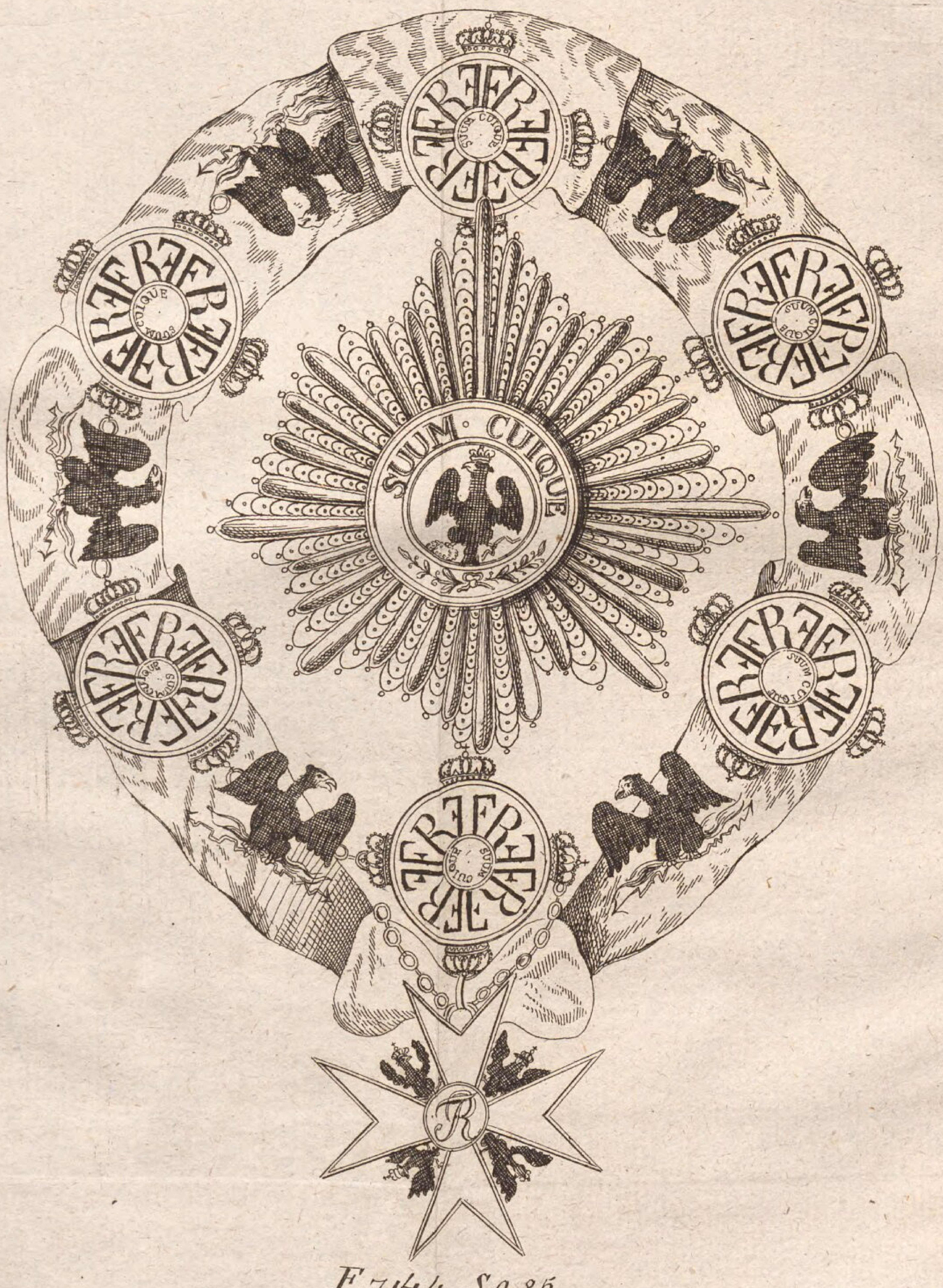


F. 7141. S. 6



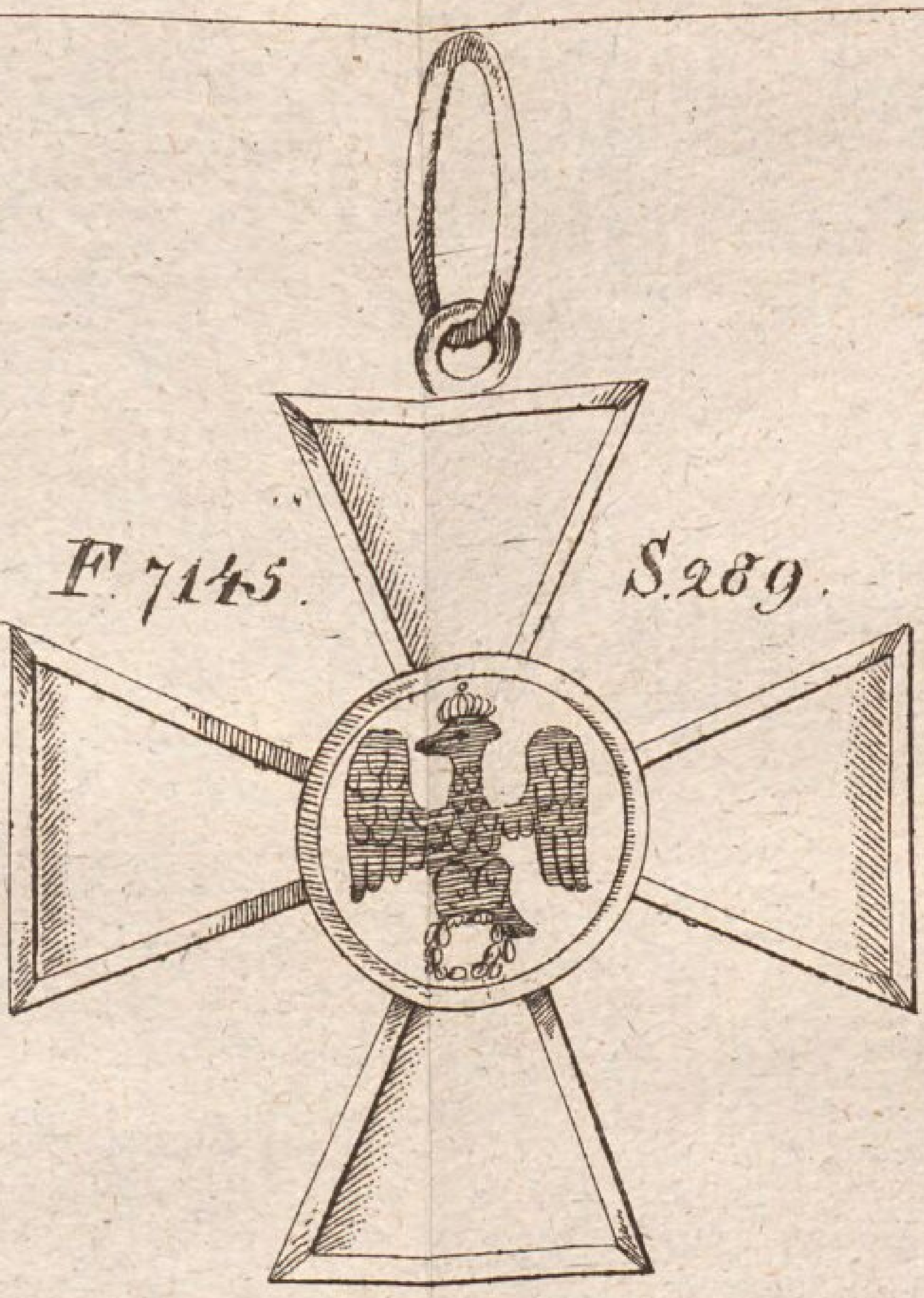
F. 7142. S. 7.





E.7144 S.285

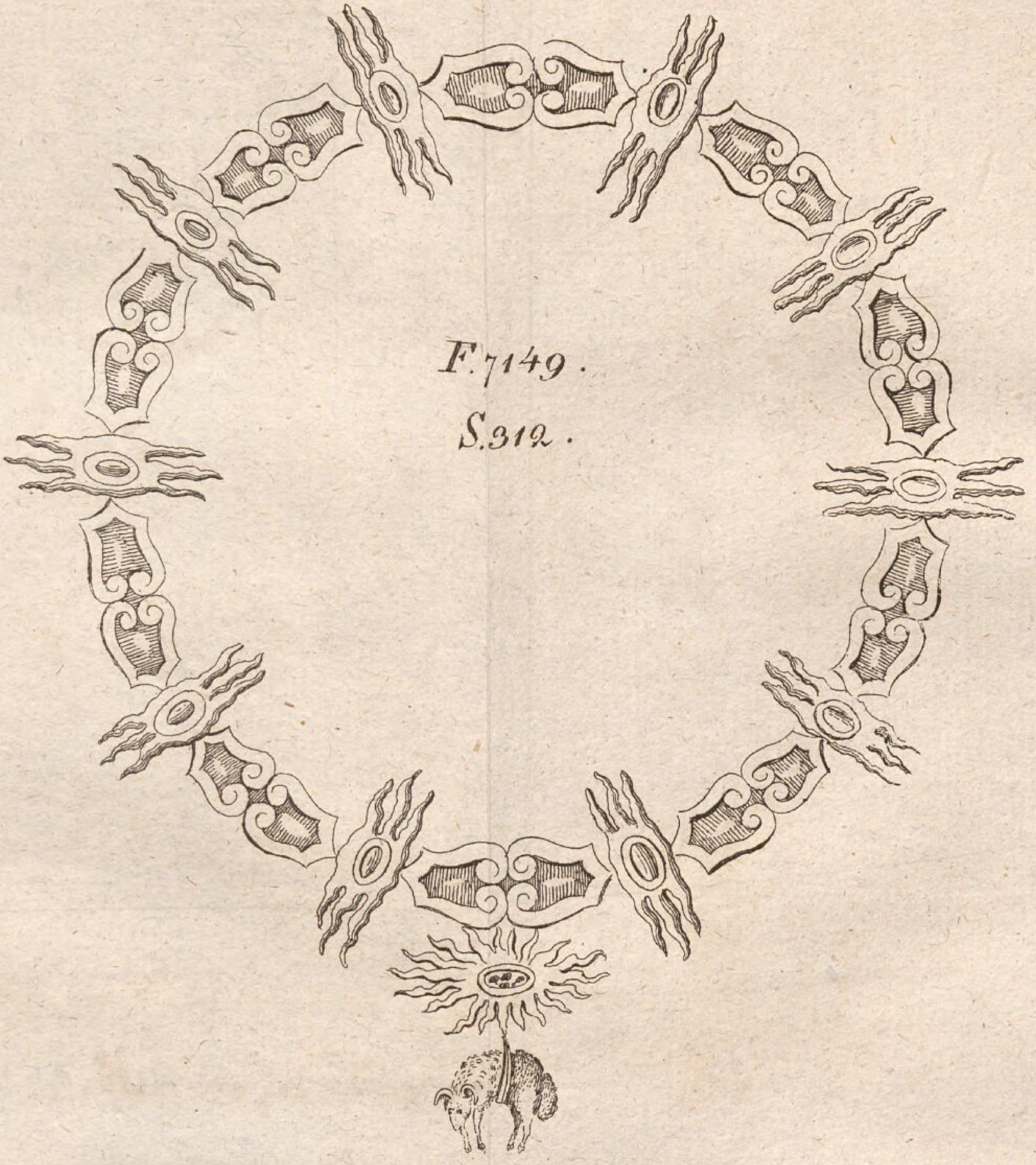
9



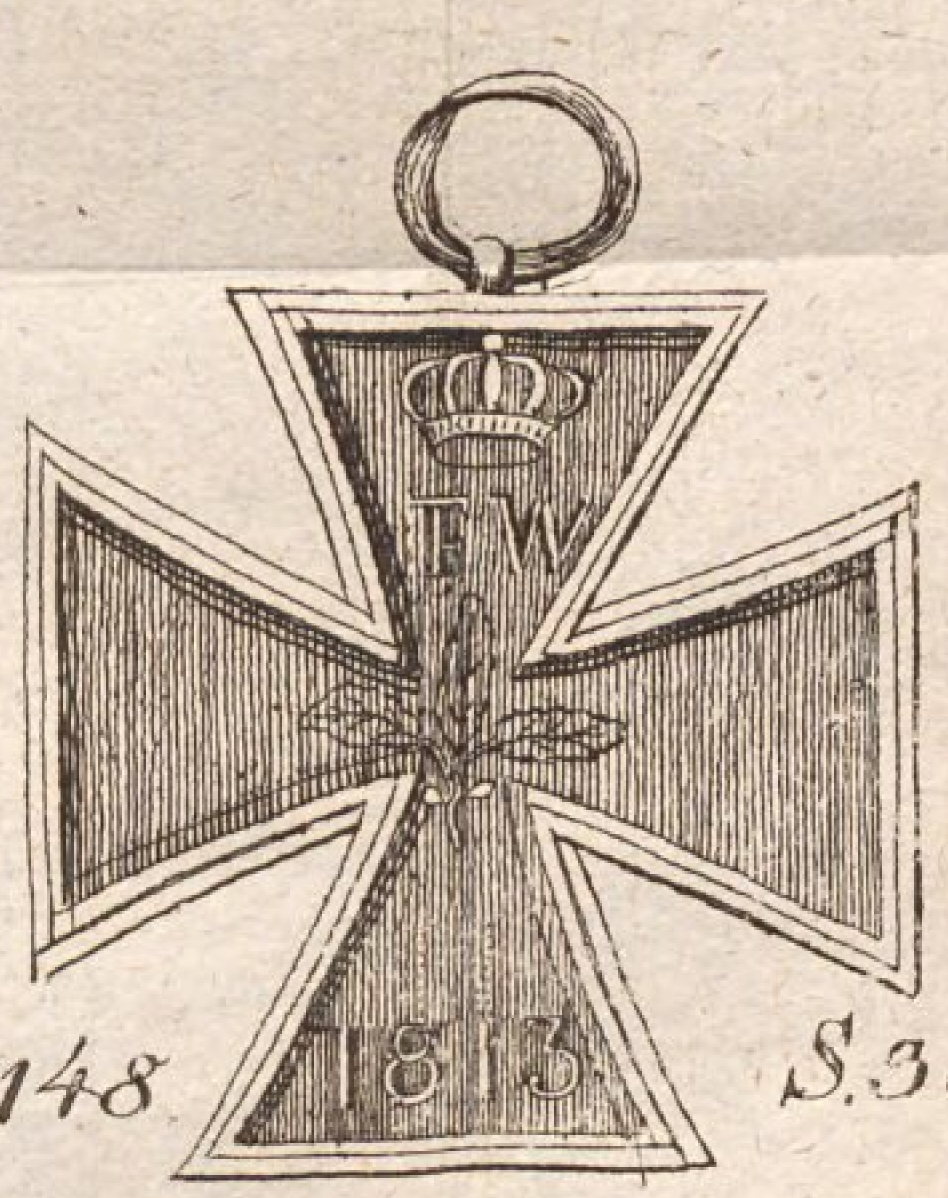
F. 7145. S. 289.

F. 7146. S. 289.

F. 7147. S. 290

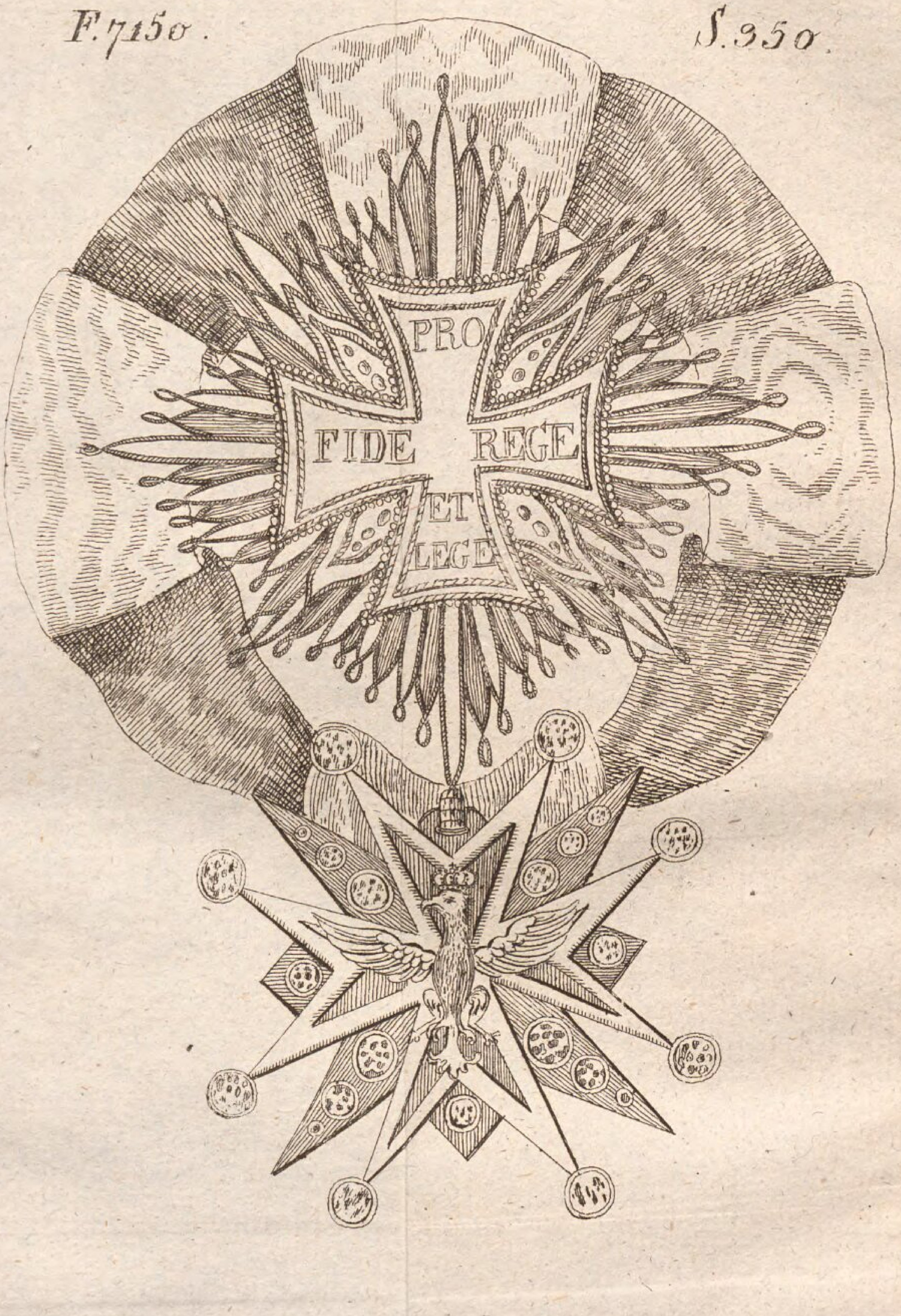


F.7149.
S.312.

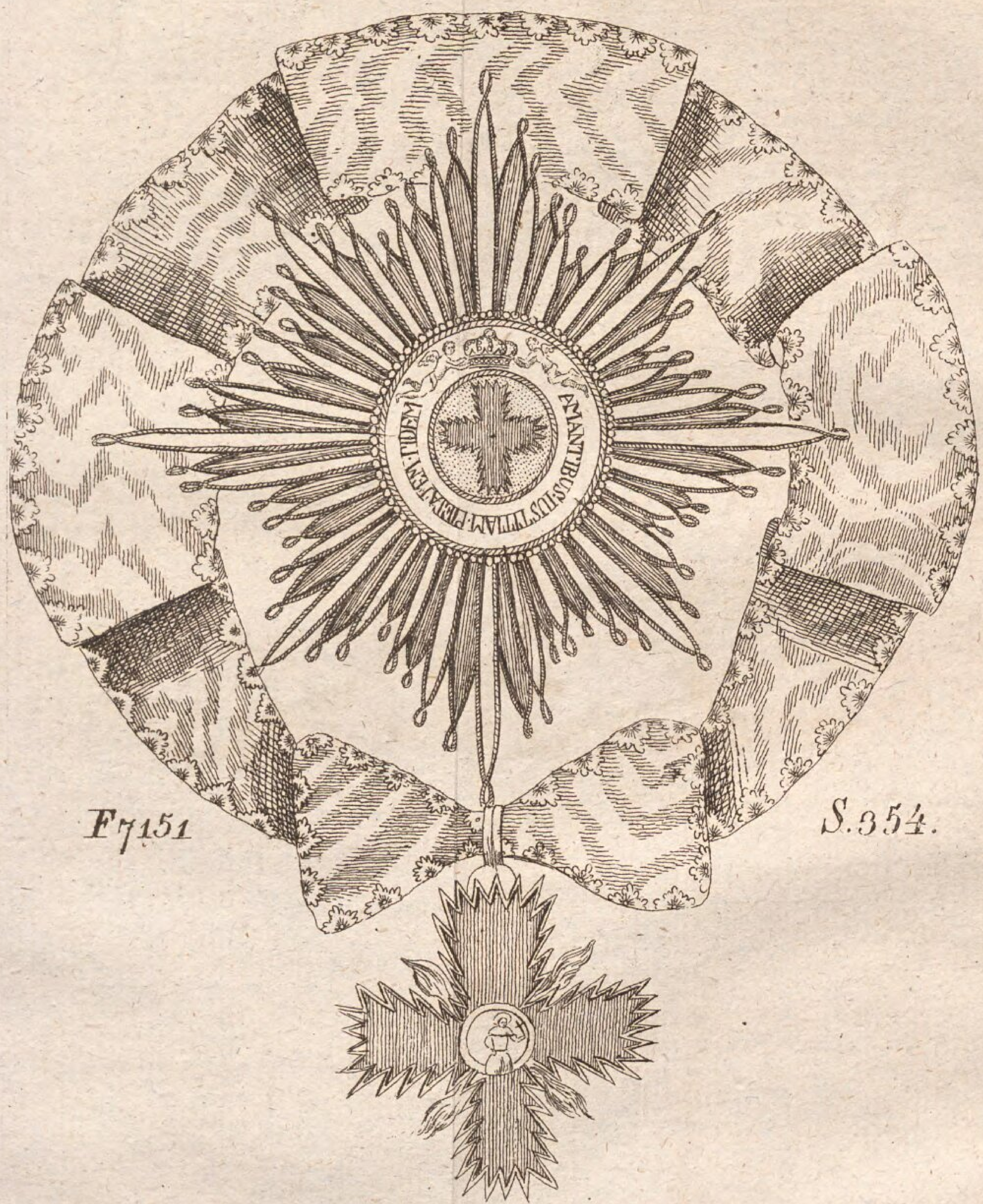


F.7148 S.301.

F. 7150. S. 350.



Occ. Enc. CXXV Th. o. F. O. Enc. I Th.

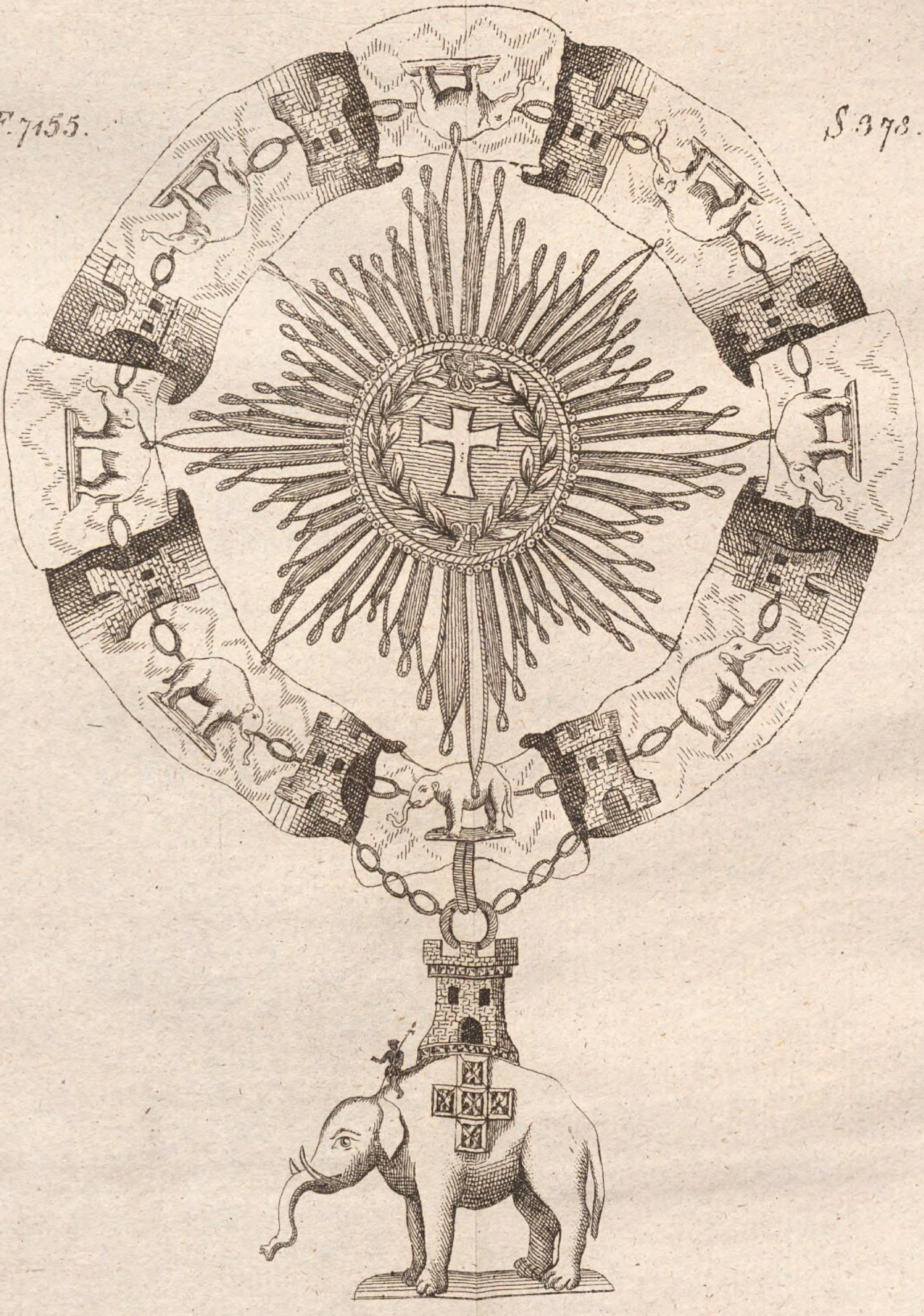


F7151 S.354.

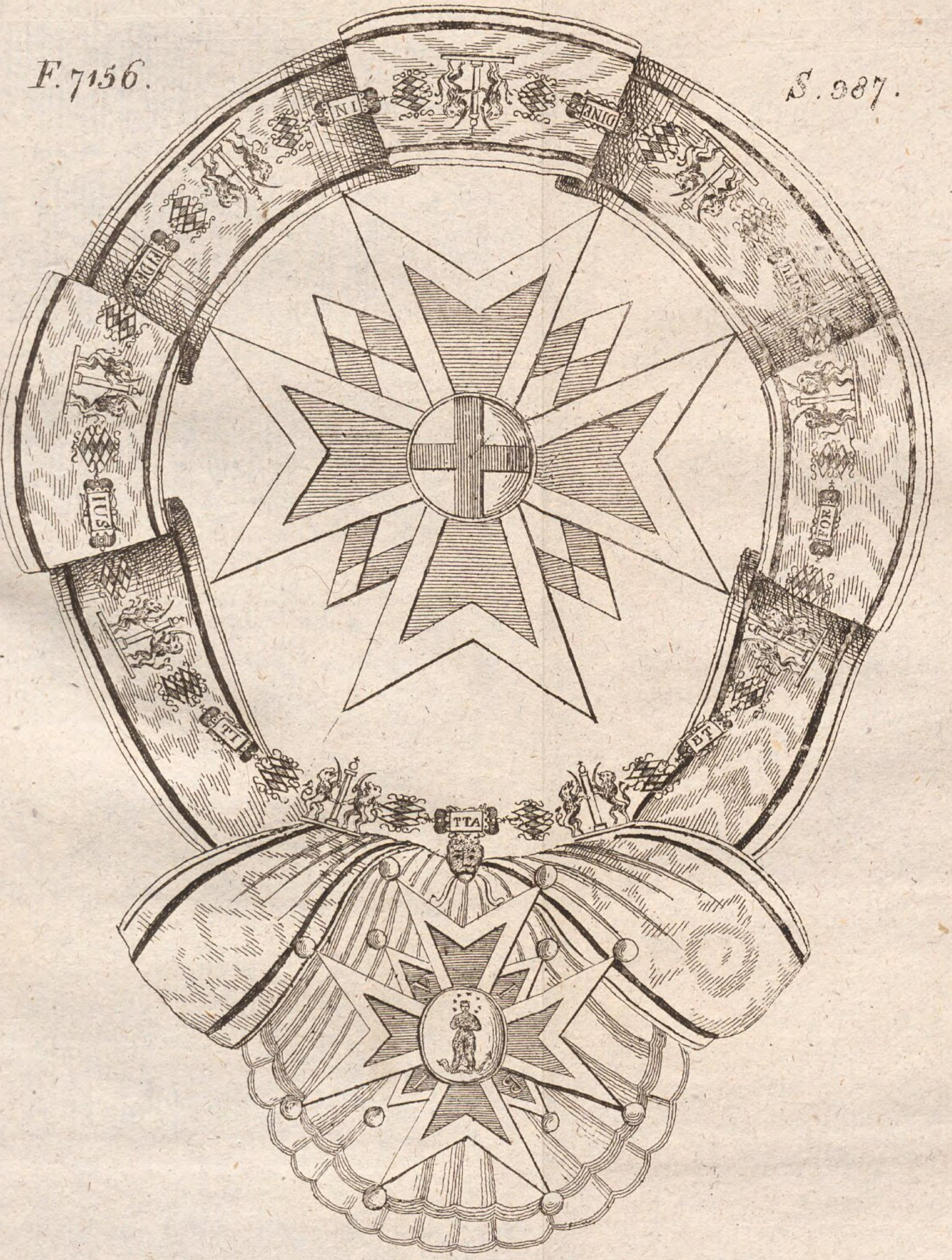
F. 7152 S.355.

F.7155.

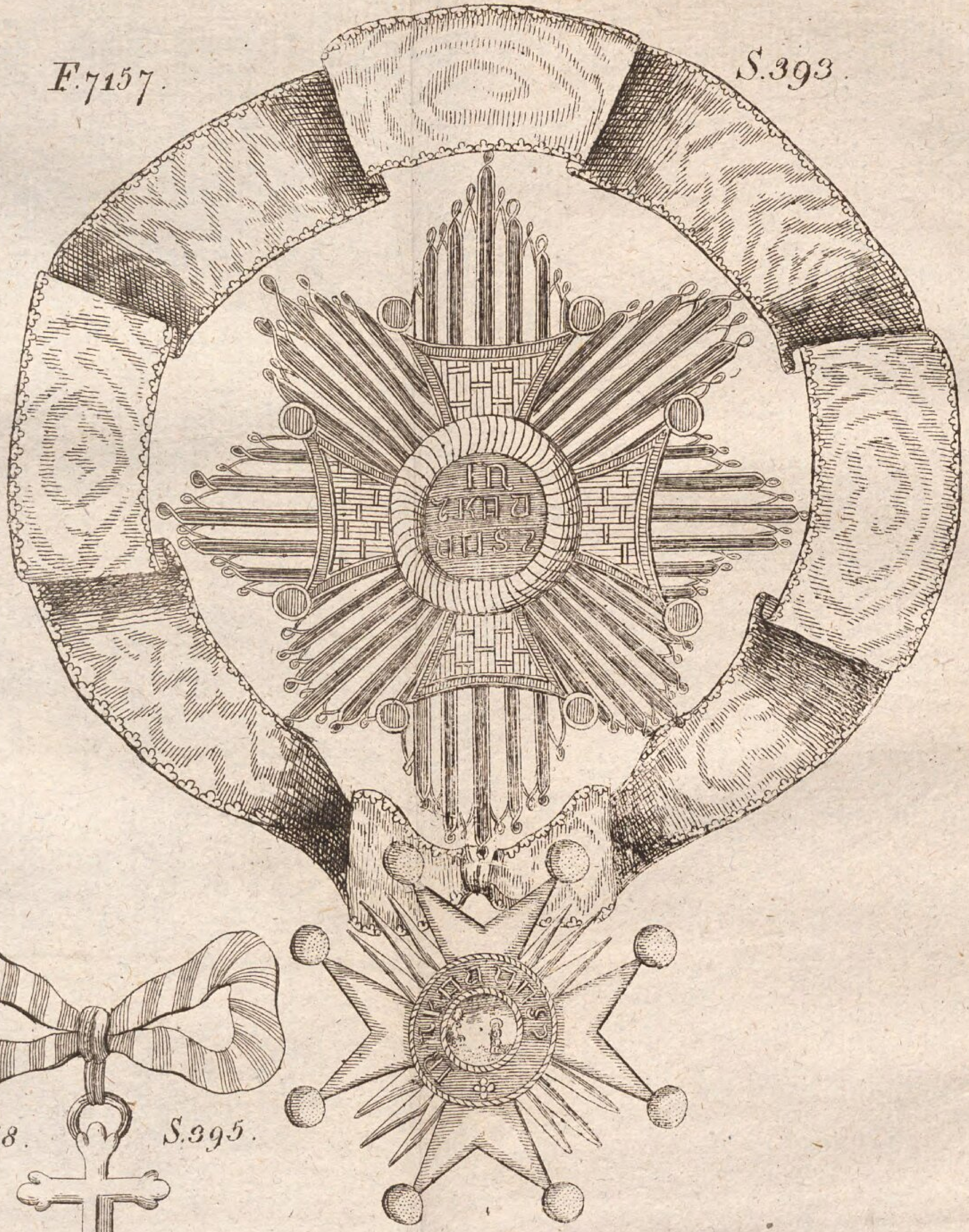
S.378.



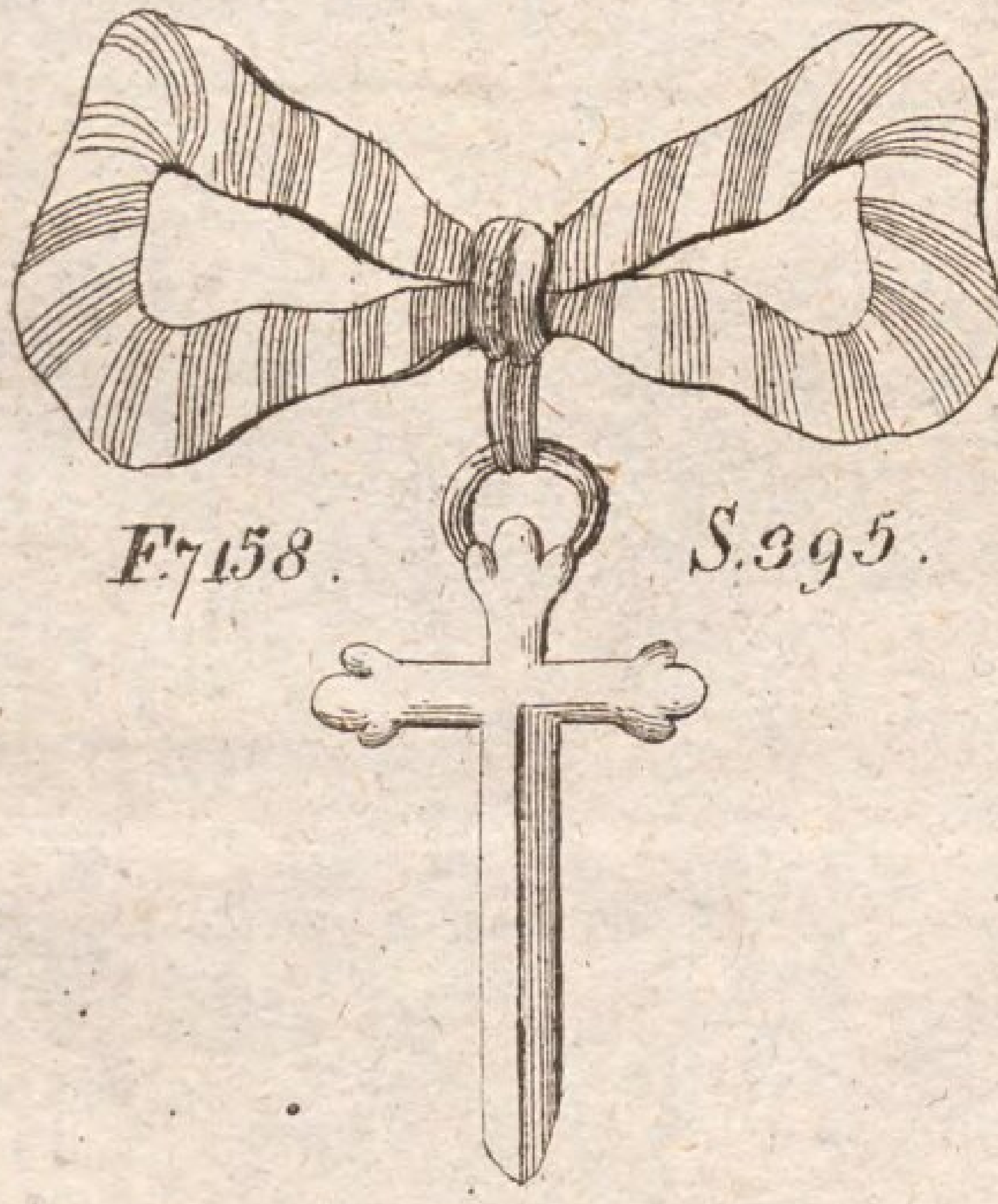
F. 7156. S. 987.



F.7157. S.393.

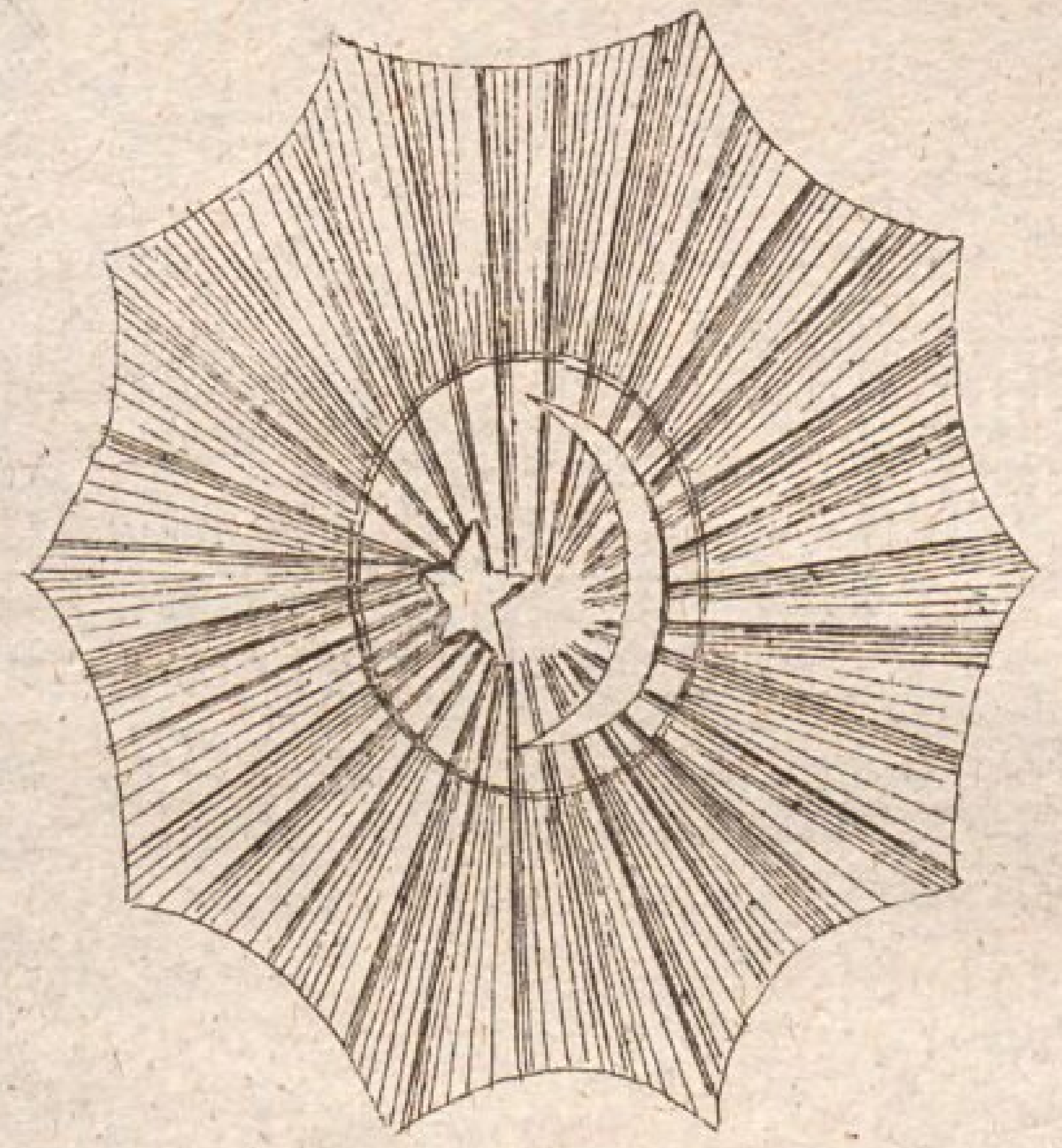


F.7158. S.395.

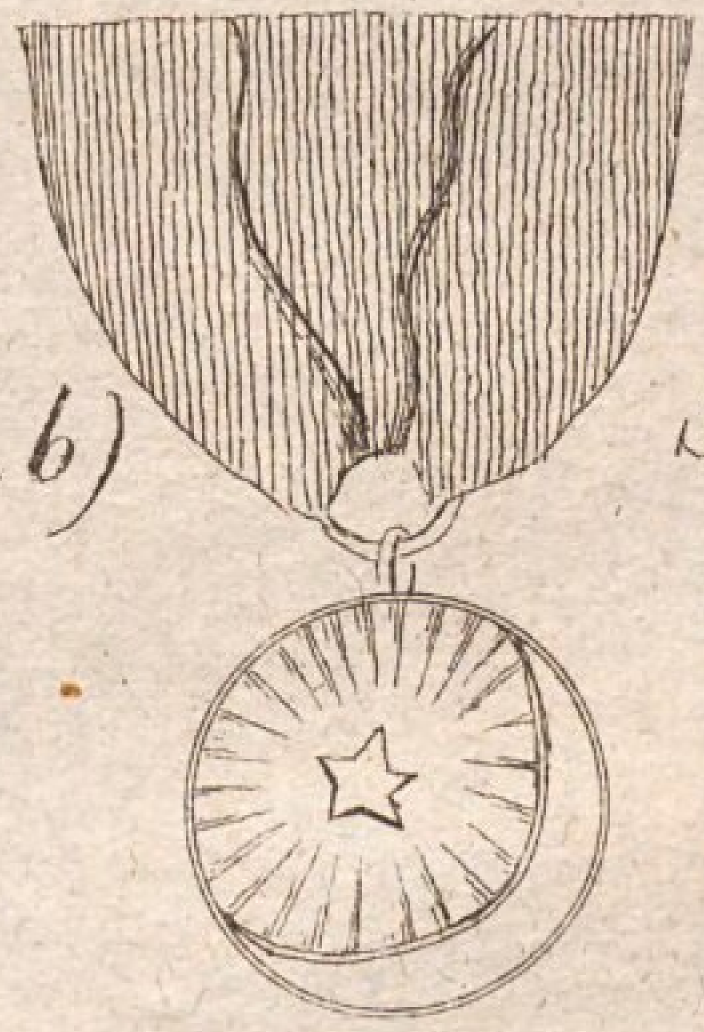


F.7160. S.458.

F.7159. a) S.452.

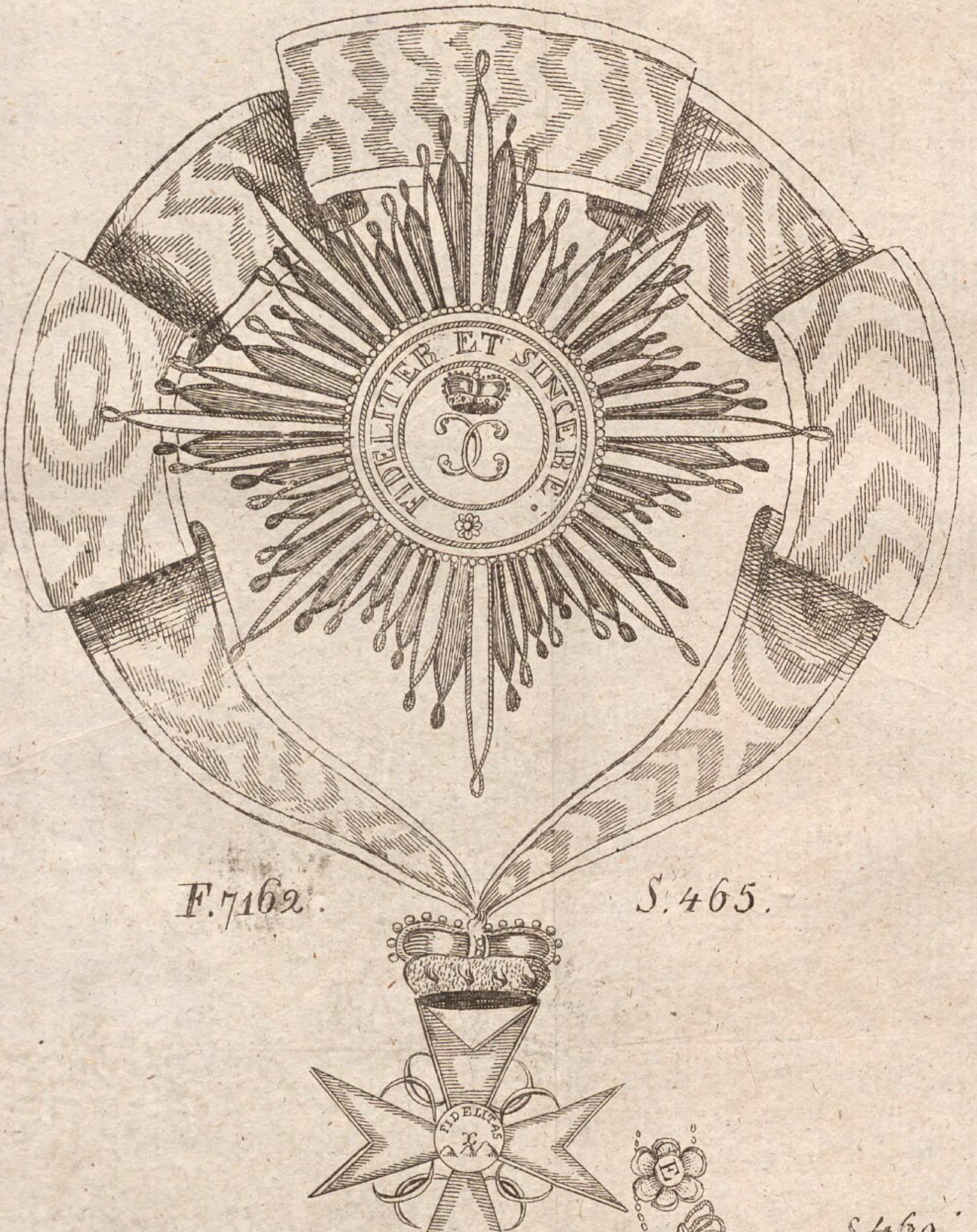


F.7159. b) S.451.



F.7159. c) S.451.

F.7161. S.462.



F.7162. S.465.

S.469.
F.7163.

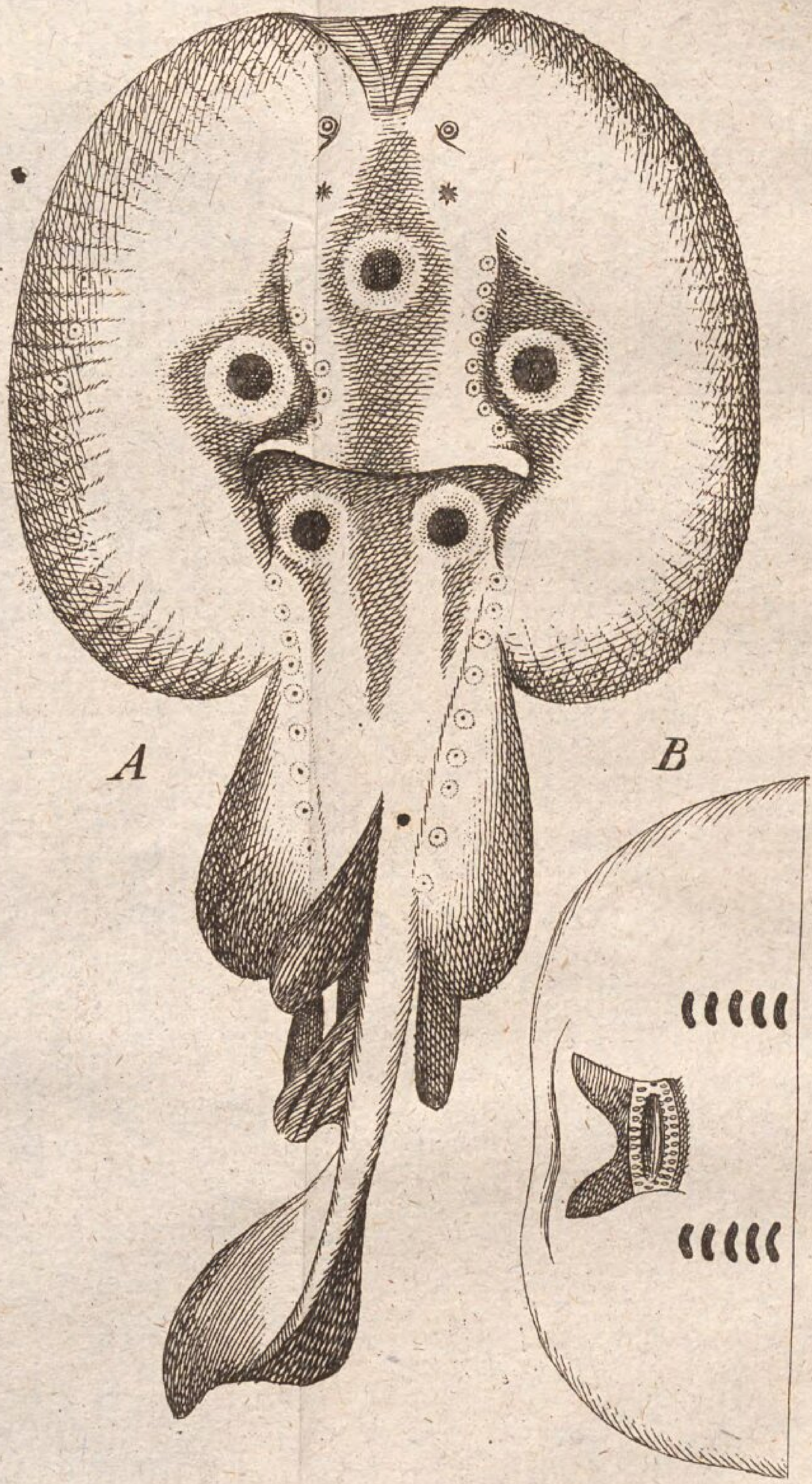
F. 7164. S

Occ. Enc. CXXV Th. o. F. O. Enc. I Th.

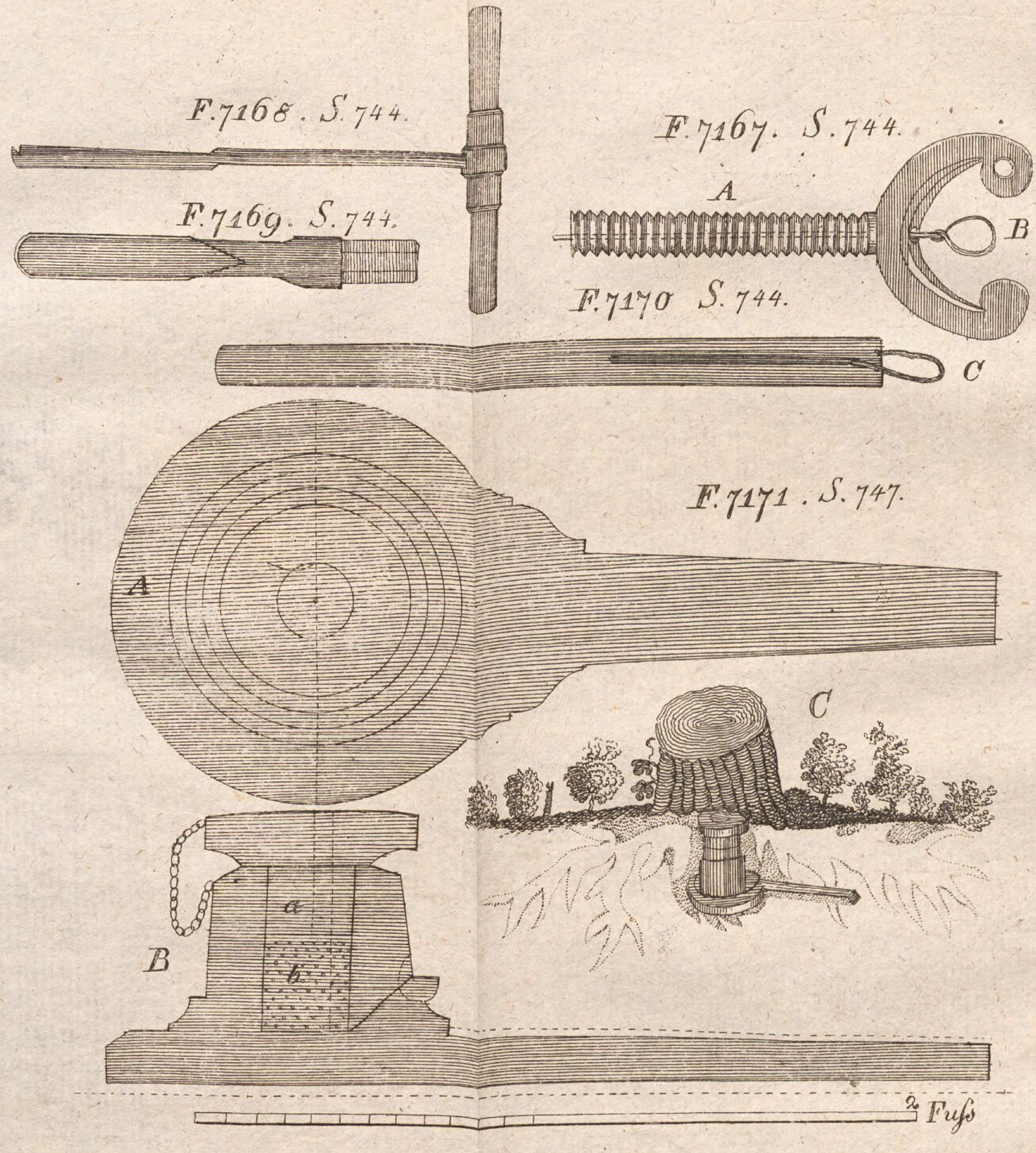
F. 7165. S. 536.

Enc. CXXV Th. o. F. O. Enc. I Th.

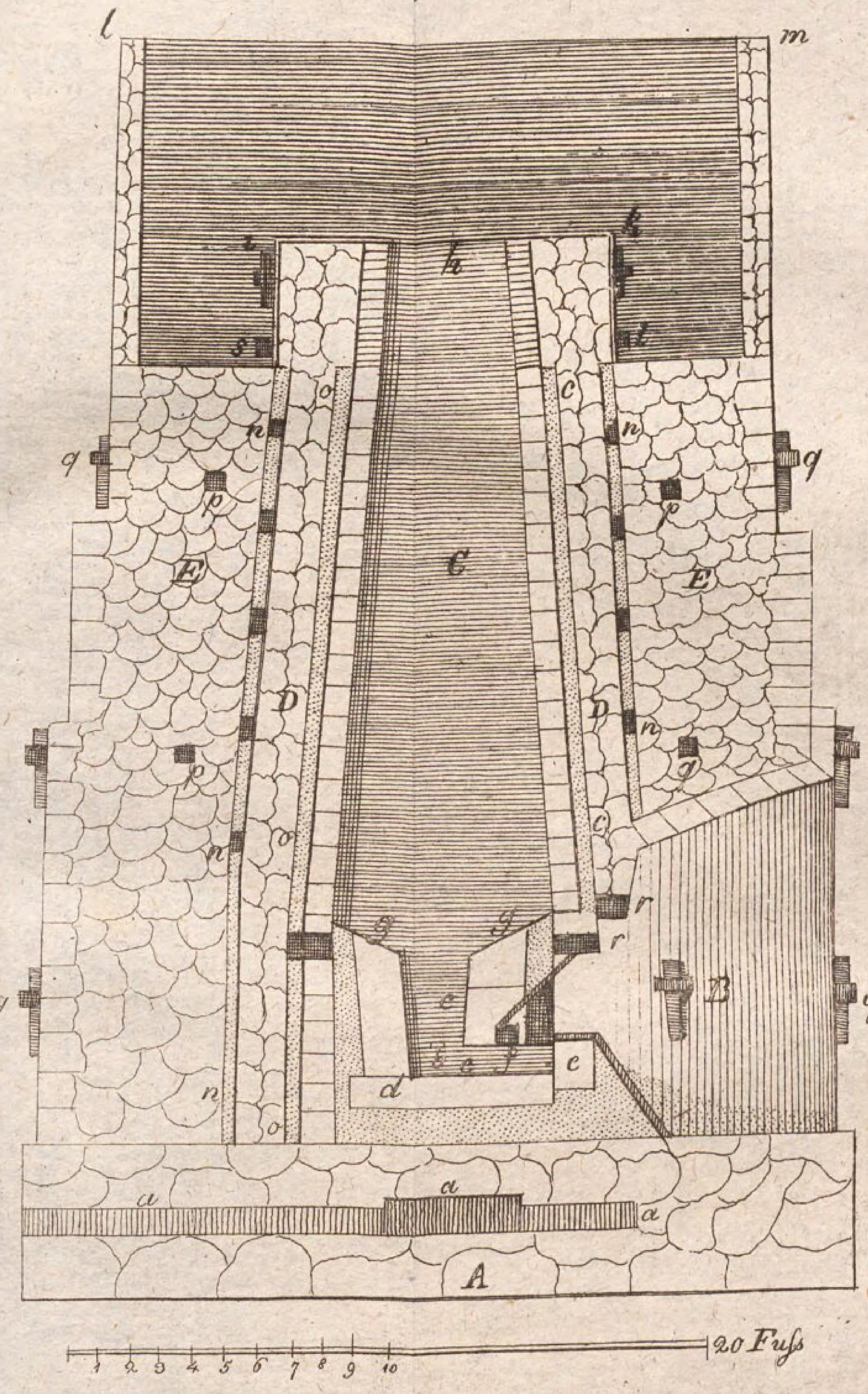
F. 7166. S. 575.



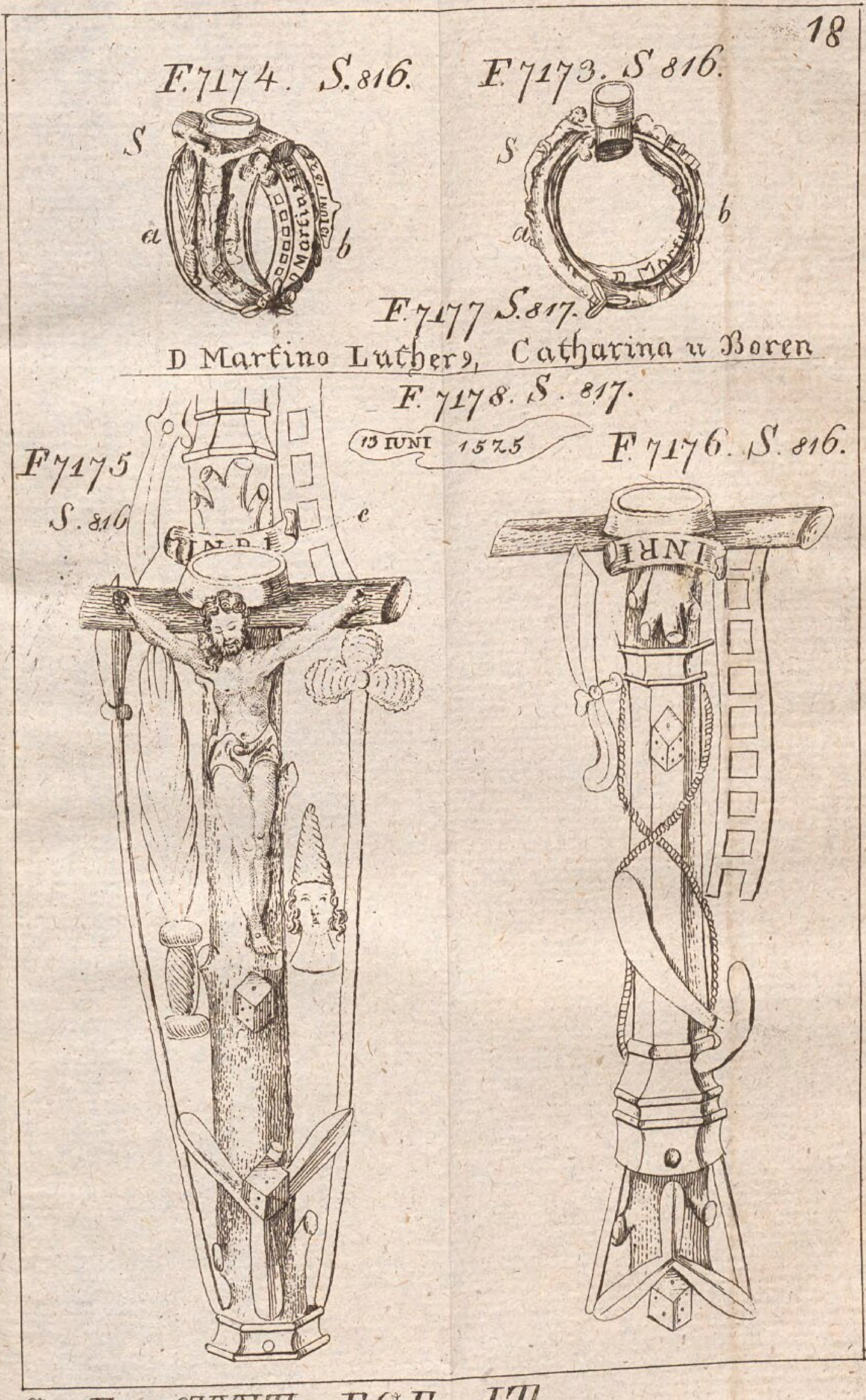
Vcc. Enc. CXXV Th. o. F. O Enc. I Th.


F. 7168. S. 744.
F. 7167. S. 744.
A
B
F. 7169. S. 744.
F. 7170 S. 744.
C
F. 7171. S. 747.
A
C
a
b
B
2 Fuſs

F. 7172. S. 797.



Occ. Enc. CXXV Th. a F. O. Enc. I. Th.



Occ.Enc.CXXV Th. o. F.O.Enc. I Th.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg, / Floerke, Friedrich Jakob, / Flörke, Heinrich Gustav,

D. Johann Georg Krünitz ökonomisch-technologische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, wie auch der Erdbeschreibung, Kunst- und Naturgeschichte in alphabetischer Ordnung
Bd.: 125

Brünn 1818

Oecon. 1033-125
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296956-4
VD18 90040899